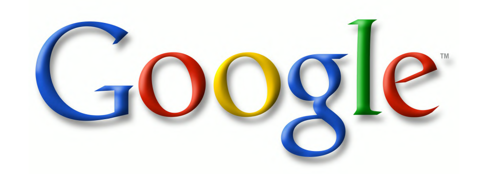
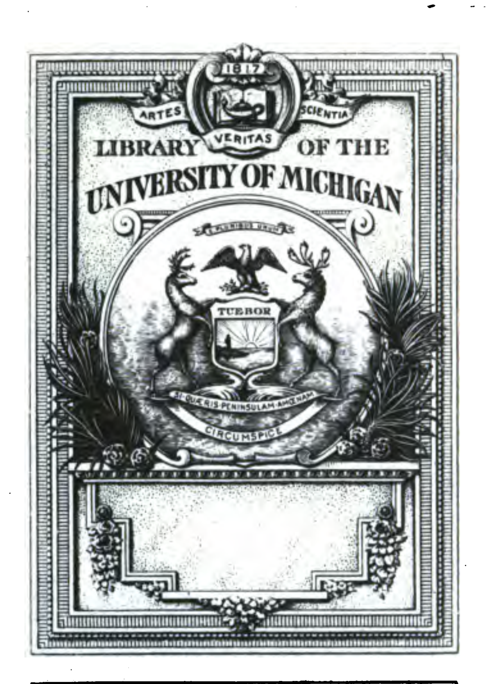
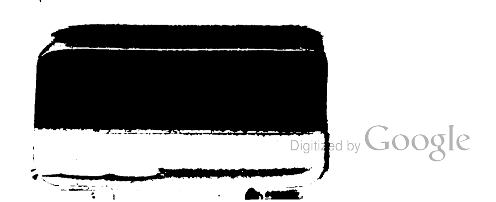





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Lessing's Werke.

Herausgegeben

von

Richard Gosche.

Dritter Band:

Plautus. — Theologische und literarische Recensionen. — **Vorreden.** — Briefe. — Vademecum. — Horaz. — Pope. — Aufgabe im Mercur. — Fabel.

Gotthold Ephraim

Lessing's sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Richard Gosche.

Dritter Band

bearbeitet von Robert Boxberger.

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1882.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

gt
Mrs. Irving M Orr
5-3-39

Einleitung.

Während die beiden ersten Bände Lessings dichterische Thätigkeit entfalteten, tritt uns nunmehr in den folgenden Bänden eine nicht minder bedeutsame Richtung seines Geistes entgegen, die wir als die kritische bezeichnen wollen. Und zwar ist Lessing ein Meister in beiden Arten derselben, in der polemischen sowohl, wie in der eigentlich schaffenden. In letzterer ist er ein geradezu unerreichbares Muster, während wir bekennen müssen, daß der Trieb der Selbstvertheidigung, der Zorn über erlittenes Unrecht, die Freude über gefundene Fehler, das Gefühl der Ueberlegenheit über einen unbeholfenen Gegner und ähnliche Motive auch schon schwächere Geister erhitzt und ihnen eine witzige Schreibart inspirirt haben, die der Lessing'schen nahe kommt. Es läßt sich nicht leugnen, ja es gehört mit zu der Eigenthümlichkeit des Lessing'schen Geistes, daß er mit Lust polemisirte, und die Resultate seiner Polemik gegen Lange, Klotz und Göze werden wir in diesem, sowie in dem fünften und siebenten Bande finden. Die Gegenstände des Streites mit den beiden ersten sind längst in Vergessenheit gerathen; dagegen nehmen wir an dem Streite mit Göze, selbst an dem Objecte desselben, noch jetzt, nachdem fast ein Jahrhundert darüber verstrichen ist, einen regen Antheil, denn es handelt sich hier darum, das Palladium menschlicher Bildung, die unerläßliche Grundbedingung



wissenschaftlichen Fortschrittes, die Denkfreiheit, gegen pfäffische Angriffe zu schützen. Hier geht die polemische Kritik geradezu in die schaffende über, sie wird productiv, wie sie ja bekanntlich auch den „Nathan“ hat erzeugen helfen. Schon mit dieser Polemik allein hat sich Lessing einen hohen Anspruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt erworben, denn, wie Schiller in dem Gedichte sagt, womit er den Antritt des 19. Jahrhunderts begrüßen wollte:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vaticane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.

Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Betrachten wir also den Streit mit dem Pastor Lange (in diesem Bande) und den mit Klotz (im fünften Bande) als die Vorschule für jenen!

Noch ein Moment aber dürfen wir nicht aus der Acht lassen, welches auch bei Schillers prosaischen Schriften bedeutend ins Gewicht fällt: es ist die äußerliche Nöthigung zur Production. Denn diese hat bei beiden Einfluß auf die Wahl des Themas, sowie auf die äußere Form der Behandlung; daß sie aber, gleichfalls bei beiden, der Freiheit des Geistes nichts anhaben kann, ja, daß das Genie derselben die Fesseln adelt, in die das materielle Bedürfniß sie geschlagen hat, mit den Banden spielt, das ist eben nur das Privilegium bevorzugter Geister. Am herrlichsten zeigt sich das bei Lessing gerade da, wo die äußerliche Nöthigung am grellsten an ihn herantrat, in seinen „Recensionen für die Vossische Zeitung“, die die Verlagshandlung mit gutem Bedacht in diesem Bande ihrem Publicum bietet, und die in den älteren Ausgaben noch gar nicht zu finden sind. Erst Lachmann hat die selten gewordenen Jahrgänge 1751 bis 1758 dieser Zeitung auf der Berliner Bibliothek danach durchforscht und diejenigen Recensionen, die er aus äußeren

und inneren Gründen für Lessingsche halten mußte, in seine Ausgabe von Lessings Werken, Band 3—5, im Jahre 1838 aufgenommen. Dazu fügte Guhrauer im Anhange zum ersten Bande von Danzels „Lessing" einige Nachträge, Herr v. Maltzahn in seiner „aufs Neue durchgesehenen und vermehrten Ausgabe" keine, obwohl es seine Pflicht gewesen wäre, den Lessing'schen Text in diesem Artikel zu vervollständigen. Denn Lachmann hatte es auf Vollständigkeit keineswegs abgesehen. Er sagt (III, S. 140): „Der Herausgeber darf kaum fürchten, bei seiner Auswahl etwas von andern Verfassern mitgegriffen zu haben; wohl aber besorgt er, daß das Ausgewählte nicht überall anziehend genug erscheinen, und daß es doch Lessings Thätigkeit nicht in ihrem ganzen Umfange zeigen werde." Erst die sehr sorgfältige Hempel'sche Ausgabe in der „National-Bibliothek deutscher Classiker" hat sich das Verdienst einer neuen Revision der Vossischen Zeitung zum Behuf der Bereicherung des Lessing'schen Textes erworben und eine vortreffliche Ausbeute erzielt, die zum Theil auch unsrer Ausgabe zu Gute kommt. Wir haben uns nämlich entschlossen, da einmal des Raumes wegen nur eine Auswahl gegeben werden konnte, nur die theologischen und die literarischen Recensionen, als die für Lessings Bedeutung charakteristischesten, diese aber in möglichster Vollständigkeit zu geben. Die literarischen sind bei Hempel noch nicht erschienen, diese geben wir also nach dem, nur unvollständigen, v. Maltzahnschen, die theologischen dagegen nach dem, vermehrten, Hempel'schen Texte, in welchen zuerst folgende Stücke aufgenommen sind:

Aus dem Jahre 1751:

1. Lettres iroquoises.
2. G. Lyttleton's Anmerkungen über die Bekehrung und das Apostelamt Pauli.
3. W. Warburton's Göttliche Sendung Mosis.

Aus dem Jahre 1752:

4. P. Ahlwardt's Einleitung in die dogmatische Gottesgelahrtheit.

Aus dem Jahre 1753:

5. Untersuchung des Satzes, ob die Gottesleugnung und die verkehrten Sitten aus dem System der Fatalität herkommen.

6. Schreiben eines Juden an einen Philosophen.
7. H. Baillet, Abhandlung von den Geschichten der Märtyrer und Heiligen.
8. W. Whiston's Beweis, daß die in der Offenbarung befindliche Geschichte von der Schöpfung u. s. w. mit der gesunden Vernunft keinesweges streite.
9. Jo. Wiclefi Dialogorum libri quatuor.

Aus dem Jahre 1754:

10. Ueber die falschen Begriffe von der Gottheit.
11. Richter's Ichthyotheologie.
12. Leland's Abriß der vornehmsten deistischen Schriften.
13. Richtige Vorstellung der deistischen Grundsätze.

Aus dem Jahre 1755:

14. Hanssen, Die Glaubenslehren der Christen.
15. Lobeck's Versuch eines vernunftmäßigen Beweises von der Göttlichkeit der Religion Jesu.
16. Lüderwaldt's Untersuchung von der Seligkeit der Heiden.
17. Jortin's Anmerkungen über die Kirchenhistorie.
18. Ford's Abhandlung von der Sünde der Verleumdung.
19. Bertling's Evangelische Andachten.
20. Heumann's Erklärung des Neuen Testaments.
21. Caspari Fr. Munthe Observationes in sacros Novi T. libros.

„Schon seit längerer Zeit", sagt Danzel (Lessing I, S. 188 f.), „war es gebräuchlich, daß die politischen Zeitungen auch eine Rubrik ‚Von gelehrten Sachen' führten; der Hamburger Correspondent, der bis auf den heutigen Tag mit seinem vollen Titel Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen Correspondenten heißt, nimmt — — mit seinen Kritiken eine nicht ganz unbedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts ein, und daß Lamprecht und Rost, welche nach einander von Leipzig verschrieben wurden, um die Haude'sche Zeitung zu schreiben, auch literarische Kritiken verfaßt, erhellt aus mehreren Stellen der von mir veröffentlichten Briefe an Gottsched. Ein ähnlicher Antrag von Seiten des Besitzers der spätern Vossischen Zeitung Joh. Andreas Rüdiger wird es auch sein, was Mylius'

Rückkehr nach Berlin bewirkte; er gilt mehrere Jahre, wie besonders aus Briefen von v. Schönaich an Gottsched hervorgeht, für den Verfasser derselben. Aber im November 1750 schreibt Lessing an seinen Vater: ‚Der junge Mylius ist mit dem ältern Rüdiger zerfallen und schreibt also die Zeitungen nicht mehr‘ — und setzt hinzu: ‚Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, sie an seiner Statt zu schreiben, wenn ich mit solchen politischen Kleinigkeiten meine Zeit zu verderben Lust gehabt hätte.‘ Unterdessen starb Rüdiger, die Zeitung wurde einstweilen von dessen Schwiegersohn Voß, mit welchem Lessing ebenfalls in näherer Verbindung stand und sein ganzes Leben hindurch befreundet geblieben ist — wie denn sein Bruder Karl Gotthold später eine Tochter Voßens geheirathet hat und ein Sohn Karl Gottholds noch jetzt (1849) Redacteur der Vossischen Zeitung ist — fortgeführt, und dieser übertrug Lessingen mit Umgehung der verhaßten Politik die Redaction des gelehrten Artikels allein — worauf es sich beziehen wird, wenn Lessing den 29. Mai 1753 seinem Vater schreibt, wenn er ihm vorwerfe, er sähe wohl, daß er der Nachfolger Myliusens hätte sein sollen und müssen, so komme das daher, ‚weil Sie weder eigentlich wissen, was Herr Mylius hier gemacht hat, noch was ich hier mache‘. Eine nähere Verbindung Lessings mit der Redaction der Zeitung überhaupt geht nur daraus hervor, daß er für diese Zeit die Gelegenheitsgedichte macht, die damals beim Jahreswechsel und beim Geburtstage des Königs nicht fehlen durften. (Man sehe die „Oden“ in Bd. I, und die Einleitung dazu.) Nachdem Karl Lessing schon die Recension von Gottscheds Gedichten vom 27. März 1751 in Widerspruch mit seiner eigenen Angabe in dem Leben des Bruders, nach welcher derselbe erst nach seiner Rückkehr von Wittenberg den gelehrten Artikel zu schreiben angefangen hätte, in Lessings Werke aufgenommen hatte, hat Lachmann diese Spur weiter verfolgt. Mit Recht läßt er Lessings Beiträge am 18. Februar beginnen, denn an diesem Tage findet sich zuerst im Jahre 1751 ein gelehrter Artikel, während sonst dergleichen fast täglich gegeben worden waren, und also eben jetzt die Stelle wieder besetzt sein mußte; auch zeigt die Aeußerung Lessings in einem Brief an den Vater vom 8. Februar, er könnte, ohne daß es ihn etwas kostete, die

Berliner politischen Zeitungen mitschicken, daß gerade um diese Zeit die Verbindung mit Voß angeknüpft worden, und daß nun nicht etwa Lessing doch an den politischen Artikeln Antheil habe, scheint durch die folgenden Worte belegt zu werden: ‚Sie sind, wegen der scharfen Censur, größtentheils so unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinnen finden kann.‘ Von diesem Zeitpunkt an laufen Lessings Beiträge bis an das Ende des Jahres 1751, wo er nach Wittenberg ging; daß er auch von hier aus mitgearbeitet, wie Mohnike, Lessingiana, S. 152 meint, ist, wie an sich unwahrscheinlich, so besonders daraus zu widerlegen, daß in dieser Zwischenzeit fast nur naturwissenschaftliche oder streng theologische Anzeigen vorkommen. Erst im December 1752 beginnt Lessings Mitarbeit wieder mit einer Anzeige einer Uebersetzung des Cervantes, die von ihm herrühren muß, weil er sich um diese Zeit mit dem Spanischen beschäftigte und selbst eine Uebersetzung desselben vorgehabt hatte[1]), und zieht sich durch die folgenden Jahre bis zum 18. October 1755 hin, wo sein Abgang ausdrücklich gemeldet wird.“

Nichts ist drückender für den Geist, als bestellte Recensionen zu bestimmten, oft wiederkehrenden, Terminen zu liefern. Aber von diesem Druck empfindet man beim Durchlesen dieser Lessing'schen Recensionen keine Spur. Er ist immer mit ganzer Seele bei der Sache, jedem Buche weiß er eine interessante Seite abzugewinnen und durch witzige, bisweilen recht sarkastische Bemerkungen seine Leser in Spannung zu erhalten. In seinen theologischen Recensionen weht schon der freie Geist des großen Streiters, und seine literarischen zeigen ihn in seiner Stellung zu den zeitgenössischen französischen und deutschen Schriftstellern, besonders zu Gottsched und den Schweizern, und sind Vorläufer der berühmten „Literaturbriefe“.

Aber mit diesem Geschäfte ist Lessings unermüdliche literarische Thätigkeit während seines ersten Berliner Aufenthaltes, eine Thätigkeit, auf die er freilich, wie schon hervorgehoben, angewiesen war um zu existiren, bei weitem nicht erschöpft. Noch ehe ihm von Seiten der Vossischen Zeitung jener Antrag gemacht worden war,

1) Man lese jedoch meine Bedenken in der Anmerkung zu dieser Anzeige. — B.

hatte er sich mit Mylius, 1750, zur Herausgabe einer dramaturgischen Zeitschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ verbunden. Und hier veröffentlichte er die schon auf der Meißener Fürstenschule begonnenen Studien über Plautus, bei denen wir ihn am Ende des ersten Bandes (vergl. den Schluß der Einleitung dazu) verließen. Sie bestehen aus einer „Abhandlung von dem Leben und den Werken des M. A. Plautus“, zu welcher er unter andern des Janus Parrhasius Prolegomena in Plauti Amphitryonem in Gruters Thesaurus criticus I, S. 818 ff. benutzte, ferner aus einer meisterhaften Uebersetzung der „Gefangenen“ und einer Kritik derselben, die, wie Gosche bemerkt, für das Studium des Plautus wesentlich fördernd gewesen ist. Eine besondere Schwierigkeit macht dabei die Frage, wie es um jenen Brief bewandt, den Lessing in die „Beiträge“ einrückte, und gegen den er dann seine Kritik richtet. Nach sorgfältiger Erwägung aller hierbei in Betracht kommenden Umstände scheint mir der Sachverhalt der zu sein: Die Einwürfe, die in diesem Briefe gegen die Vorzüglichkeit des Stückes gemacht werden, rühren von Mylius her, die Redaction derselben in Form eines Briefes an die Herausgeber aber von Lessing selbst. Es war damals eine allzu gewöhnliche Sitte der Herausgeber von Zeitschriften, eine Sitte, der auch Mylius in allen seinen Zeitschriften stark huldigte, Briefe unter fremdem Namen oder Chiffer zu fingiren und diese dann im eigenen Namen zu beantworten, als daß wir hier an eine wirkliche Correspondenz denken dürfen, so weit auch Lessing die Täuschung zu treiben verstanden hat. Daß zudem er und Mylius wirklich in ihren Ansichten bisweilen stark differirten, wodurch auch der Schluß der Zeitschrift herbeigeführt wurde, sagt er selbst in seiner „Theatralischen Bibliothek“.

Im Jahre 1753 gab Lessing ferner den ersten und zweiten Theil seiner „Schrifften“ (sic) bei Voß in Duodez heraus, im Format eines Vademecums, wie Lange spottete. Sie enthielten, im ersten Theil, die schon früher (1751), größtentheils, unter dem Titel „Kleinigkeiten“ herausgegebenen Lieder, ferner die meist in Wittenberg 1752 geschriebenen Sinngedichte, die Oden und die Fragmente. Der ganze Inhalt ist in den ersten Band unsrer Sammlung aufgenommen. Der zweite Theil enthält die 25 kritischen

„Briefe“, ein Meisterwerk unter Lessings Leistungen im epistolarischen Stil, die wir in diesem Bande auf die Vorrede zum ersten und zweiten Theil der Schriften folgen lassen. Sie sind an fingirte Persönlichkeiten gerichtet, jedoch scheinen die Data derselben authentisch zu sein, zu denen die Ortsnamen L. B. W. sich leicht auf Leipzig, Berlin, Wittenberg deuten lassen. Mehrere derselben sind bloße Reproductionen aus seinen Recensionen in der Vossischen Zeitung und aus dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“, einer Beilage dazu. Sie enthalten:

Nr. 1—8: Simon Lemnius.

Die Vertheidigung dieses unglücklichen, von Luther verfolgten Dichters wurde in den späteren Ausgaben unter die „Rettungen“ eingereiht.

9. Rousseau's Rede über die Schädlichkeit der Künste und Wissenschaften. (Aus dem „Neuesten“.)

10. Eine deutsche Uebersetzung von Virgils Georgica.

11. Fragment aus einem Gedichte über die Mehrheit der Welten.
In die „Fragmente“ (Bd. I. unserer Ausgabe) nicht aufgenommen.

12. Nicolini's Pantomimen.

13. Jacob Tomms.
Eine, ziemlich mittelmäßige, Erzählung aus der Vossischen Zeitung.

14. Der Reim.

15—19. Klopstocks Messias, sammt dem Fragment einer lateinischen Uebersetzung des Anfangs.

20. Diderots Schreiben über die Tauben und Stummen. (Aus dem „Neuesten“.)

21. Mylius' Tod.

22—23. Ueber Lessings Trauerspiel „Samuel Henzi“.

Wir geben hier nur die briefliche Einleitung, die Fragmente aus demselben stehen in Bd. II.

24. Lange's Horaz-Uebersetzung.

25. Jöchers Gelehrten-Lexikon.

An Nr. 24 knüpft sich dann eine weitere Polemik in dem „Vademecum". Der Anfang dieses literarischen Gefechtes liegt uns vor in dem von Danzel in Nicolai's Nachlaß aufgefundenen Fragment eines Briefes von Lessing an den Frankfurter Professor G. S. Nicolai, vom 9. Juni 1752:

„Pocula Lethacos ut si *ducentia* somnos
Arente fauce traxerim,

folgendermaßen übersetzt:

Als hätte ich mit dürrem Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durstig getrunken.

Pocula somnos ducentia, medicamina somnum ducentia, kann in der lateinischen Sprache ein Ausdruck bekannter sein? Kann man es einem Manne, der auf seine frostigen Nachahmungen des Horaz so trotzig thut, vergeben, ducentia durch zweihundert übersetzt zu haben. Solcher kindischen Vergehungen habe ich mehr als zweihundert angemerkt, und ich habe große Lust eine Beurtheilung seiner ganzen Arbeit, die ich schon fertig habe, drucken zu lassen. Wäre es nicht möglich diesen und dergleichen Fehler seinem Freunde, dem H. Prof. Meyer zu zeigen?" Nicolai wurde um Lange's, mit dem er befreundet war, literarischen Ruf besorgt und suchte zu vermitteln; aber Lessings Bereitwilligkeit, Nicolai zu Liebe auf diese Vermittelung einzugehn, sah Lange als Versuch einer Erpressung an und spielte öffentlich in einem Schreiben an den „Hamburger Correspondenten" darauf an. Nun galt es für Lessing mehr als seinen literarischen Ruf, seinen ehrlichen Namen zu retten, und daher der scharfe Ton in seiner Polemik. Der Titel erklärt sich aus folgender Stelle in Lange's Antwortschreiben an den Hamburger Correspondenten (Lessings vermischte Schriften, IV, S. 119): „Es kann folglich nur ein Mensch, der erst kürzlich die Schule verlassen hat, und der nicht auf die Gedanken, sondern auf die Worte Achtung giebt, dieses für einen Schulschnitzer halten, oder auch ein junger Kunstrichter, der seine Einsichten aus den Wörterbüchern holet und zum erstenmale seine gesammten Werke in Duodez herausgiebt, um sie durch das Format zu einem vade mecum zu machen." „Dieser Vorfall", sagt Danzel, „ist in der deutschen Literaturgeschichte von epochemachender Wichtigkeit, denn durch sie

wurde Lessings Name zuerst allgemein bekannt und sogleich gefürchtet." Aber auch noch später, wie zu Anfang der Literaturbriefe (Bd. IV) und in der Recension von Lieberkühns Uebersetzung des Theokrit, 1757, in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" regte sich bei Lessing die Lust, stümperhaften Uebersetzern „das Exercitium zu corrigiren" und ihnen Donatschnitzer nachzuweisen.

Der dritte Theil seiner „Schrifften", welcher 1754 erschien, enthielt „Rettungen", von denen die des Horaz in diesem, die übrigen im fünften Bande unserer Ausgabe mitgetheilt werden. Obgleich Lessing zu Anfang dieser „Rettungen des Horaz" versichert, dieselben würden ganz andrer Art sein, als die er „vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen", so schließen sich dieselben doch auch insofern an das „Vademecum für Lange" an, als derselbe gleichfalls, um seine falsche Uebersetzung von II, 4:

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

„Mein Alter ist schon mit Zittern auf vierzig gestiegen" zu vertheidigen, gesagt hatte: „Wie? ist das so etwas Seltenes, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40sten Jahre zittert?"

Die äußere Verbindung mit Mylius, wenn auch nicht die Freundschaft zu ihm, hatte aufgehört mit dem Schlusse der „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", der durch eine ästhetische Meinungsdifferenz herbeigeführt worden war (bei Gelegenheit von Mylius' Uebersetzung der Clitia des Machiavell). Die „Theatralische Bibliothek", eine Fortsetzung jenes Unternehmens, gab Lessing allein heraus, während Mylius sich immer mehr seinem Fachstudium, der Naturwissenschaft, zuwandte und sich zu einer wissenschaftlichen überseeischen Reise auf Actien anschickte. Um sich noch mehr zu derselben auszurüsten, begab er sich zunächst nach England und übersetzte hier des berühmten Hogarths Analysis of beauty, von welcher dann Lessing eine wohlfeilere Ausgabe revidirte und mit einer Vorrede einführte. Aber schon waren die Actionäre dieses Unternehmens unwillig geworden, daß Mylius sich zu lange in England aufhielt, und noch unwilliger wurden sie, als sie seinen den 6. März 1754 zu London eingetretenen Tod erfuhren, an dem freilich Mylius durch allerhand Ausschweifungen

nicht schuldlos war. Da trat Lessing sowohl in dem 21. seiner kritischen „Briefe“ (in diesem Bande) als in dem Vorwort zu einer Sammlung seiner (Mylius’) Schriften, die gleichfalls ein Werk seiner Freundschaft war, als der beredte Anwalt des sich nicht mehr zu vertheidigen fähigen Freundes auf und suchte ein milderes Urtheil über den Dahingeschiedenen bei den Ueberlebenden zu erzwingen, so daß wir auch diese beiden Schriftstücke, so wie die später, 1776, erschienene Vorrede zu den „Philosophischen Aufsätzen von K. W. Jerusalem“ als „Rettungen“, freilich Jüngstverschiedener, des letzteren besonders gegen Goethe’s Roman, anzusehen haben. An Kästner schreibt Lessing über die Herausgabe von Mylius Schriften: „Je viens de dresser un petit monument à la mémoire de feu notre ami. Etrange monument, disez Vous peut-être, et j’en conviens. Pourquoi me l’a-t-on extorqué? On voulut absolument un recueil de ses pièces fugitives et surtout de ses poésies; le voilà donc. Sans ma preface il ne manqueroit pas de charmer Mr. *Gottsched.* Mais jugez Vous même, si je n’ai pas bien fait de sauver les Manes de *Mylius* de la honte d’être loué pas cet opprobre des gens d’esprit“.

Während also hier ein inniges Freundesbündniß durch den frühzeitigen Tod des einen Freundes zerrissen wird, wird in dem nun folgenden Werke der Bund mit Moses Mendelssohn, dem Ideal seines „Nathan“, durch eine gemeinschaftliche Arbeit fester geknüpft. Denn diesen beiden Freunden zusammen gehört nach ihrem eigenen Zeugniß die Schrift „Pope ein Metaphysiker!“ zu. Lessing schreibt an Mendelssohn den 18. Februar 1755 aus Potsdam: „Ich habe Ihnen von einem Tag zum andern schreiben wollen, aber Sie wissen ja wohl, daß nicht Alles geschieht, was ich mir vornehme. Ich wollte Ihnen meine Ursachen nach der Länge aufführen, warum ich, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, die bewußte Preisschrift mit Fleiß zurückgehalten habe. Ihr Verweigern, sich nicht dabei zu nennen, war die vornehmste. Gesetzt nun, daß wir aus dieser gelehrten Lotterie das größte Loos gezogen hätten; was meinen Sie wohl, daß alsdenn geschehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müssen bleiben. Wenn sich alsdenn Niemand genennt hätte, so hätten wir unsre Schrift auch nicht einmal dürfen drucken lassen, oder wir wären

doch zuletzt verrathen worden. Ist es also nicht besser, daß wir den uneigennützigen Weltweisen spielen und unsere Entdeckungen der Welt ohne 50 Ducaten überlassen? Ich hoffe binnen 3 Wochen wieder in Berlin zu sein, und ich will Ihnen nur im Voraus sagen, daß wir sogleich unsere Arbeiten in eben dem Formate, wie Ihre philosophische Gespräche, wollen drucken lassen." Was das Verhältniß ihrer beiderseitigen Autorschaft betrifft, so sagt Danzel (Lessing I, S. 278): „Man kann als bewiesen betrachten, was ohnehin ein Jeder vermuthen wird, daß Lessing als ihr Hauptverfasser zu betrachten ist; was Mendelssohn davon gehört, läßt sich mit Einem Wort bezeichnen: der philosophische Apparat, nämlich nicht nur allerlei historische Kenntnisse, wie denn z. B. Niemand den Gedanken, daß Pope mit dem Satze, daß Gott nur nach allgemeinen Gesetzen handle, sich dem Mallebranche angeschlossen, auf Lessing zurückführen wird, sondern auch die Zurückführung mancher Gesichtspunkte auf gangbare philosophische Begriffe, als die Unterscheidung des Dichters und Philosophen, das Zurückgehen auf die Baumgarten'sche Definition eines Gedichtes und die Ausarbeitung gewisser Partien, wo diese Dinge die Hauptrolle spielen; im Ganzen ist schon der Styl vollkommen Lessingisch, außerdem rührt auch der Anhang wenigstens, wo gezeigt wird, Pope habe sein bißchen Philosophie, wenn es ja Philosophie heißen solle, nach Warburton aus Plato und Shaftesbury, besonders aber aus einem gewissen King entlehnt, wie er denn selbst über seinen philosophischen Bart spotte, gewiß ganz und gar von Lessing her, bei dem es ohne ein Bißchen Gelehrtenhistorie nicht leicht abgeht." Freilich läßt sich, was den Inhalt betrifft, nicht leugnen, daß Leibnitz' Gedanke von der „besten Welt", den er in der „Theodicee" 1710 gegen Bayle aufgestellt hatte, die Poesie des vorigen Jahrhunderts, auch die des Pope in seinem Essay on Man, und unter den deutschen Dichtern Haller, Uz und Schiller mächtig angeregt hat, aber Lessing vollzieht hier eine durchaus nothwendige Scheidung zwischen Wissenschaft und Kunst, wie später im „Laokoon" zwischen den einzelnen Künsten. In ähnlicher Weise prüft er später in der Wolfenbüttler Zeit, 1776, eine Aufgabe im Teutschen Merkur und beweist, daß die beiden Classen von Leuten, von denen in dieser Aufgabe die Rede ist, einander gar nichts angehen.

Und da wir nun hier einmal Lessing als den Vorredner eigner und fremder Werke ins Auge gefaßt haben, so reiht sich naturgemäß auch sein „Vorbericht zu den preußischen Kriegsliedern" von Gleim an, 1758, die Lessing schon früher einzeln in Leipzig zum Drucke befördert und darüber mit Gleim correspondirt, auch einige derselben in demselben Jahre 1758 in der Vossischen Zeitung recensirt hatte. Lessing war von diesen Dichtungen des „modernen Barden" so entzückt, daß er das Studium der alten deutschen Poesie begann, um die Ahnen des deutschen Tyrtäus in den alten deutschen Nationalliedern kennen zu lernen. Einen älteren patriotischen deutschen Dichter, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges dichtete, Logau, gab er ein Jahr später mit Ramler gemeinschaftlich heraus, und vielleicht gehört auch der Schluß der Vorrede (in diesem Bande) dem letzteren zu. Sein Interesse für Sinngedichte, welches er besonders seit 1752 bewährte, legte ihm von anderer Seite diesen Dichter nahe. In demselben Jahre gab er auch seine eigenen Arbeiten in einer verwandten Dichtungsart, der Fabel, in welcher er mit Gleim concurrirte, heraus und begleitete dieselbe mit Abhandlungen. Man sehe die Einleitung zu dem ersten Bande, in welchem wir die „Fabeln" mitgetheilt haben. Auf das Studium dieser Dichtungsgattung wurde er später in Wolfenbüttel zunächst durch seine Untersuchungen über den Phädrus, in denen er auf Christ's Ausgabe fußte, dann später durch seine Untersuchungen über die Breitinger'sche Ausgabe des Boner zurückgeführt, und entwarf die Skizze „zur Geschichte der äsopischen Fabel", die zuerst sein Bruder in „Lessings Leben" veröffentlichte.

Robert Boxberger.

Plautus.
Theologische und literarische Recensionen.
Vorreden. — Briefe. — Vademecum. — Horaz.
Pope. — Aufgabe im Mercur. — Fabel.

Beiträge

zur

Historie und Aufnahme des Theaters.

Vorrede.[1])

Wir wollen uns nicht lange entschuldigen, daß wir der Welt eine neue periodische Schrift vorlegen, wir wollen vielmehr dem Leser alsobald unsere Absicht etwas umständlicher entdecken und versichert sein, daß, wenn ihm diese gefällt, ihm auch unsere Arbeit nicht unangenehm sein werde. Entweder man hat etwas Nützliches unter Händen oder nicht. Im ersten Falle sind die Entschuldigungen überflüssig, im andern vergebens.

Deutschland kann sich nunmehro bald rühmen, daß es in den Werken des Witzes Stücke aufzuweisen habe, welche die schärffste Kritik und die unbilligsten Ausländer nicht scheuen dürfen. Wir trauen unsern Lesern mehr Geschmack zu, als daß wir nöthig zu haben glauben, sie ihnen zu nennen. Es sind nicht nur Kleinigkeiten. Das Heldengedicht und die Fabel, das Schauspiel und das Trinklied, eines sowohl wie das andere haben ihre Geister gefunden.

---

1) Beiträge rc. rc., Erstes Stück. (Ohne Seitenzahl.)

Nur in der Menge dieser Geister muß unser Vaterland andern Ländern weichen. Allein man erwarte nur die Jahre, man bemühe sich nur, den guten Geschmack allgemein zu machen, so wird auch dieser Vorwurf wegfallen. Dieses Letztre ist eine Zeit lang die Absicht unterschiedener Monatsschriften gewesen. Weil eben nicht lauter Meisterstücke dazu nöthig sind, so hat jede ihren Nutzen gehabt. Wir wollen damit nicht die Rangordnung unter ihnen aufheben, noch Sachwalter aller unglücklichen und verwegnen Schriftsteller dieser Art werden; wir sagen nur, daß sie zu jetzigen Zeiten alle auf gewisse Weise und nach gewissen Stufen was Gutes gestiftet haben. Diese Zeiten sind größtentheils Zeiten der Kindheit unsers guten Geschmacks gewesen. Kindern gehöret Milch und nicht starke Speise. Von Weisen auf Hallern wäre ein allzu großer Sprung gewesen, und diese schnelle Veränderung hätte vielleicht dem guten Geschmacke ebenso gefährlich sein können, als es einem Kinde sein würde, welches man nach der Milch gleich zu starken Weinen gewöhnen wollte. Waren nicht also auch Diejenigen nöthig, die ebenso weit unter dem Einen als über dem Andern waren? Wenigstens für die Menge, die sich nur stufenweise zu bessern fähig ist. Auf diese Art haben sie die Liebhaber vermehrt und manchen Kopf ermuntert, der vielleicht durch lauter Meisterstücke wäre abgeschreckt worden. Eines ist nur zu bedauern, nämlich daß meistentheils die Einrichtung dieser Monatsschriften nicht vergönnet hat, sich in alle Theile, besonders der Poesie, gleich weit einzulassen. Wir wollen nur den dramatischen Theil anführen. Hat dieser nicht allezeit den kleinsten Theil darinnen eingenommen? In vielen hat man gar nicht an ihn gedacht. Gleichwohl hätte man ihn am wenigsten vergessen sollen, da er die meisten Liebhaber nöthig hat. Wir verlangen eben nicht, daß man uns allezeit Originalstücke hätte vorlegen sollen. Hierzu gehöret allzu viel Zeit und Arbeit. Allein warum hat man uns nicht die Werke der Alten und der Ausländer darinnen näher bekannt gemacht? Wie Viele kennen die griechischen und römischen dramatischen Dichter? Wie Viele kennen die Schaubühne der Italiener, Engländer, Spanier, Holländer? Die einzigen Franzosen hat man durch häufige Uebersetzungen sich eigen zu machen gesucht. Dadurch hat man aber unser Theater zu einer Einförmigkeit gebracht, die man auf alle mögliche Art zu vermeiden sich hätte

bestreben sollen. Wenn man auch nur in das Theoretische der Schaubühne sich etwas eingelassen hätte, entweder durch eigne oder fremde Abhandlungen das Leere in den meisten Lehrbüchern der Dichtkunst zu erfüllen: wir glauben gewiß, es würde um das Theater noch besser stehen, es würde vielleicht mehr Arbeiter und weniger Stümper gefunden haben, es würde vielleicht von mehr Gönnern sein unterstützt worden. Denn wie wir schon gesagt, dazu sind die Monatsschriften; sie breiten den guten Geschmack und die Liebe zu den Werken des Witzes aus und ermuntern zur Nacheifrung.

Diese Betrachtung hat uns auf einen Einfall gebracht, den wir jetzt auszuführen anfangen. Wir wollen einholen, was man versäumet hat. Wir wollen uns bemühen, so viel in unsern Kräften steht, zur Aufnahme des Theaters beizutragen. Der Plan, den wir uns zur Erhaltung dieser Absicht gemacht haben, besteht in Folgendem. Wir wollen theils auf Die sehen, die zu ihrer Arbeit oder zur Verbesserung ihres Geschmacks noch Vorschriften nöthig haben, theils auf Die, die nur durch Muster aufgemuntert zu werden brauchen. Der Erstern wegen wollen wir Alles aufsuchen, was sowohl alte als neue, sowohl einheimische als ausländische Kunstrichter von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben haben. Doch wollen wir gleich im Voraus melden, daß wir die ersten Anfangsgründe dieser Kunst übergehen werden, sie müßten denn so genau mit wichtigern Betrachtungen verknüpft sein, daß sie nicht zu trennen wären. Die drei Einheiten sind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrscheinlichkeit, über das Komische, über das Erhabne, über die Charaktere, über die Sittensprüche und über andre beträchtliche Theile sowohl der Tragödie als Komödie werden Vielen, wo nicht was ganz Neues, doch was Angenehmes sein. Wo wir von Diesem oder Jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es sei, finden, wollen wir unsre eignen Gedanken mittheilen. Wir wollen uns bestreben, daß sie allezeit von der Vernunft und von den Beispielen alter und neuer Meister unterstützt sein mögen. Was wir alsdenn von den Regeln sammeln, wollen wir in der Beurtheilung der neuesten theatralischen Stücke anzuwenden suchen. Diese Beurtheilung soll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurtheile angestellt werden. Wir wollen wider die

Gewohnheit der Kunstrichter mehr das Schöne als das Schlechte aufsuchen. Wir wollen mehr loben als tadeln. Wir glauben also, daß Niemand unsere Kritik scheuen werde. Doch so sehr wir uns ein Gewissen machen werden, Jemanden abzuschrecken, so sehr wollen wir uns auch hüten, die theatralische Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der Jeder gewachsen sei, vorzustellen. Hierzu werden genaue Charaktere, die wir in ihrem Umfange von dem komischen und dem tragischen Dichter machen wollen, dienlich sein. Wir wollen untersuchen, wie weit sich Beider Witz und Beider Gelehrsamkeit erstrecken müsse, und Vorschläge thun, wie Jeder seine Kräfte prüfen könne.

Was die Muster, die wir vorlegen wollen, anbelangt, so glauben wir uns in den Stand gesetzt zu haben, daß wir aus dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen unsern Lesern von uns übersetzte Stücke werden liefern können. Auf die erstern zwei wollen wir unsern Fleiß besonders wenden. Wir wollen zuweilen aus dem Sophokles, Euripides und Aeschylus ein Stück übersetzen; wozu wir allezeit ein solches wählen wollen, das von neuern Poeten ist nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neueres Stück zu finden ist. Dieses wollen wir auch mit dem Aristophanes, Plautus, Terenz und dem tragischen Seneca thun. Wir wollen sie dabei selbst unter einander vergleichen und zu bestimmen suchen, was Sophokles vor dem Euripides, Dieser vor Jenem, Beide vor dem Aeschylus, und Dieser vor Beiden Eignes habe. Auf gleiche Art wollen wir mit dem Terenz und Plautus verfahren. Es soll uns nicht genug sein, ein Stück von ihnen zu übersetzen, wir wollen auch zeigen, worinne und wie Terenz den Plautus, und Plautus den Aristophanes nachahme. Wir wollen dabei mit allem Fleiße diejenigen Stücke und Stellen aufsuchen, welche die neuern Dichter von Diesen geborgt haben. Wir werden daraus nothwendig einsehen lernen, welches die wahre und falsche Art nachzuahmen sei, und den Vorzug der Alten vor den Neuern oder in gewissen Stücken Dieser vor Jenen daraus feste setzen können. Hierzu sollen besondre Abhandlungen gewidmet werden. Von den Stücken der neuen Ausländer aber werden wir nur solche übersetzen, die in Deutschland bisher am wenigsten sind

bekannt gewesen, und die man als Muster in ihrer Art ansehen muß. Wir werden besonders unser Augenmerk auf das englische und spanische Theater richten. Shakespeare, Dryden, Wycherley, Vanbrugh, Cibber, Congreve sind Dichter, die man fast bei uns nur den Namen nach kennet, und gleichwohl verdienen sie unsere Hochachtung sowohl als die gepriesenen französischen Dichter. Ebenso ist es mit dem Lopez de Vega, Augustin Moreto, Antonio de Mendoza, Francisco de Rojas, Fernando de Zarate, Juan Perez de Montalvan, Antonio de Azevedo, Francisco Gonzalez de Bustos und Andern. Diese sind alle Männer, die zwar ebenso große Fehler als Schönheiten haben, von denen aber ein vernünftiger Nachahmer sich sehr Vieles zu Nutze machen kann. Doch wollen wir auch die Franzosen, Italiener und Holländer nicht vergessen. Von den Erstern haben die Deutschen schon sehr Vieles genommen; wir werden uns also hüten, alte Stücke von ihnen aufzuwärmen, und deswegen größtentheils nur auf die jetzt lebenden Verfasser sehen, deren Arbeit in Ansehung der ältern Stücke viel Besonders hat, und von denen jeder meistentheils einen eignen Weg zu gehen sucht. Von den Italienern und Holländern aber werden wir nur das, was sie Regelmäßiges und Eigenthümliches haben, aufsuchen. Sollte es hernach nicht möglich sein, dasjenige festzusetzen, was jede Nation vor der andern Vorzügliches und Eigenthümliches habe? Wir glauben, ja, und sind sogar überzeugt, daß aus keiner andern Sache das Naturell eines Volks besser zu bestimmen sei als aus ihrer dramatischen Poesie. Wir wollen dieses an seinem Orte weitläuftiger ausführen. Nur ist gewiß, daß es eine kleine Ausnahme in Ansehung der deutschen Schaubühne leiden werde. Wir haben zu wenig eigne Stücke, und den meisten dieser Stücke merkt man das Ausländische allzu sehr an. Der sicherste Charakter also, den man daraus von dem Deutschen wird bestimmen können, ist, daß er überall das Gute, wo er es findet, billige und es sich zu Nutze mache. Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eignen Naturelle folgen, so würde unsre Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen.

Dieses ist es, was wir zur Aufnahme des Theaters unter uns beizutragen hoffen. Wir hätten gerne noch dieses hinzugefügt, daß wir auch dann und wann einige von unsern eignen

Stücken mittheilen wollten. Allein der Leser hat noch allzu wenig Grund, sich etwas Gutes davon zu versprechen, daß wir es also auf sein eigen Urtheil wollen ankommen lassen, ob wir auch hierinnen unsre Absicht erreichen werden. Wir geben ihm zugleich das Recht, unsre Arbeit ebenso scharf zu beurtheilen, als wir es mit Andrer Arbeit machen werden. Uebrigens wollen wir ihm nicht vorschreiben, ob er es auf eine bescheidne oder unbescheidne Art thun wolle. Das gilt uns gleich viel. Wir werden aus dem Einen sowohl als aus dem Andern uns zu bessern suchen.

Eines hätten wir bald bei diesem Plane vergessen. Wer weiß nicht, daß die dramatische Poesie nur durch die Vorstellung in dasjenige Licht gesetzt werde, worinne ihre wahre Schönheit am deutlichsten in die Augen fällt? Sie reizet, wenn man sie lieset, allein sie reizet ungleich mehr, wenn man sie hört und sieht. Derjenige, der durch die bloße Lesung, zum Exempel eines Trauerspiels, bis zu süßen Thränen gebracht wird, muß schon selbst ein Mensch von Empfindungen sein. Er muß schon mehr zu denken und mehr als der gemeine Haufe zu fühlen gewohnt sein. Und solche Leute sind selten. Mit dem größten Theile muß man zufrieden sein, wenn durch die Gewalt der Sinne ihr schweres und kaltes Herz in diejenige Bewegung gesetzt wird, die der Dichter zur Absicht hatte. Wer sieht also nicht, daß die Vorstellung ein nothwendiges Theil der dramatischen Poesie sei? Die Kunst dieser Vorstellung verdienet derohalben unsrer Aufmerksamkeit ebensowohl als die Kunst der Verfassung. Sie muß ihre Regeln haben, und diese wollen wir aufsuchen. Es sind uns einige neue Schriftsteller hierinne schon vorgegangen, und wir werden uns ihrer Arbeit auf eine erlaubte Art zu bedienen wissen. Diese Regeln erstrecken sich nicht allein auf die Schauspieler, sie können Allen nutzen, welche die Beredtsamkeit des Körpers brauchen. Es ist ohnedem zu bedauern, daß wir die Kunst zu declamiren, die bei den Alten so hoch geachtet war, theils verloren haben, theils geringe schätzen. Ihre größten Redner übten sich darinne, und Cicero selbst hat sich nicht geschämt, sich in einen Wettstreit mit dem Roscius einzulassen. Wenn man jetziger Zeit etwas mehr Fleiß darauf wendete, so würde man gewiß mehr Redner als Stöcke auf unsern Kanzeln finden, und Diejenigen, die oft einem

Rasenden daselbst ähnlicher als einem Apostel sehen, würden mit mehrerer Mäßigung und Annehmlichkeit zu reden wissen. Denn wir wollen doch nimmermehr hoffen, daß diese äußerliche Anständigkeit auch unter die Eitelkeit der Welt mit gehöre. Zu der Vorstellung der dramatischen Poesie gehöret aber noch mehr als die Beredtsamkeit des Körpers; die Auszierung des Schauplatzes, die gehörige und wahrscheinliche Verkleidung der Personen ist nichts weniger nöthig. Wir wollen also auch darüber dann und wann unsre Gedanken eröffnen und die unzähligen Ungereimtheiten, die in diesen Stücken noch auf dem und jenem Theater sind, zu vermindern suchen.

Dieser Entwurf wäre weitläufig genug, und wir würden an Materie so bald keinen Mangel haben; gleichwohl haben wir für dienlich befunden, mit erwähnter Absicht noch eine andre zu verbinden, damit die Abwechslung in unsrer periodischen Schrift desto größer und der Gebrauch desto allgemeiner sein könne. Es sind nun vier Jahr, daß uns bei dem Beschlusse der deutschen Schaubühne der Herr Professor Gottsched Hoffnung zu einer Historie des Theaters machte. Es ist gewiß, wir sind nicht die Einzigen, die der Erfüllung dieses Versprechens mit Vergnügen und mit einem unruhigen Verlangen entgegengesehen haben. Man muß gestehen, daß er sehr geschickt dazu sein würde, und daß seine Verdienste, die er unwidersprechlich um das deutsche Theater hat, dadurch zu ihrer vollkommnen Größe anwachsen würden. Es ist also um so viel mehr zu bedauern, daß ihn ohne Zweifel wichtigere Geschäfte von dieser Arbeit abhalten, die fast einen eignen Mann erfordern will. Noch mehr aber würde es zu bedauern sein, wenn sie gar unterbleiben sollte. Wir glauben schwerlich, daß sich außer ihm derselben Jemand unterziehen möchte, wenn er weiß, was für eine weitläufige Belesenheit und was für Hülfsmittel dazu erfordert werden. Sollte es aber nicht möglich sein, dieses schwere Werk zu erleichtern? Ein Gebäude ist leichter und geschwinder aufzuführen, wenn die Baumaterialien bei der Hand sind, und wenn man diese mit Muße herbeischaffen kann, so wird die Arbeit nicht halb so schwer. Es würde unendliche Mühe kosten, wenn der Mäurer jeden Stein, den er gebrauchet, selbst herbeischaffen sollte. Dessen Mühe aber wird nicht geringer

sein, der zu Verfertigung der Geschichte des Schauplatzes alle Kleinigkeiten selbst ausspähen muß. Wir hoffen also nichts Ueberflüssiges oder Unnützliches zu thun, wenn wir die vornehmsten Nachrichten, die dazu nöthig sind, sammeln. Diese werden theils den Ursprung, den Fortgang, den Verfall und die Wiederherstellung der Schaubühne bei allen gesitteten Völkern, theils die Lebensbeschreibungen sowohl der dramatischen Poeten als der Schauspieler, theils historische Auszüge aus den vornehmsten theatralischen Werken betreffen. Wir wollen übrigens Alles sammeln, was sowohl für als wider die Schauspiele ist geschrieben worden, und deswegen von den Kirchenvätern anfangen und bis auf unsre heutigen Gottesgelehrten kommen. Hieraus wird deutlich erhellen, mit was für Grunde sich Diese auf das Beispiel Jener berufen; daß alle die Gründe, welche die Erstern wider die Schauspiele vorgebracht haben, zu den jetzigen Zeiten wegfallen, und daß die Letztern sie aus Unwissenheit und Stolz verachten. Vielleicht gewinnen wir damit so viel, daß unbedachtsame Eifrer etwas gelinder urtheilen und mit ihrer Verdammung etwas mehr an sich halten lernen. Darauf zwar wollen wir uns nicht allzu große Rechnung machen. Denn manche Leute sind gewohnt am meisten zu eifern, wenn sie am wenigsten zu antworten haben. Sie sind genugsam durch ihren Irrthum und durch die Schande, mit den größten und gründlichsten Gottesgelehrten nicht übereinzustimmen, gestraft. So viel ist zwar leider wahr, daß durch ihr Schmählen bei dem Pöbel das Vorurtheil wider das Theater und wider Die, die daran arbeiten, erhalten wird. Allein vielleicht kommen bald die Zeiten, da auch der Pöbel klüger als sie sein wird, und da sie die Einzigen sein werden, denen man einen gesündern Verstand zu wünschen hat.

Bei diesen historischen Beiträgen wollen wir vornehmlich auf das deutsche Theater mit sehen. Wir wollen alle die verdienstvollen Männer hervorsuchen, die mit ihrem Witze oder mit ihrem Vermögen und Ansehen demselben nützlich gewesen sind, und ihnen zu demjenigen Ruhme zu verhelfen suchen, den nur die unparteiische Nachwelt geben kann. Von unsern alten theatralischen Stücken haben Viele einen allzu verächtlichen Begriff. Es ist wahr, sie sind wenig regelmäßig, sie haben wenig von den Schönheiten, die jetzo Mode sind; allein wer vielen von ihnen den Witz, das ursprünglich

Deutsche, und das Bewegende abspricht, der muß sie entweder nicht gelesen oder seinen Geschmack allzu sehr verekelt haben. Wir werden zu seiner Zeit von dergleichen Stücken unsern Lesern einen Auszug machen, von welchen meistentheils nichts als der Titel aus des Herrn Prof. Gottscheds Verzeichnissen bekannt ist.

Nunmehr kömmt es auf den geneigten Leser an, zu urtheilen, ob das, was wir hier versprochen haben, und welches wir uns auf alle mögliche Art zu halten bestreben werden, seine Aufmerksamkeit verdiene. Wir wollen das Beste hoffen und in dieser Hoffnung alle Quartale mit dieser Arbeit fortzufahren versprechen. Jedes Stück soll ohngefähr zehn Bogen und jeder Band vier Stück oder ein Jahr ausmachen. Diejenigen werden uns allezeit den angenehmsten Dienst erweisen, die uns darinne beistehen oder, wo wir etwan irren sollten, uns zurechte führen werden.

Im October 1749.

Die Verfasser.

Abhandlung

von dem

Leben und den Werken

des

Marcus Accius Plautus.[1]

Wir sind Willens, dem Leser in der Folge einige Lustspiele des Plautus übersetzt vorzulegen. Wir haben uns schon in der Vorrede erklärt, wie und warum wir dieses thun wollen. Es wird also nicht unbillig sein, wenn wir vorher das Nöthige sammeln, was uns den Verfasser und seine Arbeit näher kennen lehrt.

Von dem Plautus *a*) selbst finden wir wenige Nachricht. Alles, was wir von seinen Lebensumständen wissen, beruhet auf einigen Stellen des Cicero, Gellius, Festus, Servius und Hieronymus. Horaz, Plinius der Jüngere, Quintilian, Macrobius

a) Man hat schon einige Lebensbeschreibungen von dem Plautus. Derjenigen nicht zu gedenken, die man theils vor einigen Ausgaben und Uebersetzungen seiner Werke, theils in unterschiedenen Nachrichten von den lateinischen Schriftstellern findet; so hat Casp. Sagittarius ein besonderes Buch De vita, scriptis, editionibus, interpretibus, lectione atque imitatione Plauti, Terentii et Ciceronis. Altorfii 1672, in 8. herausgegeben. Ich würde mir vielleicht viel Mühe haben ersparen können, wenn ich es zu bekommen gewußt hätte.

1) Beiträge ꝛc. ꝛc., Erstes Stück (II.), S. 14—52.

und Andere gedenken zwar auch sein, allein Alles, was sie uns von ihm sagen, sind Lobeserhebungen oder Beurtheilungen. Marcus Acciusb) Plautus soll in Sarsinac), einer Stadt in Umbrien, geboren sein. Seine Eltern und die Zeit seiner Geburt sind gleich unbekannt. Man glaubt gemeiniglich, daß seine Vorfahren Leute von sehr geringem Stande, ja gar Sclaven sollen gewesen sein. Pareus beruft sich deshalb auf eine Stelle bei dem Minutius Felix, wo Plautinae prosapiae homo einen Menschen von der allerniedrigsten Herkunft anzeige. Ich weiß nicht, ob dieses Beweis genug ist. Wenn man übrigens von der Geschicklichkeit und dem feinen Witze eines Menschen auf seine gute Erziehung und von dieser auf seine Eltern einigermaßen schließen kann, so möchte die Vermuthung von des Plautus geringer Herkunft am ersten wegfallen. Wenigstens könnte man nicht ohne Grund glauben, daß er unter gesitteten und artigen Leuten müsse sein auferzogen worden. Vielleicht ist er zeitig nach Rom gekommen, vielleicht hat er eben das Glück gehabt, welches Terentius hatte, daß er mit den größten Leuten seiner Zeit umzugehen Gelegenheit fand. Doch das sind Vermuthungen, die keinen gewissern Grund als die gegenseitigen haben. Das Glück mag einen großen Geist aus einem Stande entspringen lassen, aus welchem es will, er wird sich allezeit hervordringen und zur Bewunderung der Welt werden. Der Ruhm des Plautus wird nur noch größer, wenn er auch selbst in seinen ersten Jahren ein Sclave gewesen wäre. Man bewundert den Epiktet; und ich sollte fast meinen, daß es schwerer sei, in der Sclaverei ein Poete als ein Philosoph zu werden. Das Unglück giebt oft die beste Anleitung zur Weltweisheit; allein ob es zum Dichten gleich nützlich sei, daran kann man um so viel mehr zweifeln, je mehr man Beispiele von Dichtern anführen könnte, welche Armuth und Niedrigkeit entkräftet und zu Boden geschlagen hat. So viel ist gewiß, Plautus

b) Einige schreiben ihn auch Attius.

c) Man schreibt sie auch Sarcina und Sassina. Janus Parrhasius nennt sie gar Farsina, aus welchem Grunde, weiß ich nicht. Sie führt noch bis jetzt diesen Namen und liegt an dem apenninischen Gebirge an dem Flusse Sapis, in der heutigen Provinz Romagna, 24 Meilen westwärts von Rimini. Sie ist ein bischöflicher Sitz und gehört unter den Erzbischof von Ravenna. Limiers, in der Lebensbeschreibung des Plautus, die er seiner Uebersetzung vorgesetzt hat, meint also fälschlich, daß man Sarcina heutiges Tages nicht mehr fände.

muß sehr zeitig Komödien zu schreiben angefangen haben, wenn alle, die man für seine Arbeit ausgegeben hat, wirklich von ihm sind. Im Anfange muß er mit seiner Arbeit glücklich gewesen sein. Er hatte nämlich, wie uns Gellius berichtet, damit so viel gewonnen, daß er eine Handlung anfangen konnte. *d*) Vielleicht, daß er seine Stücke an die Aediles verkaufte, vielleicht, wann diese Einrichtung damals noch nicht war, daß er sie selbst auf seine Unkosten aufführen ließ und den Nutzen davon zog. Aus den Worten des Gellius kann man nichts Gewisses schließen. Das Erste ist zwar wahrscheinlicher, weil aus einigen Stellen in seinen Lustspielen klar ist *e*), daß die Aediles schon damals die Aufsicht über die Schauspiele gehabt haben. Dem sei, wie ihm wolle. Plautus war aus einem komischen Dichter ein Handelsmann geworden. Er suchte sich vielleicht dadurch in solche Glücksumstände zu versetzen, worin er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genugthun könne. Allein seine Hoffnung schlug ihm fehl. Er verlor durch seinen Handel Alles, was er sich so rühmlich verdient hatte, und kam in größter Armuth wieder nach Rom zurück. Hier nun nahm er seine erstern Bemühungen wieder vor. Allein ein Lustspiel ist nicht gleich gemacht, und ohne Zweifel fand er auch nicht gleich Gelegenheit, es unterzubringen. Die Noth zwang ihn also, sich zu einem Bäcker zu vermiethen, bei dem er die Handmühlen *f*) drehte. Gewiß eine niedrige Beschäftigung für einen Dichter! *g*) Allein die Schande fällt nicht auf ihn, sondern auf die undankbaren und unempfindlichen Römer. Ungeachtet dieser knechtischen und fast viehischen

d) Gellius im 3. Hauptst. des 3. Buchs seiner „Attischen Nächte": *Saturionem* et *Addictum*, et tertiam quandam, cujus nunc mihi nomen non suppetit, in pistrino Plautum scripsisse Varro et plerique alii memoriae tradiderunt, cum pecunia omni, quam in operis artificum scenicorum pepererat, in mercationibus perdita, inops Romam redisset, et ob quaerendum victum ad circumagendas molas, quae trusatiles appellantur, operam pistori locasset. Sicut de Naevio quoque accepimus, fabulas eum in carcere duas scripsisse, Hariolum et Leontem.

e) Siehe den Vorredner des „Amphitruo", V. 72.

f) Diese Handmühlen hießen bei den Römern trusatiles sc. molae, von dem alten Zeitworte trusari, dem frequentativo von trudi. Bei den Griechen heißen sie *χειρόμυλα*.

g) Athenäus erzählt ein Gleiches von den Weltweisen Asklepiades und Menedemus. Sonst ist auch aus dem Laertius bekannt, daß der stoische Weltweise Kleanthes des Nachts Wasser zur Begießung der Pflanzen gepumpt und damit seinen Unterhalt gesucht hat.

Arbeit behielt Plautus noch immer einen genugsam aufgeräumten und muntern Geist, seine komischen Werke fortzusetzen. Er machte die Zeit über, da er sich in der Mühle aufhielt, drei Lustspiele; zwei davon nennt uns Gellius: *Saturio* und *Addictus*. Er beruft sich auf das Zeugniß des Varro, diligentissimi investigatoris antiquitatis, wie ihn Cicero nennt. Die Stücke selbst sind verloren gegangen, auch von ihrem Inhalte weiß man nichts zu sagen, und aus den Benennungen läßt sich wenig oder gar nichts schließen. *h*) Aus dem Addictus führt der ungenannte Ausleger des Virgils über das 1. Buch Georg. eine Zeile an:

Opus facere nimio quam dormire mavolo: veternum metuo.

Ohne Zweifel hat der gute Plautus damals auch, wann er vom Drehen ermüdet war, zur Erquickung lieber an seinen Lustspielen arbeiten als schlafen wollen. Aus dem Saturio aber hat uns Festus unterschiedene Stellen aufbehalten. Man findet in der Nachricht des Gellius und des Hieronymus *i*), die sie uns Beide von der Mühlarbeit des Plautus geben, einen kleinen anscheinenden Widerspruch. Gellius nämlich spricht, wie wir schon angeführet, daß ihn seine eigne Noth so weit gebracht habe; Hieronymus aber sagt, daß er wegen damaliger Theurung hierzu hätte greifen müssen. Allein sie sind leicht zu vergleichen. Es kann Beides wahr sein. Plautus kam von seinem Handel arm wieder nach Rom, und zu allem Unglück war Theurung in Rom, so daß ihm seine Freunde,

h) Herr Simiers übersetzt Addictus durch Le Valet obéissant. Ich kann nicht begreifen, wie die wahre Bedeutung des Worts Addictus einem Uebersetzer des Plautus hat unbekannt sein können. Ich will nicht leugnen, daß es nicht dann und wann ergeben, gehorsam heiße; Plautus aber braucht es in einem ganz andern Verstande. Addicti wurden nämlich Diejenigen genannt, die ihre Schuldner nicht befriedigen konnten und ihnen deswegen von dem Richter als Knechte zugesprochen wurden. Sie wurden auch nicht eher wieder frei, als bis sie ihre Schulden bezahlt hatten. Man sehe die Bacchid. im 5. Aufzuge, im 2. Auftritt, V. 87; desgleichen im Rudens, Aufz. 3, Auftr. 6, V. 53. Ohne Zweifel hat also Plautus in diesem Stücke etwan einen Hurenwirth, der seinen Klägern von dem Prätor zum Sclaven übergeben wird, aufgeführt. Saturio ist der Name eines Schmarotzers, dergleichen Plautus auch in der Persa vorgestellet hat.

i) Hieronymus in der Chronike des Eusebius, Olymp. 145: Plautus ex Umbria Sarsinas Romae moritur, qui propter annonae difficultatem ad molas manuarias pistori se locaverat. Ibi quoties ab opere vacaret, scribere fabulas et vendere solitus consueverat.

die er ohne Zweifel wird gehabt haben, nicht beispringen konnten. Es scheint, daß er von diesem Zufalle einen beinahe schimpflichen Zunamen bekommen habe. In den drei Handschriften, die C. Langius zusammengehalten hat, hat er ihn allezeit M. A. Plautus Asinius benennt gefunden. Joh. Meursius glaubt, daß es ein Versehen der Abschreiber sei, und daß es heißen müsse Asinus, weil alle Diejenigen, die in den Mühlen gearbeitet und mit den Eseln beinahe gleiche Verrichtungen gehabt hätten, zur Verachtung asini wären genennet worden. Allein ich glaube vielmehr, daß es überhaupt ein Zusatz unbesonnener Abschreiber sei, oder wenn ja Plautus auch bei seinen Lebzeiten diesen Zunamen sollte gehabt haben, daß ihn gewiß Niemand als der niedrigste Pöbel oder seine ärgsten Feinde damit werden belegt haben. Wenn es ein Name gewesen wäre, den man ihm durchgängig gegeben hätte, so würde man ihn gewiß auch bei andern Schriftstellern finden.

Durch die angeführten drei Lustspiele mochte sich Plautus nun wohl wieder so viel verdient haben, daß er die Mühle verlassen und vor sich leben konnte. Vielleicht hatte auch die Hungersnoth aufgehört. Er konnte nunmehro mehr Zeit auf seine Arbeit wenden, und seinem nachfolgenden Fleiße haben wir ohne Zweifel dasjenige zu danken, was uns von ihm übrig geblieben ist. Wenn ich nicht dem spanischen Schriftsteller, dessen Taubmann *k*) gedenket, gleich werden und in Ermangelung gegründeter Nachrichten von dem Plautus meine Erdichtungen oder Vermuthungen dem Leser aufhängen will, so kann ich weiter nichts zur Lebensbeschreibung unsers Dichters beifügen als seinen Tod. Plautus starb in Rom. Die

k) Zum Schlusse seiner Ausgabe vom Jahr 1605. Narro tibi, lector, cum extremas hasce pagellas typographiae adornarem, commodum mihi e Bibliotheca Lud. Personii JC. et Elect. Sax. Consil. ac Prof. primarii, libellus ab amico offertur Nob. cujusdam Hispani, in quo ille, pag. 19. germ. edit., ut rem certam ponit, Plautum nostrum in juventute variis fuisse moribus: sectatum esse militiam, per maria circumvectum esse, pistorem fuisse, mercaturam et imprimis oleariam exercuisse, factum etiam vestiarium et sarcinatorem, tandemque in bonis litteris acquievisse. Sed nisi potior ab aevo prisco juvet auctoritas, qui credam ista omnia Taubmannus?

— — Credat Judaeus Apelles, non ego.

Wo ich nicht irre, so ist dieser Spanier Antonius von Guevara. Denn so viel ich mich besinne, glaube ich an einem Orte seiner Schriften ein Gleiches gelesen zu haben.

Zeit seines Todes haben uns Cicero und Hieronymus aufbehalten. Hieronymus sagt in dem oben angeführten Orte, er sei in der 145sten Olympiade gestorben. Er läßt uns also die Wahl, ob wir es auf das erste, andere, dritte oder vierte Jahr dieser Olympiade setzen wollen. Cicero bestimmt das Jahr genauer, und zwar, wie wir sehen werden, mit einem ganz beträchtlichen Unterschied. *l*) Der Ort befindet sich in dem 15ten Hauptstücke seines **Brutus**, wo er von dem Cethegus und seinem Zeitgenossen, dem Nävius, redet. Er sagt uns, daß Nävius unter dem Bürgermeisteramte des Cethegus und des P. Tuditanus, zur Zeit des zweiten punischen Krieges, als M. Cato Quästor war, gestorben sei. Er bestimmt uns diese Zeit noch genauer, nämlich gleich 140 Jahr vor seinem Consulate. Und zwanzig Jahr hernach, spricht er, als P. Claudius und L. Porcius Consuls und Cato Censor waren, starb Plautus. Wenn wir also das Jahr wissen, in welchem Cicero Consul war, so ist das Uebrige leicht auszurechnen. Dieses Jahr nun ist das 690ste nach Erbauung der Stadt Rom. In dem 550sten also starb Nävius, und 20 Jahr nachhero, im Jahr 570, Plautus. Dieses nun ist das zweite Jahr der 148sten Olympiade. Hieronymus läßt also den Plautus wenigstens zehn Jahr zu früh sterben. Wir wollen nicht untersuchen, woher dieser Unterscheid komme; so viel bleibt doch gewiß, daß sich Plautus zur Zeit des zweiten punischen Krieges, zu Lebzeiten des Cato, durch seinen komischen Geist beliebt gemacht hat. Rom hatte also damals zu einer Zeit zwei der größten Geister, die aber ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach einander sehr ungleich waren. Wer war ernsthafter als Cato? Wer war scherzhafter als Plautus?

Wenn wir einigen Auslegern des Plautus glauben wollen, so ist sein Körper noch weit drollichter gewesen als sein Geist, und

l) Es lautet also: At hic Cethegus consul cum P. Tuditano fuit bello punico secundo, quaestorque his consulibus M. Cato, modo plane annis 140 ante me consulem, et id ipsum nisi unius esset Ennii testimonio cognitum, hunc vetustas, ut alios fortasse multos, oblivione obruisset. Illius autem aetatis qui sermo fuerit, ex Naevianis scriptis intelligi potest. His enim consulibus, ut in veteribus commentariis scriptum est, Naevius est mortuus: quanquam Varro noster, diligentissimus investigator antiquitatis, putat in hoc erratum vitamque Naevii producit longius. Nam Plautus P. Claudio L. Porcio, viginti annos post illos quos ante dixi consules, mortuus est, Catone censore.

man könnte sagen, daß ihn die Natur recht darzu ausgekünstelt habe, seine ernsthaften Mitbürger zum Lachen zu bringen. Ein schwärzliches Gesicht, rothes Haar, ein hervorhangender Bauch, ein großer Kopf, ein Paar scharfe Augen, ein rother Mund: diese Stücke stelle man nach ihrer Lage auf ein Paar übermäßig große Beine mit dicken Waden, so möchte man ungefähr das Bild unsers Komödienschreibers haben. Allein woher weiß man denn, daß er so ausgesehen hat? Ich muß doch meinen Lesern den schönen Grund mittheilen. Plautus soll sich selbst so unter der Gestalt des Pseudolus in dem Lustspiele, das von diesem schlauen Betrüger den Namen hat, geschildert haben. Er läßt daselbst den Harpax eine Beschreibung von Dem machen, dem er das Symbolum gegeben hatte, und zwar in diesen Worten (siehe des 4. Aufz. 7. Auft. V. 120):

Rufus quidam, ventricosus, crassis suris, subniger,
Magno capite, acutis oculis, ore rubicundo, admodum
Magnis pedibus — —

Hier fällt ihm der alte Simo ins Wort:

Perdidisti, postquam dixisti pedes:
Pseudolus fuit ipsus.

Und dieses Letztre, vermuthe ich, hat Gelegenheit gegeben, daß man diese Stelle auf die Gestalt des Plautus selbst angewendet hat. Man behauptet nämlich, und dieses zwar nicht ohne Grund, daß sein eigentlicher Name Marcus Accius gewesen sei, daß er aber von seinen platten Füßen den Zunamen *m*) Plautus bekommen

m) Festus sagt: Ploti appellati sunt Umbri pedibus planis quod essent, unde soleas dimidiatas, quibus utuntur in venando, quo planius pedes ponerent, vocant semiplotia, et ab eadem causa M. Accius poeta, quia Umber Sarsinas erat, a pedum planitie initio Plotus, postea Plautus coeptus est dici. Scaliger vermeint, daß das Wort Plotus ein umbrisches Wort sei; allein wahrscheinlicher Weise kömmt es wohl von dem griechischen πλατύς her, und in der That heißt es auch nichts anders als „breit", „platt", welches letztre auch dem Tone nach eine große Gleichheit mit ihm hat. Man sagt es auch von Hunden, und plauti canes heißen Hunde mit breiten herabhangenden Ohren. Wenn man es von den Füßen sagt, so heißen es Füße, wo die Fußsohlen nicht die gehörige Höhlung haben und also ganz platt auf der Erde aufliegen. Allein ich begreife nicht, warum alle Umbrier diesen Fehler sollen gehabt haben. Ich vermuthe also vielmehr, daß sie von ihren Schuhen, die sie vielleicht ganz platt machten, den Zunamen bekommen haben. Die angeführte Stelle des Festus scheint diese Meinung zu bestärken, da er glaubt, daß die Semiplotia von ihnen den Namen haben.

habe. Weil nun hier das deutlichste Kennzeichen des Pseudolus gleichfalls die Beine sind, so hat man sich's gefallen lassen, sowohl dieses als das Vorhergehende auf den Verfasser selbst zu deuten, obgleich nach der gemeinen Meinung Plautus nicht große, sondern platte Füße soll gehabt haben. Die Herren Kunstrichter sind überhaupt sehr scharfsichtig. In einer andern Stelle *n*) wollen einige von ihnen auch das Vaterland des Plautus gefunden haben. Ich aber und andre ehrliche Leute können nichts als eine frostige Verwechslung des Wortes Umbra, da es bald der Schatten, bald eine Weibsperson aus Umbrien heißen kann, darinnen finden. Wenn man sonst nicht wüßte, daß Plautus aus Sarsina in Umbrien gewesen wäre, wie würde man es ewig daraus schließen können?

Gellius berichtet, daß sich Plautus selbst eine Grabschrift gemacht habe. Sie klingt etwas hoffärtig; allein kann man es einem großen Manne verdenken, wenn auch er von seinen Verdiensten überzeugt ist? Genug, er hat die Wahrheit gesagt, und seine Prophezeiung ist allerdings eingetroffen. Die Grabschrift ist diese:

Postquam est mortem aptus Plautus, Comoedia luget:
Scena est deserta. Hinc ludus risusque jocusque
Et numeri innumeri simul omnes collacrimarunt.

Wir kommen nunmehro auf die Werke des Plautus, wo wir schon ein viel weitläuftiger Feld vor uns haben. Die Anzahl seiner Lustspiele ist nicht geringe, allein es ist unmöglich, sie gewiß zu bestimmen. Zu des Gellius Zeiten waren ihrer auf hundertunddreißig, die des Plautus Namen hatten. *o*) Allein' es war auch

n) Diese Stelle siehe in der Mostellaria im 3. Aufz., 2. Auftr., V. 83.

o) Gellius im 3. Buch s. „Attischen Nächte", im 3. Hauptst.: Verum esse comperior, quod quosdam bene literatos homines dicere audivi, qui plerasque Plauti Comoedias curiose atque contente lectitaverunt, non indicibus Aelii, nec Sedigiti, nec Claudii, nec Aurelii, nec Accii, nec Manilii super his fabulis, quae dicuntur ambiguae, credituros, sed ipsi Plauto moribusque ingenii atque linguae ejus. Hac enim judicii norma Varronem quoque esse usum videmus. Nam praeter illas unam et viginti, quae *Varronianae* vocantur, quas idcirco a caeteris segregavit, quoniam dubiosae non erant, sed consensu omnium Plauti esse censebantur, quasdam item alias probavit adductus stylo atque facetia sermonis Plauto congruentis, easque jam nominibus aliorum occupatas Plauto vindicavit, sicuti istam quam nuperrime legebamus, cui est nomen Boeotia. Nam cum in illis una et viginti non sit et esse Aquilii dicatur, nihil tamen Varro dubitavit, quin Plauti foret, neque alius quisquam non infrequens Plauti lector dubitaverit, si vel hos solos versus ex ea fabula cognoverit, qui

damals schon ausgemacht, daß die meisten nicht von ihm waren. Varro meinet, daß ein andrer römischer Komikus gewesen sei, mit Namen Plautius, dessen Stücke man mit den seinigen vermengt habe. Es kann sein. Doch ist auch die Vermuthung des Gellius nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß viele von diesen Stücken die Arbeit ältrer Poeten wären; Plautus aber habe sie vielleicht durchgearbeitet und verbessert, daher man darinnen hin und wieder den Plautinischen Ausdruck fände. Er erzählt uns übrigens nicht Wenige, die sich bemüht hätten, die wahren Stücke des Plautus

quoniam sunt, ut de illius more dicam, Plautinissimi, propterea et meminimus eos, et adscripsimus. Parasitus ibi esuriens haec dicit:

Ut illum Dii perdant, primus qui horas repperit etc.

Favorinus quoque noster, cum Nervolariam Plauti legerem, quae inter incertas est habita, et audisset ex ea Comoedia versum hunc:

Strateae, scrupedae, strativolae, sordidae,

delectatus faceta verborum antiquitate, meretricum vitia atque deformitates significantium: vel unus hercle, inquit, hic versus Plauti esse hanc fabulam satis potest fidei fecisse! Nos quoque ipsi nuperrime, cum legeremus *Fretum* (nomen est id Comoediae, quam Plauti esse quidam non putant) haud quicquam dubitavimus, quin Plauti foret et omnium maxime genuina, ex qua duos hos versus exscripsimus, ut historiam quaereremus oraculi arietini:

Nunc illud est
Quod arietinum responsum magnis ludis dicitur:
Peribo, si non fecero: si faxo, vapulabo.

Marcus autem Varro in libro de Comoediis Plautinis primo verba haec ponit: Nam nec *Gemini*, nec *Lenones*, nec *Condalium*, nec *Anus* Plauti, nec *Bis compressa*, nec *Boeotia* unquam fuit, neque adeo *Ἀγροῖκος*, neque *Commorientes*, sed M. Acutici. In eodem libro Varronis id quoque scriptum est, Plautium fuisse quempiam Poetam Comoediarum, cujus quoniam Fabulae Plauti inscriptae forent, acceptas esse quasi Plautinas, cum essent non a Plauto Plautinae, sed a Plautio Plautianae. Feruntur autem sub Plauti nomine circiter centum atque triginta. Sed homo eruditissimus L. Aelius quinque et viginti esse ejus solas existimavit. Non tamen dubium est, quin istae, et quae scriptae a Plauto non videntur et nomini ejus addicuntur, veterum Poetarum fuerint, et ab eo retractatae et expolitae sint, ac propterea resipiant dictum Plautinum. Dieser Lucius Aelius, welcher hier zu zweien Malen genennet wird, ist ohne Zweifel wohl der, dessen Suetonius in seinem Buche „Von berühmten Grammatikern" gedenket. Er sagt unter Andern daselbst von ihm: Lucius Aelius cognomine duplici fuit; nam et Praeconius, quod pater ejus praeconium fecerat, vocabatur, et Stilo, quod orationes nobilissimo cuique scribere solebat: tantus optimatum fautor, ut Quintum Metellum Numidicum in exilium comitatus sit. Eben dieser Lucius Aelius Stilo, wie uns Quintilian im 10. B. im 1. Hauptst. meldet, hat zuerst das Urtheil vom Plauto gefällt: Musas Plautino sermone locuturas fuisse, si latine loqui vellent.

auszusuchen und sie in richtige Verzeichnisse zu bringen: Aelius, Sedigitus, Claudius, Aurelius, Accius, Manilius und vornehmlich Varro, dessen Buch „Von den Plautinischen Komödien“ er anführet, welches sich aber leider unter den verlornen Büchern des Varro befindet. Varro hatte nur 21 für ächte Plautinische Stücke erkannt, weswegen sie die Varronianischen hießen, und die auch in der That von Allen einmüthig für die Arbeit des Plautus erkannt wurden. Er war aber nicht so strenge, daß er nicht auch andre, in welchen er den Witz und die Schreibart des Plautus fand, ihm hätte zueignen sollen. L. Aelius, ein gelehrter Grammatikus, gab dem Plautus 25 Stücke. Man lese die angeführte Stelle des Gellius. Servius berichtet uns in seinen Anmerkungen über das erste Buch der „Aeneis“, daß Einige dem Plautus zwanzig, Andre vierzig und Andre hundert Lustspiele zuschrieben. Da also schon die Alten sogar sehr uneinig hierüber gewesen sind, so muß es uns genug sein, wenn wir wissen, er habe sehr viele gemacht, und daß die, die uns unter seinem Namen übrig geblieben sind, das ist die Varronianischen, diejenigen sind, die er ohnstreitig verfertiget hat. Von vielen der zweifelhaften Stücke haben uns die alten lateinischen Sprachkundigen theils die Namen, theils einige Stellen oder nur einzelne Worte aufbehalten. Es ist aber in den meisten dieser Fragmente so wenig Saft und Kraft, daß es sehr unnöthig sein würde, sie hier anzuführen.

Bei den Alten machte die Erklärung der Lustspiele einen großen Theil ihrer schönen Wissenschaften aus. Daher kam es, daß sich Viele von den Römern, deren Hauptwerk die Studia doch nicht waren, so sehr darauf legten, daß sie die Schreibart des Plautus, seine Art zu denken und zu scherzen so genau inne hatten, daß sie gleich sagen konnten, Dieses oder Jenes ist von ihm oder ist nicht von ihm. Außer dem, was Gellius von dem Favorinus anführet, so versichert schon Cicero *p*), daß Servius Claudius, der Bruder des Papirius Pätus, an den wir unterschiedene Briefe

p) Im 9. Buche s. „Briefe an Untersch.“, im 16. Briefe: Sed tamen ipse Caesar habet peracre judicium; et ut Servius frater tuus, quem litteratissimum fuisse judico (er war damals schon todt; denn er ist unter dem Consulate des Metellus und Afranius gestorben), facile diceret: Hic versus Plauti non est, hic est — quod tritas aures haberet notandis generibus poetarum, et consuetudine legendi etc.

von ihm lesen, besonders diese Stärke im Urtheilen besessen habe. Die alten Römer schätzen den Plautus besonders zweier Stücke wegen sehr hoch: theils wegen seiner Schreibart, theils wegen seiner anmuthigen Scherze. Und gewiß, Beides ist unverbesserlich, wenn man von dem Ersten das allzu Alte und den possenhaften Ausdruck, von diesem aber das allzu Freie wegnimmt. Sie glaubten, die Musen würden Plautinisches Latein sprechen, wenn sie Römisch reden wollten. Hiermit stimmen die neueren Critici durchgängig überein. Es würde eine unendliche Arbeit sein, wenn ich alle die Lobeserhebungen sammeln wollte, die man ihm deswegen gegeben hat. Seine Scherze haben ihm nicht mindern Beifall erworben. Cicero *q*) stellet sie den Scherzen der alten attischen Komödie und der Sokratischen Weltweisen gleich. Der heilige Hieronymus ergötzte sich daran, wenn er in vielen Nachtwachen aus Reue über seine begangenen Sünden herzliche und bußfertige Thränen vergossen hatte. *r*) Man mag hierüber schelten oder spotten, wie man will, ich sehe weder was Unbegreifliches, noch viel weniger was Verdammliches darinnen. Darf denn ein Christ keine Erholung genießen? Ist es denn ein so großer

q) Cicero im 29. Hauptstücke des ersten Buchs „Von den Pflichten": Duplex omnino est jocandi genus, unum illiberale, petulans, flagitiosum, obscenum. alterum elegans, urbanum, ingeniosum, facetum: quo genere non modo Plautus noster et Atticorum antiqua Comoedia, sed etiam Philosophorum Socraticorum libri sunt referti.

r) Hieronymus in seinem Buche „Von der Bewahrung der Keuschheit": Post noctium crebras vigilias, post lacrimas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in manus. Es sind zwar Einige, welche hier vor Plautus lieber Plato lesen wollen, wie man denn auch dieses in der Baseler Ausgabe von 1490 findet. Allein die Handschriften haben sonst alle Plautus; übrigens leidet auch der Zusammenhang diese Aendrung nicht; und da wir aus anderen Stellen versichert sein können, daß Hieronymus den Plautus sehr fleißig gelesen habe, so können wir wegen der gemeinen Leseart um so viel gewisser sein. [Vgl. Lessings Vorrede zu den „Beiträgen" (ed. v. Maltzahn III, S. 18: „Wir wollen übrigens Alles sammeln, was sowohl für als wider die Schauspiele ist geschrieben worden, und deswegen von den Kirchenvätern anfangen und bis auf unsere heutigen Gottesgelehrten kommen. Hieraus wird deutlich erhellen, mit was für Grunde sich diese auf das Beispiel jener berufen; daß alle die Gründe, welche die erstern wider die Schauspiele vorgebracht haben, zu den itzigen Zeiten wegfallen, und daß die letztern sie aus Unwissenheit und Stolz verachten. Vielleicht gewinnen wir damit so viel, daß unbedachtsame Eifrer etwas gelinder urtheilen und mit ihrer Verdammung etwas mehr an sich halten lernen." — A. d. H.]

Widerspruch, das Laster verlachen und das Laster beweinen? Ich sollte vielmehr glauben, daß man Beides zugleich sehr wohl thun könne. Entweder man betrachtet das Laster als etwas, das unsrer unanständig ist, das uns geringer macht, das uns in unzählige widersinnische Vergehungen fallen läßt; oder man betrachtet es als etwas, das wider unsre Pflicht ist, das den Zorn Gottes erregt und uns also nothwendig unglücklich machen muß. Im ersten Falle muß man darüber lachen, in dem andern wird man sich darüber betrüben. Zu jenem giebt ein Lustspiel, zu diesem die heilige Schrift die beste Gelegenheit. Wer seine Laster nur beständig beweint und sie niemals verlacht, von dessen Abscheu dargegen kann ich mir in der That keinen allzu guten Begriff machen. Er beweint sie nur vielleicht aus Furcht, es möchte ihm übel dabei gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laster verlacht, der verachtet es zugleich und beweiset, daß er lebendig überzeugt ist, Gott habe es nicht etwan aus einem despotischen Willen zu vermeiden befohlen, sondern daß uns unser eignes Wohl, unsre eigne Ehre es zu fliehen gebiete. Allein, kann man mir einwerfen, wie hat Hieronymus so viele nicht allzu gesittete und reine Stellen, die in dem Plautus vorkommen, mit gutem Gewissen lesen können? Die zulänglichste Antwort darauf ist, daß den Reinen Alles rein ist. Ich könnte zwar diesen scheinheiligen Richtern sagen, daß der Charakter derjenigen Personen, die Plautus aufgeführt hat, und die Umstände manchmal etwas Freies erfordert hätten; ich könnte ihnen sagen, daß Vieles von dem, was sie verdammen, nicht in der Absicht geschrieben sei, zu ärgern, sondern vielmehr zu bessern: allein hierzu möchten sie mehr Ueberlegung nöthig haben, als sie darauf wenden wollen. Sie müssen sich also mit der Versicherung begnügen lassen, daß es Leute außer ihnen giebt, welche die sogenannten anstößigen Stellen in den Plautinischen Lustspielen mit gleich unsträflichen Gedanken lesen können, als sie etwa die Geschichte der Bathseba. Und aus dieser Zahl war auch Hieronymus.

Man wird mir diese kleine Ausschweifung nicht verübeln. Ich will wieder einlenken. So viel auch Plautus Verehrer in alten und neuen Zeiten fand, so hat er doch auch seinen Verächter gefunden. Das Uebelste dabei ist, daß es ein Mann ist, den die

Welt nicht nur als einen großen Dichter, sondern auch als einen gründlichen Kunstrichter bewundert, der also Viele durch seinen Ausspruch, ehe sie ihn untersuchen konnten, auf seine Seite gezogen hat. Es ist Horaz, und sein Urtheil ist dieses (siehe „Von der Dichtk.", V. 270 ff.):

> At nostri proavi Plautinos et numeros et
> Laudavere sales, nimium patienter utrumque,
> Ne dicam stulte, mirati: si modo ego et vos
> Scimus inurbanum lepido seponere dicto
> Legitimumque sonum digitis callemus et aure.

> „Zwar unser[1]) Väter Mund hat Plautus Scherz und Kunst
> Im Lustspiel sehr gelobt, allein aus blinder Gunst.
> Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeschätzet:
> Dafern ich anders weiß, was euch und mich ergötzet,
> Was ein erlaubter Scherz, was grob und garstig ist,
> Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
> Wenn wir das Silbenmaß an unsern Fingern zählen,
> Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen."
> Gottsched.

Gewiß, es wird mir gleich schwer, ihm zu widersprechen, als ihm Recht zu geben. Wenn ich Jenes thun wollte, so würde ich zwar nichts mehr thun, als was schon die größten Gelehrten gethan haben. J. J. Scaliger sagt: Horatii judicium sine judicio est. Turnebus (im 25. B. im 16. Hauptst. s. Adverſ.) spricht: In Plauti salibus existimandis accedo potius sententiae veterum ingenuorum Romanorum, quam Flacci, Venusini hominis ac libertino patre nati. Camerarius gar wird durch die angeführte Stelle so erhitzt, daß er den Horaz in vollem Affecte anredet (s. seine Dissert. von den Lustspielen des Plautus): Imo illi [proavi] merito et recte ac sapienter Plautum laudarunt et admirati fuerunt, tuque ad Graecitatem omnia, quasi regulam, poemata gentis tuae exigens, immerito et perperam atque incogitanter culpas. Doch hat es dem Horaz auch nicht an Vertheidigern gefehlt. Unter den Neuern hat besonders Daniel Heinsius s)

s) Danielis Heinsii ad Horatii de Plauto et Terentio judicium Dissertatio. Man hat sie unter Andern auch der Ausgabe des Terentius zum Gebrauch des Dauphins vordrucken lassen. Er fängt mit den Worten des Horatius an und spricht: Durum equidem judicium, et quod non nemo hac aetate de leporum

1) Die Verse sind aus Gottscheds „Kritischer Dichtkunst", 1742, S. 40 f. Hier steht richtig: unsrer.



seine Sache auf sich genommen. Und er geht sogar noch weiter, als selbst Horaz gegangen ist. Wenn wir genau überlegen, was Dieser sagt, so finden wir, daß er eigentlich nichts an ihm aussetze als seine unharmonischen Verse und seine hin und wieder angebrachten frostigen und unhöflichen Scherze. Vielleicht könnte man ihm auch manchmal Recht geben, wenn er sich nur nicht so gar unbestimmt erklärt hätte; wenn es nur nicht schiene, er habe alle Verse des Plautus vor schlechte Verse und alle Scherze vor ungesittete Scherze gehalten. Gleichwohl kann ich mir nimmermehr einbilden, daß Horaz mit der Vertheidigung des Heinsius zufrieden sein sollte, wenn er sie lesen könnte. Er verwirft darinne überhaupt die ganze Schreibart des Plautus, er behauptet, sie sei außer dem Schauplatze unbrauchbar, indem er nur das Lächerliche auszudrücken gesucht hätte. Er giebt ihm übrigens unzählige Fehler sowohl wider die Wahrscheinlichkeit, wider die Einheit des Orts und der Zeit als auch wider das Sittliche der Lustspiele Schuld. Wenn man aber seine Vorwürfe prüfet, so hat er oft den Plautus nicht verstanden, oft auch ganz falsche Begriffe von der Komödie gehabt. Das Billigste bei dieser Streitigkeit ist, daß man den Plautus nicht allzu unbehutsam auf Unkosten des Horazes erhebt, noch auch dem Horaz auf Unkosten des Plautus völlig beifällt. Niemand ist gründlicher dabei verfahren als die Frau Dacier; diese macht in der Vorrede zu ihrer Uebersetzung einiger Plautinischen Lustspiele drei Anmerkungen, welche das Urtheil des Flaccus theils erklären, theils lindern. Erstlich, sagt sie, muß man erwägen, daß, als Plautus anfing, seine Stücke zu verfertigen, das römische Volk, noch an die Satiren, welche vorher den Schauplatz besessen hatten, gewöhnt war. Diese Satiren waren zwar ein regelmäßiges Gedichte, aber es hatte noch so viel Rauhes von seinem Ursprunge behalten, sowohl was die Scherze als die Einrichtung selbst anbelangte, daß es freilich in einem so wenig artigen

omnium parente, summo critico ac maximo poeta excidisse nollet: cujus tamen vernae melius de Plauto judicabant, quam qui familiam in literis hac aetate tueri creduntur, etc. Man kann leicht sehn, auf wen er zielt. Ich finde, daß er nachher von dem Bened. Floretti ist widerlegt worden; dieser gab im Jahre 1618 in 8° heraus: Apologiam pro Plauto oppositam scaevo judicio Horatiano et Heinsiano. Wir wollen sowohl die Abhandlung des Heinsius als diese Apologie dem Leser ein andermal bekannter machen.

Jahrhunderte noch sehr hart sein mußte. Plautus war also genöthiget, seinen Stücken Beifall zu verschaffen, einen Theil von diesen Scherzen beizubehalten. Dieses war an ihm um so viel erträglicher, je weniger er sich dadurch von der alten griechischen Komödie, die er nachzuahmen sich vorgesetzt hatte, entfernte. Zum Andern machen die Verse und die Scherze so wenig das Wesen der Lustspiele aus, daß ein Dichter ein vortrefflicher Komikus sein kann, ob er gleich harte Verse und einige schlimme Späße hat. Endlich muß man die Stelle des Horazes nicht allzu sehr nach dem Buchstaben nehmen, als wenn dieser Poete alle Scherze und alle lustigen Einfälle des Plautus verdammte. Er konnte unmöglich dieser Meinung sein, ohne Vernunft und Wahrheit zu beleidigen. Plautus hat ohne Zweifel grobe und seichte Scherzreden, allein er hat auch sehr viele, die sehr fein, zärtlich und wohl angebracht sind. Dieserwegen stellt ihn auch Cicero, welcher gewiß kein übler Richter von dem war, was die alten Römer urbanitatem nennten, zum Muster im Scherzen vor. Und wie man dem Cicero sehr Unrecht thun würde, wenn man glaubte, er habe diejenigen Stellen gelobt, die Horaz tadelt, so wird man auch sehr übel von dem Horaz urtheilen, wenn man meinet, er tadle das, was Cicero so sehr erhoben hat. Sie haben alle Beide Recht. Der Erste redet nur von den Schönheiten, die man nicht lesen kann, ohne von ihnen bezaubert zu werden; der Andre aber nimmt nur die üble Seite und berühret nichts als gewisse frostige und unehrbare Possenreden, die er auch nicht einmal an und vor sich selbst verdammet, und die man zwar entschuldigen könnte, allein weder loben noch nachahmen muß. Wir unterschreiben dieses Urtheil um so viel lieber, je gerner wir sowohl des Einen als des Andern Ehre mögen gerettet sehen. Wir werden ein andermal Gelegenheit haben, unsre Gedanken weitläufiger von dem Vortrefflichen und von dem Tadelhaften in den Lustspielen des Plautus zu entdecken, wenn wir vorher einige Stücke von ihm, wie wir schon versprochen, werden übersetzt haben, damit der Leser zugleich mit uns urtheilen könne. Jetzo wollen wir uns etwas näher zu seinen uns hinterlassenen Stücken machen, doch auf diesesmal nichts mehr als eine historische Nachricht davon ertheilen. Es sind auf uns nicht mehr als zwanzig Lustspiele des Plautus gekommen. Wenn

es also diejenigen sind, die man die Varronianischen genennt hat, so fehlt uns noch eine daran. Ich hoffe, daß es Vielen nicht unangenehm sein wird, wenn wir vorher die vornehmsten Ausgaben davon bekannt machen. Alsdenn wollen wir das Nöthigste von ihren Uebersetzungen, von ihren Nachahmungen und von ihrem allgemeinen Inhalte anführen.

Die erste gedruckte Ausgabe von dem Plautus haben wir dem Georgius Merula zu danken. Dieser Mann hat lange Zeit zu Venedig und Mailand gelehrt und die Plautinischen Komödien an dem ersten Orte in Folio 1472 drucken lassen. Von dieser Zeit an bis zum Anfange dieses jetzigen Jahrhunderts würde es uns was Leichtes sein, beinahe alle Jahre eine neue Ausgabe, wenigstens Auflage, und oftmals in einem Jahre mehr als eine anzumerken. Allein so ein Verzeichniß möchte den meisten Lesern allzu trocken vorkommen; wir berühren also nur die vorzüglichsten, und dieses sind nach der Ordnung der Jahre folgende:

1499 zu Venedig, in Fol., mit den Anmerkungen des Valla und Saracenus.

1500 zu Mailand, in Fol., mit dem Commentar des Joh. Baptista Pius.

1512 hat in Leipzig Veit Werler einige Komödien des Plautus einzeln drucken lassen, als die „Cistellaria", den „Truculentus", den „Stichus". Er war Professor daselbst, und Joachim Camerarius hat bei ihm über den Plautus gehört, wie er uns in der oben angeführten Abhandlung von den Plautinischen Fabeln berichtet.

1513 zu Paris, von Simon Carpentarius, in 8.

1514 zu Straßburg, in 4., sind 5 Komödien des Plautus mit dem Commentar des Pilades aus Brescia gedruckt worden.

1522 in Venedig eine Aldinische Ausgabe in 8.

In eben diesem Jahre kamen auch die 20 Lustspiele des Plautus cum acri Judicio (wie es auf dem Titel heißt) Nicolai Angelii zu Florenz in 8. heraus.

1530 in Paris, von Robert Stephanus gedruckt, in Fol.

In eben diesem Jahre des Gisb. Longolius Ausgabe in 8.

1538 gab Joachim Camerarius seine in Basel heraus. Er ist Derjenige, dem wir das Meiste in Verbesserung des Plautus zu danken haben. Er hat unzählige Stellen wiederhergestellt, und

die Menge derjenigen Kunstrichter, welche vor ihm daran gearbeitet, hatten ihn mehr verdorben als verbessert. Er klagt selbst hierüber in seiner angeführten Dissertation, wo er uns auch von einer Handschrift des Plautus Nachricht giebt, die er aus der Bibliothek des vorhin erwähnten Veit Werlers bekommen hatte, welche zwar alt genug war, allein von einer sehr ungelehrten Hand mochte sein verfertiget worden.

1566 kam Carl Langens Ausgabe mit den unterschiednen Lesearten des Turnebus, Junius und Anderer heraus. In Antw.

1577 in Paris des Lambinus Ausgabe in Fol. Seine Verbesserungen sind oft allzu verwegen und eigenmächtig. Man findet bei ihm viel Gelehrsamkeit, aber wenig Kenntniß des Komischen.

1590 des Janus Dousa, in Lübeck in 8. Die erste Ausgabe zwar von ihm ist von 1589.

1593 in Frankf. mit Anmerk. unterschiedner Gelehrten.

1605 in Wittenberg in 4. von Fried. Taubmann. Der Fleiß, den dieser Gelehrte daran gewendet hat, ist ungemein zu rühmen. Er hat aus den Anmerkungen der vornehmsten Gelehrten einen nützlichen Auszug gemacht, und auch das, was er von dem Seinen darzugesetzt hat, ist allezeit gelehrt und sinnreich. Es ist kein Wunder, daß ein Mann, der selbst so anmuthig gescherzt, die Scherze des Plautus am besten verstanden hat.

1610 gab Ph. Pareus in Frankf. in 8. den Plautus heraus. Er hat sich ungemein verdient um ihn gemacht. Außer dieser Ausgabe haben wir auch von ihm Analecta Plautina, ein Lexicon Plautinum, eine Abhandlung De Metris Plauti und eine andre De Imitatione Terentiana, ubi Plautum imitatus est. Daß Terentius den Plautus in der That nachgeahmet habe, gesteht er selbst in der Vorrede zu seiner „Andria“:

> Quorum (Plauti sc., Naevii, Ennii) aemulari exoptat negligentiam
> Potius, quam istorum obscuram diligentiam.

Pareus hat auch mit Grutern viele Streitigkeit des Plautus wegen gehabt, weswegen er 1620 Provocationem ad senatum criticum pro Plauto et Electis Plautinis herausgab.

1621 in 4. gab Janus Gruterus den Plautus mit dem Commentar des Taubmanns heraus. Diese Ausgabe ist in der That die allerbrauchbarste.

1640 hat ihn zu Wittenberg in 12. Buchnerus herausgegeben. Diese Ausgabe ist daselbst zu unterschiednen Malen wieder aufgelegt worden.

1645 trat Boxhorns Ausgabe in Leyden in 8. ans Licht. Sie ist mit Anmerkungen unterschiedner Gelehrten, dergleichen auch

1664 J. Fr. Gronovius zu Leyden in 8. herausgab.

1679 sah die Welt die Ausgabe des Jacob Operarius zum Gebrauch des Dauphins. Zu Paris in 4. Man weiß schon ohne mein Erinnern, wie diese Ausgaben beschaffen sind. Nach dieser Ausgabe, mit der Erklärung und den Anmerkungen des Operarius, hat in diesem Seculo 1724 Samuel Patrick in London vier Komödien, Amphitruo, Captivi, Epidicus, Rudens, in 8. herausgegeben. Und außer dieser ist auch keine in diesem Jahrhunderte merkwürdige als etwa die noch, die

1725 in Padua, in des Josephs Cominus Buchdruckerei, nach der Taubmannischen Ausgabe, in 8. ans Licht gekommen ist.

Anstatt ihn zu ediren und sich über seine dunkeln Stellen zu zanken, haben unsre neuern Gelehrten es vor verdienlicher gehalten, ihn theils zu übersetzen, theils nachzuahmen. Unter den Franzosen haben sich besonders in diesem und zum Ausgange des letztern Säculi vier Federn bemüht, diesen Vater aller Komödienschreiber ihren Landsleuten in ihrer Muttersprache vorzulegen. Man kennet die Frau Dacier und weiß, was sie vor einen Fleiß auf die Uebersetzung des Terentius gewandt hat. Eben diesen Fleiß fing sie auch 1683 an, dem Plautus genießen zu lassen. Sie gab nämlich drei vorzügliche Stücke, den Amphitruo, Rudens und Epidicus, in einer treuen und zierlichen Uebersetzung, mit Anmerkungen und Beurtheilungen nach den Regeln des Theaters, in drei kleinen Bändchen zu Paris heraus. Aus der Vorrede haben wir oben schon etwas angeführt; sie giebt außerdem noch darinnen eine kurze Nachricht von dem Ursprunge der Lustspiele, und besonders bei den Römern, und stellet alsdenn eine kleine, doch sehr gründliche Vergleichung des Plautus und Terentius an. Sie verspricht darin, sich nun auf gleiche Art über den Aristophanes zu machen, welches sie auch gethan hat, alsdenn die griechischen Tragödienschreiber durchzugehen und von dar wieder auf den Plautus zurückzukommen. Ich zweifle nicht, daß sie ihr Versprechen nicht würde gehalten

haben; allein wie manchen schönen Vorsatz hat der Tod nicht schon zu nichte gemacht? Von ihren Beurtheilungen werden wir ein andermal Gelegenheit nehmen, ausführlicher zu reden. Der andre französische Uebersetzer des Plautus ist Herr Cost, welcher uns Die Gefangnen des Plautus französisch geliefert hat. Die Arbeit ist glücklich gerathen. Herr Cost also und die Frau Dacier haben sich nur, wie wir sehen, über einzelne Stücke gemacht; die Franzosen sind derowegen dem Herrn von Limiers und dem Herrn Gueudeville besondern Dank schuldig, welche ihnen in zwei verschiednen Uebersetzungen alle sämmtlichen Stücke des Plautus zu lesen verschafft haben. Beide Uebersetzungen sind in einem Jahre, nämlich 1719, herausgekommen. Des Herrn Limiers ist in Amsterdam in 10 Octavbänden gedruckt worden. Er hat diejenigen Stücke sich zugeeignet, welche schon, wie wir erwähnt, von dem Herrn Cost und der Fr. Dacier waren übersetzt worden. In der Vorrede erzählt er kürzlich des Plautus Leben und ertheilt von seiner Arbeit Nachricht. Der lateinische Text ist mit beigedruckt. Er sagt, daß er sich besonders einer Aldinischen Ausgabe bedienet habe. Jedem Stücke hat er nach Art der Fr. Dacier eine wohlgeschriebene Kritik und Zergliederung vorgesetzt, auch, wo es nöthig, kurze Anmerkungen beigefügt. Diese sind zwar größtentheils aus dem Taubmannischen Commentar genommen, doch hat er auch gewisse geschriebne Anmerkungen von Gronoven hin und wieder dabei gebraucht. Die Uebersetzung selbst ist an den meisten Orten treu; besonders muß man seine Geschicklichkeit loben, mit welcher er die anstößigen Stellen eingekleidet hat. Zwei Stücke nämlich, Stichus und Trinummus, hat er in Verse übersetzt. Man hätte ihm vielleicht außer dieser Probe geglaubt, daß er reimen könne. Uebrigens ist es wohl ein französisches Vorurtheil, daß dieses allein die rechte Art wäre, die Comicos zu übersetzen. In dem zehnten Bande befinden sich theils die Fragmente, theils eine Sammlung auserlesener Lehrsprüche *t*) aus dem Plautus, theils zwei ganz nützliche

t) Die Sittensprüche aus dem Plautus haben außer ihm schon sehr Viele gesammelt. Dahin gehören des Uladeraccius Flores Plauti, die zu Antw. 1597 gedruckt worden, desgleichen des Heupolds Plautus redivivus, der 1628 herausgekommen, wie auch des Georg Cassanders Sententiae selectiores ex Plautinis Com., und viel andre mehr.

Register. Eine Stelle wollen wir doch aus seiner Vorrede anführen: „Ich habe mich bemüht", sagt er, „so viel mir möglich gewesen ist, die Lebhaftigkeit der Gespräche zu erhalten. Und meiner Uebersetzung desto mehr Anmuth zu geben, habe ich sie dadurch zu unterstützen geglaubt, wenn ich mir die theatralische Vorstellung lebhaft dabei einbildete. Dieserwegen sahe ich allezeit auf Molièren zurück und untersuchte, soweit ich's fähig war, welcher Ausdrücke er sich wohl würde bedient haben, wenn er diese oder jene Gedanken hätte ausdrücken sollen. Alsdenn brachte ich die Personen des Plautus auf das französische Theater und stellte mir die Bewegungen, mit welchen die besten Schauspieler in Paris etwa diese oder jene Person vorstellen würden, vor. Hatte ich einen possenhaften Knecht vor mir, so gedachte ich an La Terillière oder an Poisson *u*). Sollte ich einen Liebhaber oder einen Stutzer reden lassen, so ruft' ich mir das Bezeigen des Barons oder des Beauburgs *x*) ins Gedächtniß zurück. Die La Beauval und die La Des-mary *y*) gaben mir den Begriff von einer geschickten Buhlerin. Es ist unglaublich, wie mich diese Beihilfe in meiner Arbeit unterstützet hat, und wie viele Ausdrücke ich diesem Kunststücke schuldig bin, auf die ich außerdem wohl schwerlich würde gefallen sein." Dieser Vortheil besteht wirklich in keiner leeren Einbildung; er ist gegründet, und man kann sich desselben mit ebenso vielem Nutzen auch bei Verfertigung eigner Stücke bedienen. Diejenigen, welche einen Koch, einen Heydrich, einen Bruck, eine Lorenzin[1]) und eine Kleinfelderin gekannt haben, werden leicht die Stellen der angeführten französischen Schauspieler mit ihnen besetzen können. Ich komme auf die Uebersetzung des Herrn Gueudeville. Diese ist zu Leyden gleichfalls in 10 Octavbänden herausgekommen, doch ohne den lateinischen Text. Er hat eine Vorrede vorgesetzt, in der er die Schauspiele auf eine sehr muntre Art vertheidigt. Die Uebersetzung

u) Ein paar vortreffliche Schauspieler zu Paris vor das Komische.
x) Sie waren besonders in den ernsthaftern Rollen stark.
y) Zwei unvergleichliche Schauspielerinnen vor die verschmitzten Frauensrollen.

---

1) Ueber Lessings Verhältniß zu dieser vortrefflichen Schauspielerin, welche später als Madame Huber auf dem Wiener Theater glänzte, vergleiche man die Einleitung zum ersten Bande über die lyrischen Gedichte.

selbst ist sehr frei. Die Schreibart ist zwar komisch, und der Verstand ist größtentheils sehr wohl beibehalten, allein es sind so viel eigne Einfälle mit untermengt, daß man die Plautinischen mit Mühe darunter erkennen kann. Oft hat er auch den Plautus mehr zu einem Possenreißer als gescheidten Komödienschreiber gemacht. So viel muß ich zwar gestehen, seine Uebersetzung läßt sich angenehmer lesen, als des Herrn von Limiers, nur muß man nicht sagen, daß man den Plautus gelesen habe. Er hat jedem Stücke eine freie Zergliederung vorgesetzt, und jedem Stücke hat er auch eine wohl geschriebene Untersuchung seiner Charaktere beigefügt. Der letzte Band enthält die Fragmente und ein Verzeichniß aller anstößigen Stellen. Dieses werden die Keuschen sowohl als die Unkeuschen zu gebrauchen wissen. Außer diesen Uebersetzungen haben die Franzosen zwar schon lange Zeit vorher die Uebersetzungen des Mich. von Marolles gehabt, die in Paris 1658 in 4 Octavbänden nebst der Urschrift ist gedruckt worden; allein sie ist so schlecht, so unangenehm, so unverständlich, daß sie in keine Erwägung zu ziehen ist. Eine englische Uebersetzung des Plautus haben wir nur vor einigen Jahren, 1742, von dem Herrn Cokes erhalten. Ich habe sie nicht gesehen und bin also nicht im Stande, davon zu urtheilen. Noch weniger kann ich von Uebersetzungen in andere Sprachen sagen; die deutsche ausgenommen, in der ich aber nicht mehr als zwei Stücke unsers Poeten anzuführen weiß. Das eine ist die „Aulularia“, doch hat man eine doppelte Uebersetzung davon. Die eine hat nur ohnlängst ein geschickter Schulmann mit dem Texte und Anmerkungen herausgegeben. Ich habe sie nicht bei der Hand und kann mich auch auf seinen Namen nicht besinnen. Die andre aber ist sehr alt und 1535 in Magdeburg gedruckt worden. Der Titel heißt: Eine schöne lustige Comoedia des Poeten Plauti, Aulularia genannt, durch Joachimum Greff von Zwickau deutsch gemacht und in Reimen verfaßt, fast lustig und kurzweilig zu lesen.

Quisquis es, o faveas nostrisque laboribus adsis,
His quoque des veniam.

In der Vorrede kommen viel nützliche Sachen vor, woraus man sieht, daß der Uebersetzer allerdings ein vernünftiger Mann muß gewesen sein, der einen sehr guten Begriff von den Komödien

und ihrem Nutzen gehabt hat. Die größte Hinderniß der Aufnahme des Theaters bei den Deutschen, sagt er, sei, daß man die Leute, welche sich damit zu thun machten, nicht unterstützte. Er glaubt, es würde sehr nützlich sein, wenn man in Deutschland fleißig spielte, und lobt deswegen die Niederlande, wo fast alle Sonntage Komödien gehalten würden, wodurch denn manche Gotteslästerung, mancher Todtschlag, Saufen, Fressen und viel Uebles unterbleiben könnte. Die Uebersetzung ist vor die damaligen Zeiten noch sehr gut. Der Anfang des Prologs klingt so:

„Es möchte vielleicht euch Wunder nehm,
Wer ich doch sey, woher ich quehm[1]),
Ich wills euch sagen alsobald,
So ihr ein wenig zuhören wollt &c."

Das andre Stück des Plautus, von welchem man eine deutsche Uebersetzung hat, sind Die Gefangnen. Es ist beinahe ebenso alt, nämlich von 1582, und durch M. Mart. Hoyneccium übersetzt. Ich kenne es bloß aus den Verzeichnissen der alten deutschen Lustspiele, die wir dem Fleiße des Herrn Prof. Gottscheds zu verdanken haben.[2]) In eben diesen Verzeichnissen finde ich von 1608 ein Lustspiel von Wolfrath Spangenbergen, unter dem Titel „Die Geburt des Herculis". Vielleicht ist dieses eine Uebersetzung oder wenigstens eine Nachahmung des Amphitruos.[3]) Ich will mich bemühen, daß ich es meinen Lesern ein andermal näher berichten kann.

Wir wollen nunmehr den Stücken des Plautus selbst etwas näher treten. Es sind ihrer, wie wir schon gesagt, an der Anzahl zwanzig, die nach den Buchstaben geordnet zu sein scheinen. Das erste ist

Amphitruo. In der Abwesenheit des Amphitruo's hatte Jupiter desselben Gestalt angenommen und seine Stelle bei der

1) komme. Die alte Form dauert noch fort in „bequem", wofür die Schweizer „kommlich" sagen.

2) Gottsched, Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, 1757, I, S. 120: „Captivi, der gefangenen Leute Treu, aus dem Marco Actio Plauto übersetzt, durch M. Mart. Hayneccium [nicht Hoyneccium] 1582, 8." Und ebenso lautet der Name in den „Kritischen Beiträgen" I, S. 33 f.

3) Gottsched, ebenda S. 163: „Comödia, inhaltend die Empfengkniß und Geburt Herculis, auß dem Lateinischen Martii Actii Plautii verteutscht durch M. Wolf Spangenberg. Straßb. — Dieß ist der Amphitruo, den nachmals Molière ins Französische gebracht hat."

Alcumena vertreten. In diesem Lustspiele nun werden die Unruhen bei der Ankunft des wahren Amphitruo's vorgestellt, welche sich mit der Entdeckung des Jupiters und der Geburt des Hercules und Iphiclus endigen. Plautus nennt es eine Tragikomödie, weil hohe und niedrige Personen, Götter und Menschen darinne vermischt sind. Es ist in neuern Zeiten von Molièren unter eben diesem Titel, und im Englischen von Dryden unter der Benennung The two Sosias nachgeahmet worden. Von der erstern Nachahmung sagt Bayle, wenn aus des Plautus und aus des Molière's „Amphitruo" der Vorzug der Alten oder der Neuern sollte festgesetzt werden, so würde er nothwendig auf die Letztern fallen. Ich wundre mich, wie dieses Urtheil diesem großen Manne entwischt ist. Gesetzt, Molière hat einige sinnreichere Wendungen, einige feinere Einfälle; gesetzt, seine ganze Einrichtung sei vortrefflicher: so bleibt doch, welches das Vornehmste ist, die Ehre der Erfindung dem Plautus. Wenn ein Meister, wie Molière war, einen Plautus zum Vorgänger hat, so ist es ja kein Wunder, wenn er ihn übertrifft. Wo man auf das Gute nicht sinnen darf, da kann man leicht auf die Vermeidung der Fehler denken. Wenn der erwähnte Streit durch diese zwei Stücke sollte ausgemacht werden, so müßte Molière diesen Stoff nach seiner eignen Erfindung, wie es Plautus gethan hat, abgehandelt haben. Aus einer Stelle des Arnobius [1]) erhellet, daß dieses Lustspiel noch zu Zeiten des Diocletians, das ist dreihundert Jahr nach Christi Geburt, zu Rom sei aufgeführet worden. Nach dem „Amphitruo" kommen die übrigen Stücke in folgender Ordnung:

Asinaria. Dieses Lustspiel hat Plautus von dem Diphilus imitirt und nicht, wie gleichwohl die meisten Ausgaben lesen, von dem Dimophilus. Von dem Erstern hat man auch noch einige Fragmente *Ἐκ τῆς ὀνηγοῦ*, welches ohne Zweifel das Vorbild des Plautus gewesen ist.

Inest lepos ludusque in hac comoedia.
Ridicula res est.

Ein listiger Knecht nämlich betrügt seine Frau um das Geld, welches ihr für einige Esel soll ausgezahlt werden. Mit diesem

1) Die Lessing aus dem oben angeführten kritischen Wörterbuche von Bayle kennen lernte (übers. v. Gottsched I, S. 200).

Gelde befreit er die Liebste seines jüngern Herren, und dem Vater wird sie für seine Einwilligung auf eine Nacht versprochen, welches aber die Frau erfährt und hintertreibt.

Aulularia. Dieses ist das bekannte Stück, woraus Molière zu seinem „Geizigen" die schönsten Züge erborgt hat. Es ist nur zu bedauern, daß sie nicht ganz zu uns gekommen ist. Antonius Codrus, Professor zu Bononien, der zu den Zeiten Sigismunds und Friedrichs des Dritten gelebt hat, hat sie zwar ergänzt, allein seine und des Plautus Arbeit unterscheiden sich allzu sehr. Sie hat den Namen von dem Geldtopfe (olla), den Euclio gefunden hatte.

Captivi. Wir wollen von dem Inhalte dieses Stücks nichts gedenken, weil es das erste sein soll, welches wir unsern Lesern übersetzt vorlegen wollen. Es ist gewiß, daß es das vortrefflichste Stück ist, welches jemals auf den Schauplatz gekommen ist.

Curculio. Dieses Stück hat von dem Schmarotzer, der darinnen vorkömmt, den Namen. Der Inhalt ist sehr einfach, und die ganze Verwicklung beruhet auf dem Ringe, den dieser entwendet und dadurch seinem Patrone seine Liebsten ohne Entgelt in die Hände spielt.

Casina. Dieses ist der Name der Magd, über welche in diesem Lustspiele gestritten wird. Plautus hat es abermals von dem Diphilus erborgt, der es *Κληρούμενοι* genennet hatte, weil beide Parteien darinnen um die Casina losen. Es ist ungemein komisch. Der Prolog, ob er gleich nicht vom Plautus selbst ist, ist gleichwohl lesenswürdig. Wir wollen ein andermal über unterschiedne Stellen daraus unsre Gedanken mittheilen.

Cistellaria. Dieses Stück hat von dem Schmuckkästchen (cistella), welches verloren wird, und wodurch hernach ein Frauenzimmer von ihren Eltern erkannt wird, den Namen.

Epidicus. Dieses ist der Name des betrügerischen Knechts, der die vornehmste Rolle darinne zu spielen hat. Man hat eine italienische Nachahmung von diesem Stücke unter folgendem Titel: La Emilia, Comedia nova di Luigi Groto, Cieco di Hadria. Sie ist in Paris 1609 nebst der französischen Uebersetzung herausgekommen. Allein diese Nachahmung hat ihr vortreffliches Urbild sehr schlecht erreicht. Wir werden ein andermal davon reden.

Bacchides. Sie hat ihren Namen von den beiden Buhlerinnen, die von dem Plautus aufgeführet werden.

Apud lenones rivales filiis fiunt patres.

Dieses ist der kurze Inhalt davon.

Mostellaria. Wer des Regnard seine Unvermuthete Wiederkunft gelesen hat, der hat von diesem Stücke eine glückliche Nachahmung gelesen. Es hat seinen Namen von den Abenteuern (monstris, wovon das diminut. „mostellum“), die der Knecht seinem zurückkommenden Herrn weis macht.

Menaechmi. So heißen die zwei ähnlichen Brüder, von welchen dieses Lustspiel handelt. Regnard hat es gleichfalls unter eben dieser Benennung nachgeahmt.

Miles gloriosus. Dieses Stück ist genugsam wegen des von alten und neuen Poeten so oft nachgeahmten Charakters[1]) eines großsprecherischen Soldaten bekannt genug.

Mercator. Aus dem Titel wird man es schwerlich errathen, daß dieses Stück von einem alten verliebten Narren handelt, der seinem Sohne seine Liebste vor dem Maule wegnehmen will. Dieses Stück ist von Joh. Maria Cecchi, einem Florentiner, in einer Komödie in Prosa nachgeahmet worden, die nebst seinen andern Schauspielen 1550 zu Venedig ist gedruckt worden.

Pseudolus. Ueber dieses Stück und über den Truculentus soll sich Plautus, nach dem Zeugnisse des Cicero, am meisten gefreuet haben. Es hat seinen Namen von dem Knechte, den Plautus darinnen in der Schelmerei rechte Wunder thun läßt.[2])

Poenulus. Der Inhalt betrifft ein paar Erkennungen, und weil diese Erkennungen durch einen punischen Knecht geschehen, so hat dieses Stück von ihm den Namen bekommen.

Persa. Ein Schmarotzer betrügt einen Hurenwirth, indem er ihm seine Tochter als eine Sclavin verkauft, für das erhaltene Geld seines Patrones Liebste von ihm befreiet und ihm hernach

---

1) z. B. von Holberg im „Bramarbas“, vom Herzog Heinrich Julius von Braunschweig im „Vincentius Ladislaus“.

2) Dieses Stück wollte Lessing nachahmen in einem Entwurfe, den sein Bruder unter dem Titel „Justin“ herausgegeben hat. Vgl. ed. v. Maltzahn II, S. 463.

seine Tochter als eine Freigeborne wieder entreißt. Sie hatte sich müssen für eine Persianerin ausgeben, welcher Umstand dann dem Stücke seine Benennung ertheilet hat.

Rudens. Heißt eigentlich ein Schiffsseil. Es sollte vielmehr „Der glückliche Schiffbruch“ heißen und ist eines von den anmuthigsten Stücken des Plautus. Die Jungfer Helena Balletti Riccoboni hat es sehr artig unter dem Titel Le Naufrage nachgeahmet. Diese Nachahmung ist zu Paris 1726 in 12. gedruckt worden.

Stichus. Der Herr von Limiers benennt dieses Stück in seiner Uebersetzung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt ist auch so ziemlich dadurch ausgedrückt. Ein paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlassen haben, wollen sich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder verheirathen, sondern bestehen darauf, die Rückkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieses Stück von dem Knechte, der diese Männer begleitet hat und sich den Tag der Rückkunft mit seinem Kameraden und ihrer gemeinschaftlichen Liebsten lustig macht.[1])

Trinummus. Nach den Gefangnen des Plautus ist dieses sein vortrefflichstes Stück. Er hat es aus dem Griechischen des Philemo erborgt, bei dem es einen weit anständigern Titel hat, nämlich Der Schatz.[2]) Das letzte Stück des Plautus ist endlich:

Truculentus. Dieses Lustspiel ist am allerfehlerhaftesten unter den Werken des Plautus auf uns gekommen. Den Inhalt machen die verschiedenen Kunstgriffe aus, die eine Buhlerin anwendet, drei unterschiedene Liebhaber auf ihrer Seite zu gleicher Zeit zu behalten. Den Namen aber hat es von dem groben Knechte, der darinnen mit vorkömmt.

Zu diesen 20 Komödien fügen Pareus und einige andre Ausgaben noch die einundzwanzigste unter dem Titel Querulus. Dieses Stück hat Peter Daniel zu Paris 1564 in 8. zum ersten

---

1) Auch dieses Stück ahmte Lessing nach in dem Fragment „Weiber sind Weiber“, ed. v. Maltzahn, II, S. 431.

2) Vgl. das gleichnamige Stück im ersten Bande und unsere Einleitung dazu.

Male herausgegeben. Außerdem ist es auch 1595 mit Conrad Rittershusius' und des Janus Gruterus Anmerkungen an das Licht gekommen. Ob nun zwar auch einige Manuscripte dieses Stück dem Plautus zueignen, so haben doch die Kunstrichter erwiesen, daß es weit neuer und ungefähr zu den Zeiten des Theodosius des Jüngern geschrieben sei.

Dieses haben wir vor diesesmal von dem Leben und Schriften des Plautus anführen wollen. Wir werden schon noch öfter Gelegenheit haben, von ihm zu reden, wo wir dasjenige, was wir etwa noch übergangen haben, nachholen werden.

Die Gefangnen.

Ein Lustspiel.

Aus dem Lateinischen des M. Accius Plautus übersetzt. 1)

Vorbericht des Uebersetzers.

Wir halten hiermit unser Versprechen und scheuen uns nicht, noch einmal zu behaupten, daß „Die Gefangnen" des Plautus mit eines von den schönsten Stücken sind, die jemals auf den Schauplatz gekommen sind. Johann Dousa, ein Mann, der sich in seinen Anmerkungen über den Plautus als einen wahren Kenner komischer Schönheiten gezeigt hat, spricht: Quotiescunque manum Plauti Captivis injectare libet, me sibi prorsus consimilem, hoc est *captivum* reddunt, eadem opinor ratione qua olim *Graecia capta ferum victorem cepit*, et sic ut iis ultro vinciendum me praebeam faveamque ipse servituti meae: neque adeo si liceat aufugere velim: *ita isthaec nimis lenta* (ut meo more Plautissem) *vincla sunt litèraria. Quo magis intendas*,

1) Beiträge ꝛc. ꝛc., Zweites Stück (I.), S. 189—210. — Von dieser Uebersetzung der „Gefangnen" erschien auch noch ein Separatabdruck (Stuttg. 1750) mit nachfolgendem „Vorbericht des Uebersetzers":

„Ich halte es für überflüssig, dem Plautus allhier eine Lobrede zu halten und mich weitläufig zu rechtfertigen, warum ich eben dieses und kein andres Stück von ihm übersetzt habe. Dieser komische Dichter hat allezeit bei Kennern in

tanto adstringunt arctius etc. Wir könnten noch mehr solche Urtheile anführen, wenn wir den Leser nicht lieber selbst wollten urtheilen lassen. Dieser Vorbericht ist auch zu nichts bestimmt, als nur etwas Weniges von unserer Uebersetzung zu gedenken. Wir haben uns bestrebet, sie so einzurichten, daß sich Plautus darinne ähnlich bleiben möge. Wir haben genau übersetzt, wo es möglich gewesen ist; wir sind von dem Originale abgegangen, wo es der natürliche und komische Ausdruck der Gedanken oder unübersetzliche Wortspiele nothwendig erforderten. Mit den letztern würden unsere feinern Kunstrichter vielleicht etwas tyrannischer umgegangen sein, als wir es zu thun gewagt haben. Sie würden sie mit einer verächtlichen Miene übergangen und uns dafür mit einigen von ihren ausgesuchten und zärtlichen Wendungen beschenkt haben, die ebenso weit von dem Komischen entfernt sind, als des Plautus Spielwerke nimmermehr von dem wahren Witze. Sie werden uns mit Erbarmung ansehn, daß wir uns Mühe genommen haben, die Wortspiele theils durch ähnliche Wortspiele zu übersetzen, theils in die Anmerkungen zu bringen, daß der Leser ja nichts von diesem Schatze verliere. Doch sie werden so gütig sein, uns so lange als Uebersetzer, welche mit ihrem Originale gewissenhaft umgehen wollen, anzusehen, bis wir einmal unsere Gedanken von dem Gebrauch der Wortspiele in den Komödien entdecken und

---

einem so verdienten Ansehen gestanden, daß freilich das Vorrecht, ihn mit Verachtung anzusehen, nur unsern feinern Zeiten aufgehoben sein konnte. Unter seinen uns hinterlassenen Lustspielen hat man sich zwar nicht unterstanden, eine gewisse Rangordnung zu bestimmen. Denn wie wäre es möglich gewesen, da jedes vorzügliche Schönheiten hat, weswegen es die Oberstelle verdiente, wenn die übrigen nicht auch dergleichen besäßen? Doch sind einige davon nach gewissen Absichten von den Gelehrten ganz besonders erhoben worden; und hierunter gehören vornehmlich seine Gefangnen. Ihr Verfasser selbst erkennet sie für ein Stück, dergleichen wenig Dichter zu verfertigen fähig sind, und wir dürfen nicht glauben, daß ihn eine närrische Liebe für seine Arbeit zu diesem Urtheile gebracht hat. Denn wo sind die Stücke, welche ohne Liebe so zärtlich als lustig sind? Doch ich fange wider meinen Vorsatz an, dasjenige zu thun, was ich gleich anfangs für überflüssig erkannt habe. Ich will vielmehr diesen kurzen Vorbericht dazu anwenden, wozu ich ihn bestimmt hatte, etwas Weniges von der Uebersetzung selbst zu gedenken. Ich habe mich bestrebt, sie so einzurichten, daß sich Plautus darinnen ähnlich bleiben möge. Ich habe getreu übersetzt, wo es möglich gewesen ist; ich bin von dem Originale abgegangen", [das Uebrige wie im Folgenden] — Anm. d. Hempel'schen Ausgabe.

ihnen das Recht geben, unsern Geschmack zu verdammen. Wir waren anfangs Willens, in den Anmerkungen alle Schönheiten unsers Dichters zu entwickeln; allein wir fanden, daß sie zu weitläuftig würden, als daß man sie mit Vergnügen bei dem Stücke zugleich lesen könne. Wir entschlossen uns also, die Empfindungen unserer Leser ungehindert fortgehen zu lassen und unsere Gedanken darüber in eine besondere Abhandlung, die wir in dem dritten Stücke liefern wollen, zu bringen. Die wenigen Anmerkungen aber, welche noch geblieben sind, enthalten größtentheils nichts, als was wir zur Erklärung unsers Originals und zur Rechtfertigung unsrer Uebersetzung nothwendig beibringen mußten. Findet unsre Arbeit Beifall, so wird es uns ungemein ermuntern, alles Mögliche anzuwenden, daß wir einmal die sämmtlichen Lustspiele des Plautus unsern Landsleuten übersetzt vorlegen können. Könnte man was Bessers thun, den jetzt einreißenden verkehrten Geschmack in den Lustspielen einigermaßen zu hemmen?

Personen des Lustspiels.

Hegio, ein Alter.
Ergasilus, ein Schmarutzer.
Philokrates, } die Gefangnen.
Tyndarus, }
Aristophontes.
Ein Scherge.
Ein Knecht des Hegio.
Philopolemus, des Hegio Sohn.
Stalagmus.

Der Vorredner an die Zuschauer.

Diese zwei Gefangnen, die ihr hier stehen sehet, sitzen nicht, sondern*) — stehen. Es kann mir es jeder von euch bezeugen, daß ich die Wahrheit rede. Der Alte, welcher hier wohnet, heißt Hegio und ist dieses Gefangnen Vater. Wie es aber komme, daß er bei seinem eignen Vater diene, will ich euch, wenn ihr mir zuhören wollt, erzählen. Hegio hatte zwei Söhne. Einen davon, als ein Kind von vier Jahren, entführte ihm ein Knecht, welcher sich damit fortmachte und ihn in Elis an den Vater dieses

*) Ich mag diesen Einfall eben nicht vertheidigen. Plautus hat es ohne Zweifel selbst eingesehen, daß er nicht der vortrefflichste ist. Es ist ihm genug gewesen, wenn er nur seine Absicht, die Römer zum Lachen zu bewegen, damit erlangt hat. So ein Anfang verspricht eine reiche Ernte lächerlicher Sachen. Man sehe übrigens, mit was für Lebhaftigkeit er das, was die Zuschauer wissen sollen, erzählet, und mit was für Kunst er das versteckt, was sie jetzo nicht wissen, sondern was sie selbst bald sehen sollen. Und man sage mir, ob in vielen neuen Komödien die ersten Auftritte, ob sie gleich das Dialogische voraus haben, so angenehm sind als dieser Prolog?

andern Gefangnen verkaufte. Ihr begreift es doch? — Nun gut. Wie aber? Du, dort unten im Winkel, du sprichst Nein? Tritt näher her. Wenn du keinen Platz zum Sitzen finden kannst, hier ist Platz zum Stehen. Soll sich denn der Schauspieler zum Bettler schreien? Nimm mir es nicht übel, deinetwegen werde ich mich nicht zerreißen. Ihr aber, die ihr einen bequemen Ort inne habt, dankt es euerm Reichthum und hört vollends das Restchen; denn ich bleibe die Restchen nicht gerne schuldig. Der flüchtige Knecht, wie ich schon gesagt habe, verkaufte seinen jungen Herrn, den er von Hause mitgenommen hatte, an dieses Vater. Dieser schenkte ihn alsobald seinem Sohne zu seinem besondern Knechte, weil sie beinahe von einem Alter waren. Nunmehro aber dient er in seinem väterlichen Hause seinem eignen Vater, ohne daß es der Vater weiß. In der That, die Götter spielen auch mit den Menschen wie mit Fangebällen. Nunmehro wißt ihr, wie er den einen Sohn verloren hat. Der andre aber ist im Kriege, den die Aetolier und Elienser mit einander geführt haben, zum Gefangnen gemacht worden (denn das geschieht, so viel ich weiß, im Kriege dann und wann), und der Arzt Menarchus in Elis hat ihn an sich gekauft. Hegio gegentheils kauft eliensische Gefangene auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit dem er seinen gefangenen Sohn austauschen könne, weiß aber nicht, daß einer davon sein eigner Sohn sei. Weil er nun gestern gehört, daß ein sehr vornehmer eliensischer Ritter sei gefangen worden, so hat er zu seines Sohnes Bestem keine Unkosten angesehen, sondern hat diesen Ritter nebst seinem Knechte bei den Quästors von der Beute erkauft, damit er durch ihn seinen Sohn desto leichter wieder erhalten könne. Diese aber haben sich folgende List ausgesonnen, wodurch der Knecht seinen Herrn nach Hause verhelfen könne: sie haben nämlich Kleider und Namen unter einander verwechselt; daher heißt nun Dieser Philokrates und Jener Tyndarus, und Tyndarus spielt heute des Philokrates, und Philokrates des Tyndarus Rolle. Dieser wird seine List vortrefflich ausführen und nicht allein seinen Herrn in die Freiheit versetzen, sondern zugleich seinen eignen Bruder erhalten und ihn als einen Freien in sein Vaterland zu seinem Vater zurückhelfen. Alles das aber wird er von ungefähr thun, wie es denn meistentheils

geschieht, daß die Menschen mehr Gutes von ungefähr*) als mit Willen thun. Denn von ungefähr haben sie ohne Jemands Einrathen ihre List also eingerichtet, daß Dieser bei seinem eignen Vater in der Knechtschaft bleiben muß. Er dienet nun also seinem eignen Vater, ohne daß er es weiß. Was für eine elende Creatur ist der Mensch, wenn ich's bedenke!

Dieses nun, ihr Zuschauer, ist es, was ihr als eine wahre Geschichte, wir aber als eine Fabel**) anzusehen haben. Eines habe ich noch mit Wenigem zu erinnern. Es verlohnt sich in der That der Mühe, daß ihr diesem Spiele zuhört. Denn es ist nicht so obenhin nach der gemeinen Weise gemacht; es sind keine unzüchtigen Verse darinne, mit welchen man das Gedächtniß zu beladen sich schämen muß. Es kömmt kein meineidiger Hurenwirth, keine treulose Buhlerin, kein großsprecherischer Soldat vor.

Uebrigens dürft ihr euch des Kriegs wegen nicht bange sein lassen, den, wie ich gesagt habe, die Aetolier und Elienser mit einander führen. Es kömmt nichts auf dem Schauplatz davon vor. Denn es wäre sehr unbillig, wenn wir, da die Zuschauer ein Lust-

*) — — itidem ut saepe iam in multis locis
Plus insciens quis fecit, quam sciens, boni.

Dieses sind des Plautus Worte. Wir wollen hierbei die Stelle aus dem Terentius anmerken, wo er eben dieses den Parmeno zum Schlusse der Hecyra sagen läßt:

Equidem plus hodie boni
Feci imprudens, quam sciens ante hunc diem unquam.

Aus dieser Stelle darf es nicht allein bewiesen werden, daß Terentius den Plautus nachgeahmet habe.

**) Haec res agetur nobis, vobis fabula. So heißt eigentlich die Stelle. Wenn ich sie aber nach der Einsicht beurtheile, welche Plautus nothwendig von der Einrichtung der Schauspiele muß gehabt haben, so komme ich auf die Vermuthung, daß die beiden Pronomina versetzt worden sind, und daß es heißen solle: Haec res agetur vobis, nobis fabula. Denn dieses eben macht die Vollkommenheit der Schauspiele aus, wenn die Zuschauer eine wahrhafte Geschichte und keine Vorstellung einer erdichteten Begebenheit zu sehen glauben. Die Schauspieler aber müssen es niemals aus den Gedanken lassen, daß sie nur vorstellende Personen sind und ihre Vorstellungen so wahrscheinlich machen müssen, daß sie den Zuschauer zu hintergehen im Stande sein können. Doch kann es auch sein, daß die erste Leseart die rechte ist, und daß Plautus ganz was Anders dabei gedacht hat. Vielleicht will er den Vorredner dadurch sagen lassen: Ihr könnt zwar das, was wir vorstellen werden, für eine Fabel ansehen, für uns aber ist es schon eine etwas wichtigere Sache, weil unsere Belohnungen, wenn wir es gut machen, darauf beruhen.

spiel erwarten, plötzlich in ein Trauerspiel fallen wollten.*) Will aber Jemand von euch Krieg haben, der fange nur Händel an. Wenn es ihm glückt, daß er an Einen kömmt, der stärker ist als er, so wird es gewiß ein so artiges Treffen setzen, daß er sich gerne in Zukunft für alle Treffen bedanken wird.

Lebet wohl, ihr gerechtesten Richter im Frieden und tapfersten Helden im Kriege! Ich gehe ab.

*) Hoc paene iniquum est Comico choragio,
Conari de subito nos agere tragoediam.

Die neuern Comici würden sehr wohl thun, wenn sie diese kleine Erinnerung merken wollten. Es ist, als wenn sich unsere Zeiten verschworen hätten, das Wesen der Schauspiele umzukehren. Man macht Trauerspiele zum Lachen und Lustspiele zum Weinen. Den Franzosen könnte man es noch eher erlauben, daß sie sich diese kleine Abwechselung machten. Sie haben schon Trauerspiele genug, die zum Weinen, und Lustspiele, die zum Lachen bewegen. Warum die Deutschen aber, die ihnen hierinne noch weichen müssen, da mit Ruhm anzufangen glauben, wo diese mit Schanden aufgehöret haben, das begreifen wir nicht. [Man vergleiche Lessings Aufsatz in der „theatralischen Bibliothek“: Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele.]

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Die Jugend hat mir den Zunamen Hure gegeben, weil ich beständig ungerufen bei ihren Gastereien bin. Ich weiß wohl, die Herren Witzlinge sagen, daß der Zuname sehr albern sei; allein ich — ich sage, daß er schon recht ist. Denn wenn ein Buhler bei der Schmauserei würfeln will, so ruft er seine Hure dabei an. Nicht wahr, sie ist also angerufen? Freilich. Ist es denn nun viel anders mit uns Schmarutzern, die wir niemals zu einem Schmause gerufen werden? Wir sind also allezeit ungerufen? Angerufen und ungerufen aber ist ja nicht so weit von einander.*) Wir ernähren uns beständig, wie die Mäuse, von fremder Kost. Wenn sich die Leute Feiertage machen und aufs Land

*) Ich habe dieses Wortspiel einigermaßen beizubehalten gesucht. In dem Lateinischen ist es ungleich artiger, weil invocatus zugleich angerufen und ungerufen heißen kann. Ehe ich es aber gar übergehen wollte, so habe ich es lieber so gut übersetzen wollen, als es die deutsche Sprache verstattet. Uebrigens wird man so billig sein und dieses Spielwerk nach dem beurtheilen, in dessen Munde es ist. Die Scherze nach den unterschiedenen Charakteren einzurichten, ist ein Kunststück, welches wenige in einer solchen Stärke besitzen wie Plautus. Bei den Meisten scherzet der Knecht ebenso fein wie sein Herr, oder der Herr ebenso grob wie sein Knecht.

begeben, so haben auch unsere Zähne Feiertage. So wie die Schnecke bei der Hitze, wenn kein Thau fällt, sich ganz verborgen hält und von ihrem eignen Safte zehret, so bleiben auch die Schmarutzer, wenn Die, die sie sonst beschmausen, auf dem Lande sind, ganz versteckt und leben von ihrem eignen Safte. Alsdenn gleichen sie den Windhunden, nach und nach aber, wenn die Leute in die Stadt zurückkommen, werden sie wieder zu dicken, unbequemen und verdrießlichen Bollenbeißern. Es ist zwar hier auch ganz aus mit ihnen; wer nicht Ohrfeigen leiden und sich die Töpfe auf dem Kopfe zerschmeißen lassen kann, der mag nur den Sack nehmen und vors Thor betteln gehen Und wer weiß, ob mir's besser gehen wird, da mein Patron im Kriege, den die Aetolier und Elienser mit einander führen, zum Gefangnen ist gemacht worden. Jetzo ist er nun in Elis, der arme Philopolemus; denn ich bin hier in Aetolien, und zwar bei seines Vaters, des Hegio, Hause. Der gute alte Mann! Sein Haus ist mir jetzo ein recht Jammerhaus geworden, ich kann se ohne Thränen niemals ansehen. Er hat seinem Sohne zum Besten einen recht schimpflichen Handel, und der seinem Naturell gar nicht gemäß ist, angefangen. Er kauft nämlich Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit welchem er seinen Sohn vertauschen kann. Ich muß ihn doch besuchen. Doch die Thüre geht alleweile auf, woraus ich so oft dicke und berauscht gegangen bin.

Zweiter Auftritt.

Hegio. Ein Scherge. Ergasilus.

Hegio. Höre, was ich sage!. Mache die zwei Gefangnen, die ich gestern bei den Quästors von der Beute gekauft habe, von ihren großen Ketten, womit sie gefesselt sind, los und lege Jedem eine besondre an! Laß sie drinnen und draußen frei herumgehen, nur daß sie mit der größten Sorgfalt bewacht werden. Mit einem Gefangnen, dem man zu viel Freiheit läßt, ist es nicht anders als mit einem Vogel. Wenn er einmal Gelegenheit davon zu fliegen findet, so ist es geschehen. Er läßt sich nimmermehr wieder fangen.

Der Scherge. Ja freilich sind wir allesammt lieber frei als in der Knechtschaft.

Hegio. Doch scheinst du eben nicht von den Allen zu sein.

Der Scherge. Willst du denn also, da ich dir nichts geben kann, daß ich mich auf die Flucht begeben soll?

Hegio. Begieb dich nur, begieb; du sollst schon sehen, was sich alsdenn mit dir begeben soll!

Der Scherge. Je nu, ich will es machen, wie du sprichst, daß es die Vögel machen.

Hegio. Gut, und eben deswegen werde ich dich ins Käficht sperren. Doch genug gespaßt. Thue, was ich dir befohlen habe, und pack dich fort!

Ergasilus. Wie gerne wollte ich, daß der ehrliche Mann seinen Zweck erhielte! Denn wenn er seinen Sohn nicht wieder erhält, so ist es mit meiner Erhaltung geschehen. Von der übrigen Jugend ist gar nichts zu hoffen. Sie lieben sich Alle selbst zu sehr. Das war noch der einzige Jüngling von altem Schrot und Korne. Ich habe ihn niemals umsonst vergnügt gemacht. Sein Vater ist auch noch von der guten Art.

Hegio. Ich will zu meinem Bruder, bei dem ich meine übrigen Gefangnen habe, gehen. Ich muß sehen, ob sie die Nacht keine Unordnung angefangen haben. Von da will ich alsbald wieder nach Hause kommen.

Ergasilus. Es thut mir leid, daß der arme alte Mann zum Besten seines Sohnes so eine kerkermäßige Handthierung treiben muß. Wenn er ihn zwar auf keine andere Art wieder erhalten kann, so mag er gar einen Schinder abgeben. Ich kann es wohl leiden.

Hegio. Wer redt hier?

Ergasilus. Ich, den deine Betrübniß ganz abmergelt. Ich veralte, verschmachte und verschwinde darüber. Ich bin vor lauter Magerkeit nichts als Haut und Knochen. Es bekömmt mir kein Bissen, den ich zu Hause esse; kaum daß mir das, was ich bei guten Freunden koste, noch gedeihet.

Hegio. Willkommen, Ergasilus!

Ergasilus. Die Götter stehen dir bei, Hegio!

Hegio. Nu, nu, weine nur nicht!

Ergasilus. Ich soll nicht weinen? Ich soll so einen rechtschaffnen Jüngling nicht beweinen?

Hegio. Ich habe wohl gesehen, daß mein Sohn und du gute Freunde waret — —

Ergasilus. So geht's. Wir Menschen erkennen unser Glück nicht eher, als bis wir es wiederum verlieren. Seitdem dein Sohn ist gefangen worden, seitdem hab' ich erst eingesehen, wie hoch ich ihn zu schätzen habe. Ach, wie sehne ich mich nach ihm!

Hegio. Da einem Fremden sein Unglück so nahe geht, wie soll es mich nicht schmerzen, da er mein einziger Sohn ist!

Ergasilus. Ich ein Fremder? Dein Sohn mir ein Fremder? O Hegio, sage dieses nicht, glaub es nicht! Er ist dein einziger Sohn, aber mir — mir ist er noch viel einziger.

Hegio. Ich lobe dich, daß dich deines Freundes Ungemach wie das deine schmerzt. Doch sei nur gutes Muths!

Ergasilus. Ach!

Hegio. Der gute Schelm ist ganz betrübt, weil die Schmausereien nunmehr abgedankt sind. Hast du denn aber Niemanden gefunden, der unterdessen diese abgedankten Schmausereien in seinen Sold nehmen und commandiren will?

Ergasilus. Du glaubst es wohl; aber nein. Nachdem dein Sohn Philopolemus ist gefangen worden, bedankt sich Jedermann für dergleichen Commando.

Hegio. Es wundert mich auch eben nicht, daß sie sich dafür bedanken. Man hat gar zu viel und gar zu vielerlei Soldaten dazu nöthig. Da sind erstlich Bäckersoldaten. Und von diesen Bäckersoldaten giebt's wieder unterschiedne Arten. Man braucht Brotsoldaten, man braucht Kuchensoldaten. Hernach kommen die Ziemersoldaten, die Schnepfensoldaten. Und was hat man nicht endlich für eine Menge Fischsoldaten nöthig!

Ergasilus. Wie doch manchmal die größten Köpfe im Verborgnen bleiben! Was solltest du nicht für ein General sein, und mußt doch als eine Privatperson leben!

Hegio. Sei nur gutes Muths! Ich hoffe, daß ich meinen Sohn in wenig Tagen wieder zu Hause haben will. Denn ich habe gestern einen jungen eliensischen Gefangnen, der von sehr

vornehmem und reichem Geschlechte ist, bekommen, und mit diesem hoffe ich ihn zu vertauschen.

Ergasilus. Die Götter geben es

Hegio. Aber sage mir doch, bist du heute auf den Abend zu Gaste gebeten?

Ergasilus. So viel ich weiß, nicht. Aber warum fragst du das?

Hegio. Es ist heute mein Geburtstag, ich will dich also auf den Abend einladen.

Ergasilus. Das war sinnreich gesprochen!

Hegio. Aber du mußt mit Wenigem können zufrieden sein.

Ergasilus. Wenn es nur nicht allzu wenig ist.

Hegio. Wie ich ordentlich zu speisen pflege.

Ergasilus. Nu, nu, biete mich nur.

Hegio. Wenn mich nur Niemand überbietet*).

Ergasilus. Ei, was für ein Gebot sollte mir und meinesgleichen wohl lieber sein? Mit solchen Bedingungen will ich mich dir mit Grund und Boden zuschlagen lassen.

Hegio. O, sage vielmehr: ohne Grund und Boden**) — Doch, wenn du kommen willst, so mußt du bei Zeiten kommen.

Ergasilus. Ich kann jetzo gleich kommen.

Hegio. Nein, nein, gehe nur und sieh, ob du sonstwo etwa einen Hasen auftreiben kannst, die Lerche bleibt dir doch gewiß***); denn meine Mahlzeit ist allerdings auch für dich ein wenig zu harte und zu rauh.

*) Die Anspielung, die im Lateinischen auf den Kauf überhaupt ist, habe ich nur auf eine Art des Kaufs, auf die Versteigerung, einschränken müssen, damit ich den Scherz beibehalten konnte.

**) Wegen seiner Gefräßigkeit.

***) Ich glaube, daß dieses der natürlichste Verstand sei, weil er mit der ersten Rede des Hegio, emtum, nisi qui meliorem affert, am besten übereinkömmt. „Ich biete dich zwar zu Gaste", will Hegio sagen, „aber du brauchst deswegen keine bessre Mahlzeit zu versäumen. Findest du Einen, der dir was Bessers vorsetzen kann, laß dich nicht abhalten!" Ich könnte hier dem ältern Scaliger eine gelehrte Untersuchung, was ciris sei, abborgen, wenn ich glaubte, daß meinen Lesern was daran gelegen sein würde. Ich habe es nach der gemeinen Art schlechtweg durch „Lerche" übersetzt; ich will mir aber Diejenigen nicht dadurch zu Feinden machen, welche gebratene Lerchen einem gebratenen Hasen vorziehen. Eine kleine Anmerkung will ich hier noch über den Charakter der Schmarutzer machen. Man wird wenig Stücke bei dem Plautus finden, worinne nicht ein Parasitus



Ergasilus. O! o! Denke nicht, Hegio, daß du mich dadurch abschrecken wirst. Ich kann meinen Zähnen Schuhe anziehn.

Hegio. Nu, nu, meine Kost wird stachlicht genug sein.

Ergasilus. Du wirst doch nicht gar Dörner speisen?

Hegio. Lauter Feldgerichte —

Ergasilus. Das Schwein ist auch ein Feldthier.

Hegio. Vor allen Dingen viel Kraut —

Ergasilus. Das kannst du den Kranken zu Hause vorsetzen. Hast du mir sonst noch was zu befehlen?

Hegio. Nichts, als daß du bei Zeiten kommen sollst.

Ergasilus. Das hätte ich so nicht vergessen.

Hegio. Ich will hereingehen und doch überschlagen, wie viel ich Geld bei dem Wechsler stehn habe. Den Gang zu meinem Bruder kann ich versparen bis hernach.

vorkommen sollte. Ich kann mich aber in der That auf kein einziges von neuern Lustspielen besinnen, wo so eine Person wäre lächerlich gemacht worden. Doch es ist kein Wunder. Man würde vielleicht ein Hirngespinnste lächerlich gemacht haben. Der Charakter eines Schmarutzers hat das Unglück gehabt, mit der Gastfreiheit auszusterben.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Schergen. Philokrates und Tyndarus, die Gefangnen.

Ein Scherge. Da die unsterblichen Götter euch zu diesem Unglück auserſehen haben, ſo habt ihr es mit Geduld zu ertragen. Durch dieſe könnt ihr euch eure Laſt erleichtern. Ich will es glauben, daß ihr in eurem Vaterlande frei geweſen ſeid. Da ihr aber jetzo in die Knechtſchaft gerathen ſeid, ſo wird es gut ſein, wenn ihr euch darein ſchickt und ſie euch durch den Gehorſam gegen euren Herrn ſo erträglich macht, als es nur möglich iſt. Alles, was der Herr thut, muß euch recht ſein, wenn es gleich nicht recht iſt.

Die Gefangnen. Ach!

Ein Scherge. Der Seufzer war unnöthig, und euer Weinen iſt euch zu nichts gut, als die Augen zu verderben. In Trübſalen iſt nichts beſſer als ein guter Muth.

Die Gefangnen. Allein wir ſchämen uns, daß wir gefeſſelt ſein.

Ein Scherge. So darf es euren Herrn hernach nicht gereuen, daß er euch, die ihr ihm ſo viel Geld koſtet, frei, ohne Ketten hat gehn laſſen, wenn ihr etwa —

Die Gefangnen. Was befürchtet er sich denn von uns? Wir wissen schon, was unsre Schuldigkeit ist, wenn er uns gleich ungebunden gehen ließe.

Ein Scherge. Ha! ha! Ich sehe schon, worauf ihr umgeht. Ihr sucht zu entfliehn.

Die Gefangnen. Wir entfliehn? Und wohin?

Ein Scherge. Nach Hause.

Die Gefangnen. Geh! Es würde sich schlecht für uns schicken, zu entfliehn.

Ein Scherge. Nu, nu, wenn sich die Gelegenheit etwa ereignen sollte, so will ich es euch nicht abrathen.

Die Gefangnen. Eine kleine Bitte haben wir an euch zu thun.

Ein Scherge. Worinne besteht die?

Die Gefangnen. Wir wollten gerne mit einander sprechen, ohne daß uns weder du noch Jemand von Diesen zuhörte.

Ein Scherge. Gut, das soll euch erlaubt sein. Weg von hier! Laßt uns unterdessen hier zurücktreten. Allein macht es kurz!

Philokrates. Dieses wünschte ich eben. Komm hierher, Tyndarus!

Ein Scherge. Fort hier! Packt euch zurück!

Tyndarus. Wir sind euch Beide sehr verbunden, daß ihr uns diese Gefälligkeit erzeigt.

Philokrates. Komm also näher hieher, damit sie nichts von unsern Reden auffangen können! Sie müssen von unserer List nicht das Geringste merken. Denn eine List ist keine List, wenn sie nicht heimlich gehalten wird; sie ist vielmehr das größte Unglück, sobald sie auskömmt. Wenn du dich also für meinen Herrn ausgeben willst und ich mich als deinen Diener anstellen soll, so müssen wir uns wohl vorsehen, daß wir Alles behutsam und ohne Behorcher verrichten. Wir müssen allen unsern Fleiß, allen unsern Witz dabei anwenden. Die Sache ist zu wichtig, als daß sie sich schläfrig treiben ließe.

Tyndarus. Ich will Alles thun, wie du es befiehlst.

Philokrates. Das hoff' ich.

Tyndarus. Du siehst wohl, daß ich jetzo für dein mir so werthes Leben mein eigen Leben in die Schanze schlage.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Schergen. Philokrates und Tyndarus, die Gefangnen.

Ein Scherge. Da die unsterblichen Götter euch zu diesem Unglück auserſehen haben, so habt ihr es mit Geduld zu ertragen. Durch diese könnt ihr euch eure Last erleichtern. Ich will es glauben, daß ihr in eurem Vaterlande frei gewesen seid. Da ihr aber jetzo in die Knechtschaft gerathen seid, so wird es gut sein, wenn ihr euch darein schickt und sie euch durch den Gehorsam gegen euren Herrn so erträglich macht, als es nur möglich ist. Alles, was der Herr thut, muß euch recht sein, wenn es gleich nicht recht ist.

Die Gefangnen. Ach!

Ein Scherge. Der Seufzer war unnöthig, und euer Weinen ist euch zu nichts gut, als die Augen zu verderben. In Trübsalen ist nichts besser als ein guter Muth.

Die Gefangnen. Allein wir schämen uns, daß wir gefesselt sein.

Ein Scherge. So darf es euren Herrn hernach nicht gereuen, daß er euch, die ihr ihm so viel Geld kostet, frei, ohne Ketten hat gehn lassen, wenn ihr etwa —

Die Gefangnen. Was befürchtet er sich denn von uns? Wir wissen schon, was unsre Schuldigkeit ist, wenn er uns gleich ungebunden gehen ließe.

Ein Scherge. Ha! ha! Ich sehe schon, worauf ihr umgeht. Ihr sucht zu entfliehn.

Die Gefangnen. Wir entfliehn? Und wohin?

Ein Scherge. Nach Hause.

Die Gefangnen. Geh! Es würde sich schlecht für uns schicken, zu entfliehn.

Ein Scherge. Nu, nu, wenn sich die Gelegenheit etwa ereignen sollte, so will ich es euch nicht abrathen.

Die Gefangnen. Eine kleine Bitte haben wir an euch zu thun.

Ein Scherge. Worinne besteht die?

Die Gefangnen. Wir wollten gerne mit einander sprechen, ohne daß uns weder du noch Jemand von Diesen zuhörte.

Ein Scherge. Gut, das soll euch erlaubt sein. Weg von hier! Laßt uns unterdessen hier zurücktreten. Allein macht es kurz!

Philokrates. Dieses wünschte ich eben. Komm hierher, Tyndarus!

Ein Scherge. Fort hier! Packt euch zurück!

Tyndarus. Wir sind euch Beide sehr verbunden, daß ihr uns diese Gefälligkeit erzeigt.

Philokrates. Komm also näher hieher, damit sie nichts von unsern Reden auffangen können! Sie müssen von unserer List nicht das Geringste merken. Denn eine List ist keine List, wenn sie nicht heimlich gehalten wird; sie ist vielmehr das größte Unglück, sobald sie auskömmt. Wenn du dich also für meinen Herrn ausgeben willst und ich mich als deinen Diener anstellen soll, so müssen wir uns wohl vorsehen, daß wir Alles behutsam und ohne Behorcher verrichten. Wir müssen allen unsern Fleiß, allen unsern Witz dabei anwenden. Die Sache ist zu wichtig, als daß sie sich schläfrig treiben ließe.

Tyndarus. Ich will Alles thun, wie du es befiehlst.

Philokrates. Das hoff' ich.

Tyndarus. Du siehst wohl, daß ich jetzo für dein mir so werthes Leben mein eigen Leben in die Schanze schlage.

Philokrates. Es ist wahr.

Tyndarus. Aber gedenke auch daran, wenn du deinen Zweck wirst erlangt haben! Denn ich weiß wohl, wie die meisten Menschen sind. So lange als sie nach etwas streben, so lange sind sie gut, sobald sie es aber erlangt haben, sobald werden sie aus den Besten die Schlimmsten und Ungetreuesten. Doch ich will hoffen, daß du so sein werdest, wie ich es wünsche. Ich könnte es mit meinem Vater nicht besser meinen, als ich es mit dir meine.

Philokrates. In der That, ich habe dich mit Recht meinen Vater zu nennen. Denn nach meinem wirklichen Vater hast du dich am väterlichsten gegen mich bewiesen.

Tyndarus. Ja, ja!

Philokrates. Ich ermahne dich also, gedenke ja fleißig daran, daß ich nun nicht mehr dein Herr, sondern dein Knecht bin. Nur das Einzige bitte ich dich, da uns die Götter jetzo ihren Willen kund gethan und mich, deinen vorigen Herrn, zu deinem Mitknechte gemacht haben: dies Einzige bitte ich dich, ich, der ich dir sonst mit Recht zu befehlen hatte, ich bitte es dich um unsers ungewissen Glücks, um der Gütigkeit, die dir mein Vater erzeigt hat, um unserer gemeinschaftlichen Knechtschaft willen: ehre mich nicht anders, als ich dich geehrt habe, da du mir dientest, und erinnere dich fleißig, was du gewesen seist, und was du nun bist!

Tyndarus. Ich weiß schon. Ich bin nunmehro du, und du bist ich.

Philokrates. Gut. Wenn du das wohl merken kannst, so können wir hoffen, daß unsre List gelingen werde.

Zweiter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Ich werde gleich wieder hereinkommen. Ich will nur Diese erst etwas fragen. Wo sind sie, die ich vor die Thüre zu führen befohlen habe?

Philokrates. O, du hast schon dafür gesorgt, daß wir nicht weit sein können. Wir sind ja mit Ketten und Wachen ganz umschanzt.

Hegio. Wenn man sich auch noch so sehr vorsieht, man kann sich doch nimmermehr zu viel vorsehn. Wenn man manchmal glaubt, sich am besten vorgesehn zu haben, so ist man mit aller seiner Vorsicht betrogen. Oder thue ich etwa Unrecht, daß ich euch so scharf bewache, da ich euch für so viel baares Geld gekauft habe?

Philokrates. Es würde uns nicht geziemen, wenn wir dir deine Vorsicht übel nehmen wollten. Doch würde es sich auch für dich nicht schicken, es uns zu verdenken, wenn wir uns bei Gelegenheit davonmachen sollten.

Hegio. Wie ich euch hier bewachen lasse, ebenso wird mein Sohn bei euch bewacht.

Philokrates. Ist er auch gefangen worden?

Hegio. Leider!

Philokrates. So sind wir doch nicht die einzigen Bärenhäuter gewesen.

Hegio. Komm hierher! Ich möchte dich gerne alleine um etwas fragen, worinne du mich aber nicht belügen mußt.

Philokrates. Was ich weiß, will ich dir wahrhaft gestehen. Wenn ich aber etwas nicht weiß, so mußt du mir es auch nicht verdenken, daß ich es nicht weiß.

Tyndarus. Nun ist der Alte in der Barbierstube. Das Messer ist schon angesetzt. Gleichwohl giebt er ihm nicht einmal das Tuch um, daß er sich das Kleid nicht garstig mache. Ob er ihn aber glatt oder über den Kamm scheren wird, weiß ich noch nicht. Wenn er aber gescheit ist, so wird er ihn rechtschaffen zerkratzen.

Hegio. Höre! Willst du lieber frei oder ein Knecht sein? Sprich!

Philokrates. Ich will nichts, als was dem Guten am nächsten kömmt und von dem Uebel am weitesten entfernt ist. Vielen zwar ist die Knechtschaft eben nicht sehr beschwerlich gewesen. Darunter gehöre auch ich. Mein Herr hat mich nicht anders als sein eigen Kind gehalten.

Tyndarus. Gut! In der That, nicht einmal für ein Talent wollte ich den Thales aus Milet kaufen. Denn gegen Dem

seine Weisheit ist die feinige Kinderpossen. Mit was für einer Art hat er nicht die Rede auf die Knechtschaft zu bringen gewußt!

Hegio. Aus was für einem Geschlechte ist dieser Philokrates?

Philokrates. Aus dem Polyplusischen, welches daselbst das mächtigste und geehrteste Geschlecht ist.

Hegio. Aber er selbst, in was für einem Ansehen stehet er in seiner Vaterstadt?

Philokrates. In großem. Die vornehmsten Leute schätzen ihn.

Hegio. Da er nun, wie du sagst, in solcher Hochachtung bei den Eliensern stehet, wie steht es denn um seinen Beutel? Ist er fett?

Philokrates. Er könnte Unschlitt daraus kochen. Der Alte —*)

Hegio. Was? der Alte? Lebt sein Vater auch noch?

Philokrates. Als wir von Hause abreiseten, hat er noch gelebt. Ob er aber jetzo noch lebt, das muß der Tod am besten wissen.

Tyndarus. Das geht vortrefflich. Er lügt nicht nur, er fängt auch gar an zu philosophiren.

Hegio. Wie heißt sein Vater?

Philokrates. Thesaurokrypsonikochrysides.

Hegio. Den Namen hat man ihm gewiß wegen seines großen Reichthums gegeben.

Philokrates. Nicht allein. Auch wegen seines Geizes und seiner Kühnheit. Denn sein eigentlicher Name ist Theodoromedes.

Hegio. Was sagst du? So ist sein Vater geizig?

Philokrates. Nur gar zu geizig. Zum Exempel, daß du

*) Unde excoquat sevum senex heißt es in den meisten Ausgaben, Dousa aber unterscheidet die Personen also: *Phil.* Unde excoquat sevum. *Heg.* Senex quid pater? vivitne? Allein das senex kann ganz wohl noch bei der Rede des Philokrates bleiben, nur so, daß es einen neuen Perioden anfängt, worinne er von seinem Vater etwas gedenken will, wo ihm Hegio aber alsbald ins Wort fällt: quid pater? etc. Daß man also vielleicht lesen muß:

Phil. Unde excoquat sevum. Senex — — —
Heg. Quid pater? vivitne?

doch siehst, was er für ein Mann ist! Wenn er seinem Genius opfert, so braucht er lauter irdene Gefäße zu dem heiligen Werke, aus Furcht, sein Genius möchte sie ihm sonst entwenden. Daraus kannst du sehen, wie viel er Andern trauen mag.

Hegio. Gut! Komm, tritt unterdessen hierher! Ich will mich auch bei Diesem erkundigen. Philokrates*), Dieser hat als ein rechtschaffner Mensch, wie es auch seine Schuldigkeit war, gehandelt. Ich weiß von ihm, aus was für einem Geschlechte du bist. Er hat mir's gestanden. Wenn du mir es auch gestehen willst, es wird dein Schade nicht sein. Unterdessen will ich dir doch sagen, daß ich Alles schon von ihm weiß.

Tyndarus. Er hat seine Schuldigkeit gethan, da er dir die Wahrheit gestanden hat, ob ich gleich mit aller Sorgfalt meinen Adel, mein Geschlecht und meine Reichthümer habe verbergen wollen. Da ich aber Vaterland und Freiheit verloren habe, so kann ich es ihm freilich nicht verdenken, daß er mich weniger als dich fürchtet. Die feindliche Gewalt hat meinen Stand dem seinigen gleich gemacht. Vorher durfte er mich nicht mit einem Worte beleidigen, jetzo kann er es mit der That thun. Aber wie du siehst, das Glück verfährt mit uns Menschen nach seinem Kopfe. Ich war frei, nun bin ich ein Knecht. Vom Höchsten macht es mich zum Letzten. Sonst war ich gewohnt zu befehlen, nun muß ich mir befehlen lassen. Wenn ich zwar einen Herrn bekommen habe, wie ich selbst gegen meine Leute gewesen bin, so darf ich mich nicht befürchten, daß er mir was Ungerechtes oder allzu Beschwerliches gebieten werde. Dieses Einzige, Hegio, will ich dir nur sagen, — wenn du es nicht übel nehmen willst —

Hegio. Rede frei!

Tyndarus. Ich bin ebensowohl frei gewesen als dein Sohn. Wir haben, sowohl er als ich, durch die feindliche Macht unsre Freiheit verloren. Er dienet bei uns nicht anders, als ich bei euch diene. Es ist ganz gewiß ein Gott, welcher, was wir thun, hört und sieht. Wie du mich hier halten wirst, so wird er

*) In den Ausgaben, die ich habe nachsehen können, stehet: Philocrates hic fecit, hominem frugi ut facere oportuit. Dieses ist offenbar falsch. Bei Philokrates ist das Komma unentbehrlich, welches hier die Anrede sein muß; denn Hegio wußte es ja nicht, daß es Philokrates, mit dem er geredt hätte.

machen, daß man deinen Sohn auch bei uns hält. Führst du dich gütig gegen mich auf, so wird es ihm zu Statten kommen; bist du hart gegen mich, so wird man es auch gegen ihn sein. So sehr du nach deinem Sohne verlangst, so sehr verlangt auch mein Vater nach mir.

Hegio. Ich glaube Alles das. Doch wirst du mir es gestehen, was er mir gestanden hat?

Tyndarus. Ich gestehe dir, daß mein Vater großen Reichthum besitzet, und daß ich aus vornehmem Geschlechte bin. Allein ich bitte dich, Hegio, laß dich meine Reichthümer nicht geiziger machen und bringe meinen Vater nicht dahin, daß er es für anständiger halten muß, mich, ob ich gleich sein einziger Sohn bin, lieber bei dir in der Knechtschaft zu lassen, wo du mich auf deine Unkosten satt machen und kleiden mußt, als mich da, wo es mir am wenigsten anständig sein würde, betteln zu sehen.

Hegio. Ich bin durch den Segen der Götter und den Fleiß meiner Vorfahren reich genug. Zwar glaube ich nicht, daß man den Gewinnst allezeit verachten muß, ich weiß vielmehr, daß viele Leute dadurch groß geworden sind. Allein ich weiß auch, daß zuweilen Schaden besser ist als Gewinnst. Ich hasse das Geld, es ist Vielen ein schlechter Rathgeber gewesen. Höre also und vernimm meine ganze Sinnesmeinung! Mein Sohn dienet bei Euch in Elis als ein Gefangner. Wenn du mir ihn zurückschaffst, so sollst du keinen Heller mehr geben. Ich will dich und deinen Knecht gehen lassen. Anders aber laß ich euch nicht frei.

Tyndarus. Dein Verlangen ist gut und billig. Du bist der rechtschaffenste Mann. Allein ist dein Sohn ein Privat- oder ein öffentlicher Gefangner?

Hegio. Ein Privat-Gefangner, bei dem Arzt Menarchus.

Philokrates. Vortrefflich! Menarchus ist Dieses sein Client. Die Sache wird gehn, als ob sie geschmiert wäre.*)

Hegio. Mache also, daß er ranzionirt wird!

Tyndarus. Es soll geschehn. Aber das bitte ich dich, Hegio — —

*) Man halte mir den Ausdruck zu Gute. Ich habe etwas setzen wollen, welches dem Lateinischen, welches ein Sprichwort zu sein scheinet, ein wenig ähnlich sei.

Hegio. Nur bitte nichts, was diesem Vornehmen zuwiderläuft, sonst Alles —

Tyndarus. Höre mich nur! Ich verlange nicht, daß du mich eher freilassen sollst, als du deinen Sohn wiederbekommen hast. Allein das bitte ich dich. Schlag mir Diesen um ein Gewisses an! Ich will ihn zu meinem Vater schicken, damit er deinen Sohn ranzioniren kann.

Hegio. Ich dächte, wir schickten lieber einen Andern, sobald als Waffenstillestand sein wird. Ein Andrer kann sich mit deinem Vater ebensowohl besprechen und deine Befehle nach deinem Willen ausrichten.

Tyndarus. Nein, einen Unbekannten an ihn zu schicken, taugt nichts. Es wäre Alles umsonst. Schicke Diesen! Der wird Alles ausrichten können, wenn er hinkömmt. Du kannst keinen Getreuern, Keinen, dem er mehr zutraute, schicken. Es ist ein Knecht, der völlig nach seinem Sinne ist. Wem sollte er also wohl seinen Sohn sichrer vertrauen können? Besorge nichts, ich will auf meine Gefahr seine Treue probiren. Ich verlasse mich auf seine Ehrlichkeit, weil er weiß, daß ich gütig gegen ihn gesinnt bin.

Hegio. Gut, wenn du es so haben willst, so mag er auf deine Gefahr gehen. Ich will dir ihn anschlagen.

Tyndarus. Ich sähe aber gerne, daß du ihn je eher je lieber abfertigtest.

Hegio. Willst du mir aber, wenn er nicht wiederkömmt, zwanzig Pfund für ihn geben?

Tyndarus. Ja, die will ich dir geben.

Hegio. Ihr da! Nehmt Diesem die Ketten, oder nehmt sie vielmehr allen Beiden ab!

Tyndarus. Die Götter beglücken dich mit Allem, was du wünschest, da du mich so vieler Ehre würdigst und mir die Ketten abnimmst! In der That, es ist mir eben nicht beschwerlich, daß ich das Halsband ablegen soll.

Hegio. Rechtschaffnen Leuten ist der Dank für die Wohlthat, die sie rechtschaffnen Leuten erzeigt haben, zuwider. Wenn

du ihn also nach Hause senden willst, so sage, unterrichte, befiehl, was er deinem Vater melden soll! Soll ich ihn herrufen?

Tyndarus. Ja, ruf ihn.*)

Dritter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Wollten die Götter, daß dieses Vorhaben für mich, meinen Sohn und euch glücklich ausschlage! Du, dein neuer Herr befiehlt dir, deinem alten Herrn in Allem, was er verlangt, treulich zu gehorchen! Ich habe dich ihm für 20 Pfund angeschlagen. Er spricht, er wolle dich zu seinem Vater schicken, damit dieser meinen Sohn ranzionire und wir also unsre Söhne mit einander austauschen können.

Philokrates. Ich halte meine Dienste auf allen Seiten bereit. Ihr könnt mich wie eine Töpferscheibe gebrauchen. Ich lasse mich zu dir und zu ihm drehen, wie Ihr es verlangt.

Hegio. Diese deine Dienstfertigkeit wird dir das Meiste nutzen, da du dich bei deiner Knechtschaft so verhältst, wie es dir geziemet. Folge mir! Hier ist er.

Tyndarus. Ich danke dir, daß du mir Macht und Gewalt giebst, diesen als einen Boten zu meinem Vater zu schicken, der ihm Alles umständlich berichte, wie es mit mir hier stehe, und wie ich es wolle gehalten haben. Hegio und ich, Tyndarus, sind mit einander eins geworden, daß ich dich nach Hause schicken soll. Er hat dich mir um ein Gewisses angeschlagen. Ich soll ihm nämlich, wenn du nicht wieder zurückkömmst, zwanzig Pfund für dich bezahlen.

Philokrates. Das habt ihr sehr wohl ausgemacht. Denn dein Vater wartet gewiß, daß du mich oder einen Boten an ihn schicken wirst.

Tyndarus. Vernimm also wohl, was du meinem Vater zu Hause berichten sollst!

*) Ich weiß in der That nicht, warum hier ein neuer Auftritt angehen soll. Tyndarus war ja nicht abgegangen, sondern Hegio hatte ihn nur beiseite geführt, und er war bloß einige Zeit ohne Handlung geblieben.

Philokrates. Wie ich mich, Philokrates, bis anhero gegen dich erzeiget habe, will ich mich noch stets erzeigen. Alles, was deinen Umständen am zuträglichsten ist, will ich mich mit Leibs- und Seelenkräften auszurichten bestreben.

Tyndarus. Du thust dadurch, was dir geziemt. Doch höre mir nunmehro zu! Vor allen Dingen grüße meinen Vater und meine Mutter und unsere Verwandten und Alle, die uns sonst wohlwollen. Sage ihnen, daß ich mich wohl befinde, daß ich bei diesem rechtschaffnen Manne diene, und daß er mir alle Ehre erzeige.

Philokrates. Das brauchst du mir nicht zu befehlen. Ich würde es so thun.

Tyndarus. Ich wäre bei ihm wie frei, nur daß ich einen Wächter um mich hätte. Und endlich sage meinem Vater, auf was für Art ich mit ihm wegen seines Sohns einig geworden wäre.

Philokrates. Du hältst dich nur auf, da du mir etwas befiehlst, was ich ohnedem thun würde.

Tyndarus. Nämlich daß er seinen Sohn ranzioniren und ihn an unser Beiden Statt zurückschicken solle.

Philokrates. Das will ich nicht vergessen.

Hegio. Er soll es aber so bald als möglich thun, weil beiden Theilen daran gelegen ist.

Philokrates. O, die Begierde, seinen Sohn wiederzusehn, wird bei ihm nicht geringer als bei dir sein.

Hegio. Ja, ich liebe meinen Sohn, und ein Jeder liebt den seinigen.

Philokrates. Hast du sonst noch was an den Vater zu bestellen?

Tyndarus. Daß ich mich hier wohl befinde. Außerdem kannst du ihn, Tyndarus, auch kühnlich versichern, daß wir sehr wohl mit einander ausgekommen wären, daß du keinen Fehler begangen habest, und daß ich dir nicht zuwider gewesen sei. Du habest deinem Herrn in diesen Trübsalen treulich beigestanden; du habest mich niemals verlassen und seist mir in zweifelhaften und unglücklichen Fällen mit Rath und That an die Hand gegangen. Und wenn mein Vater hören wird, wie du, Tyndarus, gegen seinen Sohn seist gesinnt gewesen, so wird er nimmermehr so geizig sein, daß er dir deine Freiheit nicht ohne Entgelt ertheilte. Ich selbst

will, wenn ich nach Hause komme, alles Mögliche beitragen, daß er es desto eher thue. Denn dir, deiner Leutseligkeit, Tugend und Weisheit habe ich es zu danken, daß ich wieder zu meinen Eltern werde zurückkehren können. Nach deiner Weisheit entdecktest du dem Hegio mein Geschlecht und Vermögen, und nur dadurch befreitest du deinen Herrn aus den Ketten.

Philokrates. Ich habe Alles gethan, was du sagst, und es ist mir lieb, daß du dich dessen erinnerst. Ich habe nach meiner Pflicht mit dir gehandelt. Denn wenn ich, Philokrates, jetzo auch erzählen wollte, wie viel Wohlthaten du mir erzeigt hast, so würde sich der Tag eher als meine Erzählung endigen. Denn wenn du auch selbst mein Knecht wärest, so hättest du nicht ergebner gegen mich sein können.

Hegio. O ihr Götter, was sind das für großmüthige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Wie herzlich sie sich lieben! Mit was für Lobsprüchen belegt nicht der Knecht seinen Herrn!

Philokrates. O, er verdient hundertmal mehr gelobt zu werden, als er mich gelobt hat!

Hegio. Wann du also so treulich an ihm gehandelt hast, siehe, hier hast du eine Gelegenheit, deine Verdienste gegen ihn vollkommen zu machen. Sei auch hierinne treu!

Philokrates. Man soll nicht treuer sein können, so treu will ich mich zu sein bestreben. Und daß du mir, Hegio, desto eher glaubest, so rufe ich den höchsten Jupiter zum Zeugen an, daß ich dem Philokrates nimmermehr untreu sein werde.

Hegio. Du bist ein wackrer Mensch!

Philokrates. Ich will an ihm handeln, wie ich an mir selbst handeln würde.

Tyndarus. Gut! Bekräftige nur diese deine Reden auch mit der That! Weil ich dir aber noch nicht Alles, was ich wollte, gesagt habe, so höre; doch hüte dich, daß du dich durch meine Worte nicht zum Zorne reizen lassest! Ich bitte dich, bedenke, daß du auf mein Wort nach Hause geschickt wirst, daß du mir angeschlagen bist, und daß ich mein Leben hier für dich zum Pfande setze! Vergiß mich nicht etwan, sobald du mich aus den Augen gelassen hast! Da du mich für dich hier in der Gefangenschaft lässest, so glaube nicht, daß du selbst frei seist und könntest dein Pfand in

Stiche lassen, und brauchtest dich nicht zu bemühen, daß sein Sohn für mich ranzioniret werde! Bedenke es ja, du bist mir um 20 Pfund angeschlagen! Mache mein Vertrauen auf dich nicht zu Schanden! Laß dein Wort nicht in Wind gesprochen sein! Ich weiß, der Vater wird Alles thun, was ihm zu thun zukömmt. Mache, daß du mich zu deinem beständigen Freunde behältst und an dem Hegio einen neuen Freund gefunden habest! Sieh, ich bitte dich um des Handschlags, den meine Rechte der deinen giebt, sei mir nicht ungetreuer, als ich dir bin! Bedenke, du bist jetzo mein Herr, mein Patron, mein Vater! Auf dich gründet sich jetzo meine Hoffnung und mein Glück.

Philokrates. Du hast mir genug befohlen. Bist du zufrieden, wenn ich das, was du mir befohlen hast, ausrichte?

Tyndarus. Ja.

Philokrates. Ich hoffe mit Ehren nach deinem und meinem Wunsche wieder zurückzukommen. Ist sonst noch was?

Tyndarus. Komm, sobald es möglich ist, wieder!

Philokrates. Das versteht sich.

Hegio. Folge mir, ich will dir von meinem Wechsler Reisegeld auszahlen lassen und will dir zugleich von dem Prätor einen Paß verschaffen.

Tyndarus. Was für einen Paß?

Hegio. Den er mit sich nehmen muß, daß ihn unsre Truppen in sein Vaterland reisen lassen. Gehe du unterdessen herein!

Tyndarus. Reise also glücklich, Tyndarus!

Philokrates. Lebe wohl!

Hegio. Ich danke es den Göttern, daß ich diese Zwei von den Quästors gekauft habe. Ich habe meine Sache durch sie auf einen rechten guten Fuß gesetzt. Mein Sohn ist also, wenn es die Götter wollen, so gut als frei. Und ich konnte noch bei mir anstehen, ob ich sie kaufen, oder ob ich sie nicht kaufen sollte? Ihr Knechte, bewacht ihn drinnen wohl! Laßt ihn keinen Schritt, ohne ihn zu beobachten, thun. Ich werde gleich wieder zu Hause sein. Ich will nur erst sehn, was bei meinem Bruder die übrigen Gefangnen machen. Ich muß mich doch zugleich erkundigen, ob einer von ihnen diesen Jüngling kennt. Du folge mir, daß ich dich reisen kann lassen! denn dieses geht allem Andern vor.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Das ist ein elender Mensch, der seine Nahrung sucht und sie mit Mühe findet; Der ist aber noch viel elender, der sie mit Mühe sucht und sie gar nicht findet.[1]) Ja, ja, das ist der allerelendeste, der gerne essen will und nichts zu essen hat. Ich möchte diesem Tage gleich die Augen auskratzen, wenn es anginge, so unbarmherzig sind alle Sterbliche heut gegen mich. Ich habe keinen verhungerten, keinen fasttäglichern Tag gesehen. Es geht mir nichts an demselben von Statten, ich mag anfangen, was ich will. Magen und Kehle feiern also heute bei mir Fastnachten. Nun kannst du dich, du ganze Schmarutzkunst, nur an Galgen packen; denn die Jugend entfernt sich von uns armen Possenreißern ganz und gar. Was bekümmern sie sich jetzo mehr um die lakonischen Schlägefaulen, um die Prügelgeduldigen, welche wohl Einfälle, aber weder Brot noch Geld haben. Sie bitten nur jetzo die zu Gaste, die sie, wenn es ihnen geschmeckt

*) In dem Lateinischen scheinet eine dreifache Gradation zu sein; die andre und dritte aber ist, wenn man sie recht betrachtet, einerlei; daß also der Superlativus nichts als eine Bestätigung des Comparativi hier sein kann, wie ich es in der Uebersetzung deutlicher zu machen mich bemüht habe

hat, wieder bitten können. Sie kaufen gar jetzo selber zur Mahlzeit ein, welches doch sonst die Schmarutzer thun mußten. Sie verhüllen sich ebenso wenig den Kopf, wenn sie vom Markte zum Hurenwirth gehen, als wenn sie in ihrer Zunft zu eines Verdammung ihre Stimmen geben. Sie achten die Lustigmacher nicht einen Pfiff mehr. Sie lieben sich Alle nur alleine. Als ich von hier wegging, machte ich mich auf dem Markte unter die Jünglinge. „Seid gegrüßt!" sprach ich. „Wo wollen wir heute zu Mittage speisen?" Keiner antwortet. „Nu, wer wird uns denn einladen?" Aber Alle sind stumm. Keiner will über mich lachen. „Wo wollen wir zu Abend speisen?" fragte ich wieder. Und Alle schütteln den Kopf. Ich bringe darauf ein schnakisches Wort, eine von meinen besten Schnaken vor, eine, die mir wohl sonst einen ganzen Monat lang den Tisch verdienen mußte. Allein Niemand lacht. Ich merkte bald, daß es eine abgeredte Sache war. Keiner von ihnen wollte es nicht einmal wie die geneckten Hunde machen, daß er wenigstens die Zähne gefletscht hätte, da er nicht lachen wollte. Weil ich sehe, daß man mich so zum Narren hat, so gehe ich fort. Ich komme zu Andern, wieder zu Andern und wieder zu Andern: Alle sind einerlei. Sie sind Alle von einem Schlage wie die Oelmäkler auf dem Velabrum.*) Ich komme eben von da her, weil ich mich nicht länger wollte verspotten lassen. O, es sind noch mehr Schmarutzer, die alle vergebens auf dem Markte auf und nieder spazieren. Ich habe es aber nunmehro beschlossen, mein Recht nach den römischen Gesetzen auszuführen. Ich will denen einen Termin setzen; ich will sie rechtschaffen strafen, die darauf umgehn, daß sie mir zu essen und zu leben verwehren wollen. Sie sollen mir zehn Mahlzeiten geben müssen, so wie ich sie verlange, und noch dazu bei der theuersten Zeit. Ja, das will ich thun. Vor jetzo aber will ich nach dem Hafen gehen. Ich

*) Velabrum hieß ein Platz in Rom an dem aventinischen Berge, wo die Oelverkäufer ihre Buden hatten. Plautus hat zwar in diesem Stücke den Schauplatz nach Aetolien verlegt, gleichwohl macht er sich kein Bedenken, Oerter, welche in Rom waren, darinne so anzuführen, als ob sie an dem Orte selbst wären, wo diese Vorstellung geschieht. Die römischen Zuschauer mußten zu seiner Zeit noch nicht sehr ekel sein, weil er dergleichen Verwirrungen, ohne getadelt zu werden, brauchen konnte. In dem ersten Auftritt des ersten Aufzugs haben wir schon ein Exempel davon gehabt, wo er von der porta trigemina redet, welche in Rom war, und an der die Bettelleute am häufigsten saßen.

habe da noch eine kleine Schmausehoffnung; wird aber auch dieser der Hals gebrochen, so muß ich mich schon mit der rauhen Mahlzeit bei dem alten Hegio begnügen.

Zweiter Auftritt.

Hegio.

Was ist angenehmer, als wenn man mit allgemeinem Beifall*) eine Sache wohl ausgeführt hat, wie ich gestern gethan habe, da ich die zwei Gefangnen kaufte? Wer mich sieht, kömmt mir entgegen und wünscht mir deswegen Glück. Sie haben mich durch ihr Stillestehnlassen und ihr Zurückhalten ganz ermüdet. Mit Mühe und Noth konnte ich mich durch die vielen Glückwünsche durchdringen. Endlich kam ich doch bis zum Prätor, wo ich ein wenig ausruhte und um einen Paß bat. Ich bekam ihn. Ich habe ihn auch schon dem Tyndarus gegeben, welcher sich alsobald mit auf den Weg machte. Von dar komme ich nun jetzo nach Hause. Auf dem Rückwege aber bin ich bei meinem Bruder eingesprochen, wo ich meine übrigen Gefangnen habe. Ich fragte sie, ob Einer von ihnen den Philokrates aus Elis kenne. Endlich schreit dieser, es wäre sein guter Freund. Ich sagte ihm, er wäre bei mir; worauf er mich inständigst bat, daß er ihn sehen dürfe. Ich ließ ihn auch alsobald losschließen. Du, folge mir nunmehro, daß ich deine Bitte erfüllen kann! Du sollst ihn sprechen.

Dritter Auftritt.

Tyndarus.

Ach! Jetzo wollte ich auch lieber gelebt haben, als leben! Hoffnung, Rath und Hülfe fliehen und verlassen mich. Dieses ist der Tag, an welchem ich keine Rettung meines Lebens mehr zu hoffen habe. Es ist keine Zuflucht mehr für mich, keine Hoffnung, die mir diese Furcht benehmen könnte. Ich weiß auf keine Art meine

*) Ich glaube nicht, daß bono publico etwas Anders hier heißen kann. Denn des Lambinus Erklärung ist sehr weit hergeholt.

betrügrische Lügen zu bemänteln, auf keine Art meine sykophantischen Täuschereien zu beschönigen. Ich kann ebenso wenig meine Untreue abbitten, als entfliehen. Die Hartnäckigkeit wird mir ebenso wenig als neue List helfen. Allein unsre Geheimnisse sind entdeckt. Unsre List ist verrathen. Alles ist offenbar. Es ist ausgemacht, ich bin verloren, für mich und meinen Herrn. Aristophontes, der eben jetzo kam, ist mein Unglück. Er kennt mich. Er ist des Philokrates Verwandter und guter Freund. Wenn mich auch die Errettung selbst erretten wollte, sie kann es nicht; es ist unmöglich. — — Wo ich mich nicht noch auf eine List besinne — Aber, zum Henker, auf was für eine? Was soll ich erdenken? Ich will — — Ach, es ist Alles nichts, es sind Possen. Da steck ich!

Vierter Auftritt.

Hegio. Tyndarus. Aristophontes.

Hegio. Nu, wo ist der aus dem Hause hingerennt?

Tyndarus. Nunmehr bin ich verloren. Die Feinde kommen auf dich los, Tyndarus; was wirst du sagen? Was wirst du vorbringen? Was wirst du leugnen? Was wirst du gestehn? Ach, ich bin in Allem ungewiß. Worauf soll ich mich verlassen? daß du doch eher umgekommen wärest, Aristophontes, als du aus deinem Vaterlande kamest! Du verwirrest alle unsre Anschläge. Alles ist zu nichte, wenn ich nicht eine recht erschreckliche List ersinne — —

Hegio. Folge mir! Hier ist er. Gehe zu ihm, rede mit ihm!

Tyndarus. Wer kann unglücklicher sein als ich?

Aristophontes. Was ist das? Warum wendest du denn die Augen von mir weg, Tyndarus? Warum verachtest du mich denn als einen Fremden, als wenn du mich niemals gekannt hättest? Ich bin jetzo so gut ein Knecht als du, ob ich gleich zu Hause bin frei gewesen und du von deiner Kindheit an in Elis gedient hast.

Hegio. O, ich wundre mich gar nicht, daß er dich nicht ansehn will. Er zürnt auf dich, daß du ihn anstatt Philokrates Tyndarus nennest.

Tyndarus. Hegio, dieser Mensch ist in Elis für rasend gehalten worden. Höre ja nicht auf seine Reden! Er hat Vater und Mutter mit dem Wurfspieße verfolgt. Daher bekömmt er auch noch zuweilen die schwere Noth. Mache dich also ja nicht allzu nahe an ihn!

Hegio. Fort mit dem von mir! Fort!

Aristophontes. Was sagst du Galgenstrick? Ich rasend? Ich hätte meinen Vater und meine Mutter mit dem Wurfspieße verfolgt? Und ich hätte eine Krankheit, daß man mich anspeien müßte?*)

Hegio. Gieb dich zufrieden! Es sind mehr Leute mit diesem Unglück behaftet, denen das Anspeien ganz heilsam gewesen ist.

Tyndarus. O, es hat auch Vielen in Elis geholfen.

Aristophontes. So! Und du glaubst ihm das?

Hegio. Was soll ich ihm glauben?

Aristophontes. Daß ich rasend sei.

Tyndarus. Siehst du, mit was für einem gräßlichen Gesichte er uns ansieht? Es ist am besten, man giebt ihm nach, Hegio, wie ich dir es gesagt habe; seine Raserei nimmt zu, nimm dich in Acht!

Hegio. Ich merkte es gleich, daß es nicht richtig mit ihm stehn mußte, weil er dich Tyndarus nannte.

Tyndarus. Je, er weiß ja manchmal seinen eignen Namen nicht und kennt sich selber nicht!

Hegio. Aber er sagte auch, du wärst sein guter Freund.

Tyndarus. Das könnt' ich eben nicht sagen. Alkmäo, Orestes und Lykurgus könnten sich mit ebenso vielem Rechte meinen guten Freund nennen als er.

Aristophontes. Und du nichtswürdiger Kerl unterstehst dich, so viel Uebles von mir zu sprechen? Kenne ich dich etwa nicht?

Hegio. Das ist ganz offenbar, daß du ihn nicht kennest.

*) Man weiß nicht, ob die Alten, wenn sie einen solchen Kranken sahen, ihn deswegen angespieen haben, weil sie glaubten, daß es ihm gesund sei, oder ob sie es aus Abscheu gethan haben; so viel ist aus einigen Stellen des Plinius klar, daß morbus qui insputatur nichts Anders als die Epilepsie sei.

Sonst würdest du ihn nicht Tyndarus anstatt Philokrates genannt haben. Den, den du siehst, kennst du nicht und nennst den, den du nicht siehst.

Aristophontes. Nein, nein, sondern er giebt sich für Einen aus, der er nicht ist, und wer er ist, verleugnet er.

Tyndarus. So? Du willst Der sein, der den Philokrates Lügen straft?

Aristophontes. Aber du, wie ich wohl sehe, willst Der sein, der die Wahrheit durch seine Lügen unterdrückt? Sieh mich doch recht an, ich bitte dich!

Tyndarus. Nu.

Aristophontes. Ei! Und du sprichst, du wärst nicht Tyndarus?

Tyndarus. Eben das sprech' ich.

Aristophontes. Du sprichst, du wärst Philokrates?

Tyndarus. Das sprech' ich, ja.

Aristophontes. Und du glaubst ihm?

Hegio. Mehr als dir und mir. Der, für den du ihn ausgiebst, ist heute von uns nach Elis zu Dieses Vater gesandt worden.

Aristophontes. Seinem Vater? Der Knecht?

Tyndarus. Bist du doch jetzo auch ein Knecht, ob du gleich sonst frei warest. Und ich, ich hoffe es auch zu sein, sobald sein Sohn durch mich die Freiheit wird erhalten haben.

Aristophontes. Was sprichst du, Galgenstrick? Du nennst dich frei geboren?

Tyndarus. Nicht doch, ich heiße nicht Freigeboren, sondern Philokrates.

Aristophontes. Was? Höre einmal, Hegio, was er noch für Narrenspossen treibt! Glaube mir, es ist der Knecht selbst, und er hat niemals einen Knecht außer sich selbst gehabt!

Tyndarus. Da du selbst in deinem Vaterlande Mangel leidest und nichts zu leben hast, so wundert mich es gar nicht, daß du dir Alle gleich zu sein wünschest. Die Unglücklichen sind meistentheils so, sie sind mißgünstig und beneiden die Glücklichen.

Aristophontes. Ich bitte dich nochmals, Hegio, höre auf, ihm so ohne Grund zu trauen! So viel ich vermuthe, hat

er dir ohne Zweifel schon einen Streich gespielt. Was er von der Auslösung deines Sohnes spricht, das will mir gar nicht gefallen.

Tyndarus. Ich glaub' es wohl, daß du es nicht gerne sehen würdest. Gleichwohl will ich es thun, wenn mir die Götter beistehen. Ich will ihm seinen Sohn wieder zustellen, und er wird ein Gleiches mit mir meinem Vater thun. Und in dieser Absicht habe ich den Tyndarus nach Hause geschickt.

Aristophontes. Bist denn du's aber nicht selber? Es ist ja sonst in ganz Elis kein Knecht dieses Namens.

Tyndarus. So fährst du doch fort, mir meine Knechtschaft vorzuwerfen, in die mich die feindliche Gewalt gezwungen hat?

Aristophontes. Nein, länger kann ich mich nicht halten.

Tyndarus. Hörst du, was er sagt? Mache dich ja fort! Bald wird er uns mit Steinen verfolgen, wenn du ihn nicht gleich zu binden befiehlst.

Aristophontes. Welche Marter!

Tyndarus. Die Augen brennen ihm. Nun ist der Strick nöthig, Hegio. Siehst du nicht, wie er im Gesichte ganz schwarzgelb wird? Das schwarze Geblüte macht ihn unsinnig.

Aristophontes. Aber dein böses Geblüte sollte dir der Schinder schon abzapfen, wenn Hegio klug wäre!

Tyndarus. Er redt schon ganz verkehrt. Die Furien schrecken den armen Mann.

Hegio. Wie, Philokrates, wenn ich ihn binden ließe?

Tyndarus. Du könntest nicht klüger thun.

Aristophontes. Ich ärgre mich, daß ich keinen Stein bei der Hand habe, damit ich dem verdammten Kerl, der mich durch seine Reden unsinnig machen will, den Hirnschädel zerschmeißen könnte.

Tyndarus. Hörst du? Er sucht einen Stein.

Aristophontes. Ich will dich alleine sprechen, Hegio.

Hegio. Bleibe nur dort, wenn du mir was sagen willst! ich will es schon von weitem hören.

Tyndarus. Zum Henker, wenn du dir ihn auch ließest näher kommen, so wär's um deine Nase gewiß geschehen. Er würde dir sie mit Wurzel und Stiel wegbeißen.

Aristophontes. Glaube nicht, Hegio, daß ich unsinnig bin, oder daß ich es jemals gewesen sei! Ich habe die Krankheit nicht, deren er mich beschuldiget. Wenn du dich aber vor mir fürchtest, gut, so laß mich binden und laß diesen auch mit binden!

Tyndarus. Ja, ja, Hegio, laß ihn nur binden, wie er es selbst begehrt!

Aristophontes. Schweig nur! Ich will dich schon, falscher Philokrates, noch heute überführen, daß du der wahre Tyndarus bist. Nu, was winkst du mir mit dem Kopfe?

Tyndarus. Ich winkte dir?*)

Aristophontes. Was würde er nicht thun, wenn du weiter davon stündest?

Hegio. Was meinst du, ob ich wohl mit dem Unsinnigen rede?

Tyndarus. Er wird dir Possen vormachen, er wird dir Zeug schwatzen, das weder Kopf noch Schwanz hat. Es ist der vollkommne Ajax, nur daß ihm sein Anputz fehlt.

Hegio. Es schadet nichts; ich will doch mit ihm reden.

Tyndarus. Nun bin ich verloren. Jetzo stehe ich auf der gefährlichsten Stufe. Was soll ich anfangen?

Hegio. Aristophontes, ich will dir doch zuhören, wenn du mir was zu sagen hast.

Aristophontes. Du wirst also hören, daß das die Wahrheit sei, was du für eine Lüge gehalten hast. Vor allen Dingen aber mußt du überzeugt sein, daß ich kein Unsinniger bin, und daß ich keine Krankheit habe außer meiner Knechtschaft. Wenn ich und du aber nicht ebensowohl Philokrates sind als Dieser, so strafe mich der König aller Götter und Menschen und lasse mich mein Vaterland niemals wiedersehen!

Hegio. Nu, so sage mir doch, wer ist er denn sonst?

Aristophontes. Kein Andrer, als für den ich ihn gleich anfangs ausgegeben habe. Und wenn du es anders befindest, als

*) Diese und die folgende Rede ist in allen Ausgaben nur *eine*. Allein ich sehe nicht, was *Tyndarus* mit dem Andern sagen wollte; wenn man es aber dem *Aristophontes* in den Mund legt, wie ich es hier gethan habe, so hat es einen ganz natürlichen Verstand. „Er winkt mir“, will er sagen, „da du so nahe dabei stehst; wenn du weiter davon stündest, so würde er mich gar schweigen heißen.“

ich es sage, so will ich meiner Freiheit und meiner Eltern bei dir verlustig werden.

Hegio. Was sagst du dazu?

Tyndarus. Daß ich dein Knecht bin und du mein Herr bist.

Hegio. Darnach frage ich nicht. Bist du frei gewesen?

Tyndarus. Ja.

Aristophontes. Nein, er ist es niemals gewesen. Er hintergeht.

Tyndarus. Wie kannst du denn das wissen? Bist du denn etwa bei meiner Mutter Hebamme gewesen, daß du es so kühnlich behaupten kannst?

Aristophontes. Ich habe dich, da wir Beide noch Kinder waren, gekannt.

Tyndarus. Und ich kenne dich jetzo, da wir Beide erwachsen sind.

Aristophontes. Siehst du, wie er wieder Possen treibt!*)

Tyndarus. Wenn du klug wärest, so solltest du dich um mich gar nicht bekümmern; denn bekümmre ich mich denn um dich?

Hegio. Hat sein Vater nicht Thesaurokrypsonikochrysides geheißen?

Aristophontes. Nichts weniger. Ich habe Zeit meines Lebens den Namen nicht gehört. Des Philokrates Vater heißt Theodoromedes.

Tyndarus. Nun ist es aus mit mir. O, so ruhe doch, mein Herz, oder geh an Galgen! Du hüpfest, und ich armer Teufel kann vor Furcht kaum stehen.

Hegio. So kann ich es gewiß glauben, daß Dieser in Elis gedienet hat, und daß er Philokrates nicht ist?

Aristophontes. Ja, und du wirst es niemals anders befinden. Aber wo ist denn der rechte Philokrates?

Hegio. Da, wo er sich am liebsten und ich ihn am wenigsten zu sein wünsche. Und so bin ich doch durch dieses Ruchlosen Be-

*) Das Hem rursum tibi! habe ich lieber dem Aristophontes in Mund legen wollen. Tyndarus hatte sich schon oben einmal durch eine solche Wendung aus dem Handel ziehen wollen, und jetzo versucht er es wieder; welches freilich Aristophontes nicht unangemerkt lassen konnte.

trügerei so jämmerlich angeführt worden; so hat man mich doch nach eignem Belieben bei der Nase herumgezogen? Aber hüte dich —

Aristophontes. Ich sage dir nichts, als was ich ganz gewiß weiß.

Hegio. Ganz gewiß also?

Aristophontes. Du wirst niemals was Gewissers finden. Philokrates und ich sind von den ersten Jahren der Kindheit an gute Freunde gewesen —

Hegio. Aber sage mir doch, wie sieht denn dein guter Freund Philokrates aus?

Aristophontes. Ich will dir es sagen. Er hat ein hagres Gesicht, eine spitzige Nase, bleiche Farbe, schwarze Augen, etwas röthlich-krauses Haar, das er in Locken legt —

Hegio. Alles trifft überein.

Tyndarus. O, zu was für einer übeln Stunde bin ich heute aufgestanden! Wehe den armen Ruthen, die heute auf meinem Rücken sterben werden!

Hegio. Ich sehe wohl, ich bin betrogen.

Tyndarus. Was zaudert ihr noch, ihr Fesseln? Kommt, leget euch um meine Schenkel, ich will euch redlich bewachen!

Hegio. So bin ich denn rechtschaffen von diesen unglücklichen Gefangnen hintergangen worden! Der Freigeborne gab sich für den Knecht und der Knecht für den Freigebornen aus. Den Kern habe ich verloren, und die Schale hat man mir zum Pfande gelassen. Und durch dieses Blendwerk hab' ich mich aus Unvorsichtigkeit schimpflich hintergehen lassen. Doch — wenigstens soll mich Dieser nicht auslachen. He! Colaphus! Cordalio! Corax! kommt heraus und bringt die Stricke mit!

Fünfter Auftritt.

Die Schergen. Hegio. Tyndarus. Aristophontes.

Die Schergen. Wir werden gewiß wieder Holz tragen sollen.

Hegio. Gleich fesselt dem Galgenschwengel die Hände!

Tyndarus. Was soll das heißen? Was hab' ich gethan?

Hegio. Du fragst noch, du unglücklicher Säemann und Schnitter der größten Uebelthaten!

Tyndarus. Warum nennst du mich denn nicht zuerst den Egger? Denn die Bauern eggen allzeit eher, als sie säen.

Hegio. Noch so unverschämt kannst du mir vor den Augen stehen?

Tyndarus. Ein unschuldiger Knecht muß unerschrocken sein, besonders gegen seinen Herrn.

Hegio. Bindet ihm die Hände recht scharf!

Tyndarus. Ich und also auch meine Hände gehören dir; du kannst mir sie gar abzuhauen befehlen. Aber was ist denn das? Warum bist du denn auf mich zornig?

Hegio. Weil du mein ganzes Vornehmen, das sich auf euch allein gründete, durch deine verdammten betrügerischen Lügen zu nichte gemacht hast. Durch alle meine Rechnungen hast du mir einen Strich gemacht. Durch deine List hast du mir den Philokrates aus den Händen gespielt. Ich habe ihn für den Knecht und dich für den Freigebornen gehalten. So nanntet ihr euch selbst, und so hattet ihr eure Namen verwechselt.

Tyndarus. So will ich es denn nur gestehen. Ja, es ist Alles wahr, was du sagst. Durch meine Mühe und Arglistigkeit ist Philokrates dir entgangen. Aber, ich bitte dich, wie kannst du darüber ungehalten auf mich sein?

Hegio. Nu, nu, es soll dir nicht unbelohnt bleiben!

Tyndarus. Wenn ich nur wegen keiner Uebelthaten umkomme, so werde ich es wenig achten. Muß ich hier sterben, und Philokrates kömmt, wie du befürchtest, nicht wieder, so wird mir meine That noch nach meinem Tode Ruhm bringen, daß ich meinen gefangnen Herrn aus der Knechtschaft und aus den Händen der Feinde frei in sein Vaterland zu seinem Vater wieder geschafft und lieber mein als sein Leben der Gefahr ausgesetzt habe.

Hegio. Fort! Macht also, daß dieser wackre Mann diesen Ruhm am Galgen haben kann!

Tyndarus. Wer um der Tugend willen umkömmt, kömmt nicht um.

Hegio. Wenn ich dich werde rechtschaffen haben martern lassen, wenn du deiner Betrügereien wegen wirst zu Tode sein gepeiniget worden, so mögen sie meinetwegen sagen, du seist um-

gekommen oder nicht; wann du nur umkömmst, so gilt mir es gleich viel, wenn sie auch sagten, du lebtest.

Tyndarus. Wenn du das thust, so wirst du es gewiß nicht umsonst gethan haben, wenn Philokrates wiederkömmt, wie ich gewiß hoffe.

Aristophontes. O ihr unsterblichen Götter, nun bekomm' ich in der Sache Licht! So ist mein Freund Philokrates frei? So ist er in seinem Vaterlande bei seinem Vater? Wohl. Wem sollte ich dieses Glück lieber gönnen als ihm? Aber wie schmerzt es mich, daß ich Diesem einen so schlechten Dienst gethan habe! Meinetwegen, meiner Entdeckung willen ist er gebunden.

Hegio. Habe ich dich nicht nachdrücklich gewarnt, mich nicht zu belügen?

Tyndarus. Ja.

Hegio. Warum hast du es also gewagt?

Tyndarus. Weil dem, für dessen Wohl ich besorgt war, die Wahrheit geschadet hätte. Jetzo nutzt ihm die Lügen.

Hegio. Und dir wird sie schaden.

Tyndarus. Wohl gut! Habe ich doch meinen Herrn erhalten, über dessen Erhaltung ich mich freue; denn der alte Herr hatte mich ihm zum Beschützer gegeben. Aber sprich, ist es eine Lasterthat, was ich begangen habe?

Hegio. Eine erschreckliche.

Tyndarus. Ich aber bin andrer Meinung und behaupte, es sei eine gute That. Denn bedenke, wenn dein Knecht gegen deinen Sohn sich so verhalten hätte, wie würdest du ihm danken? Würdest du ihn frei lassen oder nicht? Würde er dir nicht der angenehmste Knecht sein? Antworte!

Hegio. Ja wohl.

Tyndarus. Warum zürnst du denn also auf mich?

Hegio. Weil du ihm getreuer gewesen bist als mir.

Tyndarus. So? Du hast also gemeint, einen neuen Gefangnen in Nacht- und Tagesfrist zu überreden, daß er dir mehr wohlwolle als dem, mit dem ich von Kindheit an aufgewachsen bin?

Hegio. Du magst also auch nur von ihm den Dank erwarten. Führt ihn nur fort, damit ihr ihm schwere und starke Fußeisen anlegen könnt! Von dar bringt ihn nur gleich in die

Steingruben! Anstatt daß Andre daselbst des Tages nur acht Stück brechen dürfen, so soll er alle Tage anderthalb Tagewerk verrichten müssen oder alle Tage 600 Stockschläge gewärtig sein.

Aristophontes. Hegio, ich bitte dich um der Götter und Menschen willen, laß diesen Menschen nicht umkommen!

Hegio. O, dafür soll schon gesorgt werden! Des Nachts über will ich ihn gebunden bewachen lassen, und des Tags über soll er Steine aus den Gruben bringen müssen. Ich will ihn lange genug martern. Sorge nicht, daß er es mit einem Tage soll überstanden haben!

Aristophontes. Und das willst du gewiß thun?

Hegio. So gewiß, als ich einmal sterben werde. Fort! Führt ihn alsobald zu dem Schmied Hippolyt! Laßt ihm fein starke Beineisen anlegen, und alsdenn führt ihn sogleich vor das Thor zu meinem Freigelassnen Cordalus, damit er in die Steinbrüche gebracht wird. Sagt, daß es mein ausdrücklicher Wille wäre, er solle es nicht schlimmer haben als die, die es am allerschlimmsten haben!

Tyndarus. Je nu, ich will mich nicht wider deinen Willen erhalten wissen. Setze mich immer in Lebensgefahr, es geschieht auf deine Gefahr. Ich habe nach dem Tode im Tode nichts Uebles zu befürchten. Und wenn ich auch das größte Alter erreichte, so muß ich doch nach Kurzem das, womit du mir drohest, einmal ausstehen. Lebe wohl, ob du es gleich nicht um mich verdienest! Dir, Aristophontes, möge es so gehen, wie du es an mir erholt hast! Nur du bist die Ursache meines Unglücks.

Hegio. Führt ihn fort!

Tyndarus. Das Einzige bitte ich euch; wenn Philokrates wieder zurückkömmt, macht, daß ich mit ihm sprechen kann!

Hegio. Ihr seid unglücklich, wo ihr ihn mir nicht gleich aus dem Gesichte führet!

Tyndarus. Nu, das heißt doch noch Gewalt brauchen, ein Ziehen und Stoßen zugleich!*)

Hegio. Er wird an seinen verdienten Ort gebracht. Ich

*) Ich weiß nicht, wie einige Erklärer des Plautus diese Ironie nicht haben einsehen können, daß sie ihre Erläuterungen so weit hergesucht haben. Wenn die Alten bei erlittener Gewalt schrieen: Haec vis est, so wollten sie zugleich um

muß wegen der andern Gefangnen nothwendig ein Exempel statuiren, damit Andre nicht auch so ein Bubenstück wagen. Wenn ich es nicht thäte, da man mir doch diesen Streich so öffentlich gespielt hat, so würde Jeder sagen, er wolle mir meinen Sohn frei schaffen, und mich also betrügen. Ich habe mir's nun feste vorgenommen, Keinem mehr zu glauben. Es ist genug, daß ich einmal bin betrogen worden. Ich armer Mann hoffte meinen Sohn dadurch aus der Gefangenschaft zu befreien! Meine Hoffnung ist zu Schanden worden. Einen Sohn habe ich schon verloren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? — Du folge mir, ich will dich wieder hinführen, wo du hergekommen bist. Ich will mich auch gewiß Keines mehr erbarmen, weil sich Niemand meiner erbarmet.

Aristophontes. Ich bin kaum einen Augenblick aus den Ketten gewesen, und nun, seh' ich, muß ich schon wieder herein.

Hülfe rufen, welches aber dem Tyndarus hier ganz unnöthig gewesen wäre. Man wird es durchgängig finden, je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz lassen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Höchster Jupiter! so willst du mich doch erhalten und meine Umstände verbessern! O, mit was für Ueberfluß, mit was für köstlichen Leckerbißchen, mit was für Lob, Gewinnst, Spiel und Scherz, mit was für Feier- und Freudentagen, mit was für Pracht, mit was für Vorrath, mit was für Zechen, mit was für Sättigkeit, mit was für Wollust beglückest du mich! Nun darf ich gewiß keinem Menschen mehr gute Worte geben. Nun kann ich allen meinen Freunden helfen und allen meinen Feinden schaden. O angenehmer Tag, mit was für angenehmen Annehmlichkeiten überschüttest du mich! Was für eine austrägliche Erbschaft ist auf mich gefallen! Ich muß gleich meinen Lauf zu dem alten Hegio richten, dem ich so viel gute Nachricht bringe, als er sich nur selber wünscht, und noch weit mehr. Ich will eilend, wie die komischen Knechte zu thun pflegen, meinen Mantel auf die Schulter werfen, damit er die Botschaft von mir zuerst höre. Ich weiß gewiß, ich werde dafür eine ewige Mahlzeit bei ihm haben.

Zweiter Auftritt.

Hegio. Ergasilus.

Hegio. Je mehr ich diesen Zufall bei mir überlege, je größer wird mein Verdruß. Auf so eine Art bin ich heute hintergangen worden? Und ich konnte den Betrug nicht einsehen. Die ganze Stadt, wenn sie es erfährt, wird mich auslachen. Wenn ich werde auf den Markt kommen, so wird Einer zum Andern sagen: „Das ist der Alte, den sie betrogen haben.“ — Aber seh' ich nicht den Ergasilus dort von ferne? Und zwar mit auf die Schulter geworfnem Mantel. Was muß er vorhaben?

Ergasilus. Fort, zaudre nicht, Ergasilus; thue, was zu thun ist! Ich will es Niemanden rathen, daß er mir in Weg kömmt, wenn er nicht am längsten will gelebt haben. Wer mir entgegenkömmt, den will ich zur Erde schmeißen —

Hegio. Ich glaube gar, er will Balgereien anfangen?

Ergasilus. Ja, ja! Es soll ganz gewiß geschehn! Es mögen nur Alle ihre Gänge aufschieben; es mag sich nur Niemand auf dieser Straße was zu thun machen! Meine Faust soll mir statt der Balista, mein Ellebogen statt der Katapulta sein; Schulter und Knie sind meine Mauerböcke, damit will ich meine Feinde zu Boden werfen! Wer mir in Weg kömmt, soll seine Zähne müssen auf der Gasse suchen!

Hegio. Was sind das für Drohungen? Ich kann mich nicht wundern genug.

Ergasilus. Ich will gewiß machen, daß er dieses Tags, dieses Orts und meiner nimmermehr vergißt! Wer meinen Lauf hemmet, soll sein Leben schnell gehemmet haben!

Hegio. Was muß das Wichtige sein, daß er mit solchen Drohungen anfängt?

Ergasilus. Ich sage es fein zuerst, damit Niemand durch sein Versehn unglücklich werde. Haltet euch in den Häusern und hütet euch vor meiner Gewalt!

Hegio. Das muß was ganz Besonders sein, wenn ihn nicht etwa der volle Bauch so übermüthig macht. Wehe dem armen Mann, durch dessen Kost er so gebietrisch geworden ist!

Ergasilus. Besonders ihr Bäcker, die ihr so viel Säue mit Kleien mästet, daß man wegen des Gestanks bei euren Läden nicht vorbeigehen kann! Wenn ich welche von euren Schweinen auf der Gasse antreffe, so will ich ihnen gewiß mit meinen Fäusten die Kleien aus den Ranzen prügeln, ich meine ihren Besitzern!

Hegio. Nu, die Warnungen sind königlich und herrscherisch genug. Er muß ganz gewiß satt sein. Er trotzt auf seinen vollen Bauch.

Ergasilus. Auch euch, ihr Fischer, die ihr dem Volke stinkende Fische feil bietet, welche ihr mit einer hinkenden Schindmähre in die Stadt bringt, und die durch Gestank alle Pflastertreter von der Basilika auf den Markt verjagen, euch will ich die Fischkörbe wacker unter die Nasen reiben, damit ihr doch auch fühlet, was sie andern Nasen für Verdruß machen! Was euch aber anbelangt, ihr Fleischer, die ihr die Schafe der Kinder beraubt, die ihr Lämmer zum Abschlachten einkauft, mit dem Lammfleische das Volk betrügt*) und einen verschnittnen Hammel einen Schafbock nennt: wenn ich so einen Schafbock auf öffentlicher Straße sehe, so will ich den Schafbock und seinen Herrn zu den unglücklichsten Thieren von der Welt machen!

Hegio. Nu, das sind doch noch ädilische Verordnungen! Es sollte mich sehr wundern, wenn ihn nicht die Aetolier zu ihrem Marktmeister machen sollten.

Ergasilus. Jetzo bin ich kein Schmarutzer, sondern ein königlicher König der Könige, da so vieler Proviant für meinen Magen im Hafen angelangt ist. Doch zaudre ich noch, den Hegio mit dieser Freude zu überschütten? Kann wohl Jemand glücklicher sein als dieser Alte ist?

Hegio. Nu, was ist denn das für eine Freude, die er mir so voller Freuden schenkt?

Ergasilus. Nu? Holla! Wo steckt ihr? Wird Keiner die Thüre aufmachen?

*) Die Gelehrten machen zu dieser Stelle die Anmerkung, die Alten hätten das Lammfleisch nicht gerne gegessen. Wie können sie aber dieses mit einer kurz darauf folgenden Stelle vergleichen, wo der Schmarutzer unter andern Leckerbissen, die Hegio soll zurechte machen lassen, auch ausdrücklich agninam mit nennet?

Hegio. Ha, ha! Er findet sich zur Abendmahlzeit bei mir ein.

Ergasilus. Macht die Thüren alle beide auf, ehe ich sie in Grund und Boden stoße!

Hegio. Ich muß ihn doch anreden — Ergasilus!

Ergasilus. Wer ruft denn Ergasilus?

Hegio. Sieh mich doch an!

Ergasilus. Das thut das Glück an dir nicht und soll es auch nimmermehr thun.

Hegio. Wünschest du mir das?*)

Ergasilus. Aber was giebt es denn?

Hegio. Sieh dich doch um! ich bin Hegio.

Ergasilus. O! bist du's, du allerbester der allerbesten Männer? du kömmst zu rechter Zeit.

Hegio. Ich weiß nicht, wen du in dem Hafen mußt angetroffen haben, bei dem du auf den Abend schmausen wirst, weil du so hochmüthig geworden bist.

Ergasilus. Gieb mir die Hand!

Hegio. Die Hand?

Ergasilus. Gieb mir deine Hand, sage ich; gleich!

Hegio. Nu, da!

Ergasilus. Freue dich!

Hegio. Weswegen soll ich mich freuen?

Ergasilus. Weil ich dir's heiße. Fort! freue dich nur!

Hegio. Die Betrübniß ist bei mir größer als die Freude.

Ergasilus. Sei nicht böse auf mich. Ich will dir bald alle Betrübniß benehmen. Freue dich nur! Auf mein Wort!

Hegio. Gut. Ich freue mich, ob ich gleich nicht sehe, warum.

Ergasilus. So recht! Nun befiehl auch —

Hegio. Was soll ich befehlen?

Ergasilus. Daß man ein entsetzliches Feuer anmache.

Hegio. Ein entsetzliches Feuer?

Ergasilus. Ja, ja, was ich sage; und es muß recht sehr groß sein.

*) Es hat mir natürlicher geschienen, wenn ich das hoc me jubes als eine Frage dem Hegio in Mund legte, ob ich gleich nicht leugne, daß es einen guten Verstand hat, wenn es auch Ergasilus sagt.

Hegio. Was willst du denn verbrennen? Glaubst du, daß ich deinetwegen mein Haus anstecken werde?

Ergasilus. Werde nicht böse! Befiehl auch zugleich, daß die Töpfe angesetzt und die Schüsseln aufgewaschen werden! Laß nur den gespickten Braten ans Feuer bringen, und unterdessen schicke einen Andern nach Fischen!

Hegio. Ich glaube, er träumt wachende.

Ergasilus. Einen andern schicke nach Schweinefleisch, nach Lammfleisch und nach jungen Hühnern!

Hegio. Nu, du weißt doch, was gut schmeckt, aber woher nehmen?

Ergasilus. Laß Schinken, Kaulbarsche, Makrelen, Stockfische und Walfische und weichen Käse holen!*)

Hegio. Nu, nu, nennen kannst du es wohl; ob du es aber wirst bei mir zu essen bekommen, mein guter Ergasilus —

Ergasilus. Glaubst du denn, daß ich es meinetwegen anzurichten befehle?

Hegio. Betrüge dich nicht! Ich will dir zwar nicht nichts, aber doch nicht viel mehr als nichts vorsetzen. Bringe also von deinen Büchern nur den für die Alltagskost mit.

Ergasilus. Wie aber, wenn du diesen Aufwand auch ohne mein Geheiß machen wirst?

Hegio. Ich?

Ergasilus. Eben du.

Hegio. Alsdann will ich dich für meinen Herrn erkennen.

Ergasilus. O, ich werde ein ganz gütiger Herr sein. Soll ich dich glücklich machen?

Hegio. Wenigstens lieber als unglücklich.

Ergasilus. Gieb mir die Hand!

Hegio. Da ist sie.

Ergasilus. Die Götter erbarmen sich deiner.

Hegio. Ich weiß nichts davon.

Ergasilus. Aber bald wirst du es wissen. Unterdessen

*) Ich habe diese Namen so gut übersetzt, als es möglich ist; einige habe ich gar weggelassen, weil sie unsern heutigen Köchen allzu besonders vorkommen möchten. Cetus heißt zwar jede Art von großen Fischen, ich glaube aber doch, daß ihn der Schmarutzer eher zum Scherze als im Ernste dazugesetzt hat.

gebiete nur, daß man dir die Gefäße zu dem heiligen Werke fertig halte, und laß ein eignes und fettes Lamm holen.

Hegio. Warum das?

Ergasilus. Weil du opfern mußt.

Hegio. Und welchem Gotte denn?

Ergasilus. Mir. Ich bin jetzo dein höchster Jupiter, ich bin deine Errettung, dein Glück, dein Licht, deine Freude, dein Vergnügen; wenn du nur diesen deinen Gott wacker satt machest, damit er dir gnädig sei.

Hegio. Du bist mir also hungrig, wie es scheint?

Ergasilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.

Hegio. Ei, hol' dich der —

Ergasilus. Du solltest dich lieber bei mir bedanken für die Nachricht, die ich dir aus dem Hafen bringe! O, was für eine vortreffliche Nachricht! Wirst du mir so wieder gut?

Hegio. Geh, Narre, du kömmst zu spät!

Ergasilus. Das hättest du können sagen, wenn ich bei einer andern Gelegenheit gekommen wäre. Doch vernimm nur endlich die Freude, die ich dir bringe! Ich habe jetzo gleich deinen Sohn Philopolemus lebend, gesund und frisch in dem Hafen gesehen. Er kam mit dem öffentlichen Jachtschiffe. Es war noch ein andrer Jüngling bei ihm, und deinen Knecht Stalagmus, der dir mit deinem Sohne als einem Kinde von vier Jahren davongegangen ist, bringt er auch mit.

Hegio. Du willst mich zum Besten haben. Geh! pack dich!

Ergasilus. Ich schwöre dir es bei der heiligen Sättigkeit! Ihr Name soll nie zu meinem Namen können gefügt werden, wenn ich nicht Alles das gesehen habe.

Hegio. Meinen Sohn hast du gesehen?

Ergasilus. Deinen Sohn und meinen Schutzengel.

Hegio. Und den elidensischen Gefangnen?

Ergasilus. *Μὰ τὸν Ἀπόλλω!* *)

*) Ich habe diese griechischen Schwüre beibehalten, weil sie unmöglich zu übersetzen waren. Ich kann auch den Leser versichern, daß er nicht viel darunter verliert. Der erste Schwur ist bei dem Apollo, der andere bei der Proserpina und die übrigen bei unterschiednen italienischen Städten, die er auf eine lächerliche Art als Gottheiten ansieht, bei welchen er schwören kann.

Hegio. Und meinen Knecht Stalagmus, der mir meinen Sohn entwendet hat?

Ergasilus. *Νὴ ταν Σόραν!* 1)

Hegio. Schon lange?

Ergasilus. *Νὴ τὰν Πραινέστην!*

Hegio. Kömmt er?

Ergasilus. *Νὴ τὰν Σιγνίαν!*

Hegio. Ganz gewiß?

Ergasilus. *Νὴ τὰν Φρουσινῶνα!*

Hegio. Aber du —

Ergasilus. *Νὴ τὰν Ἀλάτριον!*

Hegio. Bei was für barbarischen, rauhen Städten schwörest du?

Ergasilus. Sie sind ebenso rauh, als deine Speisen, wie du sagtest, sein sollten.

Hegio. Verdammtes Maul!

Ergasilus. Du willst mir aber ja nichts glauben, was ich dir doch so umständlich berichte.*)

Hegio. Nein, sage mir aufrichtig, kann ich dir Glauben zustellen?

Ergasilus. Sehr vielen.

Hegio. O ihr unsterblichen Götter, ich bin von Neuem geboren, wenn es wahr ist, was er sagt!

Ergasilus. Und ich glaube, wenn ich die heiligsten Schwüre thäte, würdest du doch noch zweifeln. Doch kurz, Hegio,

*) Hier habe ich drei Zeilen ausgelassen, weil ich sie nicht so genau zu übersetzen weiß, daß meine Leser den Sinn des Plautus daraus begreifen könnten Hier sind sie:

Sed Stalagmus, cujus erat tunc nationis, cum hinc abiit?
Heg. Siculus. *Er.* At nunc Siculus non est, Boius est, Boiam terit.
Liberorum quaerundorum causa ei, credo, uxor data est.

Dieses zu verstehen, darf man nur wissen, daß boiae oder boia eine Art von Ketten waren, Boii aber gewisse gallische Völker. Der Scherz in der dritten Zeile aber beruht darauf, daß Boia auch ein Weibsbild aus diesem Volke heißen kann. Man mag es selbst versuchen, ob es sich auf eine Art übersetzen läßt, daß diese Anspielungen nicht ganz verloren gehen.

1) Muß heißen: *Κόραν*. — Cora (Jungfrau) ist ein Beiname der Proserpina.



wenn du meinen Betheurungen so wenig trauest so gehe selber zum Hafen!

Hegio. Das soll auch geschehn. Mache unterdessen drinnen die nöthigen Anstalten! Verlange, nimm, fordre, was du willst! Ich mache dich zu meinem Ausgeber.

Ergasilus. Wenn ich das Amt nicht reichlich verwalte*), so sollst du das Recht haben, mich wacker zu prügeln.

Hegio. Du sollst ewig einen aufgedeckten Tisch bei mir finden, wenn du die Wahrheit gesagt hast.

Ergasilus. Wie so?

Hegio. Bei mir und meinem Sohne.

Ergasilus. Versprichst du mir das?

Hegio. Ich versprech' es.

Ergasilus. Und ich verspreche dir nochmals, daß du deinen Sohn gewiß im Hafen finden wirst.

Hegio. Besorge Alles aufs Beste!

Ergasilus. Glück auf den Hinweg und Herweg!

Dritter Auftritt.

Ergasilus.

Er geht und hat mir sein gemeines Küchenwesen übergeben. O ihr unsterblichen Götter, wie viel Rümpfe sollen die Hälse verlieren! Was für eine Pest soll unter die Schinken, was für ein Sterben unter den Speck gerathen! Was für eine Abnahme soll über den Schmeer, was für eine Niederlage über die Schweinslenden kommen! Wie will ich die Schlächter, wie will ich die Schweinshändler abmatten! Doch wenn ich Alles erzählen wollte, was zur Sättigung des Bauchs gehört, so würde ich mich zu sehr aufhalten. Ich will lieber mein Amt antreten und dem Specke sein Urtheil sprechen, und will die armen aufgehangnen Schinken losschneiden lassen.

---

*) Die Lesart mantissinatus scheint mir die bequemste zu sein, so daß man es von mantissa ableite. Mantissa, spricht Festus, est additamentum lingua Tusca, quod ponderi additur. Er will also sagen: „Ich will zu dem Fleische, das ich zum Schmause werde abwiegen lassen, nicht wenig zugeben, damit die Gerichte desto größer werden.“ Ich hab' es etwas allgemeiner ausgedrückt.

Vierter Auftritt.

Ein Knecht des Hegio.

Daß du, Ergasilus, mit deinem Bauche, mit allen Schmarutzern und mit Allen, die die Schmarutzer füttern, verunglücktest! Was für Unfälle, was für Unmäßigkeiten sind in unser Haus gerathen! Er ist wie ein hungriger Wolf; ich mußte fürchten, er würde auch mich anfallen. Ich hatte es in der That Ursache zu fürchten, so knirschte er mit den Zähnen. Was für Unordnung hat er in dem Fleischbehältnisse mit dem Fleische angefangen! Er ergriff das Beil und hackte gleich drei geschlachteten Schweinen die Köpfe ab. Alle Gefäße, alle Töpfe, die nicht zum wenigsten acht Kannen hielten, brach er entzwei. Er hätte lieber gar von dem Koche verlangt, daß er die ganzen Fleischtonnen ans Feuer setze. Alle Keller, alle Vorrathsschränke hat er mit Gewalt aufgebrochen. Haltet ihn ja feste, ihr Knechte, ich muß mit dem Alten deswegen reden. Ich muß ihm sagen, daß er sich nur neuen Vorrath anschaffen soll. Denn wie Der es anfängt, so muß er jetzo schon alle sein oder wird es bald werden.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hegio. Philopolemus. Philokrates. Stalagmus.

Hegio. Ich danke dem Jupiter und allen Göttern herzlich, daß sie dich deinem Vater wiedergeschenkt haben, daß sie mich aus so vieler Kümmerniß gerissen, die mich in deiner Abwesenheit beunruhigte, daß sie diesen Bösewicht wieder in unsre Hände geliefert haben, und daß Philokrates sein Wort so redlich gehalten hat! Mein Herz hat sich genug betrübet; Sorgen und Thränen haben mich genug abgemattet. Was du ausgestanden hast, habe ich von dir weitläufig in dem Hafen gehört. Es ist vorbei —

Philokrates. Wie nun, Hegio, da ich dir mein Wort gehalten und deinen Sohn in die Freiheit versetzt habe?

Hegio. Du hast so an mir und meinem Sohne gehandelt, daß ich dir es nimmermehr verdanken kann.

Philopolemus. Du kannst es einigermaßen, mein Vater, und mir werden vielleicht die Götter Gelegenheit geben, daß ich mich auch unserm Wohlthäter erkenntlich erzeigen kann. Was du aber jetzo thun kannst, das hat er um uns verdienet.

Hegio. Ohne so viel Worte! Er verlange nur, ich werde ihm nimmermehr was abschlagen können*).

Philokrates. Ich verlange also, daß du mir meinen Knecht, den ich hier zum Pfande gelassen habe, wiedergebest. Mein Wohl ist ihm lieber gewesen als das seinige. Ich muß ihn für seine redlichen Dienste belohnen.

Hegio. Ich will dir zeigen, daß ich dankbar bin. Sowohl das, als was du sonst noch verlangen wirst, will ich thun. Nur nimm mir es nicht übel, daß ich mit deinem Knechte im Zorne hart verfahren habe.

Philokrates. Was hast du mit ihm gemacht?

Hegio. Ich habe ihn gefesselt in die Steingruben geschickt, sobald ich erfuhr, daß man mich hintergangen hatte.

Philokrates. O ich Unglückseliger! Der beste Mensch soll meinetwegen so viel leiden?

Hegio. Dieserwegen sollst du auch keinen Heller für ihn bezahlen. Ich will ihn umsonst freigeben.

Philokrates. Du handelst in der That gütig, Hegio. Allein befiehl nur, daß er herausgebracht werde!

Hegio. Ja. Holla! Geht und bringet gleich den Tyndarus her! Gehet unterdessen herein! Ich will sehen, ob ich aus dieser schlägefaulen[1]) Bildsäule erfahren kann, was er mit meinem jüngsten Sohne gemacht hat. Mittlerweile waschet euch!

Philopolemus. Folge mir hier herein, Philokrates!

Philokrates. Ich folge.

*) Der Ausdruck ist hier im Lateinischen sehr artig, ich habe ihn aber nicht zu erreichen gewußt: Lingua nulla est, spricht er, qua negem, quicquid roges.

---

1) Vgl. Lessings Wörterbuch zum Logau (ed. v. Maltzahn V, S. 380), wo er dieses Wort erklärt: „so faul, daß Schläge nichts mehr verfangen". Sinnged. 91:

Unsre Welt ist schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul."



Zweiter Auftritt.

Hegio. Stalagmus.

Hegio. Nun, du wackrer Mann, komm doch näher her! Du bist ein sehr feiner Knecht!

Stalagmus*). Was muß ich denn noch thun, damit sich so ein Mann wie du nicht in seinem Urtheile von mir irret? Ich bin niemals fein, wacker, noch gut gewesen. Ich habe niemals was getaugt und werde auch zeitlebens nichts taugen. Hoffe nur nicht, daß ich mich bessern werde!

Hegio. Du kannst leicht einsehen, wie deine Sachen stehn. Es wird dir nicht schaden, wenn du die Wahrheit redest. Deine schlimme Sache wird weniger schlimm dadurch werden. Rede aufrichtig — Doch du hast niemals aufrichtig gehandelt —

Stalagmus. Ich glaube gar, du meinst, ich werde mich schämen, dir es zu gestehen?

Hegio. Die Scham soll schon bei dir aufsteigen. Ich will dich über und über roth machen lassen.

Stalagmus. Das glaube ich wohl. Allein drohst du denn deine Schläge einem Unversuchten?**) Weg mit den Possen! Sage, was dein Anbringen ist, wenn du was von mir wegbringen willst.

Hegio. Ei, wie beredt du bist! Doch erspare die vielen Worte —

Stalagmus. Wohl, es geschehe dann!

Hegio. In deiner Jugend warst du bescheiden, aber freilich schickt es sich jetzo nicht mehr für dich. Doch zur Sache! Höre zu und gestehe mir, was ich dich frage! Es wird deine Umstände nicht verschlimmern, wenn du mir die Wahrheit gestehst.

*) Alle die Verbesserungen, die man mit dieser Stelle hat machen wollen, scheinen mir ganz vergebens zu sein. Ich glaube den rechten Sinn, ohne eine Veränderung zu machen, getroffen zu haben. Stalagmus nämlich nimmt das, was ihm Hegio sagt, für Ernst auf und antwortet ihm: „Ich habe dir deinen Sohn entwandt, und du kannst mich noch für einen wackern Mann halten? Was soll ich denn noch für ein Schelmstück begehen, daß du richtiger von mir urtheilen lernest?“

**) Ich glaube, dieses nicht unbillig in eine Frage verwandelt zu haben. „Denkst du“, will er sagen, „daß mich deine Drohungen so schrecken, als ob ich nicht wüßte, was Prügel wären?“

Stalagmus. Ach, das sind Worte! Glaubst du denn nicht, daß ich weiß, was ich verdient habe?

Hegio. Du kannst aber wenigstens deine Strafe lindern, wenn du ihr auch nicht entfliehst.

Stalagmus. O, eine solche Strafe, als ich verdient habe, ist zu groß, als daß sie durch das Lindern kleiner werden könnte! Ich bin dir nicht allein entflohen, sondern ich habe auch deinen Sohn mitgenommen und ihn verkauft.

Hegio. An wen?

Stalagmus. An den polyplusischen Theodoromedes in Elis, für sechs Pfund.

Hegio. Unsterbliche Götter! Das ist Philokrates' Vater.

Stalagmus. O, ich kenne ihn besser als dich und hab' ihn öfter gesehen.

Hegio. Höchster Jupiter! Erhalte mich, und erhalte mir meinen Sohn! Um des Himmels willen, Philokrates, komm heraus! Ich muß dich sprechen.

Dritter Auftritt.

Philokrates. Hegio. Stalagmus.

Philokrates. Hier bin ich, Hegio. Was verlangst du? Befiehl!

Hegio. Dieser spricht, er habe meinen Sohn in Elis an deinen Vater für sechs Pfund verkauft.

Philokrates. Wie lange ist das?

Stalagmus. Es geht nunmehro ins zwanzigste Jahr.

Philokrates. Du lügst!

Stalagmus. Entweder ich oder du. Dein Vater hat ihn dir als ein Kind von vier Jahren zu deinem eignen Knechte geschenkt.

Philokrates. Wie hieß er? Sage mir das einmal, wenn du die Wahrheit redest!

Stalagmus. Er hieß Pägnium, ihr aber gabt ihm den Namen Tyndarus.

Philokrates. Warum kenn' ich dich aber nicht?

Stalagmus. Weil es die Mode ist, Diejenigen zu vergessen, deren Bekanntschaft uns nichts hilft.

Philokrates. So ist der, den du meinem Vater verkauft hast, und den er mir zum eignen Knechte geschenkt hat, dieses sein Sohn?

Hegio. Sage, lebt er noch?

Stalagmus. Ich habe mein Geld bekommen, was bekümmere ich mich um das Uebrige?

Hegio. Aber was sagst du?

Philokrates. Aus seinen Reden kann ich nicht anders schließen, als daß mein Tyndarus dein Sohn ist. Er ist mit mir aufgewachsen und hat eine gute und einem Freigebornen anständige Erziehung genossen.

Hegio. Ich bin glücklich und unglücklich, wenn ihr die Wahrheit redet. Unglücklich, weil ich meinem eignen Sohne so hart mitgefahren habe. Ach, warum habe ich mehr und weniger thun müssen, als die Billigkeit erforderte! Wie bekümmert mich mein Verfahren! O könnte, was geschehen ist, nicht geschehen sein! Doch hier kömmt er in seinem Schmucke. Was für ein unerschrocknes Ansehen giebt ihm seine Tugend!

Vierter Auftritt.

Tyndarus. Hegio. Philokrates. Stalagmus.

Tyndarus. Ich habe doch oft viel höllische Strafen abgemalt gesehen, aber was kann die Hölle gegen die Steingruben sein, woraus ich komme? Das ist doch noch ein Ort, der einem nicht einen Tropfen Schweiß im Leibe läßt. Sobald man hereinkömmt, bringen sie einem Schubkarrn, Hacke und Schaufel, von einer klein wenig dauerhaftern Art, als die sind, welche man den Kindern zum Spielen giebt*). Ich bekam auch eine ganz zierliche Spitzhacke, mir die Zeit zu vertreiben. — — Doch da steht Hegio vor

*) Es lautet in dem Originale ein wenig anders, ich mußte aber nothwendig davon abgehen, weil wir im Deutschen kein Wort haben, das zugleich einen „Wiedehopf" und eine „Spitzhacke" bedeute, wie das lateinische upupa ist. Ich habe dergleichen Abweichungen noch hin und wieder gemacht, ohne sie angemerkt zu haben; denn es ist meine Absicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus meiner Uebersetzung soll verstehen lernen; ich habe sie bloß gemacht, damit die komischen Schönheiten desselben unter uns ein wenig bekannter würden.



der Thüre — und, wie ich sehe, so ist auch mein Herr aus Elis wieder zurückgekommen.

Hegio. Umarme mich, mein liebster Sohn!

Tyndarus. Was? Ich dein Sohn? Ha, ha! Ich merke bald, warum du dich meinen Vater und mich deinen Sohn nennest! Vielleicht, weil du mich, wie es die Eltern thun, ans Licht bringest?

Philokrates. Sei gegrüßet, Tyndarus!

Tyndarus. Du auch, für den ich so viel ausstehen muß!

Philokrates. Dafür wirst du nunmehr in Freiheit und Reichthum versetzt. Siehe, das ist dein Vater! Das ist der Knecht, der dich ihm als ein Kind von vier Jahren entwendet und an meinen Vater für sechs Pfund verkauft hat. Er schenkte dich mir, weil wir in einem Alter waren, zum eigenthümlichen Knechte. Wir haben diesen Dieb aus Elis wieder zurückgebracht, und er hat Alles gestanden.

Tyndarus. Aber wie ist's mit seinem Sohne geworden?

Philokrates. Gehe herein, so wirst du deinen leiblichen Bruder finden.

Tyndarus. Was? So hast du ihn mitgebracht?

Philokrates. Ja, ja, drinnen ist er.

Tyndarus. O, wie wohl hast du gethan!

Philokrates. Dieser ist nunmehr dein Vater, und dieser dein Dieb, der dich ihm als ein Kind gestohlen hat.

Tyndarus. Dafür will ich ihn nun erwachsen züchtigen lassen.

Philokrates. Er hat es verdient.

Tyndarus. Er soll seinen verdienten Lohn schon bekommen. Aber Hegio, so bist du mein Vater?

Hegio. Ja, ich bin es, mein Sohn.

Tyndarus. Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße.

Hegio. Und ich eben bin es.

Philokrates. Nun, so mache doch, Hegio, daß ihm die Fessel abgenommen und diesem angelegt werden!

Hegio. Ja, das soll auch das Erste sein. Kommt, laßt uns

hereingehen! Der Schmied soll den Augenblick da sein, dich von den Banden zu befreien, die dein Räuber bekommen soll.

Stalagmus. Du thust sehr wohl; ich habe so nichts Eigenthümliches.

* * *

Der Schlußredner.

Dieses Lustspiel, ihr Zuschauer, ist für züchtige Sitten gemacht. Es kommen keine Liebsstreiche, keine Unterschiebung von Kindern, keine Geldschneidereien darinnen vor. Kein verliebter Jüngling befreiet darinnen eine Hure wider Wissen seines Vaters. Dergleichen Spiele, worinne die Guten besser werden können, erfinden wenige Dichter. Hat es euch gefallen, und sind wir euch nicht zur Last gewesen, so gebet das gewöhnliche Zeichen, und ein Jeder, der von euch gute Sitten liebet, klatsche!

Kritik

über

„Die Gefangnen“ des Plautus.[1]

Gleich als ich im Begriff war, die meinem Leser versprochene und mir sehr angenehme Arbeit zu unternehmen, nämlich mich über die Schönheiten des Plautus mit ihm etwas umständlich zu besprechen, so erhalte ich von einem Freunde unserer Arbeit einen Brief, dessen Inhalt mit meinem Vorhaben allzu viel Verwandtschaft hat, als daß ich ihn nicht mit Vergnügen bekannt machen sollte. Er ist zwar mehr wider als für mich. Doch daraus mag man schließen, was ich für ein Vertrauen zu meiner gerechten Sache und zu der Billigkeit meines Gegners habe. Der ganze Inhalt bezieht sich auf drei Stücke. Erstlich macht er überhaupt über unser Vorhaben einige Anmerkungen. Zum Andern beurtheilet er meine Uebersetzung des Plautischen Lustspiels. Endlich tadelt er den Plautus selbst. Was die ersten zwei Stücke angeht, darauf werde ich ihm in beigefügten kurzen Anmerkungen antworten. Das letzte ist das wichtigste und verdienet also eine besondre Antwort.

1) Beiträge ꝛc. ꝛc., Drittes Stück (II.), S. 369—435, und Viertes Stück (III.), S. 573—591. — A. d. H.



Mein Gegner zeigt überall eine wohlangebrachte Belesenheit, welche ich wie seine Einsicht in die Regeln der dramatischen Dichtkunst nicht wenig loben würde, wenn er nicht mein Gegner wäre. Denn seine Gegner zu loben, ist eine sehr kitzliche Sache. Alles Gute, das man ihnen beilegt, entzieht man sich und —— doch ohne längere Vorrede, hier ist der Brief.

„Mein Herr,

„Ich bin Einer von Denen, die Ihnen sehr verbunden sind, daß Sie zur Aufnahme des Theaters durch eine der artigsten Monatsschriften unserer Zeit den guten Geschmack und die Liebe zu den Werken des Witzes ausbreiten wollen. Ich habe von Jugend auf ein großes Vergnügen an der dramatischen Dichtkunst gefunden, und wenn mich die Natur einen Dichter hätte lassen geboren werden, so würde ich vielleicht in keiner andern als dieser Art der Dichtkunst meine Kräfte versucht haben. Was Wunder also, daß Ihre Monatsschrift meinen Beifall erhalten hat?

„Die Vorrede Ihres ersten Stücks hat mich in eine Verwunderung gesetzt, welche dem Erstaunen sehr nahe war. Ich sahe die fast unendliche Reihe von Dingen, welche alle zu erreichen Sie sich vorgesetzt, und welche alle zu erfüllen Sie sich anheischig gemacht hatten. Sogleich aber fiel mir ein: Sollte wohl Alles dieses so leicht sein, als man es sich einbildet? und wird nicht dieses schöne Vorhaben vielleicht ein bloßer schöner Vorsatz bleiben? Nicht, daß ich an Ihren Kräften zweifelte; nein, ich versprach mir vielmehr viel davon. Der Geist, den man in Ihrer Vorrede wahrnimmt, zeiget von Ihrer Stärke in Dingen dieser Art. Allein ich hatte an einem andern Orte gelesen, daß eine Gesellschaft, die wie die Ihrige ist und beinahe ein gleiches Absehen gehabt hat, gestehen müssen, daß sie nicht eher begriffen habe, wie schwer es sei, in Dingen dieser Art etwas mehr als trockne Namen anzuführen, als bis sie Hand an das Werk gelegt. Die Gedanken hierüber sind so schön, daß ich mich nicht enthalten kann, solche hier anzuführen. Sie befinden sich in der Vorrede des ersten Theils der ‚Histoire du Théâtre françois depuis son origine jusqu'à présent etc.' Amsterdam, 1735, 8: Il est de certains tableaux, qui, considérés dans l'éloignement, présentent aux yeux des

plaines charmantes, des coteaux rians, des montagnes superbement élevées, des rivières larges, profondes et remplies d'une eau argentine, enfin tous les agrémens d'une belle campagne. Approche-t-on de cette perspective, tout disparoit, et des traits couchés grossièrement sur une muraille prennent la place des objets enchanteurs, que l'oeil trompé par l'art du peintre regardoit avec admiration. Voilà la juste comparaison de ce qui arrive à ceux qui forment le dessein de donner une histoire du Théâtre. — — Tout semble leur promettre une carrière aisée et brillante, pièces singulières, auteurs célèbres, faits anecdotes interessans, Comédiennes et Comédiens renommés dans leur art. Mais ces flatteuses idées se trouvent totalement confondues lorsqu'on consulte les histoires. — — A l'égard des acteurs, le talent qu'ils ont exercé ne les a point tirés du néant dont ils sortoient, et ils y sont rentrés si parfaitement qu'on n'en retrouve que peu de vestiges. — — Ces difficultés sont sans doute rebutantes, et nous ne doutons point qu'elles ne soient la cause pour laquelle jusqu'à ce jour les personnes qui possèdent le plus de cette manière, se sont refusés au pénible et dangereux emploi de remplir les souhaits du public en lui donnant un ouvrage qu'il s'imagine pouvoir être exécuté dans toutes ses parties. *a*)

„Doch vielleicht finden alle diese Schwierigkeiten bei Ihnen eine Ausnahme, und man darf hoffen, daß Sie so schöne Versprechungen nicht werden gethan haben, ohne zu wissen, daß es Ihnen leicht sein werde, solche zu erfüllen. Wie viel Ehre werden Sie sich dadurch erwerben? Wie viel werden wir und unsre witzigen Nachkommen Ihnen schuldig sein? Und wie reizend ist diese Aufmunterung?

a) Die Schwierigkeiten, welche die Verfasser der „Historie des französischen Theaters" vor sich gefunden, treffen uns nur zum Theil. Jene wollten eine an einander hangende Geschichte liefern, uns aber ist dieses niemals in Sinn gekommen. Wir haben nur versprochen, die wichtigsten Nachrichten zu sammeln und Demjenigen, der es einmal wagen möchte, eine vollständige Historie des Schauplatzes bei allen Völkern zu unternehmen, die Arbeit in etwas zu erleichtern. Bei den angeführten französischen Verfassern wäre durch einen jeden beträchtlichen Umstand, den sie übergangen oder nicht allzu hinlänglich vorgetragen hätten, die ganze Kette ihrer Erzählungen zerrissen worden. Bei uns aber fällt dieses weg, weil wir uns niemals zu der geringsten Ordnung oder Vollständigkeit anheischig gemacht haben. Man sehe unsre Vorrede.

„Wenn alle Diejenigen, so heut zu Tage Vorreden schreiben, so viel Lehrreiches darinne anbrächten als Sie in der Ihrigen, so würden die Vorreden öfters mehr Scharfsinniges enthalten und mehr Nachdenken erfordern, ja selbst lesenswürdiger sein als manche Werke selber. Was Sie unter Andern darinnen von der Declamation sagen[1]), scheint mir wahr zu sein, nicht nur vielleicht darum, weil ich derselben Meinung bin, sondern weil es mit der Vernunft, der Erfahrung und der Empfindung verständiger Kenner übereinstimmt. Dieses Theil der Beredtsamkeit ist eines von den Dingen, an welchen ich von der Zeit an, da ich denken gelernt, einen großen Gefallen gehabt, und worinne ich mich bei aller Gelegenheit aus einer natürlichen Neigung geübt. Ungeachtet ich niemals das Glück gehabt, öffentlich zu reden, so habe ich es doch gewiß dieser Uebung allein zu danken, daß ich von einer sehr schwachen Stimme, die ich von Natur hatte, zu einer männlichen gesetzten Aussprache gelangt bin. Ich weiß die Regeln davon und kann also meinen Reden allen Nachdruck geben, wodurch ich mir öfters mehr Beifall erwerbe als Andre durch die ausgesuchtesten Ausdrücke.

„Mein damaliger Aufenthalt an einem Orte, wo ein gekrönter Weltweise das prächtigste der Schauspiele oder, wie Andre sagen, das ungereimteste Werk, so der menschliche Verstand jemals erfunden, die Oper, einem Volke zeigte, so bisher Dergleichen kaum dem Namen nach kannte, gab mir noch mehr Gelegenheit, hierauf zu denken. Ein Jeder sagte seine Meinung von Arien und Recitativen, als von den allergemeinsten Sachen, so daß die Oper der Vorwurf aller Unterredungen ward. Ich befand mich bei einer derselben, wo, nachdem Verschiedenes von dem

1) „Diese Regeln erstrecken sich nicht allein auf die Schauspieler, sie können Alle nutzen, welche die Beredtsamkeit des Körpers brauchen. Es ist ohnedem zu bedauern, daß wir die Kunst zu declamiren, die bei den Alten so hoch geachtet war, theils verloren haben, theils geringe schätzen. Ihre größten Redner übten sich darinne, und Cicero selbst hat sich nicht geschämt, sich in einen Wettstreit mit dem Roscius einzulassen. Wenn man itziger Zeit etwas mehr Fleiß darauf wendete, so würde man gewiß mehr Redner als Stöcke auf unsern Kanzeln finden, und Diejenigen, die oft einem Rasenden daselbst ähnlicher als einem Apostel sehen, würden mit mehrerer Mäßigung und Annehmlichkeit zu reden wissen. Denn wir wollen doch nimmermehr hoffen, daß diese äußerliche Anständigkeit auch unter die Eitelkeit der Welt mit gehöre."

Natürlichen und dem Wahrscheinlichen der Oper war geredt worden, Einer von der Gesellschaft in die Worte eines Dichters unserer Zeit ausbrach: Die Vernunft muß man zu Hause lassen, wenn man in die Oper geht; mithin, setzte er hinzu, müsse man nicht viel Vernunft da suchen, wo keine anzutreffen sei, sondern sich an der Wollust begnügen, die man durch das Gehör und das Gesicht empfände. Denn allerdings sei nichts widersinnischer, als zwei Helden vor sich zu sehen, welche von den allerwichtigsten und oft sehr heftig bewegenden Sachen sich singend besprechen. Ich sagte hierauf, daß man diesem Unnatürlichen abhelfen könne, wenn man nur die Arien singen ließe und das Recitativ declamiret würde. Dieses könne der Oper, anstatt ihr etwas von ihrer Pracht zu benehmen, einen neuen Zierrath verschaffen, indem dieses liebenswürdige Schauspiel dadurch dem Natürlichen näher kommen würde. Meine Gedanken fanden damals Beifall, wenigstens wurde ihnen nicht widersprochen. Allein mir selbst fiel hernach ein, daß sich zu der rechten Declamation keine italienische Castratenstimme schicke. Indessen suchte ich in meiner und meiner Freunde Büchersammlungen etwas über diesen Vorwurf nachzulesen. Unter allen aber gefiel mir nichts besser als des Grimarest Traité du Récitatif dans la lecture, dans l'action publique, dans la déclamation, et dans le chant, 1740. 8.

„Dieses kleine Werk ist gewiß eines der vortrefflichsten in seiner Art und enthält so Vieles, so zu Ihrem Vorhaben dient, daß ich hoffen darf, Sie werden wenigstens einer Uebersetzung *b*) des 7. und 8. Hauptst., darinne von der theatralischen Declamation und dem Singen eines Schauspielers gehandelt wird, einmal einen Platz in Ihren ‚Beiträgen' vergönnen. Sie verdienen es so wohl als die Abhandlungen des Corneille, und vielleicht ist der Nutzen

b) Wir werden ehestens zeigen, daß wir guten Rath anzunehmen wissen. Gleichwohl scheinet mir auch dieser Schriftsteller von der theatralischen Declamation nicht zureichend gehandelt zu haben. Das Beste, was ich mich über diese Materie jemals entsinne gelesen zu haben, ist das schöne italienische Gedicht des Herrn Riccoboni „Von der Kunst zu agiren", vornehmlich aber das ganz neue Werk Le comedien [von Remond von Sainte Albine, welches Lessing später in der „Theatralischen Bibliothek" im Auszug übersetzt mittheilte. In seinem Vorbericht zur Uebersetzung der „Schauspielkunst" des jüngern Riccoboni in den „Beiträgen" versprach er auch eine Uebersetzung des Gedichtes des ältern Riccoboni „von der Kunst zu agiren" für die „Beiträge", die aber nicht erschienen ist].

davon allgemeiner. Es scheint übrigens nicht, als habe der Verfasser der „Deutschen Dichtkunst' dieses Buch gesehen, wenn er da, wo von dem Vortrage und der Aussprache der spielenden Personen gehandelt wird, verschiedene Schriftsteller anführt, die meines Erachtens lange nicht so ausführlich davon gehandelt haben als dieser.

„Doch ich entferne mich allzu weit von meinem Zwecke und komme eilends zu dem Plautus, den Sie sich zu Ihrem Helden erwählt haben; worinne Sie so glücklich gewählt als eine Dacier und ein Limiers, obschon Horaz gesagt:

Daß seiner Väter Mund des Plautus Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt, allein aus blinder Gunst.' G.

Ihre Ausdrücke aber, deren Sie sich bedienen, so oft Sie Ihres Dichters gedenken, sagen deutlich genug, daß Sie sich vorgenommen haben, ihn nur zu loben. Ihrem angenommenen Satze selbst: wider die Gewohnheit der Kunstrichter mehr zu loben als zu tadeln, ist dieses vollkommen gemäß. Verzeihen Sie es also meiner Gemüthsart, welche zum Unglücke keine einzige von den Eigenschaften hat, die einen Lobredner ausmachen. Ich werde den Plautus nur tadeln. So wenig es aber vernünftig sein würde, wenn man sagte, Sie behaupteten, daß Plautus ganz ohne alle Fehler und Alles an ihm lobenswürdig sei, ebenso unbillig wäre es, wenn man mir Schuld geben wollte, als wenn ich Alles an Ihrem Dichter für tadelhafte Mängel hielte.

„Sie haben in dem ersten Stücke Ihrer ‚Beiträge' versprochen, in einer eignen Abhandlung von dem Vortrefflichen sowohl als dem Tadelhaften in den Schauspielen des Plautus zu handeln, und ich habe mit Verlangen diese Abhandlung erwartet. Da ich aber sahe, daß Sie in dem zweiten Stücke Ihr Wort halb zurückgenommen und uns nur die Hoffnung gemacht, die Schönheiten Ihres Dichters im dritten Stücke zu entwickeln, so habe ich gemuthmaßt, daß es Ihnen vielleicht leid geworden *c*), an Ihrem Helden Fehler zu entdecken.

c) Wie aber, wenn Sie falsch gemuthmaßt hätten? Ich glaube nimmermehr, daß man die Schönheiten eines Schriftstellers in ihr gehöriges Licht setzen könne, ohne zugleich das, was an ihm anstößig zu sein scheinet, anzuführen, dabei aber so viel wie möglich zu entschuldigen. Diesen letzten Punkt muß man besonders

Vergönnen Sie mir also, daß ich diesen zweiten Theil Ihres Versprechens ergänze, und nehmen Sie diese Kritik so gütig auf, als ich mit Wahrheit versichern kann, daß sie aus keiner andern Absicht geschrieben ist, als nur zu zeigen, wie viel dazu gehöre, ein vollkommen dramatisches Gedicht zu machen, und wie groß die Verwegenheit derer sein müsse, die heut zu Tage dergleichen in 24 Stunden zu verfertigen für nichts Unmögliches halten. Wenn Meister in der Kunst, ein Plautus und Terenz, fehlen, dürft ihr Lehrlinge denn schon trotzen? Dem Ruhme des Plautus wird indeß mein Tadel keinen Abbruch thun, so gewiß als Sophokles dennoch ein großer Dichter ist, obschon sein ‚Oedipus', den Aristoteles zum Muster der Tragödie vorschreibt, nicht ohne Fehler ist. Plautus ist allerdings ein großer Geist, dessen Scharfsinnigkeit unsre Bewundrung verdient. Die alten Römer, sagen Sie, schätzen ihn zweier Stücke wegen sehr hoch: wegen seiner Schreibart und seiner Scherze; Beides sei unverbesserlich. Racine hingegen ist der Meinung, daß alle diese Lobeserhebungen aus einem andern Grunde entsprungen sind. Er sagt in der Vorrede des Trauerspiels ‚Berenice': Les partisans de Térence, qui l'élèvent avec raison au-dessus de tous les poëtes comiques pour l'élégance de sa diction et pour la vraisemblance de ses moeurs, ne laissent pas de confesser que Plaute a un grand avantage sur lui par la simplicité qui est dans la plupart de ses sujets. Et c'est sans doute cette simplicité merveilleuse qui a attiré à Plaute toutes les louanges que les anciens lui ont données. *d*) Daß aber in den Scherzen des Plautus viele den guten Sitten schädliche

bei den alten Dichtern beobachten: denn theils waren die Fehler, die man ihne hin und wieder vorwerfen kann, zu ihren Zeiten keine Fehler, theils aber waren sie selbst von einem viel zu erhabnen Geiste, als daß sich ihre Sorgfalt zu den Kleinigkeiten hätte können herniederlassen, welche unsre Kunstrichter alsobald in Harnisch bringen. Ich habe allezeit geglaubt, daß Plautus gewisse Fehler habe; allein diese Fehler sind von mir niemals für was Anders gehalten worden als für eine Sommersprosse auf einem sonst vollkommen schönen Gesichte. Ich würde sie bemerkt haben, ohne sie zu tadeln und ohne sie zu lieben. Zu dem Ersten bin ich nicht verwegen und zu dem Andern nicht blind genug.

d) Es ist unwidersprechlich, daß Plautus wegen der Einheit seiner Handlungen ganz besonders zu loben ist; daß aber die Alten vornehmlich auf die zwei von mir angeführten Stücke gesehen haben, beweiset die Stelle aus dem 29. Hauptst

und unanständige Dinge befindlich sind, kann man nicht leugnen; so wenig man zu seiner Entschuldigung behaupten kann, daß es die Charaktere seiner Personen allemal so erfordert hätten. Denn erstlich hätte er dergleichen Charaktere auf den Schauplatz zu bringen vermeiden sollen, und zweitens hat Balzac schon gesagt, que les plus libres courtisanes de Térence sont souvent plus modestes que les plus honnettes femmes de Plaute. In der That war er auch so daran gewöhnt, daß er es nicht unterlassen konnte, an allen Orten ärgerliche Dinge anzubringen. Man kann dieses aus seinen ‚Gefangnen‘ beweisen, wo er an unterschiedenen Stellen, die ich anmerken werde, ganz ohne Noth dergleichen Unrath ausstreuet, da er doch in diesem Stücke sich meint Gewalt angethan zu haben und bei dem Beschlusse desselben sagt: Ad pudicos mores facta est fabula. Der Kunst des Dichters benimmt dieser Vorwurf nichts, nur schadet es den guten Sitten.

„Von den verschiednen Ausgaben und Uebersetzungen des Plautus haben Sie uns hinlängliche Nachricht ertheilet; da Sie aber von allen Uebersetzungen so weitläufig gehandelt, so wundert mich, warum Sie der vortrefflichen Uebersetzung des Coste nicht mit Mehrerm gedacht und sie nur mit dem kurzen und guten Ruhme, die Arbeit sei glücklich gerathen, abgefertiget haben. Ich bin daher auf den Argwohn gekommen *e*), daß Sie vielleicht diese Uebersetzung nicht selbst gesehen haben. Sie ist unter dem Titel: Les Captifs, Comédie de Plaute, traduite en françois avec des remarques par Msr. Coste, in Amsterdam 1716 8vo herausgekommen. Der lateinische Text ist zur Seite beigedruckt,

des 1. Buchs „Von den Pflichten“ und das Urtheil des Lucius Aelius Stilo, welches ich Beides in der Abhandlung „V. d. L. u. W. des Plautus“ angeführt habe.

e) Es ist wahr; besonders gedruckt war mir diese Uebersetzung damals noch nicht vorgekommen, ich kannte sie aber aus Limiers Uebersetzung, wo sie von Wort zu Wort eingerückt ist. Doch auch diese, die Wahrheit zu gestehen, hatte ich nicht bei der Hand; welches mir insoweit ganz lieb ist, weil ich mich vielleicht durch sein Beispiel zu einigen Fehlern, die ich hernach bemerken will, hätte können verleiten lassen. Uebrigens hat doch der Verfasser dieses Briefes eingesehen, daß meine Absicht gar nicht gewesen, alle Ausgaben des Plautus anzuführen; sonst würde es ihm weit leichter als einem von meinen Bekannten geworden sein, noch ein halb Dutzend von mir übergangner Ausgaben, ich weiß nicht aus was für Katalogen, zusammenzustoppeln und gnädigst mitzutheilen.

und die Anmerkungen enthalten lauter artige und lehrreiche Gedanken, die zu dem Verstande des Gedichts nöthig waren, und die Ihnen vielleicht würden haben nutzen können, wenn Sie das Buch bei der Hand gehabt hätten. Man sieht aus verschiednen Stellen, daß Herr Coste eine zweite Ausgabe mit verschiednen Verbesserungen davon zu liefern Vorhabens gewesen ist, so aber meines Wissens unerfüllt geblieben.

„Dieser Ihr Vorgänger hat sich bemüht, in einer sehr wohlgeschriebnen Vorrede zu erweisen, daß dieses Lustspiel nach allen Regeln des Theaters sei. Seine Gedanken hiervon sind sehr schön. ‚Dieses Stück‘, sagt er, ‚scheint mir vollkommen regelmäßig — Die Einheit der Handlung fällt in die Augen — Die Entdeckung der Betrügerei des Tyndars fließt sehr natürlich aus dem innersten Stoffe, und dieser Zwischenfall, welches der einzige im ganzen Stücke ist, macht den Knoten durchgängig aus — Die Wiederkunft des Philokrat löset ihn sehr ungezwungen. Aus einem so einfachen Stoffe, worinne ein mäßiger Geist kaum Materie zu zwei oder drei Aufzügen würde gefunden haben, hat Plautus durch seine Kunst ein Stück von fünf ganz vollständigen Aufzügen zu machen gewußt — Die Einheit des Orts ist ebenso genau als die Einheit der Handlung darinne beobachtet. Alles geht ganz natürlich bei dem Hause des Hegio vor — Was die Dauer der Handlung anbelangt, so hat sie Plautus gleichfalls mit vieler Sorgfalt bemerkt. Sie fängt sich des Morgens an und schließt sich noch vor dem Abendessen, so daß acht oder aufs höchste neun Stunden dazu erfordert werden.‘

„Alles dieses werde ich beantworten und das Gegentheil darthun, wenn ich vorher einige kleine Erinnerungen werde gemacht haben, die sich nirgends besser als hier anbringen lassen.

„Wenn Sie an des Limiers Uebersetzung des Plautus seine Geschicklichkeit rühmen, mit welcher er die anstößigen Stellen übersetzt, so verdient Coste eben dieses Lob; denn in seiner Uebersetzung finden Sie eben diese Behutsamkeit angewendet, so daß er selber sagt: A la faveur de ces changements je serois en droit de dire de ma traduction selon toute la rigueur de la lettre ce que Plaute dit de sa pièce: *Ad pudicos mores* facta est.

„Die Uebersetzung von des Plautus Aulularia, der Sie

gedenken, ist zu Celle 1743 mit dem lateinischen Texte zur Seite und artigen Anmerkungen herausgekommen. Der Name aber des Uebersetzers ist nur durch ein bloßes M. am Ende der Vorrede angezeigt worden. In derselben wird gleich anfangs gesagt, daß man durch diesen Versuch den Deutschen von der Stärke oder Schwäche der alten römischen Schaubühne einen Begriff habe geben wollen. Der Uebersetzer scheint nichts von der ältern Uebersetzung dieses Stücks gewußt zu haben, der Sie gedenken.

„Wenn f) Plautus der Vater aller Komödienschreiber wäre, wie Sie ihn nennen, so müßten alle Komödienschreiber seine Schüler sein, welches doch schwerlich wird können erwiesen werden. Ihre Meinung wird vielleicht nicht so allgemein sein, als dieser Ausdruck es zu behaupten scheint. Hat gleich Terenz und Molière ihn zuweilen nachgeahmt, wie viel hat Jener nicht auch von Andern, absonderlich den Griechen genommen und gelernt?

„Da ich in dem ersten Stücke Ihrer ‚Beiträge‘ las, daß Sie der Meinung wären, daß ‚Die Gefangnen‘ des Plautus gewiß das vortrefflichste Stück wären, welches jemals auf das Theater gekommen, und ich dieses nochmals in dem zweiten Stücke wiederholt sahe, ich aber bei Durchlesung des Originals und der Uebersetzung des Herrn Coste verschiednes Unwahrscheinliches und Ungereimtes darinne wahrgenommen hatte: so schien es mir, als wäre ich anjetzo aufgefordert, meine Meinung, daß dieses Stück kein Meisterstück sei, zu beweisen oder zu ändern. Hieraus nun sind diese Gedanken entstanden. Ich erwähle Sie

f) Wenn ich den Plautus den Vater aller Komödienschreiber genannt, so habe ich nur alle diejenigen darunter verstanden, welche nach ihm gelebt haben. Ich will auch nicht glauben, daß mir mein Gegner im Ernste zutrauet, als hätte ich selbst die Griechen für Schüler dieses Dichters gehalten. Es wird ihm aber mehr als zu wohl bekannt sein, daß uns von diesen kein einziger in ganzen Stücken übrig geblieben ist als Aristophanes. Und auch Dieser ist einen ganz andern Weg in den Schauspielen gegangen, als wir heut zu Tage zu gehen pflegen; so daß wir ihn uns nur in sehr wenig Sachen zum Muster vorstellen können. Wer ist aber nach ihm der älteste Komödienschreiber? Unter denen, die uns übrig geblieben sind, gewiß kein Anderer als Plautus. Alle aber, die nach ihm gekommen, haben sich eine Ehre daraus gemacht, zu bekennen, daß sie in ihren vornehmsten Stücken den Plautus zu ihrem Vorgänger erwählt. Doch muß ich erinnern, daß ich unter diesen Allen nur Diejenigen verstehe, die es werth sind, Schüler des Plautus genennt zu werden.

selbst zu meinem Richter. Mit Vergnügen will ich meinem Irrthume absagen, wenn Sie zeigen werden, daß das, so ich an diesem Stücke tadele, nicht tadelnswürdig sei, und daß das Stück selbst dennoch wirklich schön und regelmäßig bleibe und folglich für ein vollkommnes Muster eines dramatischen Gedichts müsse angesehen werden.

„Hätten Sie nur gesagt, daß ‚Die Gefangnen‘ das schönste Lustspiel unter allen Lustspielen des Plautus, und daß dieses die Ursache wäre, warum Sie eben dieses zu übersetzen sich die Mühe gegeben, so hätte man Ihnen nichts anhaben können. Denn warum Sie sonst dieses Stück gewählt, weiß ich nicht. Es scheint Ihrem Vorhaben zuwider zu sein, nach welchem Sie versprochen, zu Ihren Uebersetzungen allezeit ein solches Stück zu wählen, welches von neuern Poeten nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neues Stück zu finden sei. Wer hat denn ‚Die Gefangnen‘ des Plautus nachgeahmt? Ich weiß Keinen. Doch es kann sein, daß vielleicht meine Unwissenheit daran Schuld ist, und darum würden Sie mir und Andern einen großen Gefallen erzeiget haben, wenn Sie uns solches gesagt hätten; denn so hätten wir es hernach auch gewußt. *g*)

„Des Turnebus Urtheil, so Sie anführen, gilt hier nicht viel. Denn obschon dieser Mann seine großen Verdienste wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit hat, so weiß man doch, wie heftig die Gelehrten des 16. Jahrhunderts die alten Schriftsteller vertheidigten, und dieses mit weit größrer Gelehrsamkeit als Scharfsinnigkeit. Absonderlich aber weiß man, daß sie in Sachen des Witzes nur schlechte Ritter waren.

„Weil Sie also Ihren Lesern die Freiheit gelassen haben, selbst zu urtheilen, so bediene ich mich derselben, doch unterwerfe ich

g) Ich habe geglaubt, es stehe mir frei, von den Regeln, die ich mir selbst gemacht, gleich das erste Mal abzugehen, zumal da ich so wichtige Ursache vor mir sahe. Es ist wahr, ich weiß selbst keine Nachahmung dieses Stücks; allein eben deswegen, weil es von einer so besondern Einrichtung ist, daß ich glaube, es zeige uns eine ganz neue Art von Lustspielen, an die sich die neuern Dichter auf keine Weise gewagt, eben deswegen, sage ich, habe ich mir geschmeichelt, der Leser würde mir es Dank wissen, daß ich mich nicht so gar genau an mein Wort gehalten hätte.

mich gänzlich Ihrer Beurtheilung. Dieser freundschaftliche Streit wird vielleicht einem Dritten nützlich sein. Der Streit ist bekannt, den der Abt Hedelin mit dem Menage wegen eines Lustspiels des Terentius gehabt hat. Wie viel schöne Anmerkungen haben sie nicht dabei gemacht, die ihren Nachfolgern alle genutzt und uns Vieles gelehrt haben, wofür wir ihnen Dank sagen müssen. Sie würden aber unserer Verehrung noch mehr würdig sein, wenn sie sich nicht durch etliche niederträchtige Ausdrückungen und ihre lächerliche Hitze um einen Theil der Hochachtung, die man ihren Verdiensten schuldig ist, gebracht hätten.

„Anfangs werde ich nur mehrentheils mit dem Herrn Coste allein zu thun haben und das Gegentheil dessen erweisen, was er in seiner Vorrede behauptet. Dieses geht Ihnen auch an, insofern Sie dieses Stück für vollkommen halten; und wenn es mir gelingt, zu erweisen, daß es nicht so regelmäßig ist, als Herr Coste behauptet, daß es im Gegentheil Unmöglichkeiten enthält, und daß es hin und wieder ohne Ueberlegung gemacht ist: so habe ich zulänglich das Gegentheil Ihres Satzes erwiesen, daß es das schönste Stück sei, so jemals auf das Theater gekommen.

„Dieses setze ich aber nach den Regeln der dramatischen Dichtkunst voraus, daß ein vollkommnes Gedicht dieser Art nicht nur voll sinnreicher Gedanken, artiger Einfälle, angenehmer Scherze, künstlicher Verwickelung, und natürlicher Auflösung des Knotens der Haupthandlung sein müsse, sondern daß es absonderlich müsse wahrscheinlich sein und der Zuschauer nicht alle Augenblicke durch die großen Sprünge des Dichters merke, daß man ihm eine ohnmögliche Fabel vorplaudert.

Jamais au spectateur n'offrez rien d'incroyable;
L'esprit n'est point emû de ce qu'il ne croit pas,

sagt Boileau in seiner ‚Dichtkunst'. — Ich habe also jetzt zu erweisen, was ich in den ‚Gefangnen' des Plautus für unanständig und unwahrscheinlich halte, was ich wider die Einheit der Handlung und wider die Dauer derselben zu sagen habe.

„Vorher aber muß ich noch erinnern, daß in dieser Komödie, so wie wir sie anitzo lesen, viel unrichtige Abtheilungen der Aufzüge und Auftritte befindlich, welche das Ungereimte darinne vermehren. Allein dieses lege ich dem Plautus nicht zur Last, sondern

seinen Scholiasten und Abschreibern. Die Ursache davon hat mir Menage in seinem Discours sur Térence, p. 216, gelehrt: Nous voyons dans Térence des scènes et des actes mal divisés. La cause de cette confusion est — que les anciens Poëtes grecs et latins n'ont laissé aucune marque de ces distinctions, non pas même Sénèque le dernier des Poëtes dramatiques anciens. Dergleichen unrichtige Abtheilung befindet sich im 2. Aufzuge, welcher in drei Auftritte abgetheilet ist, da er doch nur zwei haben sollte. Diesen Irrthum haben Sie bereits in Ihrer Uebersetzung angemerkt, darum halte ich mich nicht dabei auf und würde ihn ganz mit Stillschweigen übergangen haben, wenn ich nicht dabei anmerken wollen, daß Plautus selbst viel Schuld an diesem Irrthume sei und vielleicht nicht besser würde abgetheilet haben. Es ist gewiß, daß in dem andern Auftritte Philokrates auf dem Theater ist, und daß, wenn man auch sagte, er habe so weit davon gestanden, daß er nicht hören können, was sie gesprochen, er sie doch hat sehen können. Mithin ist das Vin' vocem ad te? des Hegio und des Tyndars Antwort Voca ungereimt.*h*) Hegio selbst ruft ihn auch nicht einmal, sondern inzwischen daß er acht Worte spricht, nähert er sich ihm und sagt: Vult te novus herus operam dare etc. Hier ist also keine Veränderung vorgegangen, also geht auch kein neuer Auftritt an. Selbst die Aufschriften dieser beiden Auftritte zeigen, daß in der einen eben die Personen sind, die in der andern waren; obschon dieses noch zu merken, daß außer diesen drei Personen noch andre Knechte müssen auf der Bühne gewesen sein, welche Hegio zu Anfange des zweiten Auftritts fragen können: Ubi sunt isti quos ante aedes jussi produci foras?

h) Warum dieses ungereimt sein sollte, kann ich nicht einsehen. Hegio hatte den Philokrat vorher mit Fleiß beiseite geführt, damit er den Tyndar insbesondere vornehmen konnte. Wahrscheinlicher Weise mußte er ihn so weit weggeführt haben, daß er auch dem Tyndar keinen Wink oder ein ander Zeichen geben können. Denn dieses zu verhindern, war eben die Ursache, warum er ihn wegführte. Da er sich nun he nach genugsam mit dem Tyndar besprochen hatte und sie über die Art, wie er und sein Sohn frei könne gemacht werden, einig geworden waren: was war natürlicher, als daß Hegio sagte: Soll ich ihn also herrufen, damit du ihm sagen kannst, wie er sich in Elis zu verhalten hat? Rufe ihn, antwortet Tyndarus. Was ist aber dem Plautus daraus für ein Verbrechen zu machen, daß nunmehr Hegio den Philokrat nicht ruft, sondern gar herholt?

Denn den Philokrat und Tyndar kann dieses nicht angehen; auch nicht einmal das vorhergehende si ex his quae volo exquisivero. Denn wenn Hegio den Philokrat und Tyndar damit gemeinet, wie ungereimt wäre es, daß er gleich darauf fragte, wo sie wären? Daß aber hier keine Knechte antworten, sondern Philokrat sogleich herzutritt und den andern Knechten mit der Antwort zuvorkömmt, ist ein Kunststück des Dichters, davon die Absicht einem Jeden in die Augen fällt. *i*)

„Ebenso ist auch der dritte Aufzug in fünf Auftritte abgetheilt, da es nur viere sein müssen. Denn die beiden letzten Auftritte machen nicht mehr als einen aus. Hegio ruft am Ende des vierten Auftritts seine Knechte; sie kommen, und er befiehlt ihnen, den Tyndar zu fesseln. So ist zwar Alles natürlich, und es geht allerdings ein neuer Auftritt an, da die Knechte auf den Schauplatz kommen; und so haben Sie in Ihrer Uebersetzung durch eine geschickte Ordnung dieser Schwierigkeit abgeholfen. Allein in dem Originale sieht es ganz anders aus. Da ist Alles in Unordnung. Hegio steht in dem vierten Auftritte vor der Thüre und ruft seine Knechte. Diese sind entweder im Hause, oder sie sind mit ihrem

i) Auch hier scheinet mir mein Gegner Schwierigkeiten zu finden, wo keine sind. Er hätte nur den vorhergehenden Auftritt mit sollen zu Hülfe nehmen, so würde ihm Alles nothwendig sehr deutlich vorgekommen sein. In dem ersten Auftritte des zweiten Aufzuges werden die beiden Gefangnen von ihrem Wächter herausgeführt. Sie bitten sich die Erlaubniß aus, daß sie ein paar Worte im Vertrauen mit einander reden dürfen. Sie erhalten sie, gehen also etwas beiseite und werden über ihre ausgedachte List einig. Unterdessen kömmt Hegio, so daß er die ersten Worte: Jam ego revertar intus, si ex his quae volo exquisivero, noch in seinem Hause, oder doch gleich vor der Thüre, das Gesicht gegen sein Haus gekehret, sagt. Als er sich aber völlig umwendet und die beiden Gefangnen, die er hatte herausführen lassen, nicht gleich gewahr ward, weil sie, wie aus dem ersten Auftritte erhellt, etwas beiseite gegangen waren, so mußte er freilich wohl fragen, wo sie wären. Das ex his kann also ganz wohl auf den Philokrat und Tyndarus gehen. Freilich wenn es hieße: ex his, *quos hic stare video,* alsdenn würde die darauf folgende Frage ungereimt sein. Allein Plautus will sagen: ex his, *quos ante aedes jussi produci foras.* Uebrigens will ich gar nicht leugnen, daß noch außer dem Hegio, Philokrat und Tyndar noch Knechte auf dem Theater müssen gewesen sein. In dem vorhergehenden Auftritte führt ja Plautus die lorarios redend ein; daß sie aber im Anfange des andern Auftritts sollten abgegangen sein, davon findet sich keine Spur, wohl aber von dem Gegentheile. Denn zu wem hätte Hegio zu Ende dieses Auftritts sonst sagen können: Solvite istum nunc iam etc.?

Herrn vor der Thüre. Man mag wählen, welches man will, so findet man Schwierigkeiten. Heg., v. 124:

> Hic quidem me nunquam irridebit. Colaphe, Cordalio, Corax,
> Ite istinc atque efferte lora!

Die Knechte antworten: Num lignatum mittimur? Und damit soll sich der vierte Auftritt endigen. Hegio aber fährt fort in der fünften Scene zu seinen Knechten zu reden:

> Injicite huic manicas etc.

Das ite istinc zeiget an, daß die Knechte schon vor der Thüre sind und Hegio zu ihnen sagt: „Geht hin und holet die Stricke!" Es müßte aber alsdenn wohl afferte lora heißen, wenn ich das *efferte lora* nicht durch bringet heraus übersetzen kann. Hegio hat das Wort kaum ausgeredt, so sind die Stricke schon da, und er befiehlt, den Tyndar zu fesseln. Ich gestehe gern, daß mir dieses unbegreiflich bleibt. Denn daß ite istinc kommet heraus heißen könne, kann ich mir nicht überreden *k*).

„Der vierte Aufzug besteht aus vier Scenen und sollte nur dreie haben; denn die vierte muß die erste des letzten Aufzuges sein. Ich wundre mich, daß Ihnen dieser große Irrthum nicht bei dem Uebersetzen in die Augen gefallen ist. Nachdem Hegio den Ergasilus in dem zweiten Auftritte zu seinem Haushofmeister gemacht und dieser in dem dritten Auftritte den schönen Vorsatz faßt, die größte Niederlage unter dem Vorrathe anzurichten, so geht er ab, alle diese große Dinge zu bewerkstelligen. Hier nun sollte sich der Aufzug enden, damit Ergasilus in der Zeit, die der Raum zwischen dem vierten und fünften Aufzuge dem Dichter

k) Ich glaube diesen Ort nicht sowohl verbessert als nur richtig übersetzt zu haben. Freilich heißt ite istinc nicht eigentlich: kommet heraus, sondern es heißt: kommet von dort hieher, und nicht: gehet von hier dorthin, wie es heißen müßte, wenn es Herr Coste durch allez richtig sollte übersetzt haben. Eine einzige Stelle, die ich aus dem 57. Briefe des ersten Buchs der Briefe Ciceronis anführen will, wird zeigen, daß istinc allerdings die Bedeutung hat, die ich ihm beilege: quanquam, spricht er, qui *istinc veniunt*, partim de superbum esse dicunt, quod nihil respondeas etc. Man darf sich also nur vorstellen, Hegio habe seine Knechte unter der Hausthüre stehen sehen, und alsdenn ist das ite istinc atque efferte lora sehr deutlich. Daß aber die Knechte schon sollten auf dem Theater gewesen sein, ist gar nicht wahrscheinlich. Wenn sie da gewesen wären, so hätten sie ja nothwendig hören müssen, was vorgegangen, und hätten gewußt, wozu sie die Stricke herausbringen sollten, so daß alsdenn ihre Frage: Num lignatum mittimur? sehr abgeschmackt gewesen wäre.

giebt, wirklich Alles ausrichten und alsdenn der Knecht, in dem ersten Auftritte des fünften Aufzuges, die Erzählung davon machen könne. So aber ist Ergasilus noch nicht einmal von dem Theater herunter, so kömmt der Knecht schon gelaufen und erzählt, was Jener für Unheil im Hause angerichtet, und wie er alle Vorrathskammern durchwühlet habe. Wann, fragt hier jeder Zuschauer, hat er denn Alles das gethan? Man läßt ihm ja keine Zeit darzu. Ich sehe ihn ja erst vor meinen Augen weggehen. Und siehe, der Zuschauer spüret handgreiflich, daß ihn der Dichter betrügt!1)

„Dieses sei von der unrichtigen Abtheilung der Aufzüge und Auftritte genug. Ich komme auf das, was ich wider die Einheit der Handlung in den ‚Gefangnen‘ zu sagen habe. Die Handlung ist allerdings einfach, so wie sie Herr Coste in seiner Vorrede zergliedert. Allein in seinem Entwurfe sagt er nichts von der Person des Tyndars, daß er ein Sohn des Hegio sei, noch daß er seinem Vater vor vielen Jahren entführet worden und nunmehr, ohne es zu wissen, in seines Vaters Hause sich befinde. Man wird mir sagen, dieses sei nur eine Episode, die nicht zur Haupthandlung gehöre. Allein die Episoden sollen ja nach den Regeln der Dichtkunst so genau mit der Haupthandlung verbunden sein, daß diese ohne jene unvollkommen sein würde; ohne welche Bedingung die Episoden als besondere Handlungen können angesehen werden, so wie in der That auch in diesem Lustspiele die Handlung durch die Episode verdoppelt wird. Denn würde die Handlung dieses Gedichts nicht ebenso vollkommen gewesen sein, wenn auch diese Episode nicht darzugekommen, wenn auch in der Person des Tyndars Hegions Sohn nicht verborgen wäre? Was trägt denn dieser Umstand zu dem Knoten oder zur Auflösung desselben bei? Er würde ganz fremde in dieser Handlung sein, wenn nicht der Dichter die Zuschauer durch den Vorredner hätte warnen lassen, daß einer von diesen

1) In diesem Stücke hat mein Gegner vollkommen Recht; ich bitte ihn nur, daß er die Schuld nicht auf den Plautus, sondern auf seine Abschreiber und jetzt auf mich als seinen Uebersetzer legen wolle. Was mich aber abgehalten hat, diese falsche Abtheilung anzumerken, ist, daß wenn man die letzte Scene des vierten Aufzugs zu der ersten des fünften macht, sie gar keine Verbindung mit den übrigen bekömmt. Der Knecht läuft auf der einen Seite fort, seinen Herrn zu suchen, und auf der andern Seite kömmt er, ohne daß er ihn gewahr wird. Diese kleine Unwahrscheinlichkeit war also Schuld, daß mir eine weit größre entwischte.



Gefangnen des alten Hegio Sohn sei, ohne daß es Einer von ihnen Beiden wisse. Hierdurch hat freilich der Dichter mit großer Kunst die Auflösung des Knotens zubereiten wollen und die Zuschauer desto aufmerksamer auf Alles gemacht, was dem Tyndar widerfährt. Allein es ist die Frage, ob der Prolog der alten Komödien kann als ein nothwendiges Theil derselben angesehen werden, und ob es nicht der Vernunft gemäßer ist, solchen für etwas ganz Fremdes und nicht damit Verbundenes anzusehen.

„Ich kann mich hierüber diesmal nicht weitläuftig erklären. Hierinne bin ich aber Ihrer Meinung, daß dieser Prolog sehr angenehm sei. Die alten Dichter hatten einen großen Vortheil bei dieser Erfindung, die Zuschauer von dem Inhalte ihres Stücks zu unterrichten; allein daß man hernach diese Weise abgeschafft hat, ist gewiß aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie etwas sehr Unnatürliches an sich haben.

„Mehr werde ich wider die Einheit der Handlung in diesem Stücke nicht sagen. Wenn ich nicht erwiesen, daß sie doppelt ist, so glaube ich doch wenigstens erwiesen zu haben, daß man an der Einheit derselben zu zweifeln Ursache hat.

„Was ich nun in diesem Stücke für unanständig halte, ist erstlich die Person des Schmarutzers. Der Charakter dieses Kerls ist vollkommen ausgedrückt, und man erkennt an diesem Bilde einen großen Maler. Allein daß uns diese Person heut zu Tage etwas fremde, unwahrscheinlich und übertrieben vorkömmt, davon haben Sie uns die Ursache gar artig in einer Anmerkung entdeckt. Nur dieses gefällt mir nicht, daß dieser Parasit in drei Aufzügen allemal der Erste auf dem Theater ist, und das noch darzu allemal alleine. Mir scheint, dies sei sehr gezwungen. Man sieht wohl, Plautus hat den Parasiten zu dem Endzwecke gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben [1]).

„Ferner ist es lächerlich, daß Ergasilus in dem ersten Auf-

1) Im 18. Stück der „Hamburger Dramaturgie“ sagt Lessing: „Warum wollen wir ekler, in unsern Vergnügungen wähliger und gegen kahle Vernünfteleien nachgebender sein, als — ich will nicht sagen, die Franzosen und Italiener sind — sondern, als selbst die Römer und Griechen waren? War ihr Parasit etwas Anders als der Harlekin? Hatte er nicht auch seine eigene, besondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam?“

tritte sagt: Aetolia haec est. Ich stelle mir dabei sein ganzes Betragen vor. Vielleicht hat er eine Bewegung des Körpers darzu gemacht, welche sich zu diesem: denn ich bin hier in Aetolien, geschickt; und sogleich fallen mir die Meisterstücke der ersten Maler bei, welche, wenn sie ein Gemälde fertig hatten, allen Irrungen vorzukommen, noch hinzuschrieben: ‚denn dies ist ein Pferd, und dies ist ein Ochse‘. Doch Plautus ist nicht der einzige dramatische Dichter der Alten, der diesen Fehler begangen hat. Es ist noch weit lächerlicher, wenn in dem ‚Oedip‘ des Sophokles der Oedipus zu seinem Volke sagt: Ich bin Oedipus, der in aller Welt so berühmt ist, und der Priester des Jupiters ihm antwortet: Ich, der ich dich anrede, bin der Oberpriester des Jupiters. Kann was ungereimter sein oder erdacht werden?

„Drittens sind in dieser Komödie gar sehr viele und lange sogenannte Aparte, welche so ungereimt sind, daß nichts darüber ist. Ich ließ es noch gelten, wenn dann und wann eine Person ein Wort sagt, das ihr, so zu sagen, aus dem Munde wider Willen entwischt und die Verfassung seiner Seelen bei unvermutheten Zufällen gleichsam zu verrathen scheint. Allein solche lange Reden, als hier im zweiten Auftritte des ersten Aufzuges, im zweiten Auftritte des zweiten Aufzuges, im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges anzutreffen, haben auch nicht die geringste Spur des Natürlichen an sich. Die letzte von den angezeigten Stellen ist am allerunnatürlichsten, wo Ergasilus die größten Possen macht und gar erstaunlich droht, wie unbarmherzig er mit dem ganzen menschlichen Geschlechte umgehen wolle, wenn ihn Jemand aufhalten würde, eilends zu des Hegio Haus zu gelangen. Und siehe, der Narr steht vor des Hauses Thüre!

„Absonderlich aber halte ich die anstößigen Stellen, die zweideutigen Redensarten und die schlechten, platten Scherze, die in diesem Stücke in Menge zu finden sind, für sehr unanständig. Gleich anfangs in dem Prolog haben wir dergleichen:

Hos quos videtis stare hic captivos duos,
Illi qui astant, hi stant ambo, non sedent etc.

C'est un jeu de Théâtre (sagt Coste) dont tout le succès dépend de l'habilité de l'acteur. Allein dieses thut mir noch keine Genüge.

Ihre Anmerkung, in welcher Sie gestehen, daß dieser Einfall nicht der vortrefflichste sei, verdient mehr Beifall. Ob er aber geschickt sei, zum Lachen zu bewegen, weiß ich nicht. Dies merke ich noch an, daß also diese beiden Gefangnen, Philokrat und Tyndar, auf dem Theater gewesen sind und Tyndar nothwendig muß gehöret haben, daß er Hegions Sohn sei. Gehört nun noch der Prolog zur Handlung? Und kann man einen Beweis daher nehmen, daß der Poet diese Episode von Anfange der Handlung schon mit Kunst vorbereitet habe?

„Einen ebenso schlechten Scherz findet man in dem ersten Auftritte des ersten Aufzugs, wo Ergasilus sagt:

Juventus nomen indidit scorto mihi,
Eo quia invocatus soleo esse in convivio etc.

Anstatt dieses elende Wortspiel zu übersetzen, sagt Coste in einer Anmerkung: Il m'a été impossible de traduire ces huit vers, parce qu'ils ne contiennent qu'un jeu de mots si dépendant de la langue latine qu'il seroit tout-à-fait absurde, traduit en françois. Cela même prouve sensiblement que la plaisanterie que Plaute a prétendu mettre dans ces huit vers, semble dire quelque chose, mais ne signifie rien dans le fond. Car ce qui est véritablement plaisant dans une langue, peut toujours être transporté dans une autre. — — Tout ce qu'on peut dire pour excuser Plaute, qui est assez sujet à donner dans ces sortes des plaisanteries qui ne roulent que sur des mots, c'est qu'il les met dans la bouche de gens qui trouvent ces plaisanteries merveilleuses et sont incapables d'en imaginer de plus fines et de plus raisonnables. — C'est pour ce qu'Ergasilus n'a pas plutôt lâché cette fade plaisanterie que Plaute lui fait dire:

Scio absurde dictum hoc derisores dicere etc.

Der Sinn Ihrer Anmerkung über diese Stelle trifft mehrentheils hiermit überein. Alle beide Anmerkungen geben nichts desto weniger zu, daß dieses ein schlechter Scherz sei. Ebenso ist es mit dem Scherze beschaffen, der in den Worten des Tyndars im zweiten Aufzug zweiten Auftritts stecken soll, wo er den verstellten Philokrates mit einem Barbier vergleicht. Und noch viel ekler ist der

Einfall der Knechte im dritten Aufzug vierten Auftritts *m*): Num lignatum mittimur? Es ist wahr, durch die Art, wie Sie es übersetzt, haben Sie der Ungereimtheit dieses gezwungnen Mißverständnisses in etwas abgeholfen. Allein im Lateinischen ist es als eine Frage an ihren Herrn eingerichtet und ganz unerträglich.

„Die zweite Scene im vierten Aufzuge ist voll dergleichen zweideutiger Scherze. Im 86. V. sagt Ergasilus:

Mihi quidem esurio non tibi —

Cette réplique (sagt Coste) est très-insipide et fondée sur une supposition tout-à-fait extravagante. Darauf sagt Hegio im 87. V.:

Tuo arbitratu facile patior.

In diesen Worten, spricht der französische Uebersetzer, liegt eine schändliche Anspielung. Daß dieses wahr sei und Hegio es wohl verstanden habe, was Jener sagen wolle, kann man aus dem Folgenden schließen, da er böse wird und sagt:

Jupiter te Dîque perdant —

Sie haben dieses, die Ehre Ihres Helden zu retten, in Ihrer Uebersetzung billig ausgelassen *n*).

„In dem zweiten Auftritte des vierten Aufzuges sagt Ergasilus von dem Stalagmus:

Boius est, Boiam terit.

Cet équivoque (sagt Coste) porte sur une idée obscure et la plaisanterie est en elle même obscure et insipide. Und Sie haben es in Ihrer Uebersetzung eben darum auslassen müssen, weil es zu übersetzen unmöglich war. Ein Beweis eines falschen Scherzes.

„In dem zweiten Auftritte des fünften Aufzuges sagt Hegio vom Stalagmus:

Bene morigerus fuit puer, nunc non decet.

m) Aus meiner Anmerkung k werden Sie genugsam sehen, daß dieser Tadel ganz ungegründet ist.

n) Glauben Sie nicht, daß ich diese Stelle deswegen weggelassen, weil ich geglaubt, daß sie keusche Ohren beleidigen können! Nichts weniger als dieses; sondern ich habe sie in der Ausgabe, die ich meistentheils bei meiner Arbeit gebraucht, nämlich in der Plantinischen von 1609 in 16., gar nicht gefunden. Auch in der Taubmannischen Ausgabe hatte ich sie nicht gelesen. Ich will aber an dem gehörigen Orte zeigen, daß sie ganz unschuldig ist.

Wenn man nun das ut vis fiat, so vorhergehet, dazunimmt, so scheint es, als wenn Coste Recht hätte zu sagen: Voilà une de ces passages dont j'ai dit que la pudeur n'y étoit pas assez ménagée. Sie haben dieses aber in Ihrer Uebersetzung so bescheiden ausgedrückt, daß aller Argwohn einer Unfläthrerei wegfällt und ich fast dadurch bewogen werde zu glauben, daß Coste sich geirret und Plautus hier keinen niederträchtigen Gedanken im Sinne gehabt habe.

„Was ich nun endlich für unwahrscheinlich in diesem Gedichte halte, und was ich absonderlich wider die Dauer desselben einzuwenden habe, gründet sich auf Folgendes. Der Schauplatz ist in Aetolien, einer Provinz in Griechenland, und zwar in einer Stadt dieser Provinz, Namens Kalydon. Gleichwohl nennt Plautus in diesem Stücke mehr als an drei Orten verschiedne bekannte Plätze der Stadt Rom, als wenn die Scene in Rom selbst wäre. Der Dichter, als er sein Gedicht schrieb, war freilich in Rom; allein die Unbedachtsamkeit, seinen Aufenthalt mit dem Orte des Spiels zu verwechseln, ist nicht im Geringsten zu entschuldigen. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges sagt Ergasilus, wenn es noch lange so ginge, würde er vor die Porta trigemina gehen und sein Brot daselbst betteln müssen. In der ersten Scene des dritten Aufzugs sagt ebenderselbe, daß sich Alle schienen beredt zu haben, als wie die olearii in Velabro, einem öffentlichen Marktplatze zu Rom. Beide Stellen haben Sie in Ihrer Uebersetzung und vor Ihnen schon Herr Coste angemerkt, und Beide gestehen Sie, daß es wunderlich sei, in einem Spiele, wo der Schauplatz in Griechenland ist, römische Plätze zu nennen, und Beide haben nichts zu des Dichters Rechtfertigung beibringen können. Daß die römischen Zuschauer zu seiner Zeit dergleichen Verwirrung vertragen können, heißt nichts zu seinem Ruhme sagen. Wenn Plautus nur solche Richter gehabt, so ist es ihm sehr leicht gewesen, sich ihren Beifall zu erwerben. Muß aber unser Geschmack nicht besser sein?

„Wenn man auch zu des Plautus Vertheidigung sagen wollte, er habe mit Willen diese Benennungen erwählt, um seinen Zuschauern durch ihnen bekannte Dinge seine Meinung leicht und begreiflich zu machen, so würde auch dieses können widerlegt werden. Denn daß Plautus in diesem Fehler bloß aus Unbe-

dachtsamkeit oder Nachlässigkeit verfallen ist, beweise ich aus dem zweiten Auftritte des vierten Aufzuges, wie Hegio sagt:

Edictiones *aedilitias* hic habet quidem,
Mirumque adeo est, ni hunc fecere sibi Aetoli *agoranomum*.

Was die Aediles bei den Römern waren, das waren die Agoranomi bei den Griechen, und wenn Plautus sich hätte wollen nach den Römern richten, so hätte er die Aediles nur alleine nennen dürfen.

„Was aber am allerunglaublichsten und am allerunwahrscheinlichsten in diesem Gedichte ist, ist des Philokrates schleunige Hin- und Herreise aus Aetolien nach Elis und von da wieder zurück, in einer Zeit von weniger als drei Stunden. Hier sage ich mit Ihnen, die Zuschauer des Plautus müssen nicht sehr ekel gewesen sein, wenn er ihnen dergleichen Dinge hat dürfen vormachen, ohne daß sie ihn darüber getadelt. Wie kann Coste nunmehr behaupten, daß dieses Stück vollkommen regelmäßig sei, und daß seine Dauer nicht länger als 7 bis 8 Stunden währe? Ich werde meine Meinung beweisen. Die Handlung fängt des Morgens an. Plautus hat es selbst deutlich angezeigt, wenn er den Hegio sagen läßt:

Ego ibo ad fratrem ad alios captivos meos,
Visum ne nocte hac quippiam turbaverint.

Gesetzt also, die Handlung gehe des Morgens an um	7	Uhr.
Zu dem ersten Aufzuge ist eine Stunde genug,	8	„
Zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge wollen wir dem Dichter eine Stunde zu Gute kommen lassen,	9	„
Zu dem zweiten Aufzuge ist gleichfalls nicht mehr als eine Stunde nöthig, und also.	10	„
Zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge müssen wir dem Plautus zwei Stunden verstatten, weil Hegio viel zu verrichten hat. Er geht nämlich mit dem verstellten Philokrates zum Quästor und fordert einen Paß. Man hält ihn aller Orten, ehe er dahin kömmt, mit Glückwünschen auf; endlich bekömmt er den Paß, und Philokrates reiset ab,	11	„
Nachdem Dieser fort ist, geht Hegio zu seinem Bruder, erkundiget sich daselbst bei den Gefangnen, ob Keiner		

von ihnen den Philokrates kenne. Es giebt sich Aristophontes an, und Hegio nimmt ihn mit sich in sein Haus, 12 Uhr.
Der dritte Aufzug dauert eine Stunde, 1 „
Zwischen dem dritten und vierten Aufzuge wollen wir zwei Stunden rechnen, davon wir eine dem Dichter noch wollen lassen zu Statten kommen, als sei sie verflossen, ehe Philokrates wieder angekommen ist, 2 „
Die andre Stunde, wollen wir annehmen, habe Ergasilus gebraucht, von dem Hafen nach Hegions Hause zu kommen, 3 „
Und hier sind die 8 Stunden des Herrn Coste schon verflossen, ohngeachtet wenigstens noch zwei Stunden bis zu Endigung des Stücks nöthig sind.

„Wenn nun ein dramatisches Gedicht nach den Regeln der Dichtkunst, und zwar derer, welche der Währung desselben die längste Zeit verstatten, nicht über 24 Stunden dauern soll; wenn es vielmehr nur 6, 8, höchstens 12 Stunden zu seinem ganzen Verlauf haben soll, und wenn der Poet, der es höher treibt, wider die Wahrscheinlichkeit handelt: wie wird hier Plautus zurechte kommen? Alles, was man also wohl in diesen Umständen von uns fordern kann, ist, daß wir ihm die 24 Stunden lassen zu Statten kommen und sehen, ob wir ihn können durchbringen.

„Dieses genau zu bestimmen, müßte man wissen, was Aetolien und Elis für böhmische Dörfer gewesen. Eine kleine o) Anmerkung hierüber in Ihrer Uebersetzung würde vielleicht nicht unangenehm gewesen sein. Sind es griechische Provinzen oder Städte, und wie weit waren sie von einander entfernt? Alles, was ich hiervon weiß, bestehet in Folgendem. Menage in seiner Abhandlung S. 14 sagt, Polybius erzähle, die Aetolier und Elienser hätten Krieg mit einander geführet und wären mächtige Völker gewesen. Vielleicht hat Plautus von diesem Kriege die Gelegenheit zu seiner Komödie genommen. Völker, die zusammen Krieg führen, wenn es auch nur kleine Staaten sind, deren Macht nicht weiter als durch die Gegend ihres Hauptsitzes geht, müssen doch wohl so gar nahe nicht bei-

o) Aus der Art, wie ich den Plautus hierinne vertheidigen werde, wird man bald sehen, daß so eine Anmerkung ganz wider meinen Zweck gewesen wäre.

sammen liegen. Sollte es wohl nicht das Mindeste sein, wenn man sagte, sie hätten auch nur zehn Meilen von einander gelegen? So hat also Philokrates zu seiner Hin- und Herreise 20 Meilen gehabt. Sobald er in Elis angekommen, hat er seinen Vater besucht, er hat ihm seine Geschichte erzählt, er ist zu dem Arzt Menarchus gegangen, er hat um die Freilassung des Philopolemus angehalten, er hat ihn los bekommen, er hat sich auf die Rückreise gemacht, ist in Aetolien wieder angelangt, und das Alles in drei Stunden.

„Pausanias soll uns hierinne mehr Licht geben. Ich bediene mich der französischen Uebersetzung des Abts Gedoyn, der Amsterdamer Ausgabe von 1730. Daselbst sehe ich in der Karte von Griechenland, die vor dem ersten Theile befindlich ist, daß Aetolien eine große Provinz gewesen und Elis gleichfalls keine kleine Provinz, die einen Theil des Peloponnesus ausgemacht; daß man, aus Aetolien nach Elis zu kommen, durch den korinthischen Meerbusen schiffen müssen, und daß Alles das ziemlich weit von einander lieget. Auf einer andern Karte, die in dem dritten Theile befindlich sehe ich, daß Elis die Hauptstadt der Provinz dieses Namens gewesen ist. Ich finde auch in der Provinz Aetolien den Ort, wo Plautus den Schauplatz hinverlegt, Namens Kalydon, und der Maßstab zeigt mir, daß Elis und Kalydon 400 griechische Stadia von einander entfernt gewesen. Vierhundert griechische Stadia machen 50 römische Meilen oder 12 deutsche Meilen, die Meile zu 4000 Schritt gerechnet.

„Ich glaube also meine Meinung bewiesen zu haben, daß diese Oerter nicht nahe bei einander gelegen und man also den Plautus hierdurch nicht retten kann. Doch dieses sind nur kleine Fehler, welche man dem Dichter ebensowohl vergeben kann, als man es dem Euripides vergiebt, daß er gedichtet, Theseus sei von Athen nach Theben mit einer großen Armee gegangen, habe daselbst eine Schlacht geliefert und hundert andre Dinge verrichtet, sei siegend wieder nach Athen auf das Theater gekommen, und das Alles in 6 Stunden. (S. Menage, S. 13—22, 53—55.) Dieserwegen hat auch wohl Aristoteles von dem Euripides gesagt, daß er die Einrichtung und die Regeln des Theaters nicht verstanden. Kann man also von dem Plautus nicht ein Gleiches sagen?

„Wenn also bis zu Philokrates' Abreise nach meiner Rechnung die Handlung vier Stunden dauert, und von der Zeit seiner Wiederkunft bis zu Ende noch drei Stunden gehören, so bleiben von 24 Stunden noch 17 Stunden zu des Philokrates Hin- und Herreise. Aber auch in diesen 17 Stunden kann die Reise unmöglich verrichtet werden, wenn man auch zugeben wollte, Philokrates habe bei seiner Ankunft in Elis seinen Vater und den Menarchum und alle Andre gleichsam wartend auf ihn angetroffen, daß er, ohne sich aufzuhalten, gleich mit brennendem Kopfe wieder fortrennen können. Doch vielleicht widerspricht wohl gar Plautus selbst dieser Meinung. Sein Gedicht soll sich gegen das Abendessen enden, und der vierte Aufzug endet sich auch wirklich mit den Anstalten darzu. Nun fragt sich's, um welche Zeit aßen die Griechen zu Abend? Hedelin behauptet, daß sie sehr späte in der Nacht gegessen. Menage hingegen erweiset genugsam, daß es mit Untergang der Sonne geschehen, und also fast zu eben der Zeit, wie wir es zu thun gewohnt sind; wir wollen annehmen, um acht Uhr. Da nun Herr Coste selbst sagt, daß sich das Stück einige Zeit vor dem Abendessen, etwa um 6 oder 7 Uhr, schließe, so rechne man mir nach, ob ich ihm nicht ebenso viel Dauer zugestanden; nur muß man an des Philokrates Reise nicht gedenken. Diese bleibt eine Hexerei, es müßte denn sein, daß er wie die Medea in der Tragödie durch die Luft geflogen. Freilich ein viel kürzrer Weg!

„Daß aber Plautus selbst gar wohl gewußt, daß Philokrates zu seiner Reise mehr als 3 Stunden Zeit haben müsse, beweise ich mit einer zweiten Unwahrscheinlichkeit, die in dem Tyndar sich antrifft. Nachdem Philokrates weg ist, wird des Tyndars List im 4. Auftritte des dritten Aufzuges, und also ohngefähr um 12 Uhr Vormittags entdeckt. Hegio verdammt ihn, in den Steinbrüchen zu arbeiten; er befiehlt seinen Knechten, mit ihm zum Schmiede zu gehen, der ihm die Schellen anlegen solle, ihn hernach zur Stadt heraus zu führen und ihn seinem Freigelassnen zu übergeben. Sie können also mit ihm ohngefähr um 1 Uhr fortgehen. In dem vierten Auftritte des fünften Aufzugs kömmt Tyndar schon wieder hervor und macht eine umständliche schreckliche Erzählung von allen den Plagen, die er in den Steingruben habe ausstehen müssen. Die Zeit, da er dieses erzählt, ist die fünfte Stunde Nachmittags;

mithin, wenn man annimmt, daß doch wohl wenigstens eine Stunde vergangen, bis er zu den Steinbrüchen gekommen, und abermals eine Stunde verflossen, ehe er von da zurück in des Hegio Haus hat gelangen können, so bleiben nicht mehr als zwei Stunden übrig, die Tyndar in den Bergwerken zugebracht. Was kann er wohl in so kurzer Zeit für groß Ungemach ausgestanden haben, daß er davon eine so schöne Beschreibung machen könnte? Hat nicht Plautus wenigstens einige Tage zur Währung seines Gedichts haben wollen?

„Was mir sonst noch unwahrscheinlich in diesem Stücke vorkömmt, ist die Person des Stalagmus. Dieser Kerl kömmt am Ende der Handlung ganz unvermuthet auf das Theater, als wenn er vom Himmel gefallen wäre; denn nichts scheint seine Gegenwart daselbst zu erfordern. Der Knoten der Haupthandlung ist aufgelöset. Er kömmt indeß mit den drei Personen der ersten Scene des fünften Aufzugs zugleich auf die Bühne, welches die sinnreichen Worte des Hegio am Ende des Auftritts anzeigen:

Vos ite intro — Interibi ego ex hac statua erogitare volo etc.,

wodurch der Dichter zugleich die Unbeweglichkeit dieses Knechts hat rechtfertigen wollen. Nun fragt der Zuschauer, wie kömmt der hierher, und was will er? Wer es sei, sagt Hegio gleich selbst, nämlich Der, welcher seinen jüngsten Sohn entführt habe. Man wird sagen, Plautus brauche diese Person zur Entdeckung, daß in der Person des Tyndars dieser entführte Sohn verborgen sei; allein von dieser Episode habe ich schon oben meine Meinung gesagt, und der Einwurf, den ich hier mache, gereicht nur um so viel mehr zum Beweise, daß sie der Dichter, so schön und künstlich sie auch ausgedacht ist, entweder hätte weglassen oder besser einrichten sollen. Wo Stalagmus herkömmt, hat zwar der Zuschauer im dritten Auftritte des vierten Aufzugs von dem Ergasilus gehört, daß ihn nämlich Philokrat mitgebracht; allein mit alledem kann ich in diesem Stücke keine Spur des Wahrscheinlichen, ja nicht einmal einen Zusammenhang finden. Denn warum kömmt Stalagmus wieder in ein Haus, wo er ja wohl wußte, daß er nichts als die Strafe seiner Bosheit zu holen habe? Sagt man, Philokrat habe ihn wider seinen Willen mit zurückgebracht, wie es seine Worte in dem letzten Auftritte anzuzeigen scheinen:

Nam hunc ex Alide huc reduximus,

so frage ich aufs Neue, was bewog den Philokrat darzu? Er wußte ja nicht, daß Tyndar Hegions Sohn sei, noch daß Stalagmus dem Hegio entlaufen, noch daß er ihm einen Sohn entführt, noch daß er denselben seinem Vater verkauft. Er kannte ja den Stalagmus nicht einmal, wie er selbst im 3ten Auftritte des 5ten Aufzuges sagt:

Cur ego te non novi?

Hegio wußte ja selbst nicht einmal, daß sein Sohn noch am Leben, noch viel weniger, daß er schon in seinem Hause sei; denn so, meine ich, muß man die Worte des Hegio übersetzen:

Vivitne is homo?

nämlich is quem vendidisti patri Philocratis; so wie Sie es auch gar wohl übersetzt, da des Herrn Coste Uebersetzung ganz falsch ist. Und wo hat denn Philokrat den Stalagmus aufgetrieben? Denn daß er in des Theodoromedes Hause geblieben, kann nicht erwiesen werden. Das Gegentheil aber sieht man aus der Antwort des Knechts:

Accepi argentum, nil curavi caeterum.

Alles das sind für mich unauflösliche Schwierigkeiten und unbegreifliche Dinge.

„Endlich muß ich noch des einfältigen Gedanken des Plautus gedenken, da er, nachdem Tyndar gehört, daß er Hegious Sohn sei, Jenen sagen läßt:

Nunc demum in memoriam redeo, cum mecum cogito,
. . . . audisse me
Quasi per nebulam, Hegionem patrem meum vocarier.

Welche Lügen! Tyndar hat hier was Scharfsinniges sagen sollen und sagt eine große Thorheit. Er war vier Jahre alt, als er aus seines Vaters Hause kam; seit der Zeit hatte er 20 Jahr in einem fremden Lande zugebracht, wo keine Seele den Hegio kannte. Wenn hat er es denn also gehört, daß sein Vater so heiße? Als er noch zu Hause war? Wird man wohl ein Exempel beibringen können, daß ein Mensch von 24 Jahren sich einer Sache erinnert habe, so er im vierten Jahre seines Alters gehört? Widerspricht nicht die Erfahrung aller Menschen dieser Ungereimtheit?

„Menage in seiner Abhandlung über den ‚Selbstpeiniger‘ des Terentius hat ein ganzes Hauptstück der Vertheidigung des

Plautus wider die Beschuldigungen des Scaligers und des Muretus gewidmet, welche lange vor mir angemerkt, daß Plautus eine große Unwahrscheinlichkeit durch die schnelle Hin- und Herreise des Philokrates vorgebracht. Hier sind seine Worte: Jul. Scaliger . et Muret . . accusent Plaute d'une précipitation peu vraisemblable dans sa Comédie des captifs. Ils prétendent qu'il fait passer Philocrate d'Etolie en *Aulide* et revenir en Etolie en moins de 2 ou 3 heures. Mais Turnèbe a fort bien justifié Plaute de cette accusation, faisant voir par la géographie, par l'histoire et l'autorité de bons MScts, que les exemplaires de Plaute dont J. Scaliger et Muret se sont servis, étoient corrompus, *et qu'au lieu d'Aulide il faut lire Elide ou Alide.* ‚Quoiqu'il ne soit pas toujours nécessaire que le sujet des Comédies soit véritable, il faut qu'il soit toujours vraisemblable. Or il n'y a point d'apparence qu'*Aulide*, qui est une ville de Béotie fort éloignée de l'Etolie, et qui n'a jamais été fort considérable, ait fait la guerre aux Etoliens qui étoient des peuples très-puissans. Mais pour la ville d'*Alide* ou *Elide* on voit dans Polybe, qu'elle a été en guerre avec les Etoliens, et quand l'histoire n'en diroit rien, *cette ville n'étant pas éloignée d'Etolie,* il y a bien de l'apparence, qu'elle a eu quelque différent avec les peuples d'Etolie: que *si on veut donner a cette comédie le tems de* 24 *heures*, *on ne trouvera pas grande précipitation en ce voyage de* Philocrate, particulièrement si on considère que Philocrate l'a fait *dans un de ces vaisseaux que les anciens appelloient* CELOCES, à cause de leur vitesse, et il ne faut pas douter que le poète n'ait employé ce mot à dessein pour faire connoître aux spectateurs que Philocrate étoit allé et revenu avec diligence‘. Diese Stelle ist lang, allein ich habe sie ganz einrücken müssen, weil ich zu Behauptung meiner Meinung das Unrichtige aller dieser Gegeneinwendungen zeigen muß, und wie sie so gar nicht erweisen, was sie erweisen sollen. Erstlich ist es zwar wahr, daß, wenn Scaliger und Muret Aulis statt Elis gelesen, die Schuld an den verdorbnen Handschriften gelegen. Indessen ob wir nun schon heut zu Tage Alle Alis oder Elis lesen, so hebt dieses die Schwierigkeit doch lange noch nicht auf. Dieses ist genugsam er-

wiesen. Zum Andern, wenn die Aetolier ein mächtiges Volk, und die Elienser im Stande gewesen sind, mit ihnen Krieg zu führen, so müssen sie wohl so gar nahe nicht beisammen gelegen haben. Uebrigens ist das sehr unbestimmt geredt: cette ville n'étant pas éloignée d'Etolie! Wenn die Rede von großen Städten ist, welche Krieg mit einander führen können, so ist eine Entlegenheit von 10 bis 20 Meilen noch nicht sehr weit von einander. Drittens, wenn man auch der Währung dieses Stücks 24 Stunden geben wollte, so würde diese Reise dennoch unwahrscheinlich bleiben. Wir haben aber schon genugsam erwiesen, daß Plautus selbst die Dauer zwischen dem Morgen und der Zeit gegen das Abendessen einschließt. Wie hat Menage diesen Umstand wohl nicht wahrnehmen können? Endlich ist die Geschwindigkeit des Schiffes, wodurch man dem Dichter zu Hülfe kommen will, noch sehr zweideutig. Im Lateinischen steht: in publica celoce. Sie haben es übersetzt: in einem öffentlichen Jachtschiffe, und Herr Coste: le bâteau de poste. Ist es also ein öffentliches Schiff gewesen, das zur Bequemlichkeit mehrer Reisenden bestimmt war, mithin zu gewissen Stunden des Tages abging, wie unsre Posten heut zu Tage, so finde ich hier noch weit mehr Schwierigkeiten, als sich würden angetroffen haben, wenn Philokrat mit einer Gelegenheit gereiset wäre, so in seiner Gewalt alleine gestanden. Ich wenigstens würde zur Vertheidigung des Plautus mich dieses Grundes nicht bedient haben; denn er ist mehr wider den Dichter als für ihn.

„So unrichtig als auch indessen Menage in diesem Stücke geurtheilet, so schlecht er auch den Plautus vertheidiget — (was kann man zwar mehr von ihm fordern? Es war unmöglich, ihn zu vertheidigen, und er hat zu seiner Entschuldigung Alles beigebracht, was er gekonnt) — so muß ich doch gestehen, daß diese seine kleine Abhandlung so voll der gelehrtesten Anmerkungen über die theatralische Dichtkunst ist, daß ich glaube, Sie würden auch noch aus diesem kleinen Buche manchen Gedanken nehmen können, den man mit Vergnügen in Ihren ‚Beiträgen' lesen und der Manchem noch neu sein würde. Das Buch ist alt, und sein Titel ist auch nicht sehr reizend; er verspricht nicht viel, und gewiß Niemand sucht darinne, was man darinne findet. Die Auf-

schrift heißt: Discours de Mr. Menage sur l'Heautontimorumenos de Térence. A Utrecht 1690. 12. Dieses achtfüßige Wort schreckt schon Manchen ab, das Buch in die Hände zu nehmen. Aber wenn man über den Ekel des ersten Blatts weg ist, und man sieht darinne die artigsten Gedanken über die Wahrscheinlichkeit in den dramatischen Gedichten, wie wenig sie die alten Dichter in Acht genommen, und wie sehr sogar die größten Meister, ein Euripides, ein Aeschylus und ein Aristophanes, darwider gesündiget; über die Ausdehnung der Einheit des Orts, wie weit sich die Scene erstrecken könne, ohne wider die Regeln zu verstoßen; wie das Theater der Alten und die Auszierungen desselben beschaffen gewesen, und andere dergleichen Dinge, so sage ich noch einmal, daß viele von Ihren Lesern sie, wenn sie in Ihren ‚Beiträgen' stünden, mit Lust lesen würden. Wenn ein großer Kunstrichter unserer Zeit[1]) sich die Mühe gegeben hätte, ein so verlegnes Büchelchen selbst anzusehen, so würde er nicht geschrieben haben, ‚daß Menage den Terenz wegen des „Selbstpeinigers" beschuldigen wollen, als habe er mehr denn 24 Stunden zu diesem Stücke genommen, und also wider die Vorschrift des Aristoteles gehandelt — der Abt von Aubignac[2]) aber habe den Terenz vertheidiget.' (Crit. Dichtk., S. 733.) Was kann wohl deutlicher sein als die Worte des Menage gleich im Anfange: Mr. d'Aubignac soutenoit que l'action de cette comédie ne comprenoit que 10 heures, et je soutenois qu'elle en comprenoit plus de 12, mais je soutenois en même tems qu'elle ne laissoit pas d'être néanmoins régulière — und bald darauf: — je crois avoir démontré que l'action de cette comédie comprend du moins 15 heures et qu'un poëme dramatique peut bien être de plus de 12 heures sans être contre les règles — und am Ende: Je suis d'accord avec vous que cette comédie est dans toute la justesse des règles anciennes —? Wo steht nun hier, daß dieses Lustspiel wider die Regeln des Aristoteles sei? Freilich im Hedelin steht es. Allein es heißt: Man höre auch den andern Theil! Uebrigens ist hier wohl nicht zu fragen, wer Recht hat, ob Menage oder Hedelin?

---

1) Gottsched.
2) Hedelin.

„Wenn alle diese Gründe nicht hinreichend sind, meinen Satz zu beweisen, daß das Stück des Plautus ganz und gar nicht regelmäßig sei, daß es wider die Einheit der Handlung, wider die Wahrscheinlichkeit, wider die Dauer eines guten dramatischen Gedichts verstoße und also unmöglich das schönste Stück könne genennet werden, welches jemals auf das Theater gekommen:' so weiß ich nicht, wozu wir den Verstand und unsre Empfindung bei dem Natürlichen und Wahren brauchen sollen, und wie man sagen könne, eine Fabel, die nicht wahrscheinlich ist, tauge nichts, weil ihr die vornehmste Eigenschaft mangle.

„Ich könnte hier meine Kritik endigen; indessen, da ich während dieser Arbeit noch einige Anmerkungen gemacht habe, die Ihnen vielleicht zu fernerer Untersuchung Gelegenheit geben und bei der Entwicklung des Schönen in dem Lustspiele des Plautus nutzen können, so theile ich sie Ihnen hier mit, so gut, als sie sind.

„Im Prolog stehet eine merkwürdige Stelle, welche wohl mit größtem Rechte eine Erklärung gebraucht hätte. Ich meine die Worte:

Accedito! si non ubi sedeas locus est, est ubi ambules.

Wenn ein in den Alterthümern, und besonders in den theatralischen Unerfahrner, dergleichen Leser Sie mehr als der Gelehrten haben, dieses in Ihrer Uebersetzung lieset *p*), so weiß er nicht, was er daraus machen soll. Coste hat ein Stück von dieser Anrede erläutert, doch nicht Alles, und ich möchte gerne wissen, ob denn der Vorredner den Prolog aus dem Kopfe auf dem Theater gemacht, oder der Poet vorher zu Hause? und ob er vorher gewußt, daß sich bei Vorstellung seiner Komödie dergleichen Begebenheit zutragen würde? und denn, ob die alten Komödien nur einmal vorgestellt worden, oder ob, wenn sie öfters wiederholt worden, sich diese Begebenheit allemal zugetragen, damit die Anrede passen können?

p) Es ist wahr, wenn ich allzu sehr bei dem Buchstaben des Textes geblieben wäre, so wäre eine Anmerkung hier sehr nöthig gewesen. Aus meiner Uebersetzung aber wird Jeder, der nur jemals in einem vollen Schauplatze gewesen ist, sogleich erkennen, daß der Poet mit Denjenigen zu thun hat, welche sich mit vielem Lärmen Platz zum Sitzen verschaffen wollen, da sie doch noch genug Platz zum Stehen finden könnten.

„Ihre Anmerkung über das

Nam hoc paene iniquum est comico choragio etc.

ist sehr vernünftig, und was Sie an den Deutschen tadeln, hat Coste ebenso in seiner Anmerkung über diese Stelle bestraft.

„In dem zweiten Auftritte des ersten Aufzuges ist die Einladung des Hegio an den Ergasilus bei Ihnen lange nicht so natürlich als in der Uebersetzung des Herrn Coste. Es ist wahr, er lieset auch nicht im Texte so wie Sie, sondern nach der Verbesserung des Salmasius, und er sagt von der Leseart, wornach Sie übersetzt haben: tout cela me paroit un galimatias impénétrable *q*). Er lieset also:

Ergasilus. Facete dictum! *Hegio.* Sed sic pauxillum potes
Contentus esse. *Ergasilus.* Ne perpauxillum modo,
Nam isthoc me assiduo victu delecto domi.
Hegio. Agesis, rogo. *Ergasilus.* Nisi qui meliorem afferet,
Quae mihi atque amicis placeat conditio magis.

Welches ich also übersetzen würde:

Ergasilus. Das war noch einmal recht geredt!
Hegio. Aber du mußt dich mit Wenigem behelfen können.
Ergasilus. Wenn es nur nicht allzu wenig wird; denn so behelfe ich mich leider alle Tage zu Hause.
Hegio. Ich bitte dich also.
Ergasilus. Es mag drum sein; der Handel ist richtig, wo ich nicht eine beßre Gelegenheit antreffe und annehmlichre Bedingungen als die Deinen.

Eben daselbst haben Sie das cirim in den Worten:

I modo, venare leporem: nunc cirim tenes.

durch „Lerche" übersetzt. Coste lieset ictim und übersetzet es durch „Stachelschwein", un hérisson. Er hält diese Leseart für die natürlichste und wahrscheinlichste. In der That ist der Sprung von einem Hasen auf ein Stachelschwein nicht so groß als bis

q) Ich gestehe es, daß Sie hierinne einigermaßen Recht haben. Doch müssen Sie mir auch zugestehen, daß aus meiner Uebersetzung dennoch ein ganz guter Verstand komme. Uebrigens scheint mir die Leseart des Herrn Coste etwas verwegen, da das emtum oder emin'tu, oder wie man sonst lesen will, ganz hinweggekommen ist.

auf eine Lerche, und Alles, was folget, scheint auf dieses Thier zu spielen.*r*)

Hegio. Asper meus victus est.
Ergasilus. Sus terrestris bestia est.

„In dem zweiten Auftritte des ersten Aufzuges haben Sie die letzten Worte des Hegio: ad fratrem mox ivero, so übersetzt: Den Gang zu meinem Bruder kann ich versparen bis hernach. Ich weiß nicht, ob ich mich irre; mir und Allen, die ich darum gefragt, scheint aus diesem Ausdrucke zu folgen, als wenn Hegio den Gang zu seinem Bruder noch lange hinaus verschöbe; da er doch wirklich sogleich hingehet, in der Zeit nämlich, die zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge verfließt.*s*) Da hingegen, wenn Sie also übersetzt hätten: Ich will herein gehen und erst überschlagen... hernach sogleich zu meinem Bruder hingehen, so würde man hören, daß Hegio diesen Gang nur auf einen Augenblick verschöbe.

„Ebenso ist es beschaffen mit den ersten Worten des zweiten Auftritts im zweiten Aufzuge. Hegio sagt:

Jam ego revertar intus —,

welches Sie so übersetzt: Ich werde gleich wieder hereinkommen. Dieser Ausdruck setzet zum Voraus, daß Hegio mit Jemanden geredt, der voran ins Haus gehet, und dem er dadurch zu verstehen giebt, daß er ihm folgen wolle; oder aber, daß Hegio aus seinem Hause herauskömmt. Beides ist falsch. Hegio kömmt von seinem Bruder und ist im Begriff, in sein Haus hereinzugehen. Er ist allein und sagt gleichsam vor sich, da er seine Knechte in der Thüre sieht: Ehe ich hereingehe, muß ich doch diese Knechte noch etwas fragen, was ich von

r) Ich kann es zugeben, daß es Jeder übersetzt, wie er will. Der Sinn wird doch allezeit mit dem meinigen übereinkommen. Daß aber die Stellen, welche Sie anführten, auf das Stachelschwein zielten, glaube ich nicht. Ißt man denn die Stachelschweine mit den Stacheln, daß sie deswegen asper victus könnten genennt werden?

s) Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Hegio zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge zu seinem Bruder gegangen? Finden Sie die geringste Spur davon in dem Stücke? Ich glaube nicht. Hegio geht nicht eher zu seinem Bruder als zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge, nachdem er den Philokrat hat fortreisen lassen; siehe den zweiten Auftr. des dritten Aufzuges. Ich habe also das mox ganz recht durch hernach gegeben.

ihnen wissen will.t) So, däucht mich, ist es natürlicher; obschon das jam ego revertar intus nicht von Wort zu Wort übersetzt ist, worauf aber nicht nöthig zu antworten ist. Sie wissen, was Uebersetzen ist.

„Auch gefällt mir in einer schönen Uebersetzung der Ausdruck des Tyndars im dritten Auftritte des dritten Aufzuges gar nicht: Ich weiß auf keine Art — meine sykophantischen Täuschereien zu beschönigen. Dieser Ausdruck ist nicht deutsch, und ich getraue mir unter funfzig Ihrer Leser kaum einen zu finden, der sich einbilden könnte, was Sykophante für ein Gewächse sei. Wenn man sagt: Ich weiß meine Schelmereien nicht zu beschönigen, so weiß ein jeder Deutscher, was das ist.

„Ich bin Ihrer Meinung, daß die Leseart, wie Sie im vierten Auftritte des dritten Aufzuges lesen: *A.* Quid mihi abnutas? *T.* Tibi ego abnuto? *A.* Quid agat si absis longius, die wahre sei, weil der Verstand am natürlichsten ist; obschon, wenn man auch die alte Leseart behält und, so wie Coste es übersetzt, die letzten Worte den Tyndar sagen ließe, es auch nicht schaden würde. Man muß nur bedenken, daß dieser Auftritt für alle drei Personen ganz ungemein wichtig und beschäftigend ist. Jeder kann viel Bewegungen anbringen, mithin hat auch Tyndar Gelegenheit, dem Aristophontes einen Wink zu geben, damit er das Maul halten möge; Aristophontes aber, der das Geheimniß nicht versteht oder nicht verstehen will, sagt, daß es Hegio hört: Nu? was winkst du mir? Sogleich giebt Hegio besser Acht, und weil Tyndar sieht, daß ihm die List fehlschlägt, so leugnet er es und spricht: Ich winkte dir? und zum Hegio: Siehe Herr, was er mir Schuld giebt, mich nur verhaßt bei dir zu machen! Was würde er nicht vorbringen, wenn du nicht so nahe bei uns stündest! Darauf wird Hegio böse und sagt: Was schwatzest du mir da für Zeug vor? Wie wenn ich gleichwohl mit diesem Unsinnigen ernsthaft spräche? Darum sagt Tyndar endlich laut zum Aristo-

t) Aus der vorhergehenden Anmerkung folgt, daß Sie mich auch hierinne ohne Grund tadeln. Hegio war nicht zu seinem Bruder gegangen, sondern kömmt in dem zweiten Auftritte zu seinem Hause heraus, wie ich diese Stelle schon in einer vorhergehenden Anmerkung i erklärt habe.

phontes, weil er sieht, daß alles stumme Winken nicht helfen will:

Hem rursum tibi, meam rem non cures etc.,

Höre, ich sage dir noch einmal, wenn du klug bist, so laß dich um meine Sachen unbekümmert! bekümmre ich mich doch nicht um deine. Ich stelle mir dabei vor, daß Tyndar, indem er das sagt, dem Aristophontes abermals, ohne daß es Hegio gewahr wird, einen Wink giebt und gleichsam drohend zu ihm spricht: Hem rursum tibi! Er würde hinzugesetzt haben: ‚Es wird dir leid werden, das Maul nicht gehalten zu haben, wenn du das Geheimniß erfahren wirst‘; allein Hegio stehet zu nahe bei ihm.

„Die Worte des Tyndars in eben demselben Auftritte:

Vae illis virgis miseris, quae hodie in tergo morientur meo,

haben Sie meiner Meinung nach allzu buchstäblich übersetzt. Kann man denn sagen, daß Ruthen sterben? *u*) Man sagt zwar von einem Zweige eines Baumes, der vertrocknen will: er stirbt ab, allein dieser Ausdruck findet nur alsdenn statt, wenn der Zweig noch an dem Stamme sitzt, welcher letzterer gesund ist und bleibt, da jener nur alleine vergehet. Indeß ist es gewiß, daß dieses eine der artigsten Stellen in unsrer Komödie ist. Ich stelle mir vor, wie der Schauspieler mit einem halb zärtlichen, doch gar nicht kläglichen Tone wird gesagt haben: Wehe den armen Ruthen, die man heute ohne Erbarmen auf meinem Rücken zu Schanden schlagen wird! Coste hat dieses gar artig übersetzt. Nach seiner Uebersetzung sieht man ganz deutlich, daß Tyndar sich nicht beklagt; er bedauert nur die Ruthen. Und das, was er gleich darauf sagt: Was verweilet ihr noch, ihr Ketten; eilet doch, kommt, umfasset meine Schenkel, ich will euch treulich bewachen! klingt im Französischen noch viel artiger, weil das Wort *embrassez* (mes jambes) eine sehr zärtliche Nebenbedeutung hat, weil es zugleich umarmen bedeutet *w*). Der Dichter hat hier viel Geschicklichkeit gezeigt, wie ein Mensch, der

u) Warum sagt es denn Plautus? Er hat diesen Ausdruck komischer befunden als einen andern, und ich desgleichen.

w) Man darf nur das Wort umfassen nehmen, so findet eben die so artige Nebenbedeutung, welche meinem Gegner so wohl gefällt, bei dem deutschen Ausdruck statt.

ein gutes Gewissen hat, gleichwohl aber einer Sache wegen, die mehr rühmlich als strafbar ist, in Gefahr kömmt, ohne eine niederträchtige Schwachheit blicken zu lassen, gelassen erwartet, was man mit ihm vornehmen werde.

„Die prahlerhafte Ausschweifung des Ergasilus im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges ist lächerlich genug. Allein daß Sie die Worte balista und catapulta in Ihrer Uebersetzung nur mit deutschen Buchstaben geschrieben haben, kann ich Ihnen nicht vergeben *x*). Ein Leser, der nicht die alte römische Kriegsgeräthschaft kennet, sucht hier den Verstand oder den ausschweifenden Scherz vergeblich. Es ist ja Ihre Absicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus Ihrer Uebersetzung soll verstehen lernen. Wenn Sie nur wenigstens durch eine kleine Anmerkung der Armuth dieser Leser zu Hilfe gekommen wären. Allein Sie sind gar zu geizig. Coste hat, ohne diese seltnen Namen anzubringen, diese Stelle gar artig übersetzt und in einer Anmerkung die Ursache gesagt, warum er sie nicht von Wort zu Wort habe übersetzen wollen.

„Was ferner Ergasilus in eben dem Auftritte etwas weiter unten sagt:

Tum pistores scrophipasci . . . .
Eorum si quojusquam scropham in publico conspexero,
Ex ipsis dominis, meis pugnis exculcabo furfures,

haben Sie gleichfalls sehr undeutlich übersetzt, wiewohl hieran die alte Leseart, die Sie vor sich gehabt haben, Schuld ist. Sie mögen selbst urtheilen, ob es nicht sehr gezwungen ist, wenn Sie am Ende der ganzen Rede hinzusetzen müssen: ich meine, ihren Besitzern. Coste hat dies gemerkt; seine Anmerkung verdient, daß ich sie hersetze *y*): Un savant critique a cru qu'il falloit lire au lieu de *ex ipsis dominis: ex ipso abdomine.* Je voudrois

x) Ich habe geglaubt, daß das, was mir so gar sehr deutlich gewesen, auch allen meinen Lesern begreiflich sein werde. Habe ich dadurch, daß ich ihnen allzu viel zugetraut habe, einen Fehler begangen, so wird mich ihre Höflichkeit schon entschuldigen. Denn eine Höflichkeit erfordert die andre.

y) Ich sollte meinen, daß in dieser Stelle eine ziemlich komische Wendung zu finden sei, wenn man die alte Leseart beibehielt. Gruterus ist auch der Meinung, weswegen er hinzusetzt: Lepide minatur, se id facturum dominis, quod juxta nexum orationis facturum quis putaret suibus. Der gelehrte Kunstrichter aber, auf den sich Coste gründet, ist Jacobus Palmerius. Wissen Sie aber, was

pour l'honneur de Plaute qu'on pût trouver cette leçon en quelque MSrit, car la leçon ordinaire fait à mon avis un sens fort bizarre et où il est bien difficile de trouver le mot pour rire. Streichen Sie in Ihrer Uebersetzung die Worte: ich meine, ihren Besitzern, weg, so haben Sie eben diesen Verstand. Warum aber Coste die Worte pistores und pistrinum durch mûniers und moulin übersetzt hat, weiß ich nicht.

„Erlauben Sie mir, daß ich einen kleinen Auftritt übersetzen darf, der mir nach Ihrer Uebersetzung nicht gefällt, so wie Ihnen die meine vielleicht nicht gefallen wird. Ich wollte anfänglich nur Anmerkungen zu der Ihrigen machen und zeigen, daß man vom Specke nicht sagen könne sterben und dergleichen mehr; es würde aber viel zu weitläufig geworden seinz). Der Auftritt, welchen ich vornehmen will, ist der dritte des vierten Aufzuges. Ergasilus ist voller Freuden, daß Hegio ihn zu seinem Haushofmeister gemacht. Er ist ganz außer sich für Vergnügen, einmal eine rechte Mahlzeit anrichten zu können. Sobald also Hegio weggehet, bricht er in die Worte aus:

„Er geht fort? und mir überläßt er die Verwaltung des ganzen Küchenwesens? Ihr unsterblichen Götter, welch Glück! O welche Schlacht will ich unter dem Viehe anrichten! wie viel Köpfe werde ich lassen herunterschmeißen! Welche Verheerung will ich unter dem Specke und den Schinken anrichten! Wie werde ich das Fett so dünne machen! und wie will ich die Schlächter durch viel Arbeiten abmatten! Doch was halte ich mich auf, hier lange zu erzählen, womit ich meinen Bauch zu füllen gedenke? Ich gehe hin, mein großes Amt selbst anzutreten. Ueber den Vorrath werde ich das Urtheil sprechen und den unschuldig aufgehangnen Schinken eiligst zu Hilfe kommen!"

Taubmann von dieser Verbesserung sagt? Palmerius legit *ex ipso abdomine* etc. invita Venere, et cujus sententia opinor non plus sapit quam occisa sus, quod noster ait.

z) Was ich in der Anmerkung u gesagt habe, das kann ich auch hier sagen. Hat Plautus solche uneigentliche Ausdrücke gebraucht, so muß sie auch der Uebersetzer brauchen können. Wer sie tadeln will, der scheint mir von dem komischen Ausdrucke nicht viel zu verstehen. Uebrigens wird es auf den Leser ankommen, unsre beiden Uebersetzungen dieses Auftritts mit einander zu vergleichen. Mein Gegner wird sich ohne Zweifel nicht besonnen haben, daß diese wunderlichen Reden und possenhaften Anspielungen mit zu dem Charakter des Ergasilus gehören.

Ich bin gewiß, daß Ihnen selbst der Ausdruck im ersten Auftritte des fünften Aufzuges, wodurch Sie die Worte statua verberea eine schlägefaule Bildsäule übersetzt, nicht gefällt. Was ist das? *aa*) Coste hat dies besser übersetzt, wenn er sagt: cet idole ici, qui mérite d'être roué de coups.

„Die Art, wie Sie die Stelle des Stalagmus gleich im Anfange des zweiten Auftritts im fünften Aufzuge übersetzt haben, ist sehr natürlich, und ich glaube, daß dieses wirklich der Sinn des Dichters ist. Coste hat ebenso übersetzt, wenn er sagt *bb*): Que peut-on attendre de moi, si un homme de votre mérite ne fait pas scrupule de donner des entorses à la vérité? je n'ai jamais été beau ni joli etc.

„Daß eine Sprache vor der andern manchmal gewisse Worte, Ausdrückungen und Redensarten hat, die viel bequemer sind, eine Sache in einer Uebersetzung ebenso wohl als im Originale auszudrücken, daran wird wohl Niemand zweifeln. Ein Beweis davon ist die schöne Stelle im zweiten Auftritte des fünften Aufzuges:

Stalagmus. Quod ego fatear, credine pudeat? —
Hegio. At ego faciam ut pudeat, nam in ruborem te totum dabo.

Coste übersetzt es: *Stalagmus.* Je ne rougis pas de l'avouer. *Hegio.* Và je sçaurai bien trouver le moyen de te faire rougir. Das Artige in diesem Ausdrucke bestehet in dem Worte rougir, wie man leichte sieht, und welches nicht einmal im Lateinischen so artig klingt. Im Deutschen hätte man es ebenso geben können. Stalagmus. Meinest du, daß ich darüber erröthen werde? Hegio. Allerdings, ich will es schon machen, daß du über und über erröthen sollst *cc*).

aa) Ich sollte kaum glauben, daß ein Deutscher diesen Ausdruck nicht verstehen sollte. Eine schlägefaule Bildsäule ist hier ein Kerl, bei dem die Schläge ebenso wenig fruchten würden als bei einer Bildsäule. Gefällt Jemanden die französische Uebersetzung dieses Ausdrucks besser, so kann ich es leicht zufrieden sein. Nur habe ich es nicht für gut befunden, aus dem, was Plautus mit zwei Worten sagt, acht bis neun Worte zu machen.

bb) Nein, Coste hat es nicht so übersetzt. Bei ihm will der Knecht sagen: „Wenn du die Unwahrheit redest, wie vielmehr soll ich sie nicht reden, der ich niemals was getaugt habe?" Bei mir aber sagt er: „Ich habe dir deinen Sohn entführt, und du sprichst gleichwohl, ich sei ein feiner Knecht? Was muß ich denn noch thun, daß du richtiger von mir urtheilen lernst?"

cc) Vielleicht würde ich auch darauf gefallen sein, wenn ich das Recht zu haben geglaubt hätte, den Plautus schöner zu machen, als er ist.

„Den Beschluß der Komödie macht eine Anrede an die Zuschauer, über welche in Ihrer Uebersetzung stehet: Der Schlußredner. Ich vermuthe also *dd*), daß in der Ausgabe, der Sie sich bedienet, Recitator gestanden. Coste lieset statt Recitator: Grex oder Caterva und hat bei dieser Gelegenheit eine gar artige Anmerkung gemacht, ob dieser Recitator einer von den Schauspielern gewesen, so in eben demselben Stücke mit gespielt, oder eine besondere Person. Er beweiset das Erste, ob es schon sehr wider den Wohlstand sei, daß einer von den Spielenden auf einmal seinen Charakter ablegt und unter der Person eines bloßen Komödianten hintritt, den Zuschauern ein Compliment zu machen.

„Es ist wohl einmal Zeit, daß ich meine Kritik beschließe. Ich werde es nicht wie Diejenigen machen, die, wenn sie nichts mehr wissen, dennoch zum Beschlusse sagen, sie würden noch Vieles erinnern, wenn sie nicht befürchteten, allzu weitläufig zu werden. Nein, ich gestehe aufrichtig, daß dieses Alles ist, was ich wider diese Komödie zu sagen habe, und daß ich überzeugt bin, daß diese Kritik dem Dichter und seinem Uebersetzer so wenig schaden werde, als ich versichern kann, daß ich dieser Kleinigkeit ungeachtet gegen Beide die vollkommenste Hochachtung habe, und daß das, was ich dagegen angeführt, viel zu wenig sei, dem Dichter seinen Ruhm und meine Bewunderung zu versagen. Je genauer ich gegentheils dieses Stück untersucht habe, Fehler darinne zu entdecken, je mehr habe ich auch Schönheiten darinne angetroffen. Alle Charaktere, bis auf die schlechtesten, sind auf das vollkommenste ausgebildet und doch nicht übertrieben. Ist nicht in der Person des Ergasilus der Charakter eines Schmarutzers auf das lebhafteste ausgedrückt, uud behauptet er nicht diesen Charakter durch das ganze Stück mit einer un-

dd) Sie vermuthen falsch. Es heißt in meiner Ausgabe auch Grex, und in der einzigen Straßburger Edition, welche Mulingus besorgt hat, steht Recitator. Wenn sich Herr Coste übrigens nur ein wenig genauer umgesehen hätte, so würde er eine Stelle bei dem Plautus gefunden haben, woraus er ausdrücklich hätte schließen können, daß es nicht allezeit einer von den spielenden Personen gewesen, welcher diese Schlußreden hielte. Diese Stelle steht zum Beschlusse der „Cistellaria":

— — — omnes intus conficient negotium,
Ubi id erit factum, ornamenta *ponent*. Post id ea loci
Qui deliquit, vapulabit; qui non deliquit, bibet.

Sie, die Schauspieler, spricht er, werden ihren Putz ablegen, nicht wir, wie er doch nothwendig hätte sagen müssen, wenn er selbst ein Schauspieler gewesen wäre.

gemeinen Stärke? Steigt und fällt nicht sein Muth? Ist er nicht trotzig oder verzagt, nachdem seine Hoffnung zu schmausen groß oder geringe ist? Ist er nicht, wie es für einen solchen Kerl gehört, unverschämt, niederträchtig, von schlechten Sitten und lasterhaft? Hat nicht der Dichter in der Person des Hegio auf das vortrefflichste einen alten reichen Bürger geschildert, einen ehrlichen Mann, einen Vater, der seine Kinder über Alles liebt, der Alles, was ihm zum Besitz derselben verhelfen kann, anwendet und Alles, was man ihm sagt, wodurch er dazu gelangen könne, leicht glaubt; sobald er aber einmal hintergangen worden, wie alle Alte mißtrauisch wird und sich völlig verloren schätzet? Ist nicht Tyndarus ein Mensch, der mit seinem Herrn von Jugend auf zusammen gelebt und mit ihm die Vortheile einerlei Erziehung genossen hat? Ist es also nicht natürlich, daß er diesen Herrn mehr liebt, als ein gemeiner Knecht sonst einen Herrn lieben würde? Ist es nicht natürlich, daß der Herr ihn wiederum gleichfalls mehr liebt als einen gemeinen Knecht? Hier bewundre ich die Kunst und den Geist des Dichters; denn aus diesem Grunde sind die schönen Auftritte entsprungen, wo bei dem Abschiednehmen Tyndarus unter der Person des Philokrates seinem Herrn alles das Gute vorhält, so er ihm als Knecht erwiesen; wie treulich und willig er ihm gedient, und wie viel er um seinetwillen bei dieser Gelegenheit absonderlich wage; wie viel Vertrauen er in ihn setze, daß er ihn nicht werde in der Gefangenschaft zurücklassen, da er bloß durch ihn jetzo frei sei und in sein Vaterland reisen könne. Tout cela me paroit intéressant et touche avec beaucoup de délicatesse, sagte Coste in einer artigen Anmerkung hierüber. Dem Hegio selbst bricht das Herz, wenn er voller Verwundrung ausruft:

Dii vostram fidem,
Hominum ingenium liberale ut lacrumas excutiunt mihi.

Ebenso schön ist der zweite Auftritt im dritten Aufzuge, wo Hegio den Tyndarus, nachdem er die List entdeckt, so hart angehet und drohet, und Dieser mit der größten Standhaftigkeit und einer Kaltsinnigkeit, welche nur ein gutes Gewissen wirken kann, antwortet und sich so schön vertheidigt, daß man ihm allezeit Beifall geben und ihn in seinem Unglück bedauern muß. Er läßt zwar mehr Verstand und Tugend blicken, als man von einem Knechte verlangen

kann, allein dieser Einwurf ist dadurch gehoben worden, daß er mit dem Philokrat einerlei Erziehung genossen hat. Stalagmus hingegen ist ein trotziger Knecht, ein alter boshafter Schalk, der mit seinen Lastern prahlet und sich eine Ehre daraus macht, ein Taugenichts zu sein. Und konnte er wohl anders sein? Mußte der Dichter nicht Den, der das Herz gehabt, seinem Herrn ein Kind von vier Jahren zu entführen, also bilden? Ein mittelmäßig böser Knecht, der sich hier auf das Bitten gelegt hätte, würde nicht gefallen haben.

„Doch hat Terenz vielleicht auch hier den Plautus übertroffen, weil Varro schon gesagt, daß er unter allen komischen Dichtern die Charaktere so vollkommen auszudrücken gewußt, daß, wenn die Natur selbst hätte sprechen wollen, so würde sie sich seiner Worte haben bedienen müssen.

„Ich gestehe also gern, daß Plautus große Verdienste habe, daß dieses Stück, ‚Die Gefangnen‘, voll schöner Stellen sei, daß der Dichter darinne viel Kunst und viel Erfahrung blicken lasse: doch nimmermehr werde ich zugestehen, daß es ohne Fehler, oder daß es gar das schönste Stück sei, so jemals auf das Theater gekommen. Zu des Plautus Zeiten, haben Sie vielleicht sagen wollen. Denn wie weit ist er noch von der Vollkommenheit entfernt, wozu ein Molière gelangt ist? Es verdient das Schöne darinne nachgeahmet zu werden, doch muß man uns das Stück überhaupt nicht als das vollkommenste Muster vorlegen. Sollte ich demnach in meinem Urtheile irren, so bitte ich Sie, um Ihrer Stärke willen in theatralischen Dingen, mir aus meinem Irrthume zu helfen und mich davon mit Gründen zu überführen; welches Ihnen nicht wenig Ehre bringen und den Ruhm Ihres Helden nicht um ein Geringes vermehren wird. Ich werde zwar also meine Sache verlieren, im Gegentheil aber mich freuen, durch meine Zweifel Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, trotz aller Einwürfe uns das Geständniß abzuzwingen, daß ‚Die Gefangnen‘ des Plautus das schönste Stück sind, so jemals auf das Theater gekommen ist.

„Ich schließe mit dem Urtheile des Hrn. von Essen, welches er in seinem ‚Menschenfeinde‘ von unserm Dichter fällt:

Ce comique boufon, n'en déplaise aux savans,
A son grossier parterre immole le bonsens.
Chez lui d'un trait d'esprit la grâce déployée
Dans mille jeux de mots d'ordinaire est noyée;
Sans rime et sans raison il fait le goguenard,
La justesse en ses vers n'est qu'un don du hazard.
Si le valet souvent y parle d'un ton grave,
L'honnet-homme y produit les pointes d'un esclave.
Enfin par un seul trait, pour le dépeindre en tout,
Il eut beaucoup d'esprit, peu d'art et point de gout.

„Ich bin ꝛc.

Geschrieben im Brachmonat 1750.“

Ich glaube, in diesem Briefe ist Alles gesagt, was man nur immer zum Nachtheil des Plautus vorbringen kann. Und vielleicht meinen auch viele meiner Leser, daß Beschuldigungen darinne vorkommen, die man nimmermehr beantworten könne, und wobei auch der eifrigste Vertheidiger dieses Dichters seinen Witz nur umsonst anwenden würde. Doch wir wollen sehen. Alles, was man wider ihn vorgebracht hat, beziehet sich auf drei Stücke. Kunst, Witz und Moral sind es, worinne sich Plautus sehr tadelhaft soll bezeigt haben. Zu dem Ersten gehören alle Einwürfe, die man ihm, besonders in diesem Lustspiele, wider die Einheit der Handlung, wider die Dauer, kurz, wider die ganze mechanische Einrichtung seiner Stücke macht. Zu dem Andern gehören seine seichten und nichtsbedeutenden Scherze, und zu dem Dritten einige unbehutsame und allzu saftige Stellen, welche man bei ihm will gefunden haben. Ich will bei dem Letzten zuerst anfangen und hoffe leicht damit zu Stande zu kommen, weil ich gar nicht gesinnt bin, unsern Dichter in allen seinen Lustspielen deswegen zu entschuldigen, sondern bloß seine Gefangnen von diesem schimpflichen Vorwurfe zu befreien suche. Ueberhaupt aber von den unkeuschen Stellen des Plautus zu urtheilen, sollte man wohl überlegen, daß Vieles, was jetzo unsre Ohren auf die ärgerlichste Art beleidiget, zu seiner Zeit von ernsthaften Römern ganz gleichgültig konnte angehöret werden. Es ist die größte Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftsteller ausüben kann, wenn man ihn nach den jetzigen feinern Sitten beurtheilen will. Man muß sich durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, welche bei ihm keine sind. Es war bei den alten Römern

nichts gewöhnlicher und nichts weniger anstößig, als Laster, welche offenbar im Schwange gingen, bei ihrem rechten Namen zu nennen. Die Bühne war dazu, sie zu bestrafen. Was sich der Zuschauer nicht schämte zu thun, sollte sich das der Dichter schämen zu nennen? Dichter und Zuschauer waren also, wird man mir vorwerfen, im höchsten Grade unverschämt und folglich im höchsten Grade lasterhaft. Allein die Wahrheit zu gestehen, mit diesem folglich bin ich nicht sehr zufrieden. Ich weiß nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungne Fertigkeit, bei Anhörung gewisser Worte, bei Erblickung gewisser Gegenstände roth und unwillig zu scheinen, unter die Tugenden setzen kann. Die Schamhaftigkeit in diesem Verstande ist oft nichts als die Schminke des Lasters. Uebrigens berufe ich mich auf alle die anstößigen Stellen, woraus man dem Plautus ein so groß Verbrechen macht, und behaupte, daß keine einzige auf eine Art abgefasset sei, welche unschuldige Gemüther verführen könne. Sie sind insgesammt allzu rauh und können nichts als Abscheu erwecken. Ja, ich müßte mich sehr irren, wenn man nicht von dem, was unsre feinern Köpfe das Schalkhafte zu nennen belieben, einen weit größern Schaden zu besorgen hätte. Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößet, verfehlet seltner seine Wirkung als das, welches man uns offenbar aufzudringen sucht. Doch ich will mich jetzo hierüber nicht weiter einlassen; genug, wenn ich nur zeigen kann, daß in den Gefangnen nicht das Geringste zu finden ist, dessen sich Plautus, auch wenn er in unsern Zeiten gelebt, zu schämen hätte. Ich habe in dem zweiten Stücke bei Gelegenheit gesagt, daß, je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz ließen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen.*) Jetzo will ich hinzusetzen: Je gelehrter die Commentatores über unsern komischen Dichter sein wollen, je mehr anstößige Stellen finden sie bei ihm. Zwei Oerter aus gegenwärtigem Stücke,

*) Es scheint, als ob man meine Beschuldigung nur für einen bloßen Einfall angenommen habe; allein wenn es darauf ankommen sollte, so wollte ich mit mehr als hundert Beispielen die Wahrheit derselben bestärken. Eines davon habe ich allzu große Lust hier anzuführen, weil es mir gar zu besonders zu sein scheinet. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges des „Curculio" stehet ein Jüngling nebst seinem Knechte und einigen Andern, die er bei sich hat, neben einem Altare der Venus — es ist noch ganz früh — und spricht also, er möchte gern der Venus ein Frühstück zum Opfer bringen. „Was denn?" fragt der Knecht.

worinne sie mir allesammt mehr zu sehen scheinen, als sie sehen sollten, mögen es beweisen. Allein man wird fragen, was mich so verwegen macht, der Einsicht so vieler gelehrten Kunstrichter meine Wenigkeit entgegenzusetzen, die man noch aus keinem einzigen lege meo periculo kennet; ich muß es also nur gestehen, Plautus selbst. Er versichert uns in der Vorrede, daß in dem ganzen Stücke keine versus spurcidici immemorabiles wären; muß also nicht entweder Plautus selbst oder seine Ausleger lügen? Nothwendig; und wer kann es mir verdenken, daß ich lieber das Letzte glaube, da ohnedem in den streitigen Stellen ein so guter Verstand liegt, daß man gar nicht nöthig hat, zu solchen unzüchtigen Anspielungen seine Zuflucht zu nehmen? Wir wollen sie selbst ansehen. Die erste befindet sich im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges.

Hegio. Esurire mihi videre. *Ergasilus.* Mihi quidem esurio, non tibi.
Hegio. Tuo arbitratu facile patior. *Ergasilus.* Credo, consuetus puer.
Hegio. Jupiter te Dîque perdant.

Die mittelste Zeile hatte ich in meiner Uebersetzung aus den in der Anmerkung *n* angeführten Ursachen weggelassen; jetzo aber

„Mich, dich und diese Alle", antwortet der Herr. „Wie?" spricht der Knecht, „willst du, daß sich die Venus übergeben soll?" Diese Stelle selbst heißt so:

Ph. Me inferre Veneri vovi jam jentaculum.
Pa. Quid antepones Veneri a jentaculo?
Ph. Me, te, atque hosce omnes. *Pa.* Num tu Venerem vomere vis?

Wer sieht nicht sogleich, daß der Knecht sagen will: „Wenn du uns ihr willst zum Frühstücke vorsetzen, so wird es ihr gewiß schlecht bekommen. Wir sind so ein niedlicher Bissen, daß sie sich nothwendig wird übergeben müssen!" Der Einfall ist knechtisch, aber so deutlich, als er nur immer sein kann. Gleichwohl will Tan. Faber uns in einem Briefe an Sarravium versichern, daß Niemand diese Stelle verstanden habe, noch verstehen könne. Er habe lange gesonnen, was wohl dahinter stecken möge, und endlich wäre er auf den Einfall gekommen, sie in das Griechische zu übersetzen, woraus sie ohne Zweifel genommen wäre. Er habe es gethan und endlich diesen sehr richtigen griechischen Vers herausbekommen:

Φ. Ἐμὲ, σὲ καὶ τούτους. *Πα.* Τὴν γοῦν Ἀφροδίτην θέλης ἐμέσαι;

Ὦ πόποι, habe er ausgeruft, istuc ipsum est quod quaeris. Er meint nämlich, es sei hier ein bloßes Wortspiel zwischen ἐμέ, σέ und ἐμέσαι (vomere), welches von dem Plautus nicht bemerkt sei und daher so unverständlich übersetzt worden. Wer bewundert nicht die Geschicklichkeit dieses Mannes, der aus einem noch ganz erträglichen Scherze des Plautus mit so vieler Gelehrsamkeit ein verdorbnes Wortspiel zu machen weiß! Ὦ πόποι rufte ich aus, als ich es das erste Mal las, wie kurzsichtig sind die Herren Kunstrichter, wenn sie am weitesten zu sehen glauben!

will ich zeigen, daß sie gar nichts Böses in sich hält. Man sieht wohl, daß das Wort *patior* den Verdacht einzig und allein erweckt hat. Doch ich will nur die ganze Stelle übersetzen, und ich glaube, man wird dem Plautus Recht widerfahren lassen.

Hegio. Du bist mir also hungrig, wie es scheint.

Ergasilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.

Hegio. Meinetwegen, ich kann es zufrieden sein.

Ergasilus. O, das weiß ich wohl, du bist von Jugend auf ein Mensch gewesen, dem es ebenso nahe nicht gegangen ist, wenn einen ehrlichen Kerl hungerte.

Hegio. Ei, hol' dich der —

Ich habe mit Fleiß etwas weitläufig übersetzt, damit man es desto deutlicher einsehen möge, was ich für einen Sinn darinne finde. Aus dem Fluche des Hegio ist gar nichts zu schließen. Denn dieser ist nur verdrießlich, daß ihn Ergasilus einer solchen Unempfindlichkeit und Kargheit beschuldigen will. Die andre Stelle, die ich nun zu entschuldigen habe, ist in dem zweiten Auftritte des letzten Aufzuges. Hegio sagt zu seinem verlaufnen Knechte:

Bene morigerus fuit puer; nunc non decet.

Hier ist es offenbar das arme Wort morigerus, welches unsre keuschen Kunstrichter aufmerksam gemacht hat. Ich leugne gar nicht, daß es dann und wann nicht eine schlimme Bedeutung habe; allein hier nur findet sie nicht statt, weil Hegio nichts weniger als mit seinem Knechte Possen treiben will. Ich habe es in meiner Uebersetzung so gegeben, daß mein Gegner selbst gestehet, er zweifle, ob Plautus so was Schändliches dabei gedacht habe, als es ihm seine Ausleger und der französische Uebersetzer, Herr Coste, Schuld geben. Sind aber diese beiden angeführten Stellen unschuldig, so wird man auch in dem ganzen Stücke kein einziges Wort finden, welches nur im Geringsten der schärfsten Moral entgegen sei.

Ich komme zu der andern Art von Fehlern, die man häufig bei dem Plautus finden will, und deren mein Gegner auch einige in seinen Gefangnen aufgetrieben hat. Diese sind seine nichts bedeutenden Scherze, deren Grund meistentheils ein Wortspiel ist.

Ich gebe es zu, die Lustspiele des Plautus sind davon voll, nur das kann ich nicht zugeben, daß man daraus auf den übeln Geschmack dieses Dichters schließen will. Ich muß mich geschwind deutlicher erklären; denn ich bin sonst in Gefahr, daß meine Leser mir selbst einen sehr nichtswürdigen Geschmack zuschreiben werden. Ich rede gar nicht dem eingeschränkten Witze das Wort, welcher seine Scherze und Einfälle bloß aus dem Gleichlaute oder der Zweideutigkeit der Worte nimmt. Dieser kindische Weg, sinnreich zu scheinen, ist allen Schriftstellern eine Schande, besonders aber dem Dichter, als bei dem die wahre Scharfsinnigkeit am meisten gesucht und am leichtesten vermißt wird. Ich muß gleich meine Einschränkung hinzusetzen, damit ich mir nicht zu widersprechen scheine: Wortspiele, behaupte ich also, beschimpfen den Dichter als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Personen. Alle Gedichte, wie bekannt ist, theilen sich in zwei Arten: in Gedichte, wo der Dichter redet, und in Gedichte, wo er Andre reden läßt. Man kann, wenn man will, die dritte Art hinzusetzen, welche die beiden vorigen Fälle verbindet. In der ersten Art, wohin besonders Oden und Lehrgedichte zu rechnen sind, ist der geringste Schein eines Wortspiels unerträglich. In der Ode ist es, wo er die Sprache der Götter reden und das Erhabne in Gedanken, Ausdruck und Ordnung herrschen lassen soll. Das Menschliche will ihm schon darinne nicht anstehen, geschweige das Pöbelhafte. Und was ist pöbelhafter als Wortspiele? In den Lehrgedichten muß er die Vernunft mehr mit Gedanken zu überschütten als das Ohr zu kitzeln suchen. Man tadelt ihn schon, und das mit Recht, wenn er uns wenig denken läßt; wie viel mehr wird er zu tadeln sein, wenn er uns gar nichts denken läßt! Und was kann man bei einem Wortspiele gedenken? Ganz anders aber ist es in der Art von Gedichten, wo der Dichter Personen von verschiedner Gattung redend aufführet; ich meine in den dramatischen. Hier ist es seine vornehmste Pflicht, die Personen zu schildern, wie sie sind, und sie dasjenige sagen zu lassen, was sie nach ihrem Stande und nach ihrer Gemüthsart sagen können. Diejenigen von den dramatischen Gedichten aber, die zu meinem Zwecke gehören, etwas näher zu betrachten: was für Personen hat denn ein komischer Dichter in seinen Stücken zu schildern? Von was für Stande

und von welcher Gemüthsart sind sie meistentheils? Hierauf muß man mit Unterschied antworten. Die Alten führten in ihren Lustspielen durchgängig Leute vom niedrigen Stande auf, die in dem ersten Alter der griechischen Komödie alle entweder strafbar oder lächerlich sein mußten; gute und ernsthafte Personen waren gänzlich davon ausgeschlossen, ihre Stelle aber vertrat dann und wann der Chor, wenn es der Dichter nämlich für nöthig hielt, den Zuschauern eine Moral beizubringen, die in dem Munde einer strafbaren oder lächerlichen Person ihren Werth verloren hätte. Da aber in den letztern Zeiten die Komödie den Chor abschaffen mußte, weil er sich allzu viel Freiheit angemaßt hatte, so wurden die Dichter genöthiget, in ihre Stücke auch gute und ernsthafte Charaktere zu mischen, weil sie sonst unmöglich ihren letzten Zweck, die Besserung der Zuschauer, würden erhalten haben. Wir finden dergleichen Charaktere häufig bei dem Plautus und Terentius, die einzigen Muster, die uns das Alterthum von dem verbesserten Schauspiele hinterlassen hat; und bei dem Letztern noch häufiger als bei dem Ersten. Wenn man aber alle, die uns sowohl bei dem Einen als bei dem Andern vorkommen, genau betrachtet, so wird man finden, daß sie sich niemals, so gut und ernsthaft sie auch sind, über den Stand komischer Personen, welches aufs Höchste bei den Alten der mittlere Stand war*), erheben;

*) Daß die Alten in der That diejenigen Stücke, worinne Leute von Stande vorkamen, obgleich ihr Inhalt vollkommen komisch war, gleichwohl nicht Komödien genennt, ist aus dem Vorredner des „Amphitruo“ deutlich zu beweisen:

Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia;*
Nam me perpetuo facere ut sit *Comoedia,*
Reges quo veniant et Dî, non par arbitror.
Quid igitur? Quoniam hic *servos* quoque partes habet,
Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia.*

Es würde sich nicht schicken, spricht Plautus, wenn ich dieses Stück, worinne Götter und vornehme Leute (denn so ist das Wort reges hier zu übersetzen) vorkommen, eine Komödie nennen wollte; es würde sich aber auch nicht schicken, wenn ich ihm den Namen einer Tragödie beilegte, weil auch Personen vom geringen Stande darinne auftreten; ich will es also, um weder auf der einen noch auf der andern Seite zu verstoßen, eine Tragikomödie nennen. Wie sehr weicht folglich die Bedeutung, die wir jetzt diesem Worte geben, von der ab, welche die Alten damit zu verbinden pflegten! Ich will aber damit nicht sagen, als ob die Neuern nicht Grund gehabt hätten, in Benennung ihrer Stücke mehr auf den Inhalt als die Personen zu sehen; sondern ich will nur zeigen, daß die Alten Leute von Stande und wichtigen Bedienungen durchaus aus ihren Lustspielen ausgeschlossen

das ist, sie sind so beschaffen, daß weder ein erhabner Geist noch ein edles Herz dazu erfordert wird, als wahre Muster von dem, was wir im gemeinen Leben gute Leute zu nennen pflegen. Diese nun und alle geringre Sorten von Menschen muß man sich vorstellen, wenn man die Muster des komischen Ausdrucks und des komischen Scherzes haben will. Der letztere gehört vor jetzo zu meinem Zwecke. Wie scherzen Leute, welche Glück und Auferziehung an die niedrigste Stelle gesetzt hat? Nicht selten strafbar, oft grob und fast allezeit mit Wortspielen. Und ebenso scherzen des Plautus Knechte. Ist er aber zu tadeln, daß er seine Urbilder allzu wohl getroffen hat? Oder würde er nicht vielmehr zu tadeln sein, wenn er ihnen seinen Witz geliehen hätte und sie Artigkeiten sagen ließe, die kein Römer von seinen Knechten zu hören gewohnt war? Ich will es durch ein Beispiel erläutern. Ut pictura poesis erit. Wer kennt nicht die saubern Gemälde auf den französischen Spielkarten? Gesetzt, es kömmt einem Künstler ein, einen König darauf in aller seiner Herrlichkeit in einem Quodlibet anzubringen; und es giebt allerdings große Künstler, die ein Vergnügen finden, in Nachahmung gewisser Kleinigkeiten ihre Stärke zu zeigen. Nicht wahr, wir loben ihn, wenn er eben die groben Züge, eben die unförmliche Zeichnung und eben die Aufeinanderkleckung widriger Farben desto ähnlicher herausbringt, je mehr Zwang er seiner Hand und seinem Geschmacke bei der

und sich die niedrigsten Sorten von Menschen darinne aufzuführen begnügt haben. [Vgl. das 55. Stück der „Hamburger Dramaturgie“: „Tragikomödie hieß die Vorstellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Personen, die einen vergnügten Ausgang hat. — — Plautus braucht zwar das Wort Tragico-comoedia; aber er braucht es bloß im Scherze, und gar nicht, um eine besondere Gattung damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in diesem Verstande kein Mensch abgeborgt, bis es in dem sechzehnten Jahrhunderte den spanischen und italienischen Dichtern einfiel, gewisse von ihren dramatischen Mißgeburten so zu nennen. Wenn aber auch Plautus seinen Amphitruo im Ernste so genannt hätte, so wäre es doch nicht aus der Ursache geschehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der Antheil, den Sosias an der Handlung nimmt, komisch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragisch ist, nicht darum hätte Plautus sein Stück lieber eine Tragikomödie nennen wollen. Denn sein Stück ist ganz komisch, und wir belustigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo ebenso sehr als an des Sosias seiner. Sondern darum, weil diese komische Handlung größtentheils unter höhern Personen vorgeht, als man in der Komödie zu sehen gewohnt ist. Plautus selbst erklärt sich darüber deutlich genug“, worauf Lessing die vorliegende Stelle anführt.]

Arbeit hat anthun müssen? Lächerlich aber würde er seine Geschicklichkeit machen, wenn er uns einen majestätischen Körper, eine erhabne Gesichtsbildung und einen gewählten Schmuck auf einem Blatte vorstellte, das seine ganze Schönheit von der Aehnlichkeit erlangt und nothwendig schlecht sein muß, wenn es ähnlich sein soll. Warum urtheilt man also nicht auf gleiche Art von dem komischen Dichter? Warum lobt man nicht den Plautus, dessen Knechte denken und reden, wie Knechte denken und reden können? Und warum tadelt man nicht einen Marivaux, dessen Bediente zwar Bediente sind, aber Bediente aus einer Marivauxischen Welt, nimmermehr aber aus der unsrigen? Ja, wendet man ein, gesetzt auch, Plautus habe in dieser genauen Nachahmung viel Kunst erwiesen, so ist er doch deswegen zu tadeln, daß er sich so schlechte Vorbilder gewählt hat. Doch hierinne entschuldiget ihn genugsam die damalige Einrichtung des Lustspiels, nach welcher er der Knechte unmöglich entbehren konnte, die theils als geborne Sclaven, theils als gefangne oder erkaufte Barbaren noch weit unter unsre Bediente zu setzen sind und also auch das Recht haben, noch gröber zu denken und noch ungeschickter zu scherzen. Nach den Knechten hat Plautus besonders noch eine andre Art von Personen, die oft nicht weniger abgeschmackt spaßen und größtentheils durch Wortspiele witzig sein wollen; dieses sind die Schmarutzer, Leute, denen ihre Einfälle statt der Renten waren, und die von ihren Possen leben mußten. Allein in diesen Charaktern sind die schlechten Scherze des Plautus nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu loben. Es war seine Absicht, diese Lustigmacher verhaßt zu machen. Würde er sie aber erreicht haben, wenn er ihnen einen wahren Witz und einen feinen Geist beigelegt hätte? Nimmermehr! Ihre Verdienste waren, daß sie Ohrfeigen leiden konnten, daß sie sich zu den schimpflichsten Verrichtungen brauchen ließen, daß sie von wunderbarer Gefräßigkeit waren und Leute dann und wann zu lachen machen konnten, die bei seinen Scherzen gegähnt hätten. Wäre es also nicht strafbar gewesen, wenn er ihnen durch eine feine Art zu denken bei seinen Zuschauern eine Art von Hochachtung zuwege gebracht hätte, die sie gar nicht verdienten? Zum Exempel, ein Maler wollte einen Affen malen, der über die Farben seines Herrn gerathen und mit dem Pinsel eben das zu

machen suchte, was er oft hat machen sehen. Würde der Maler wohl unter der Pfote des Affen das Gesichte eines liebenswürdigen Frauenzimmers entstehen lassen? oder würde er nicht vielmehr durch das, was er den Affen malen läßt, auszudrücken suchen, daß es in der That ein Affe gemalt habe?

Wenn man also aus den Lustspielen des Plautus die Knechte und Parasiten wegnimmt, so werden in der That wenig oder gar keine schlechten Scherze übrig bleiben. Es ist nicht wahr, daß er sie bei aller Gelegenheit anzubringen sucht, er weiß seine Personen vortrefflich zu unterscheiden und legt niemals einem Freigebornen Reden in den Mund, die man nur einem Knechte zu Gute halten würde. Seine lächerlichen Alten nehm' ich aus, wenn ihnen eine ausschweifende Liebe das Vorrecht giebt, närrischer als Andre ihresgleichen zu denken und zu handeln. Mit was für Ernst hat er nicht zum Exempel in dem Lustspiele „Trinummus" einen vernünftigen Vater in dem Philto, einen gehorsamen Sohn in dem Lysiteles, einen uneigennützigen Freund in dem Kallikles geschildert? Mit was für Anständigkeit sind die Muster getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem „Stichus", mit was für Vorsichtigkeit die Tochter des Parasiten in der „Persianerin" gebildet? In diesen und dergleichen Charakteren, deren in seinen meisten Stücken einige vorkommen, zeige man mir das geringste Abgeschmackte, den geringsten anstößigen Scherz, und alsdenn will ich es einräumen, daß Plautus nichts als ein ungeschickter Lustigmacher ist, der zu seinen Possen weder Zeit noch Personen zu wählen weiß. Wenn aber sein Witz nur da seichte ist, wo er seichte sein muß, wenn er nicht damit zu prahlen sucht und ihn nicht der Natur zum Trutz an unwürdige Gegenstände verschwendet, so muß man ihn nothwendig, wenn man billig urtheilen will, den meisten neuern Dichtern unendlich vorziehen, die in allen Kleinigkeiten so viel Geistiges anbringen, daß sie das Körperliche ihres Gedichts gar darüber aus der Acht lassen.

Wenn mein Gegner geglaubt hat, daß ich, die seichten Scherze des Plautus zu entschuldigen, einen nach dem andern vornehmen und etwas Schönes daraus zu erzwingen suchen würde, so hat er sich sehr geirrt. Ich entschuldige sie nicht an sich selber, sondern in Betrachtung auf das Ganze und in Ansehung der getroffnen

Natur. Beinahe ebenso werde ich es mit den übrigen Fehlern, die er ihm vorwirft, machen, ob sie gleich etwas mehr auf sich zu haben scheinen. Die Fehler nämlich wider die mechanische Einrichtung sind es, welche „Die Gefangnen“ in seinen Augen am meisten unwürdig machen, den Namen des schönsten Stückes, das jemals auf das Theater gekommen ist, zu verdienen. Ich will sie etwas näher betrachten.

Der erste davon ist, daß Plautus wider die Einheit der Handlung soll verstoßen haben. Ich wundre mich, daß es mein Gegner gewagt hat, diesen Vorwurf zu machen, da er selbst mit dem Racine glaubt, daß Plautus größtentheils durch den einfachen Stoff, den er auf eine recht wunderbare Weise in seinen Stücken auseinanderzusetzen und, ohne ihn zu verdoppeln, zu erweitern weiß, die großen Lobeserhebungen, die ihm die Alten ertheilet, verdienet habe. Doch dieses zeigt, daß er lieber selbst zu urtheilen, als nach andern Urtheilen sich zu richten gewohnt ist. Es scheint mir aber, daß er hier zu scharf urtheilet. Wahr ist es, die Handlung würde nicht unvollständig sein, wenn auch Tyndarus nicht ein Sohn des Hegio wäre; allein es würde ihr eine Eigenschaft fehlen, welche de la Motte zu einer besondern Einheit gemacht hat, ob sie gleich eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehört. Diese ist die Einheit des Antheils, oder wie er sie in seiner Sprache nennet, l'unité de l'intérêt.[1]) Ist es nicht wahr, die Zuschauer würden mißvergnügt aus dem Schauplatze gegangen sein, wenn ein Mensch von so edlen Gesinnungen, als Tyndarus ist, nach allem seinem Unglücke, in das ihn nur sein großes Herz gestürzt hat, nichts als ein Sclave geblieben wäre? Wäre es billig gewesen, daß bei dem Schlusse des Stückes alle spielende Personen Ursache gehabt hätten, sich zu freuen, und nur die liebenswürdigste

---

1) In seinem „Premier discours sur la tragédie, à l'occasion des Machabécs.“ Oeuvres, Paris 1754, IV, S. 37 f.: „De là, si je ne me trompe, naît dans la Pièce cette unité d'interêt qui est à mon avis la condition la plus essentielle d'une Tragédie. — Je hazarderai ici un Paradoxe; c'est qu'entre les premieres regles du Théatre on a presque oublié la plus importante. On ne traite d'ordinaire que des trois unités, de lieu, de tems et d'action; et j'y en ajouterois une quatrième, sans laquelle les trois autres sont inutiles, et qui toute seule pourroit encore produire un grand effet, c'est l'unité d'interêt qui est la vraie source de l'émotion continue.“

nicht? Stalagmus hat zwar auch nicht Ursache, sich zu freuen, allein Stalagmus ist ein Verbrecher und mit dem Tyndarus in keine Vergleichung zu stellen. Daß aber diese Episode dem Zuschauer ganz fremd sein würde, wenn ihm der Dichter in dem Vorredner nicht Nachricht davon gegeben hätte, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr gewiß, daß Jeder, der in den theatralischen Verwicklungen nur ein klein wenig Erfahrung hat, sich dieser Veränderung zum Voraus versehen würde, wenn er den Prolog auch vorher nicht gelesen hätte. Denn dadurch ist sie schon genug vorbereitet, daß der Dichter den Hegio in dem Stücke selbst, in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges, sagen läßt: Einen Sohn habe ich schon verloren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? Hätte Hegio diesen entführten Sohn nicht bald wiederfinden sollen, so wäre der Dichter sehr grausam gewesen, wenn er ihn ohne Noth unglücklicher gemacht hätte. Denn ein Vater, der dieses Unglück nicht gehabt, hätte hier eben die Dienste gethan. Es ist aber als eine große Schönheit an dem Plautus zu rühmen, daß er unvermuthete Fälle, die er anzubringen gedenkt, auf eine so feine Art vorbereitet, daß sie die Annehmlichkeiten der Ueberraschung nicht verlieren. Viele von den neuen theatralischen Dichtern machen ihre Vorbereitungen auf eine so grobe Art, daß sie auch den dümmsten Zuschauer Alles vorhersehen lassen. Der Prolog mag also bei den Alten ein nothwendiges Theil der Komödie sein oder nicht, Plautus ist in beiden Fällen wegen Verdopplung der Handlung außer Schuld.

Es wäre einigermaßen gut, wenn ich ihn auch wegen der Einheit der Zeit so leicht vertheidigen könnte. Allein mein Gegner ist mir hierinne überlegen und hat es allzu deutlich erwiesen, daß der gute Dichter allzu geschwind gegangen ist. Alles, was ich folglich thun kann, ist, daß ich einige Anmerkungen anbringe, die das Verbrechen verkleinern, wenn sie es nicht gänzlich ablehnen können. Erstlich ist es falsch, daß die beiden Oerter, der Ort, wo der Schauplatz ist, und der Ort, wohin Philokrates reiset, den

Philopolemus frei zu machen, nach der Rechnung meines Gegners 12 deutsche Meilen von einander gelegen haben. Die Rechnung an und für sich selbst ist zwar richtig, allein an den Suppositionen derselben habe ich Vieles auszusetzen. Der Schauplatz ist in Aetolien; so viel ist gewiß. Woher weiß man aber, daß der Ort, wo ihn Plautus hin verlegt, Kalydon sei? Kömmt in dem ganzen Stücke die geringste Spur davon vor? Da sich mein Gegner auf nichts zu gründen hat, warum hat er nicht lieber einen Ort ganz auf den Grenzen von Aetolien dazu erwählt? Was nun den Ort anbelangt, wohin Philokrates reiset, so nennt ihn Plautus Elis. Was für Ursache aber hat man, zu glauben, daß Plautus die Hauptstadt der Provinz dieses Namens meine? Kann er nicht vielmehr die ganze Provinz verstehen wollen, so daß er es uns freistellet, den nächsten den besten Ort in Gedanken zu haben? Wenn man also dem Dichter nicht ohne Noth allzu große Ungereimtheiten aufbürden will, so nehme man ein paar Grenzörter, die aufs Höchste etliche deutsche Meilen von einander liegen können. Alsdenn könnte Philokrates diese Reise ganz geräumlich in einem Tage gethan haben, da es ohnedem eine Reise zu Wasser, wahrscheinlicher Weise über den korinthischen Meerbusen, war. Freilich, wenn man mit aller Gewalt Schwierigkeiten machen will, so kann man sich auch hier einbilden, daß an dem Tage gleich vielleicht conträrer Wind könne gewesen sein, und alsdenn kömmt Plautus gewiß zu kurz. Zum Andern: gesetzt, wie ich selbst dafür halte, Plautus habe die Rückkunft allzu sehr beschleunigt, man mag die beiden Oerter so nahe beisammen annehmen, als man will, so finde ich doch hierinne nichts als ein Vergehen, das er mit hundert alten und neuen Dichtern gemein hat. In wie vielen theatralischen Stücken erfordert die Handlung, wenn sie wirklich geschehen soll, nicht weit mehr Zeit, als die Vorstellung derselben vorbringt, wo die vierundzwanzig Stunden zu gar keiner Entschuldigung dienen können? Corneille hat in seiner dritten Abhandlung genugsame Exempel davon angeführet, und ich kann mich um so viel besser darauf beziehen, da es gleich die Abhandlung ist, welche unsre Leser in eben diesem Stücke übersetzt finden. Zuschauer, welche keine Kunstrichter sind (denn diese sind immer allzu scharfsichtig, als daß sie nicht einen großen Theil von dem Vergnügen, welches sie aus der

Vorstellung eines Schauspiels ziehen, verlieren sollten), lassen sich von der Hitze der Handlung fortreißen, und ich bin gewiß, die meisten Römer werden diese Uebereilung des Plautus nicht bemerkt, wenigstens nicht angemerkt haben. Drittens muß ich nicht anzuführen vergessen, daß es deutlich erhellet, Plautus habe diese Schwierigkeiten selbst eingesehen; daher er sie auch so klein und unmerklich, als immer möglich, zu machen gesucht hat. Er läßt die Reise zu Wasser und dazu auf einem Jachtschiffe geschehen, und was das Vornehmste ist, so bestimmt er beide Oerter nur ganz allgemein. Aetolia haec est, spricht der Parasite im ersten Auftritte. Meinem Gegner scheint diese Nachricht lächerlich, und sie würde mir es selbst scheinen, wenn ich nicht einen feinen Kunstgriff dahinter zu finden glaubte. Er will seinen Zuschauern vielleicht die Gelegenheit benehmen, auf einen gewissen Ort zu fallen, der leicht einer sein könnte, der zu weit von Elis entfernt wäre. Corneille schreibt in der angeführten Abhandlung einem gleichen Kunstgriffe in Ansehung der Einheit des Orts vielen Nutzen zu. In den Stücken nämlich, wo es unmöglich ist, daß der Schauplatz auf einem Orte bleiben kann, solle man nur den allgemeinen Ort, z. Ex. Paris, Lyon, niemals aber den besondern, dieses oder jenes Haus, dieses oder jenes Zimmer nennen, damit der Zuschauer die Veränderung der Bühne nicht so leicht bemerken könne. Und eben dieses wollte ich nach Veranlassung des Plautus in Ansehung der Einheit der Zeit rathen. Wenn es nämlich der Inhalt des Stücks nothwendig erfordert, daß eine Person an einen Ort verschickt werden muß, der nicht anders als etwas entfernt von dem Orte der Bühne sein kann, so ist es gut, daß man keinen von den Oertern insbesondre nennt, wenn es nämlich wahre Oerter sind. Will man sich diese Freiheit nicht nehmen, so wird man hundert Materien, die auf dem Theater eine vortreffliche Wirkung thun würden, nicht darauf bringen können. Zum Beweise können „Die Gefangnen“ selbst sein. Mehr weiß ich in der That nicht in diesem Punkte zum Vortheile meines Dichters beizubringen; ich glaube aber doch, daß es genug sein wird, zu zeigen, daß er nur alsdann einige kleine Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt hat, wenn er größern und wesentlichern Schönheiten hat Platz machen wollen.

Ich will mich zu einigen andern, kleinern Vorwürfen meines Gegners wenden. Die sogenannten Aparte sind ihm sehr anstößig, und sie müssen es allen Leuten von Geschmack sein. Doch haben sie auf den Theatern der Alten nicht so viel Unwahrscheinliches gehabt, als sie bei uns haben. Die Bühne der Römer war von einer besondern Größe, daß es ganz wahrscheinlich war, daß eine Person die andere nicht hörte, wenn diese auf der und jene auf dieser Seite stand. Zum Exempel der zweite Auftritt des vierten Aufzuges ist der unnatürlichste eben nicht. Ergasilus ist vorne auf der Bühne, das Haus des Hegio ist in dem Hintertheile des Theaters; er hatte also nach der Größe der römischen Bühne noch Schritte genug bis dahin zu machen, und er konnte noch von Vielen auf seinem Wege aufgehalten werden. Zwar ist es uns etwas Seltsames, daß er, da er so sehr eilen will, gleichwohl so viel unnützes Zeug immer auf einem Platze spricht; ich vermuthe aber, daß dieses bei den geschäftig-müßigen Knechten der Römer ganz wohl als eine feine Satire wird Platz gefunden haben.

Das, was mein Gegner wider die Person des Stalagmus sagt, gründet sich größtentheils auf das, was er wider die Einheit der Handlung eingewendet hat, und insoweit habe ich schon darauf geantwortet. Die Gegenwart des Stalagmus wurde nothwendig erfordert, wenn Tyndarus für den Sohn des Hegio sollte erkannt werden; daß aber dieses nothwendig war, habe ich aus seinem Charakter gezeiget, und Stalagmus fällt also nicht vom Himmel. Daß aber mein Gegner nicht begreifen kann, wer ihn wieder zurückbringt, das wundert mich. Wahr ist's, von sich selbst wiederzukommen, hatte er keine Ursache; Philokrat konnte ihn auch nicht mit Gewalt wieder mitgenommen haben, weil er ihn nicht einmal kannte. Allein war denn nicht Philopolemus in Elis? Konnte ihn der nicht während seiner Gefangenschaft entdeckt haben? Und als einen Knecht seines Vaters, als einen Räuber seines Bruders hatte er Recht, ihn auch wider seinen Willen mit sich fortzuschleppen.

Die Stelle, da Tyndarus zum Schlusse des Stücks sagt: Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße, ist in der That etwas über-

trieben, wenn Tyndarus damit sagen will, daß er es in den ersten vier Jahren seiner Kindheit, als er noch in seines Vaters Hause gewesen, gehört habe. Allein kann er es denn nicht in Elis einmal von seinem Herrn gehört haben, dem es Stalagmus vielleicht entdeckte, als er mit ihm den Handel traf? Stalagmus aber hat es ohne Gefahr entdecken können, da die Aetolier und Elienser oft in Krieg mit einander verwickelt waren und also entlaufene Sklaven einander wohl schwerlich auslieferten. Wie Vieles läßt sich entschuldigen, wenn man es nur nicht immer auf der schlimmsten Seite ansieht!

Daß der Schmarutzer in drei Aufzügen allemal der Erste auf der Bühne ist, wird wohl Wenigen anstößig sein. Wenigstens sind die Kunstrichter, Gott sei Dank, so weit noch nicht gegangen, daß sie Regeln festgesetzt hätten, in welcher Ordnung die Personen auf- und abtreten sollten. Wer weiß zwar, was bald geschehen wird, da man jetzo ohnedem die geringsten Kleinigkeiten in der Poesie auf einen metaphysischen Fuß zu setzen bemüht ist? Ich will im Voraus viel Glück dazu wünschen. Daß übrigens Plautus die Parasiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, ist ein sehr artiger Einfall, der aber vielleicht mehr Wahrheit haben würde, wenn man ihn umkehrte und sagte, daß der Arlequin der neuern komischen Dichter ohne Zweifel aus der Person der Parasiten bei den Alten entstanden sei.

Ich will gern glauben, daß die Beschuldigungen meines Gegners, ohngeachtet Alles dessen, was ich darauf zu antworten für gut befunden habe, in vielen Stücken noch ihre Kraft behalten werden. Ich bin auch nicht so blind, daß ich an meinem Dichter nicht hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen sehen sollte; ich sehe sie sogar in den „Gefangnen“ selbst. Gleichwohl sind sie viel zu geringe, als daß ich mein Urtheil widerrufen sollte, daß dieses Stück das schönste sei, welches jemals auf das Theater gekommen ist. Ich will es kurz anzeigen, worauf ich mich gründe.

Ich nenne das schönste Lustspiel nicht dasjenige, welches am wahrscheinlichsten und regelmäßigsten ist, nicht das, welches die sinnreichsten Gedanken, die artigsten Einfälle, die angenehmsten Scherze, die künstlichsten Verwicklungen und die natürlichsten Auf-

lösungen hat: sondern das schönste Lustspiel nenne ich dasjenige, welches seiner Absicht am nächsten kömmt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtentheils auch besitzt. Was ist aber die Absicht des Lustspiels? Die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. Die Mittel, die es dazu anwendet, sind, daß es das Laster verhaßt und die Tugend liebenswürdig vorstellt. Weil aber Viele allzu verderbt sind, als daß dieses Mittel bei ihnen anschlagen sollte, so hat es noch ein kräftigeres, wenn es nämlich das Laster allezeit unglücklich und die Tugend am Ende glücklich sein läßt; denn Furcht und Hoffnung thut bei den verderbten Menschen allezeit mehr als Scham und Ehrliebe. Wahr ist es, die meisten komischen Dichter haben gemeiniglich nur das erste Mittel angewendet; allein daher kömmt es auch, daß ihre Stücke mehr ergetzen als fruchten. Plautus sah es ein, er bestrebte sich also, in den „Gefangnen" ein Stück zu liefern, ubi boni meliores fiant, da er seine übrigen Spiele den Zuschauern nur durch ein ridicula res est anpreisen konnte. Es ist ihm als einem Meister geglückt, und so, daß ihn Niemand übertroffen hat. Wenn man überzeugt sein will, wie liebenswürdig die Tugend geschildert sei, so darf man auch nur den dritten Auftritt des zweiten Aufzuges lesen. Jeder, wer eine empfindliche Seele besitzt, wird mit dem Hegio sagen: Was für großmüthige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Noch schöner aber ist der fünfte Auftritt des dritten Aufzuges. Wer die Tugend und das göttliche Vergnügen, welches sie über die Seele ergießt, kennet und empfunden hat, würde gewiß Niemand anders als Tyndarus sein wollen, wenn er bei gleichen Umständen die Wahl hätte, eine von den daselbst vorkommenden Personen zu sein, und würde das Unglück, das ihm droht, gegen die Freude, die er aus seiner löblich vollbrachten That schöpfet, wenig achten. Noch weit kräftiger aber wirken die Reizungen seiner Tugend, da er zuletzt glücklich wird. Ich wollte wünschen, daß dem guten Plautus nicht einige Zeilen entwischt wären, die seinen Charakter, da er nunmehr sein Glück weiß, etwas hart machen:

Tyndarus. At ego hunc grandis grandem natu ob furtum ad carnificem dabo.

Philokrates. Meritus est. *Tyndarus.* Ego edepol huic meritam mercedem dabo.

Er sagt diese Drohungen zwar dem ärgsten Bösewichte, doch würden sie, sollte ich meinen, in eines Andern Munde anständiger gewesen sein. Die Rache ist keine Zierde für eine große Seele. Was für ein Lob endlich verdient nicht Plautus, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stück herrscht, nicht durch den allzu zärtlichen Affect der Liebe geschwächt hat! Wie viel hat er hierinne Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nutzen sein, wenn man ihm gefolgt wäre? Unendlich! Alsdenn würde der Schauplatz in der allereigentlichsten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden sein. Ich habe oben gesagt, daß in den Lustspielen der Alten auch die besten Personen nur solche wären, die weder einen erhabnen Geist noch ein edles Herz verlangten. „Die Gefangnen" des Plautus muß man hiervon ausnehmen, worinne er den nach ihm folgenden Dichtern das erste Muster gegeben hat, wie das Lustspiel durch erhabne Gesinnungen zu veredeln sei. Wie gut wäre es, wenn sie ihm treuer gefolgt wären!

Ich bleibe also dabei, daß „die Gefangnen" das schönste Stück sind, das jemals auf die Bühne gekommen ist, und zwar aus keiner andern Ursache, welches ich nochmals wiederholen will, als weil es der Absicht der Lustspiele am nächsten kömmt und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich versehen ist. Diese sollte ich nun umständlich entwickeln und ihren innerlichen Werth feste setzen; ich bin aber auf den Einfall gekommen, sie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen. Ich will meinen Lesern nicht voraus sagen, von welcher Art diese Nachahmung sein soll; genug, daß ich sie in einem der nächsten Stücke liefere.

Ich habe auf Unterschiednes in dieser Kritik nur mit dem Finger gewiesen, welches ich schon zu seiner Zeit näher ausführen werde, da es ohnedem nicht das letzte Mal ist, daß ich des Plautus in dieser Monatsschrift gedenke.

Theologische Recensionen
aus der
Berlinischen privilegirten Zeitung.[1]
Jahrgang 1751 bis 1755.

1751.

[35. Stück, vom 23. März.]

Wittenberg und Zerbst. Dritte und letzte gegründete Anzeige derer **Herrenhutischen Grundirrthümer** in der Lehre von der H. Schrift, Rechtfertigung, Sacramenten und letzten Dingen; denen evangelischen Kirchen zur nöthigen Warnung ans Licht gestellet von D. Carl Gottlob **Hofmann**, Generalsuperintendent. Nebst einem Register über sämmtliche drei Theile. Wittenberg und Zerbst, verlegt's Sam. Gottf. Zimmermann. 1751. In 8⁰. 8 Bogen.

Dieses ist der Beschluß desjenigen Werks, wodurch sich der Herr Generalsuperintendent den Herrenhutern keinen geringen Schaden zugefügt zu haben rühmt; nicht etwa, weil er ihre Irrthümer dadurch gedämpft, sondern weil er sie, wie man deutlich sieht, verhindert hat, gewisse zeitliche Vortheile zu erlangen, die man, menschlich zu handeln, auch seinen irrenden Brüdern gönnen muß.

1) Mit Lessing's Eintritt in die Redaction änderte die Zeitung ihren obigen Titel in Berlinische privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung, kehrte jedoch mit Beginn des Jahrgangs 1754 zu dem früheren Titel zurück. — (Groß.)

Wir hoffen, daß die Leser schon wissen, was der Herr Verfasser Grundirrthümer der Herrenhuter heißt, nämlich diejenigen Stellen, wo sie nicht die Sprache der symbolischen Bücher führen. Diese Erklärung angenommen, müssen wir die Ausführung durchgängig loben, man wollte denn wünschen, daß sie mit etwas weniger Spötterei, die oft die feinste nicht ist, und mit etwas minder zweideutigen Absichten angefüllet sei. Der Kopf eines Herrenhuters, voll Enthusiasterei, ist zu nichts weniger als zu systematischen Begriffen und abgemessnen Ausdrückungen geschickt. Warum macht man ihm die Schwäche seines Verstandes zu Verbrechen seines Willens? Warum folgert man aus gewissen Orten, wo er von Sachen, über welche die Scham einen geheimnißvollen Vorhang zieht, etwas zu frei, zu ekel, zu schwärmerisch geschrieben hat, Thaten der sträflichsten Unzucht? Nur zum Beweise der Verleumdung und mehr zum Aergernisse als zur Erbauung schreibt man aufgedeckte Bosheiten der Herrenhuter, so lange noch Keiner von ihnen der Verbrechen, welche man ihnen Schuld giebt, und welche die schärfste Ahndung verdienten, vor der weltlichen Obrigkeit überführet worden ist. Man weiß es aber schon, daß man mit diesen unbarmherzigen Beschuldigungen vor Gerichte nicht fortkommen kann, und daß am Ende jeder billige Richter kein ander Urthel von den Herrenhutern zu fällen weiß als das, was Plinius, obgleich in einer ganz verschiednen Sache[1]), fällte: „**Nihil aliud inveni quam superstitionem pravam et immodicam.**“ Wäre es also nicht gut, wenn die Herren Theologen die Wahrmachung eines Ausspruches des Cicero: „**Opinionum commenta delet dies**“, ruhig erwarteten? Sie haben einen Ausspruch in der Bibel, der ebendieses sagt, und es ist zu verwundern, daß ihnen noch Niemand des Gamaliels[2]) „*Ἐασατε αὐτους*“ zugerufen hat. Könnten sie ihrem Charakter gemäßer handeln, als wenn sie wie dieser Pharisäer gedächten: „Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen, ist's aber aus Gott, so können wir's nicht dämpfen“ ꝛc.? Ein gewisser Christian Philaleth hatte der ersten Anzeige des

---

1) Nämlich in der Sache der Christen, über die der jüngere Plinius jenen berühmten Brief an den Kaiser Trajan gerichtet hat, dem die oben citirte Stelle entnommen ist. — (Groß.)

2) Vergl. Apostelgesch. 5, 34—39. — (Groß.)

Hrn. D. Hofmanns hundert Fragen entgegengesetzt[1]) und in der Vorrede zu dieser dritten Anzeige sagt uns der Verfasser, warum er auf diese Fragen zur Zeit noch nicht geantwortet habe. Die vornehmste Ursache ist, weil sich dieser Gegner nur unter einem falschen Namen genennt und der Herr Doctor durchaus Denjenigen erst persönlich kennen will, welchen er widerlegen soll. Die Wahrheit zu gestehen, wir sehen das Schließende dieser Ursache nicht ein. Kann ein Schriftsteller unter erborgtem Namen keine Wahrheit sagen? Oder kann man Niemanden widerlegen, wenn man nicht Persönlichkeiten in die Widerlegung mischt? In ebender Vorrede meldet der Herr Generalsuperintendent, daß allem Ansehen nach die Heilandscasse bald bankerott machen werde. Vielleicht zieht der Umsturz ihres ökonomischen Systems den Untergang der ganzen Gemeine nach sich. Ist in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben[2]).

[36. Stück, vom 25. März.]

Leipzig. Christiani Friderici **Boerneri** S. T. D. et P. P. Pr. **Institutiones Theologiae** symbolicae. Lipsiae apud Joh. Wendlerum. 1751. In 8⁰. 2 Alph. 6 Bogen.

Wenn alle Religionen und die verschiedenen Arten derselben ihre symbolischen Bücher hätten, so würden auf einmal unzählige falsche Beschuldigungen von Ungereimtheiten wegfallen, die sie sich unter einander ohn' Unterlaß zu machen pflegen; die Meinungen einzelner Glieder würden den ganzen Gemeinden nicht zur Last gelegt werden, und die Herren Polemici würden seltner mit Schatten fechten. Die Lutherische Kirche hat auf dieser Seite einen besondern Vorzug, und ihre symbolischen Bücher sind mit einer Behutsamkeit abgefaßt, welche tausend Köpfe, wann sie mit ihr nur in der Hauptsache einig sind, unter einen Hut zu bringen sehr geschickt ist.

---

1) Christiani Philalethae Hundert Fragen über D. C. G. Hoffmanns Schrifft von den vermeinten Herrnhutischen Irrthümern in der Lehre von der Heiligen Dreyeinigkeit und von Christo, nebst einem Anhange I. vom Gesetz und Evangelio, II. von der Buße, und III. von der Blut-Theologie. Gottes Wort und Luthers Lehr Vergehet nun und nimmermehr. Amen! Leipzig und Görlitz 1750.

2) Man vergleiche Lessings Aufsatz „Gedanken über die Herrnhuter. 1750." ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 26.)

Man lacht also ganz mit Unrecht über den Eid, welchen ihre Gottesgelehrten auf diese Bücher ablegen müssen. Sie beschwören dadurch eigentlich nichts, als was sie von Jugend auf mit biblischen Ausdrücken in dem kleinen Katechismo gelernt haben, weil in allen übrigen Sätzen durch diesen Schwur weder nähere Ausführungen noch vortheilhafte Erklärungen untersagt werden. Wie nöthig es aber Denen, welche sich der Gottesgelahrtheit widmen, sei, einen besondern Fleiß auf diese Schriften zu wenden, erhellet auch nur aus dem Nachtheil, welcher Denen zuwächst, die die Sprache derselben nicht zu reden wissen, und aus der Gefahr, um ein falsch gebrauchtes Wort verketzert zu werden. Man kann ein Theologe, aber kein Lutherischer Theologe ohne eine genaue Einsicht in dieselben sein, daß also Diejenigen allen Dank verdienen, welche sie allgemeiner zu machen suchen. Viele Jahre hindurch hat es der Herr Doctor und Prof. Primarius Börner auf der hohen Schule in Leipzig auf die rühmlichste Art gethan[1]), wovon gegenwärtiges Werk der sicherste Beweis sein kann. Die Einrichtung desselben ist folgende. In der Einleitung handelt er sowohl von den symbolischen Büchern überhaupt, von ihrer Nothwendigkeit und ihrem Ansehen, als auch von jedem insbesondere und berührt Alles, was zu der Historie derselben gehört. Die Ausführung selbst bestehet aus einundzwanzig Capiteln, deren jedes zwo Abtheilungen hat. In der ersten Abtheilung werden die Stellen aus den symbolischen Büchern, welche die Lehre, die in diesen Capiteln abgehandelt wird, angehen, angeführt und, wo es nöthig ist, gegen die Veränderungen unächter Ausgaben gerettet. In dem andern Abschnitte werden diese Stellen erklärt, bewiesen und die einschlagenden Irrthümer anderer Religionen widerlegt. Dieser Plan und die sonst bekannte Gelehrsamkeit des Herrn Verfassers kann zureichende Gewähr leisten, daß durchgängig alle Gründlichkeit darinne herrscht, deren ein solches Werk fähig ist. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

---

1) Daß Lessing seine Vorlesungen besucht habe, wird, obgleich es sonst nicht weiter bezeugt ist, aus dieser Stelle wahrscheinlich. Im Jahre 1746, als Lessing nach Leipzig kam, las Börner über die Korintherbriefe und privatim Hermeneutik, und hielt ein Examinatorium und Disputatorium über theologia symbolica.

[38. Stück. vom 30. März.]

Leipzig und Greifswalde. Sammlung auserlesener **Abhandlungen ausländischer Gottesgelehrten** zur Unterweisung des Verstandes und Besserung des Herzens; zusammengetragen von Friedr. Eberh. **Rambach,** Past. zum Heil. Geist in Magdeburg. Leipzig und Greifswalde. 1750. In 8°. 1 Alph. 16 Bogen.

Dieses ist der Anfang einer Sammlung von Schriften, deren Beschaffenheit genugsam auf dem Titel ausgedrückt ist. In der Vorrede bestimmt der Herr Pastor Rambach ihren Zweck aber noch näher und sagt, daß es Abhandlungen sein sollen, welche vermögend sind, den mit Vorurtheilen, Unwissenheit und Zweifeln verhinderten menschlichen Verstand zu unterweisen und ihm ein Licht vorzuhalten, nach welchem er sich in schweren Fällen, auch wohl im Stande empfindlicher Anfechtungen richten kann; Abhandlungen, die uns zeigen, wie heilig, gerecht und gut die Forderungen und Vorschriften des Evangelii Jesu Christi sind; Abhandlungen, die gewisse besondre Verheißungen des Evangelii betreffen, die Kraft, das Leben und den göttlichen Nachdruck derselben vor Augen legen; sonderlich aber sollen es solche Abhandlungen sein, die auf den wichtigen Punkt der geistlichen Sittenlehre, nämlich auf den Unterscheid der Natur und Gnade gerichtet sind. Alle diese Eigenschaften wird der Leser an denjenigen Stücken finden, die in diesem ersten Theile befindlich sind. Es sind namentlich folgende: 1) John Flavels, ehemaligen Predigers zu Dortmouth in England, „Betrachtungen über die menschliche Furcht". Das Leben dieses Mannes, welches für eine gewisse Art Leser sehr erbaulich sein wird, macht den größten Theil der Vorrede aus. 2) Tillotsons „Betrachtung über die gerechte Forderung Jesu, Gott mehr zu fürchten als die Menschen" [1]). 3) Wilhelm Saldeni, weiland berühmten Predigers in Delft, „Prüfung menschlicher Urtheile", aus dem Holländischen übersetzt. Es ist ein Glück, daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das Praktische des Christenthums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren; bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen;

1) Tillotsons Werke waren von Lessings Vater übersetzt worden.

bald einem noch einfältigern Religionsspötter durch ihre sogenannte Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion zusammenflicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperret? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht[1]). Ist in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam für 12 Gr. zu haben.

[46. Stück, vom 17. April.]

Frankfurt an der Oder. Kurzer Begriff des **biblisch-chronologischen Systems von 6000 Jahren**, nämlich von Erschaffung der Welt bis ins Jahr Jesu Christi (1860) 1862, als an dem Anfange des tausendjährigen Sabbaths in einem tausendjährigen Reiche, herausgegeben von George Heinrich **Ranz**, evangelisch-reformirten Prediger zu Aken an der Elbe. Nebst einer Vorrede von Paul Ernst Jablonski, öffentlichen ordentlichen Lehrer der Theologie auf der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder. Bei Johann Christian Kleyb. 1750. In 8°.

Der Herr Verfasser dieses kurzen Begriffs hat sich schon durch verschiedene andre Schriften und insonderheit durch seine letzte Schicksale der Kirche Gottes und der Welt bekannt gemacht, und eben diese letztre hat ihm, wie er selbst anzeigt, Anlaß gegeben, an eine seiner Einsicht nach richtigere Zeitrechnung des Alten

---

1) Vgl. die Parabel von den drei Ringen im Nathan:

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlichster Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülfe!

Testaments die Hand zu legen. Er hatte aus der Offenbarung (ein Buch, das den Schlüssel zu vielen Schwierigkeiten der Schrift geben würde, wenn man es nur verstünde), mit der Kirchengeschichte des Neuen Testaments verglichen, geschlossen, daß im Jahr nach Christi Geburt, wie wir zählen, 1862 die Welt volle 6000 Jahr würde gestanden haben, und daß von da an das siebente Jahrtausend und mit demselben der noch bevorstehende Sabbath oder die glückliche Ruhezeit der Kirche Gottes auf Erden, welche viele auch unserer Gottesgelehrten noch hoffen, ihren Anfang nehmen würde. Um ebendieses auch aus dem ganzen Zusammenhange der von Erschaffung der Welt bis auf Christi Geburt verflossnen Zeit bündig darthun zu können, hat der Herr Verfasser die Rechnung derselben, so wie sie vornehmlich aus der h. Schrift und dann auch aus den ältesten Geschichten andrer Völker genommen werden kann, untersucht und sich endlich überzeugt gefunden, daß seine schon vorhin angegebne Rechnung völlig dadurch bestätiget werde. Dieses hat er in diesem kurzen Begriffe vorläufig anzeigen wollen und behält sich die weitre Ausführung der Grundsätze seiner neuen Zeitrechnung in einem größern Werke vor, welches bereits fertig ist und auf Vorschuß gedruckt werden soll. Wenn er Alles darinne leistet, was er hier verspricht, so wird künftig die Chronologie allen Untersuchungen eines Scaligers, Petavius, Marshams, Prideaux, Dodwells, des Viginoles zum Trotz eine ganz andre Gestalt annehmen müssen. Wir wollen hoffen, daß ihm zuverlässige Richter in solchen Sachen eine Stelle bei diesen Männern anweisen und ihn nicht unter die Anzahl der chronologischen Schwärmer, zu einem Ravius, Koch und Kohlreif setzen mögen. Uns wenigstens scheint der Anlaß einer neuen Zeitrechnung, den man in einer Stelle der Offenbarung findet, ein wenig wundersam, ob er gleich nichts mehr voraussetzt als das Verständniß dieses noch bis jetzt unverständlichen Buches. Der Herr Prediger Kanz sucht durch seine neue Zeitrechnung nichts Geringers, als die Freigeister von der Göttlichkeit der h. Schrift zu überzeugen und die Juden zu bekehren. Ein Wunder wäre es, wann es der Chronologie, der ungewissesten und dunkelsten von allen Wissenschaften, aufbehalten wäre, diese zwei wichtigen Veränderungen zu bewerkstelligen. Ist in den Buchhandlungen hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

[87. Stück, vom 22. Juli.]

Königsberg. M. Friedrich Samuel **Bocks**, Predigers bei dem Königl. Preuß. von Schorlemer'schen Regiment Dragoner, **erbauliche Reden** an die Gemeine zu Befestigung der Wahrheit und Beförderung der Gottseligkeit. Verlegt's Joh. Heinr. Hartung. 1751. In 8°. 1 Alph. 7 Bogen.

Ein sehr schlechter geistlicher Redner ist in unsern Tagen beinahe ebenso selten als ein vollkommner. Der philosophische Geist, welcher seit geraumer Zeit auch in die Lehrbücher der Gottesgelehrten eine gewisse Klarheit und Genauigkeit gebracht zu haben scheinet, die bestimmtere und reinere Sprache, die gesundern Begriffe von der wahren Beredtsamkeit, welche alle nach und nach gemeiner werden, können auch den mittelmäßigsten Kopf, wo nicht zu einem Mosheim [1]), doch zu einem Manne machen, den man ohne Verdruß eine Stunde schon anhören kann. Wann er noch über dieses die Klugheit besitzt, diejenigen Stücke der Religion in seinem Vortrage zu übergehen, welche mehr als gemeine Einsichten und eine unzuermüdende Scharfsinnigkeit erfodern, so wird ihn der Pöbel bald für einen großen Geist zu halten anfangen, weil der Pöbel Alle für groß hält, welche ihre Schwächen seinen Augen zu verstecken wissen. Die in dieser Sammlung enthaltnen sechs Reden haben folgende Aufschriften 2c. Der Herr Feldprediger entschuldiget in der Vorrede die Länge seiner Reden, nach welcher sie schwerlich so können sein gehalten worden, als man sie hier lieset. Wir wollten wünschen, daß er sich wie Martial hätte entschuldigen können: Dasjenige ist nicht zu lang, was nicht kürzer sein kann. Dem ohngeachtet glauben wir, daß bei einer Menge Leser diese Reden in der That erbaulich sein werden. Sie kosten in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.

---

1) Der berühmte „Vater der Kirchengeschichte" Joh. Lorenz v. Mosheim (1694—1755) war zugleich auch einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner der evang. Kirche. — (Groß.)



[88. Stück, vom 24. Juli.]

Königsberg. Die gute Sache der in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltnen **göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen** und gerettet von Theodor Christoph **Lilienthal**[1], der h. Schrift Doctor und ordentl. Lehrer auf der Königsbergischen Universität ꝛc. Zweiter Theil, bei Joh. Heinr. Hartung. 1751. In 8°. 1 Alph. 9 Bogen.

Dieser ganze zweite Theil bestrebt sich, die Weissagungen zu retten, welche in dem Alten Testamente von Christo geschehen sind. Die vornehmsten Gegner, mit welchen der Herr Doctor zu thun hat, sind Schmidt[2]), Collins und Parvish. Der Erstere soll in seiner freien Uebersetzung der fünf Bücher Mosis die darinnen vorkommenden Weissagungen verfälscht haben. Der Andre hat in seinen bekannten Schriften alle buchstäblichen Weissagungen geleugnet und zu beweisen geglaubt, daß ihre vermeinte Erfüllung bloß auf einer verblümten Deutung derselben beruhe. Der Letztere hat einem Indianer, den er in seiner Untersuchung der jüdischen und christlichen Religion einführte, Reden in den Mund gelegt, welche die gewöhnlichen Erklärungen der Weissagungen von Christo und seinem Reiche bestreiten. Der Herr Verfasser will überall zeigen, daß die Waffen dieser Feinde der Offenbarung nicht neu sind. Sie entlehnen dieselben, spricht er, theils von den Juden, theils pflügen sie mit Hugonis Grotii[3]) Kalbe. Dieses ist ebenso richtig, als wenn

---

1) Theodor Christoph Lilienthal (geb. 1711 zu Königsberg, gest. 1782 als Prof. der Theologie an der Universität seiner Vaterstadt) gehört zu den namhaftesten christlichen Apologeten des vorigen Jahrhunderts. Sein apologetisches Hauptwerk, dessen zweiten Theil Lessing recensirt, umfaßt 16 Bände. Der 16. Band erschien erst 1782, im Todesjahre des Verfassers. — (Groß.)

2) Joh. Lorenz Schmidt, von circa 1700 bis 1750, Verfasser des Wertheimischen Bibelwerks, welches ihm Verfolgung und Kerkerhaft zuzog. Vgl. unten die Recension über Bengels „Neues Testament" und die Vorrede zu den Wolfenbüttler Fragmenten. — Anthony Collins (geb. 1676) gehört zu den berühmtesten Freidenkern Englands. Seine „Abhandlung über das Freidenken" (A discourse of Free-Thinking) erschien 1713 in London. — (Groß.)

3) Der große niederländische Staatsmann, Philologe und Rechtsgelehrte Hugo Grotius (1583—1645) hat sich auch als (Arminianischer) Theolog und besonders als Apologet einen berühmten Namen erworben. Sein apologetisches Hauptwerk: „De veritate religionis christianae" erschien im Jahre 1627. — (Groß.)

man sagen wollte, die Widerlegungen des Herrn Doctors wären nicht neu, sondern er habe größten Theils mit Calovii[1]) Kalbe gepflügt.[2]) Wir glauben, es sei nichts Widersprechendes, daß Einer ebendas sieht, was ein Andrer gesehen hat, und hier ist überhaupt nicht die Frage, ob die Einwürfe eines Collins neu, sondern ob sie wahr sind. Das Gegentheil von den letztern hat der Herr Doctor Lilienthal auf eine gelehrte Art bewiesen, und es kann gleichviel sein, ob er seine Beweise als der Erste erfunden oder als der Zwölfte wiederholt hat. In der Streitsache über die Weissagungen des Alten Testaments auf Christum ist wenigstens so viel gewiß, daß man besser thut, wenn man die Anzahl derselben verringert, als wenn man sie vermehrt, weil in dem letztern Falle diejenigen, an deren Gewißheit man nicht zweifeln kann, durch die Nachbarschaft mit nicht wenigen andern, deren Falschheit nur allzu klar ist, ein verdächtiges Ansehen bekommen. Dieser zweite Theil kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[92. Stück, vom 3. August.]

Altenburg. **Falschheit der neuen Propheten.** Erstes und zweites Stück. Bei Paul Richtern. 1751. In 8°. 16 Bg.

Dieses ist der glückliche Anfang einer Arbeit, die man mit Vergnügen lesen wird. In dem ersten Stücke handelt der Verfasser anfangs überhaupt von der Thorheit, in die Nacht der Zukunft dringen zu wollen. Er macht sich hierauf an die Muthmaßungen, zu welchen die Whistonischen Lehrsätze[3]) von den Kometen seit einiger Zeit Gelegenheit gegeben haben. Es ist uns leid, daß Heyn und Kindermann in eine Classe gekommen sind. Auf Diese folgen verschiedne neue Ausleger der Offenbarung und einige drohende Verkündiger des jüngsten Tages. Bald waren es die Pluderhosen, bald die bloßen Brüste, bald die Freimäurer, welche sichre Zeichen seiner Annäherung sein sollten. Von diesen schwermüthigen Träumen kömmt der Verfasser auf die Kabbala, auf die Coffeeschale, auf den

---

1) Calov (1612—1686), streitsüchtiger, orthodoxer Lutheraner.

2) Richter 14, 18.

3) William Whiston (1667—1752), Newtons Schüler und Nachfolger in der Professur der Mathematik zu Cambridge, Hauptvertreter des Unitarismus in England, verlor wegen seiner antitrinitarischen Ansichten 1710 seine Professur.

europäischen Staatswahrsager. In dem zweiten Stücke werden die prophetischen Denksprüche von der Folge der römischen Päpste, die man gemeiniglich dem Armaghanischen [1]) Erzbischofe Malachia zueignet, die Prophezeiungen von der Folge der Könige in Spanien, welche der Abt Archimbaud bekannt gemacht hat, und einige andre weitläufig untersucht. Wir wünschen in den folgenden Stücken gleich gründliche Untersuchungen, zum Exempel der Vorherverkündigungen des Nostradamus [2]), des Merlins [3]) und besonders des Grebners, welcher zu seiner Zeit viel Aufsehens in England machte, zu sehen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdqm 6 Gr.

[103. Stück, vom 28. August.]

Hannover. **Dieu mériteroit-il** bien qu'un homme eut pour lui des égards et du respect et qu'il lui en offrit un hommage public? Traduit de l'Allemand par une Westphalienne. A Hannovre aux dépens de Jean Christ. Richter. 1751. In 8°. 12½ Bogen.

Die Urschrift dieses Werks ist bekannt. Sie hat sich mit Recht eine Stelle unter der kleinen Anzahl solcher Bücher erworben, welche ohne prahlende Gelehrsamkeit die Pflichten der Religion den Herzen mehr einzuflößen als dem Verstande aufzudringen suchen. Man hat eine Art des Vortrags dazu gewählt, worinne uns die Alten so viel Meisterstücke geliefert haben, und welchen die Neuern ganz verlassen zu haben schienen: den dialogischen. Alle Schönheiten desselben, die Sprache der Gesellschaft, die Verschiedenheit der Charaktere und Stellungen, die ungezwungnen Zwischenfälle, die angenehme Unordnung, welche ebenso weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist, die Uebergänge,

1) Armagh, die Hauptstadt einer gleichnamigen Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, ist der Sitz eines anglicanischen Erzbischofs, des Primas von Irland, sowie eines katholischen Erzbischofs. — (Groß.)

2) Der berühmte französische Astrolog Nostradamus (eigentlich Michel Notre-Dame, 1503—1566), besonders bekannt durch die dunkel prophetischen Quatrains, deren eines auf die französische Revolution gedeutet wurde. Er war Mediciner.

3) Der Zauberer Merlin ist eine der hervorragendsten Gestalten im altbritischen Sagenkreise. Die demselben zugeschriebenen Prophezeiungen erschienen lateinisch unter dem Titel „Prophetia anglicana Merlini“ in Galfred von Monmouth's Uebersetzung (Frankfurt 1603 u. ö.). — (Groß.)

wovon man das Muster in der Natur der täglichen Unterredungen findet, sind glücklich erreicht worden. Die wesentlichern Schönheiten des Inhalts werden Lesern von Gefühl nicht entgehen. Dem Menschen ist Alles eher angenehm zu machen als seine Pflicht, und die Kunst, das Joch der Religion als ein sanftes Joch vorzustellen [1]), ist zu schwer, als daß sie jeder Gottesgelehrte haben sollte. Daher kömmt es, daß man gegen ein Werk von der Art, wie das gegenwärtige ist, zwanzig findet, worinne man die Theologie als eine Sophisterei treibet, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben hat. Der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in ganzen Alphabeten [2]) abgehandelt. Vortreffliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diesen aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabne Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeigen, ist ein Werk, womit man sich nur ungerne vermengt, weil es den Herrenhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben. Wir erfreuen uns, daß man gleichwohl ein Buch von dieser Gattung allgemeiner zu machen gesucht hat, und zwar in einer Sprache, welche jetzo den Zoten und Gotteslästerungen gewidmet zu sein scheinet. Es hat die Uebersetzung für hundert Streitschriften verdient, welche zu nichts dienen, als den Haß zwischen den verschiednen Secten zu erhalten. Westphalen hat einen guten französischen Dichter, es hätte also ganz leicht auch eine gute französische Uebersetzerin haben können. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[104. Stück, vom 31. August.]

Lettres iroquoises, en II Tomes. à Irocopolis, chez les Vénérables. 1752. In 8⁰. Jeder Theil $10^1/_2$ Bogen.

An einem Wilden aus Canada hat es noch gefehlt, den man seine seltsamen Gedanken über die Sitten der Europäer und über

---

1) Matth. 11, 29—30: „Nehmet auf euch mein Joch; denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“

2) In Werken von 24 Bogen, die früher mit Buchstaben bezeichnet wurden.

ihre Religionen der Welt sagen läßt. Man weiß schon, von welchem Schlage die Briefe sind, die man nach gewissen Nationen taufet.[1]) Unsern Lesern den richtigsten Begriff von den gegenwärtigen zu machen, wird es genug sein, den ersten den besten Brief daraus zu übersetzen.

Fünfter Brief.

Du meldest mir, daß du meinem ehrwürdigen Vater die letzte Pflicht erwiesen. Ich freue mich über seinen glücklichen Tod. Die hiesigen Kinder seufzen und schreien bei dem Sterben ihrer Eltern. Welche Narrheit, liebster Alha, sich zu betrüben, daß man ein Mensch ist, und daß man seinen Lauf beschlossen! Ich weiß nicht, was sie wollen, ob sie ewig zu leben verlangen, oder ob sie wider den großen Geist murren. Alle aus diesen Völkern werden von Furcht und Hoffnung herumgetrieben, ohne zu wissen, was sie fürchten, und was sie hoffen. Hat der große Geist nicht für Alles gesorgt, als er uns auf die Welt setzte? Kann Jemand unter seiner Herrschaft zu beklagen sein? Giebt es Unglückselige? Mein Vater ist todt, und ich sollte mich betrüben, ihn in den Händen des Vaters der Natur zu sehen? Nein, liebster Alha! Du tröstest mich genug, indem du mir berichtest, daß ihn weder die wilden Thiere noch die Feinde gefressen haben! daß mein Weib und meine Kinder, daß du, der Liebste von meinen Freunden, ihm euer Herz zu seinem Grabe geschenkt habt! Ein heiliger Gebrauch, der von unsern Vätern auf uns kam, von dem man hier nichts weiß. Verfinstere dich, Sonne, bei diesem widernatürlichen Anblicke! Die Kinder werfen Diejenigen, welche sie an das Licht gebracht, verächtlich in Gruben, welche die Unempfindlichkeit und Grausamkeit gräbt. Sie überlassen den Würmern Diejenigen, welche der Quell aller ihrer Güter sind. Ach, liebster Alha, nur uns ward es gegeben, unsre Eltern rechtschaffen zu lieben. Ihr edles Blut fließet in unsern Adern und wird unsterblich, weil es sich von Geschlecht zu Geschlecht erhält. Nie haben Iroquoisen die Erde

1) Die Lettres persanes des Montesquieu fanden eine so günstige Aufnahme, daß eine unzählige Menge von Nachahmungen erschienen. Die Verleger pflegten den Schriftstellern zuzurufen: Faites-moi des Lettres persanes! Unter diesen Nachahmungen nennen wir nur die Lettres juives des Marquis d'Argens (vgl. Bd. I, die Erzählung „der Eremit“).

gedüngt. Nie hat das Vieh über ihren Körpern das Gras abgeweidet. Die vorhergehenden Geschlechter werden in unsern Wildnissen nicht wie in diesen Gegenden verabscheuet. Je weiter sich unsre Kinder von uns entfernen, je mehr finden sie sich mit einer Menge edler Vorfahren vermischt. Glaubst du wohl, liebster Alha, daß uns die Europäer aus unsrer kindlichen Liebe ein Verbrechen machen? Ja, mit Erstaunen sag' ich es. So verderbt ist unsre Vernunft. Die unsinnigen Lehren über die schrecklichen Geheimnisse unsrer Gastmahle, wobei Hochachtung und Liebe unsre Hände bewaffnet! Wann sie die geheime und göttliche Kraft wüßten, welche uns daselbst mitgetheilet wird; wann sie wüßten, wie brünstig wir den großen Geist nach diesen heiligen Gastmahlen, wo uns die Tugend eingefleischet wird, liebten; wann sie wüßten, welchen Eifer uns diese geheiligten Speisen für unser Vaterland und für unsre Kinder einflößeten, welche wir als das Heiligthum ansehen, wohin uns der Tod einmal setzen wird, wieder von Neuem zu leben, die Seele ihrer Seelen zu sein und in ihrer zarten Brust den Eindruck von uns und das ewige Andenken unsrer Reden und Thaten zu lassen! Himmel, wie viel besser würden die Europäer sein, wenn sie uns nachahmten! Ich las vor einigen Tagen, liebster Alha, unter Anweisung eines meiner Lehrmeister, daß die meisten großen Männer ihrer unwürdige Kinder gehabt hätten. Woher glaubst du, daß dieses komme? Woher sonst, als weil sie ihre Eltern nicht essen? Die Könige in diesen Landen sollten befehlen, daß alle große Leute von ihren Kindern gegessen würden, damit ebenso vortreffliche Geschlechter, wie unter uns sind, entstünden. Doch wozu dienen diese Betrachtungen, liebster Alha? Sie wandeln den Weg der Finsterniß und Schande. Wodurch sagen sie, daß sie Jesus göttlich mache? Dadurch, daß er sich ihnen zu essen giebt. Jesus hat ihnen also ebendie Lehren gegeben, die uns unsere Ureltern hinterlassen haben. Ich sehe hier nichts als Kinder, die ihre Väter nicht gegessen haben, am Hofe und in allen Ständen. Wann es wahr ist, was mir die Franzosen sagen, so haben sie vortreffliche Männer gehabt. So viel weiß ich, daß ihnen ihre Nachkommen nicht gleichen.

Diese Briefe kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[138. Stück, vom 18. November.]

Hannover. D. Christoph Aug. **Heumanns**[1] **Erklärung des Neuen Testaments.** Dritter Theil, in welchem die erste Hälfte der Geschichte des Herrn, wie sie Johannes beschreibet, betrachtet und erläutert wird. In Verlag Försters Erben. 1751. In 8°. 1 Alph. 16 Bg.

Man kann von diesem dritten Theile nichts sagen, als was schon Unzählige von den ersten beiden gesagt haben: daß nämlich die Arbeit des Herrn D. Heumanns eine der vollständigsten, gründlichsten und lehrreichsten in ihrer Art werden wird. Er ist so weit von der Art gemeiner Exegeten entfernet, daß bekannte Erklärungen, wenn sie nichts als das Alter und die Allgemeinheit vor sich haben, niemals bei ihm von Ansehen sind, und daß ihn der Vorwurf erzwungener Neuerungen niemals abschreckt, mit seinen eigenen Augen zu sehen. Es wäre Schade, wenn er in der Auslegung dieser und jener Stelle einen allgemeinen Beifall erhalten sollte. Den Gottesgelehrten von Profession würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stoff zu Zänkereien, worinne sie ihre Gelehrsamkeit ebenso unwidersprechlich als ihre Hartnäckigkeit zeigen können, benommen werden. Dieser dritte Theil enthält die ersten eilf Hauptstücke des Evangelisten Johannes und kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[142. Stück, vom 27. November.]

Hannover. Georg **Lyttletons**, eines Parlementsmitgliedes in England, Anmerkungen über die **Bekehrung und das Apostelamt Pauli**, zum Beweise der Wahrheit der christlichen Religion in einem Briefe an Hrn. Gilbert West. Aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Christian Hahn, Prediger zu Wildeshausen. Nebst einer Vorrede des Herrn Consistorialraths

---

1) Christoph August Heumann (1681—1763), ein durch Vielseitigkeit und Gründlichkeit ausgezeichneter Theolog, hatte 1748 eine „Uebersetzung des N. Testaments" herausgegeben, welcher er eine „Erklärung des N. Testaments" folgen ließ, die von 1750—1763 zu Hannover in 12 Bänden erschien. — (Groß.) Vgl. Lessing ed. Hempel XVI, S. 197, XVII, S. 63, XVIII, S. 305.

Göttens. In Verlag von Försters Erben. 1751. In 8° auf 10 Bogen.

Eine von den feinsten und gefährlichsten Arten, die christliche Religion zu bestreiten, ist diese, wenn witzige Köpfe die Aufführung derjenigen Männer, die uns in der Schrift als Heilige vorgestellet werden, verdächtig zu machen bemüht sind. Man weiß, von was vor einer Seite Bayle den David [1]) geschildert, man weiß, wie verwegen Morgan den Joseph angegriffen hat. Doch Bayle und Morgan sind widerlegt worden; denn es fanden sich Männer, die ebenso viel Witz hatten als sie und die Wahrscheinlichkeit der Meinung, wovor sie eingenommen waren, ebenso hoch zu treiben wußten, als sie die ihrige getrieben hatten. Die Geschichte des Paulus ist von ebender Beschaffenheit, daß sie viel zweideutige Seiten zu haben scheint. Es ist also, wenn man so reden darf,

1) Gottsched in seiner Uebersetzung des Bayle sagt in einer Anmerkung zu dem Artikel „David" (II, S. 269 f.): „Hier finde ich eine bequeme Stelle, den Lesern dieses Wörterbuches, wegen dieses Artikels David, der für einen der alleranstößigsten in dem ganzen Werke gehalten worden, die nöthige Anzeige zu thun. Es ist wahr, daß dieser Artikel in der ersten Ausgabe des Wörterbuchs sehr ärgerlich gewesen. So wohl die Religion als die Sittenlehre hatten Ursache gehabt, übel zufrieden zu sein; und daher kam es auch größtentheils, daß Herr Bayle darüber vor den Kirchenrath zu Rotterdam zur Verantwortung gefordert worden. Man lese davon nach, was in der Lebensbeschreibung desselben, im I. Bande auf der 84. und folgenden Seiten davon erzählet worden. Nachdem aber Hr. Bayle selbst erkannt, daß er sich in diesem Artikel einer gar zu großen Freiheit bedienet hätte, auch dem Rotterdamischen Kirchenrathe die Verbesserung desselben versprochen hatte: so hat er in der folgenden andern Auflage dieses Werkes wirklich Wort gehalten. Wir liefern also hier den Artikel David, so wie er von seinem eignen Urheber nach reifer Ueberlegung ausgebessert und in der Ausgabe von 1702 an Licht gestellet worden. Dieser Artikel enthält folglich das ärgerliche und anstößige Wesen der allerersten Ausgabe im geringsten nicht; und gottesfürchtige Personen dürfen daher dieses Werk, wenigstens um dieser Ursache halber, nicht als gottlos und schädlich verdammen. Sind aber andere so neugierig, daß sie auch das Böse wissen wollen, was doch Herr Bayle selbst als verwerflich ausgestrichen: so kann man ihnen anders nicht willfahren, als daß man sie auf die erste Ausgabe oder auf die bei einigen neuern französischen Nachdrucken beigelegten Bogen verweist, darinnen unbedachtsame Buchhändler auch die von dem Urheber selbst verworfenen gar zu freien Anmerkungen von dem Könige David wieder aufgewärmet und zum Aergernisse leichtsinniger und unvorsichtiger Leser in der Welt ausgebreitet haben. S. hiervon des Hrn. Delaury Historical Account of the Life and Reign of David, King of Israel — — — in which Mr. Bayle's Criticisms of that Prince are fully considered, welches vor kurzem in England herausgekommen."



ein Glück für die Religion, daß sich ein Lyttleton daran gemacht hat, die Widersprüche darinne zu vergleichen, und von dem, was man dahin und dorthin drehen kann, zu bestimmen, wie man es eigentlich drehen müsse. Er hat sich selbst alle mögliche Einwürfe gemacht, worinne er um so viel glücklicher gewesen, da man von ihm weiß, daß die Freigeisterei auch einmal ihre Zeit bei ihm gehabt hat. Er hat sie aber auch so widerlegt als Einer, der von der Wahrheit um so viel überzeugter sein kann, je deutlicher er vorher alle Zweifel wider sie gedacht hat. Der Herr Uebersetzer dieses Briefes hat sich ganzer 13 Jahr lang in England bei der evangelischen Hofcapelle als Diaconus aufgehalten. Wer sollte also nicht glauben, daß er der englischen Sprache gewachsen sei, und daß er uns eine Uebersetzung geliefert habe, die dem Beifall gemäß ist, den schon seine Uebersetzung der Abhandlung des Wilh. Cleavers „Von der Zeit der Geburt Christi" erhalten hat? Die Vorrede des Hrn. C. R. **Göttens** ist lesenswürdig. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[143. Stück, vom 30. November.]

Frankfurt. Wilhelm **Warburtons**[1]), Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wales Hofpredigers, **göttliche Sendungen Mosis**, aus den Grundsätzen der Deisten bewiesen. Der erste Theil, in die Sprache der Deutschen übersetzt und mit verschiedenen Anmerkungen versehen von Joh. Christian Schmidt, Hochfürstl. Brandenb.-Culmbachischen Consistorialrath, Hochfürstl. Beichtvater und Hofprediger. Bei Johann Gottlob Vierling. 1751. In 8°. 2 Alph.

Herr Warburton ist einer von den jetztlebenden englischen Gottesgelehrten, welche die Sache der Religion am ernstlichsten führen. Er sahe es ein, daß die Beschuldigung, welche die Frei-

---

1) **William Warburton** (1698—1779), Bischof von Gloucester, einer der bedeutendsten Vertheidiger des Christenthums gegen die Angriffe der Deisten. Der englische Titel des hier besprochenen Werkes lautet: The Divine Legation of Moses demonstrated on the Principles of a religious Deist" etc., 1738. Auf dieses Werk geht Schillers Abhandlung „Die Sendung Moses" zurück. Vgl. über Warburtons Werk noch Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" §. 24.

geister dem Moses machen, indem sie ihn aufs höchste für einen listigen Betrieger gelten lassen, den festesten Grund des Christenthums untergraben. Auf was gründet sich das Neue Testament? Auf die Propheten. Und die Propheten? Auf den Moses. War also Moses nicht von Gott gesendet, so waren es auch nicht Die, die sich auf den Moses bezogen. Unser Engländer untersucht diese Materie mit einer Gründlichkeit, die man in dergleichen Schriften seiner Landsleute schon gewohnt ist. Er holt Alles aus den ersten Quellen her, und daher kömmt es, daß wir in diesem ersten Theile von dem Moses eigentlich noch nichts lesen. Er bestehet aus 3 Büchern, welche alle die Nothwendigkeit der Lehre von den zukünftigen Strafen und Belohnungen zur menschlichen Gesellschaft darthun. Das erste beweiset sie aus der Natur der Dinge, das zweite aus dem Bezeigen der alten Gesetzgeber und Stifter des bürgerlichen Regiments, das dritte aus den Meinungen und Bezeigen der alten Gelehrten und Weltweisen. Die Uebersetzung scheinet sehr wohl gerathen zu sein, und man kann nicht anders, als dem zweiten und dritten Theile, welcher im Englischen auch schon das Licht erblicket hat, mit Vergnügen entgegensehen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 4 Gr.

[155. Stück, vom 28. December.]

Rostock. Gründe der Vernunft zur Erläuterung und zum Beweise des Geheimnisses der **heil. Dreieinigkeit**, gesammlet und beurtheilet von Johann Thomas **Haupt**, Königl. Preuß. Kirchen- und Schulen-Inspectore zu Templin. Bei Joh. Andr. Berger und Joh. Bredner. 1752. In 8°. 1 Alph. 4 Bogen.

Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn sie gleich schlecht bewiesen wird, und Derjenige, der schlechte Beweise für sie verwirft, verwirft sie deswegen nicht selbst. So unbillig als es folglich sein würde, wenn man diejenigen verdienten Männer, welche die Beweise von dem Dasein Gottes durch eine prüfende Musterung gehen lassen und die wenigsten für richtig erkennen, für Gottesleugner halten wollte, ebenso unbillig würde es sein, wenn man dem Herrn Inspector Schuld geben wollte, daß er das Geheimniß

der Dreifaltigkeit nicht erkenne und annehme, da er der gelehrten Welt eine Sammlung der vornehmsten Gründe, die von verschiedenen Verfassern zur Erläuterung und zum Beweise desselben sind gebraucht worden, vorlegt und diese Gründe mit seiner Beurtheilung begleitet, diese aber dergestalt ausgefallen ist, daß er 1) alle angeführte Gleichnisse zur Erläuterung der Dreieinigkeit in dem göttlichen Wesen für unzulänglich und unrichtig erklärt, 2) verschiedene wahrscheinliche Beweise von ebendieser Lehre als solche nicht annimmt, 3) endlich aber alle strenge Beweise aus der Vernunft sowohl für die Wahrheit der Personen im göttlichen Wesen überhaupt als auch für die Dreieinigkeit insonderheit verwirft. Diese drei Punkte machen die drei Hauptstücke seines Werks aus, indem er noch in dem erstern einige Anmerkungen über die Geheimnisse der Christen überhaupt vorausschickt. Alle, welche das Gründliche lieben und die Wahrheit von dem Seichten und Ungegründeten gereiniget zu sehen wünschen, werden dieser Arbeit ihren Beifall zuerkennen, und nur Handwerksgelehrte werden murren, wenn sie sehen, daß man Beweise, welche bei ihnen in Ansehen stehen, ob sie schon die Verjährung vor sich haben, weil sie dieses Namens unwürdig sind, aus ihrer Lage gehoben und sie als unbrauchbare Grundsteine in dem Reiche der Wahrheit der Welt bekannt gemacht hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

1752.

[151. Stück, vom 16. December.]

Peter Ahlwardts, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit auf der hohen Schule zu Greifswald, Einleitung in die **dogmatische Gottesgelahrtheit.** Greifswald bei Joh. Jac. Weitbrecht, Universitätsbuchhändler. 1753. In 8°. 1 Alph. 4 Bogen.

Daß der Herr Prof. Ahlwardt kein Gottesgelehrter aus der Menge sei, hat man schon vorlängst aus seinen vortrefflichen Betrachtungen über die Augsburgische Confession erkannt. Gegenwärtige Einleitung in die dogmatische Gottesgelahrtheit wird diesen

Ruhm nicht schmälern. Sie wird ihn vielmehr bei Denjenigen vermehren, welche überall in der Theologie eine strenge Verbindung mit der Weltweisheit lieben. Der Herr Prof. hat sie eigentlich zum Gebrauche seines Privatunterrichts ausgearbeitet; wir müssen aber bekennen, daß ihr fast alle gewöhnliche Eigenschaften von Büchern dieser Art fehlen. Man wird vergebens das Trockne, das Unzulängliche, das einer nähern Erklärung Bedürfende, lauter schöne Tugenden der meisten Schriften, die bei Vorlesungen zum Grunde gelegt werden, darinne suchen. Er hat das ganze Werk in nicht mehr als sechs Hauptstücke und einen Vorbericht abgetheilet. Der Vorbericht handelt von der heiligen Schrift und der geoffenbarten Gottesgelahrtheit überhaupt. Hierinne glauben wir, mit Erlaubniß des Herrn Prof., etwas Anstößiges angemerkt zu haben. Es betrifft nämlich die Eingebung der heiligen Schrift, welche er in dem 7. §. ausdrücklich nur auf den Willen Gottes von der Menschen Seligkeit und auf alle damit verknüpfte Wahrheiten einschränkt. Wo bleiben hier die historischen und chronologischen Wahrheiten, welche überall in der Bibel eingestreuet sind, und die er nimmermehr unter die mit der Seligkeit der Menschen verknüpften Wahrheiten bringen kann? Was hilft es mir z. E. zu meiner Seligkeit, daß Tubal-Kain das Eisenwerk erfunden? Was nützen andere solche Nachrichten dazu, die aber gleichwohl ebenso gewiß von dem heiligen Geiste eingegeben sind als die wichtigsten Grundwahrheiten des Glaubens? Hätte der Herr Verfasser also nicht seine Erklärung etwas weiter ausdehnen sollen? Was er in ebendiesem Vorberichte im 2. §. sagt, daß Gott aus besondrer Weisheit die Bücher des N. Testaments insgesammt in der griechischen Sprache abfassen lassen, möchte vielleicht einer Einschränkung bedürfen. Uns scheint das Gegentheil beinahe erwiesen zu sein, und die größten Gelehrten haben es allezeit für höchst wahrscheinlich angesehen[1]). Das 1. Hauptstück handelt von Gott, sowohl nach seinem Wesen als nach den dreien Personen; das 2. von dem Menschen, wie derselbe

---

1) Auch in dem aus seinem Nachlasse veröffentlichten Aufsatze „Neue Hypothese über die Evangelisten, als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet", an welchem er „seit vielen Jahren" gearbeitet zu haben behauptet, stellt er die Hypothese auf, daß Matthäus zu einem Evangelium ein hebräisches Original vor sich gehabt habe.

von Gott erschaffen und durch die Sünde verdorben ist; das 3. von der Wiederversöhnung der gefallenen Menschen durch die Erlösung des Mittlers; das 4. von der Ordnung und den Gnadenwirkungen des h. Geistes, in welcher und durch welche wir der Erlösung Jesu zur Seligkeit theilhaftig werden können und sollen; das 5. von den Mitteln, wodurch uns die Erlösung Christi angeboten wird und wir der anwendenden Gnade theilhaftig werden sollen und können; das 6. endlich von den letzten Dingen wie auch von der ewigen Seligkeit und Verdammniß. Aus diesen Ueberschriften wird man leicht erkennen, daß der Hr. Prof. Alles in der besten Ordnung müsse abgehandelt haben. Kostet in den Vossischen Buchläden 10 Gr.

1753.

[7. Stück, vom 16. Januar.]

P. J. Hollanders Bibliothek für unstudirte wahre Religionsliebhaber, oder auserlesene Schriften und Auszüge aus den alten sowohl als neuern Zeiten zur genugsamen Bestätigung der Wahrheiten des Seelenheils wider die Ungläubigen, Juden und Schwärmer. I. II. und III. Theil. Frankfurt am Main 1752. Zu finden in der Düren'schen Buchhandlung. In 8°.

Wenn es wahr ist, daß in den neuern Zeiten die fürchterlichsten Bestreiter unserer Religion aufgestanden sind, so ist es auch nicht minder wahr, daß zu ebenden Zeiten diese bestrittene Religion die mächtigsten Vertheidiger gefunden hat. Allein das würde offenbar falsch sein, wenn man behaupten wollte, daß die Schriften sowohl der Einen als der Andern auch gleiche Wirkungen gehabt hätten. Die erstern besitzen meisten Theils die unselige Geschicklichkeit, dem Falschen alle Reize der Wahrheit zu geben, die schwächsten Gründe durch witzige Einfälle aufzustützen und sich so auszudrücken, daß man sie ohne Kopfbrechen verstehen kann. Die andern haben meisten Theils ein allzu gelehrtes Ansehen, und das ist pedantisch; sie bleiben immer ernsthaft, und das ist unerträglich; sie setzen Schlüsse auf Schlüsse, und wer wird gerne seine

Gedanken anstrengen? Daher kömmt es, daß diese nur Diejenigen zu Lesern bekommen, die sich unterrichten wollen, jene aber alle die, welche zum Zeitvertreibe lesen; so daß allezeit das kritische Wörterbuch[1]) hundert Leser, und die Theodicee[2]) einen hat. Der Herr Hollander hat es versucht, diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er die berühmtesten Schriften für die Religion den Unstudirten, welche die Weitläufigkeit und dehnende Gründlichkeit oder die fremde Sprache derselben abschreckt, durch deutliche Uebersetzungen oder faßliche Auszüge in die Hände liefre. So rühmlich sein Vorhaben war, so wohl hat er es auch ausgeführet; welches aus nichts deutlicher erhellen wird, als wenn wir die Stücke nennen, die in diesen drei ersten Theilen enthalten sind 2c. Aus diesen Titeln wird man unschwer ermessen können, daß dieses Werk, wann die übrigen Theile diesen gleich werden, Unstudirten, welche eine nach ihren Umständen gründliche Erkenntniß von der Religion erlangen wollen, nicht genug wird können angepriesen werden. Kostet in den Vossischen Buchläden 2 Thlr.

[39. Stück, vom 31. März.]

Neue Untersuchung des Satzes, ob die **Gottesleugnung** und die verkehrten Sitten aus dem **System der Fatalität** herkommen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Johann Daniel Titius, A. M. Leipzig bei Joh. Chr. Langenheim. In 8°. auf 9 Bogen.

Das Original dieser Schrift, welche in Form eines Briefes abgefaßt ist, befindet sich in dem neuen französischen Magazine, welches zu London herauskömmt. Ihr Verfasser, der sich Thourneyser unterschrieben, hat in der That neue Gedanken darinne vorgetragen und eine nicht geringe Stärke in der Weltweisheit und Größenlehre gezeigt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man bei dem Namen eines Fatalisten sich einen Menschen vorstellet, dessen Grundsätze

---

1) Von Pierre Bayle, welches auch an Lessing einen eifrigen Leser fand. Vgl. die Anmerkung zu der Recension von Lyttletons Werke.

2) Von Leibnitz, welche durch die Bayle'schen Schriften hervorgerufen wurde.

alle Sitten und Religion über den Haufen werfen, und es scheint, als ob man die Freiheit nur deswegen als eine ausgemachte Wahrheit annehme, weil man glaubt, daß nur sie das, was unter den Menschen das Heiligste ist, aufrecht erhalte. Die Feinde der Religion haben daher ihren heftigsten Sturm meisten Theils auf die Lehre von der Freiheit gerichtet und haben sich die Dunkelheit und Schwierigkeit dieser Materie so zu Nutze gemacht, daß ihre Gründe bei einem flüchtigen Nachdenken leider die stärksten zu sein scheinen. Wir sagen: bei einem flüchtigen Nachdenken, weil sie allerdings noch zu heben sind, obgleich auf eine Art, die mehr Aufmerksamkeit erfordert, als die meisten Menschen bei einem solchen Gegenstande anwenden wollen. Wäre es also nicht eine vortreffliche Sache, wenn man den Gottesleugnern ihre einzige Ausflucht beschneiden und zeigen könnte, daß ein unvermeidliches Schicksal im weiten Verstande die Sittenlehre und Religion in sich fasse? Dieses wenigstens hat Herr Thourneyser zu thun gewagt, und man muß gestehen, daß er auf eine sehr gründliche Art zu Werke gehet. Nachdem er seine Zweifel wider die Freiheit vorgetragen und die Gründe für dieselben zu entkräften gesucht, so nimmt er alle Handlungen der Menschen als nothwendig an; denn nur auf diese schränkt er seine Fatalität ein, ohne den Dingen in der Welt ihre Zufälligkeit abzusprechen. In diesem Zustande betrachtet er sich als einen Freund der Religion und Sittenlehre und spricht: Kann ich darthun, daß dasjenige, welches das Wesen Gottes am meisten erweiset, mit der Freiheit nichts gemein hat; kann ich ferner darthun, daß in dem System der Nothwendigkeit das Dasein des Bösen sich keinesweges auf die moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens erstreckt: so glaube ich, meinem Satze genug gethan zu haben. Hierauf behauptet er das Dasein Gottes aus der Zufälligkeit der Welt und zeigt aus den Kräften der Welt und den Eigenschaften Gottes, die er auf eine ganz neue Art betrachtet, daß Gott an dem Uebel in der Welt keinen Antheil haben könne. Dieses System nennt der Verfasser das System der Fatalität; allein der Herr Uebersetzer zeigt ihm in seinen Anmerkungen, daß diese seine Fatalität nichts als eine bedingte Nothwendigkeit sei. Man wird bei Lesung dieser Schrift sowohl des Einen als des Andern Scharfsinnigkeit loben, obschon vielleicht ohne sich weder für Diesen noch

für Jenen zu erklären. Die Uebersetzung ist zwei berühmten Männern, dem Hrn. D. Jöcher und Hrn. Prof. Kästner[1]) zugeeignet worden. Kostet in den Vossischen Buchläden 3 Gr.

[40. Stück, vom 3. April.]

Wittenberg. Von hier aus verdienen zwei Streitschriften bekannt gemacht zu werden, welche der Hr. M. Immanuel Friedrich Schwarz[2]) in den beiden letzten Monaten zu Katheder gebracht hat. Er hat sie

Exercitationes historico-criticas in utrumque Samaritanorum Pentateuchum

überschrieben, wovon die ersten zwei als eine Einleitung anzusehen sind und De Samaria et Samaritanis handeln. Er untersucht den Ursprung des Namens Samaria und leitet ihn aus dem äthiopischen Stammworte „Samara", „er ist fruchtbar gewesen", her; er vergleicht diese Ableitung mit den Nachrichten, welche alte und neue Reisebeschreiber von der Fruchtbarkeit dieser Gegend geben; er widerlegt die falschen Ableitungen, worunter diejenige ohne Zweifel die abgeschmackteste ist, daß das Denkmal, welches Mars seinem Sohne, dem Askalaphus, in Palästina aufgerichtet, Gelegenheit dazu gegeben habe; er betrachtet die verschiednen andern Namen, welche Samaria gehabt, und besonders den Namen Sebaste, und warnet vor den Vermengungen mit andern, fast gleichlautenden Benennungen. Hierauf geht er die verschiedenen Völker durch, welche als Colonisten in dieses Land gekommen, und findet deren drei, Assyrer, Phönizier und endlich Römer, ohne Zweifel, welche Severus dahin geschickt; er kömmt ferner auf die Ursache des tödtlichen Hasses, welcher zwischen den Samaritanern und Juden

1) Beide Lessings Lehrer in Leipzig; mit Kästner war Lessing auch persönlich befreundet. Vgl. unsere Einleitung zu dem „jungen Gelehrten" und über Jöcher den 25. der „Briefe" in diesem Bande.

2) Ein jüngerer Schulkamerad Lessings, welcher 1751 Custos an der Universitätsbibliothek geworden war. Lessing hatte sich während seines Wittenberger Aufenthaltes aufs neue mit ihm befreundet und erwähnt ihn mit Anerkennung in der „Rettung des Cardanus" (Bd. V). Die beiden Abhandlungen mochte er Lessingen nach Berlin zugeschickt haben; Danzel nahm Lessings Anzeige zuerst in die Nachträge zu Lachmanns Ausgabe auf.

gewesen und noch jetzt ist, und erzählt endlich die verschiedenen Vorwürfe, welche diese jenen gemacht, worunter er viele als offenbare Verleumdungen entdeckt. Alles dieses ist oft auf eine sehr neue Art mit einer Belesenheit ausgearbeitet, welche von des Hrn. Verfassers orientalischer Gelehrsamkeit zeigt, ohne daß man ihm vorwerfen kann, daß er sie mit Fleiß habe zeigen wollen. Auch die Schreibart ist schöner, als sie sonst in dergleichen philologischen Abhandlungen zu sein pflegt.

[93. Stück, vom 4. August.]

Schreiben eines Juden an einen Philosophen, nebst der Antwort. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1753. In 8°. 2 Bogen.

Diese Blätter sind zum Behufe eines unterdrückten Theils des menschlichen Geschlechts aufgesetzt und machen sowohl der scharfsinnigen Einsicht des Verfassers als der guten Sache Ehre. In dem Schreiben des Juden wird mit Gründen dargethan, daß es der Gerechtigkeit und dem Vortheile eines Regenten gemäß sei, das Elend der jüdischen Nation aufzuheben. In der Antwort des Philosophen, in dessen Augen Die, welche an den gekommenen Messias, und Die, welche an den noch zu kommenden glauben, wenig oder nichts unterschieden sind, wird außer verschiednen den Inhalt des Schreibens betreffenden Anmerkungen angeführt, daß bereits seit geraumer Zeit in Holland und England den Juden gleich den Christen ohne Einschränkung erlaubt sei, Häuser und Aecker zu kaufen und alle Arten von Künsten und Professionen zu treiben; daß diese ihnen ertheilte Freiheiten beiden Staaten nicht nur keinen Schaden verursachen, sondern vielmehr dem Anwachse ihres Reichthums und ihrer Macht ausnehmend beförderlich sind. Statt eines weitläuftigern Auszuges wollen wir zur Probe der Denkungsart und des Ausdrucks den Schluß des Schreibens von dem Juden einrücken: „Vertreten Sie nur die Stelle eines Le Fort[1]); vielleicht findet sich auch ein Peter der Große. Vielleicht schenkt ein Zusammenhang von ebenso glück-

---

1) Der Genfer J. Fr. Le Fort (1656—1699) hat sich als Günstling des jugendlichen Czaren Peter des Großen um die Verpflanzung westeuropäischer Cultur nach Rußland große Verdienste erworben. — (Groß.)

lichen Umständen einen Fürsten, der die größte Stärke des Geistes mit der höchsten Gewalt vereiniget, der eine Nation, die ebenso edel als alle andern, jetzo aber durch Armuth, Unwissenheit, Verachtung und eine Art von Sclaverei unterdrückt ist, davon befreiet. Sollte solches geschehen, so bin ich versichert, daß ihre Ehrfurcht gegen diesen Fürsten die gehoffte Ankunft eines Messias in seiner Person erfüllt zu sein glauben, daß ihre Emsigkeit reiche und unaufhörliche Opfer zu seinen Füßen legen, und daß ihre Dankbarkeit ihm in dem Andenken der Nachkommen und in der jüdischen Historie ein ewiges Denkmal stiften werde." Die Wahrheit und Vernunft befreien den Verfasser von der Anklage der allerheftigsten Vorurtheile. Nunmehr aber rechtfertiget ihn noch überdem die englische Nation, indem ebendasselbe zum größten Erstaunen von Europa den 1ten Junius des jetzt laufenden Jahres in England verordnet worden, was der Verfasser in seinem Schreiben vom 24sten März statt eines Entwurfs angeführet hat. Die Acte davon ist in einem Anhange beigefügt. Kostet in den Vossischen Buchläden 2 Gr.

[98. Stück, vom 16. August.]

Hadrian **Baillet**, historische und kritische Abhandlung von den Geschichten der **Märtyrer und Heiligen** und deren Sammlungen; ihres gelehrten und brauchbaren Inhalts wegen aus der französischen Sprache übersetzt. Leipzig und Rostock, verlegt von Joh. Chr. Koppe. 1753. In 4°. 19 Bogen.

So wahr es ist, daß die Blutzeugen der ersten Kirche unter gewissen Umständen ein nicht zu verwerfender Beweis für die christliche Religion sein können, so wahr ist es auch, daß unzählige derselben dieses Namens unwürdig und ihre Geschichten so voller Aberglaubens und abgeschmackter Wunder sind, daß sie bei Verständigen nicht nur Ekel, sondern auch Verdacht gegen die wenigen glaubwürdigen Erzählungen erwecken. Die Sammlungen derselben sind in sehr großer Menge, wovon man die vornehmsten theils in der „Griechischen Bibliothek" des Fabricius, theils in Desselben „Lichte des heilsamen Evangeliums" angeführt findet. Die gegenwärtige Abhandlung des Baillet, eines Mannes, der in der gelehrten

Geschichte eine außerordentliche Stärke besaß, welches in der That bei einem Franzosen etwas sehr Seltenes zu sein pflegt, ist weit vollständiger und von ihm eigentlich als eine Einleitung zu seinen Lebensbeschreibungen der Heiligen aufgesetzt worden. Man findet in derselben eine Menge gelehrter und seltner Nachrichten, eine Beurtheilung, die sich vielfältig über den Eifer und Aberglauben seiner Religionspartei erhebt, und zugleich eine angenehme Ordnung, die man in dieser Uebersetzung dem Leser noch leichter zu machen gesucht hat. In der Vorrede des Uebersetzers, welches der Hr. Pastor Rambach ist, werden auf eine lesenswürdige Art die Kennzeichen eines wahren Märtyrers bestimmt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[130. Stück, vom 30. October.]

Wilhelm **Whistons**, berühmten Engelländers, gründlicher Beweis, daß die in der **Offenbarung** befindliche Geschichte von der Schöpfung der Welt und die allda geschehene Verkündigung von dem Untergange der Welt mit der gesunden Vernunft keinesweges streite. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Kupfern. Wittenberg bei Joh. Joach. Ahlfeldt. In 4°. 3 Alph.

Die Uebersetzung der bekannten „Theoria Telluris" des Hrn. Whistons trat schon vor vielen Jahren ans Licht. Die Umstände des Verlegers, unter welchen oft die besten Bücher leiden müssen, machten, daß sie weniger bekannt ward, als es ihr innrer Werth verdiente. Seit der Zeit ist sie im Dunkeln geblieben, so daß die Liebhaber nicht eigentlich wußten, wo sie zu finden sei. Und vielleicht würde sie noch länger sein vermißt worden, wenn sie ihrem jetzigen Besitzer nicht in die Hände gefallen wäre, welcher des Anstandes wegen einen neuen Titel darum hat drucken lassen. Hier ist sie nun also wieder, ohne seit so langer Zeit das Recht auf eine gute Aufnahme verloren zu haben. Der Inhalt des Werkes selbst ist bekannt, und sollte er es auch nur durch die Heinischen [1]) Schriften vor einigen Jahren unter uns geworden sein. Die neure Welt-

1) Vgl. oben die Recension der Uebersetzung von Whistons „göttlicher Sendung Moses".

weisheit des Newtons, besonders die neuen Entdeckungen dieses unsterblichen Meßkünstlers in dem physischen Theile der Astronomie, schlossen dem Verfasser einen neuen Weg auf, den Spöttereien der Ungläubigen über einige der wichtigsten Punkte der Schrift, über die Schöpfung, über die Sündfluth und über den bevorstehenden Untergang der Welt, mit ungewohnten Waffen entgegenzugehen. Und hieraus entstand dieses Werk, welches auch noch alsdenn, wann man der Weltweisheit längst wieder eine neue Form wird gegeben haben, ein Monument der menschlichen Scharfsinnigkeit sein wird. Denn ebensowohl als wir noch jetzt dem Witze einiger neuen Peripatetiker und Cartesianer, welche durch glückliche Drehungen die Mosaische Schöpfung zu der ihrigen, einzigen, wahren machen konnten, Recht widerfahren lassen, ebensowohl wird man einem Whiston nach Jahrhunderten, wenn Newton selbst das sein wird, was jetzt Aristoteles ist, Recht widerfahren zu lassen die belohnende Billigkeit haben. Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Rthlr.

[145. Stück, vom 4. December.]

Joannis **Wiclefi**[1]) **Dialogorum** libri quatuor etc., aucti catalogo praecipuorum de Wiclefo scriptorum, quem vita ex optimis fontibus, germanico idiomate depicta sequitur. Francof. et Lips., impensis Vierlingii. 1753. In 4⁰. 1 Alph. 18 Bogen.

Es ist der Herr Ludwig Philipp Wirth, Subdiaconus und Schloßprediger zu Culmbach, welchem wir diesen neuen Abdruck eines der rarsten Werke zu danken haben. Er hat sich alle Diejenigen dadurch verbindlich gemacht, welche sich von den Lehrsätzen dieses Vorläufers einer allgemeinen Reformation aus seinen eignen Werken überzeugen wollen. Die Lebensbeschreibung, welche er in deutscher Sprache beigefügt hat, beträgt 10 Bogen und theilt sich in einen Vorbericht und vier Hauptstücke. Jener erzählt die Schriftsteller, worinne man vom Wiclef Nachrichten findet; diese handeln von der weisen Einrichtung Gottes in dem Leben dieses Zeugen der Wahrheit, von der Uebereinstimmung seiner Lehre

1) Zu Lessings Studium über Wiclef vgl. ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 17.

mit unsrer evangelischen Orthodoxie, von den Schicksalen, welche ihn wegen der gesuchten Verbesserung der Kirche betroffen, und endlich von seinen Schriften. In dem ersten und dritten Hauptstücke führet Hr. Wirth den Wiclef redend ein, als ob er die Neugierde der Leser erfahren habe und ihr selbst ein Gnüge thun wolle; ein Zug, auf welchen ihn ohne Zweifel die vortrefflichen „Todtengespräche" des berühmten Faßmanns[1]) gebracht haben, den er gleichfalls unter den Schriftstellern, die vom Wiclef Nachricht geben, anführt. Er sagt von ihm, daß er oft Nachrichten gebe, die man nirgends weiter leicht finden werde; er hätte aber sicher sagen können: die man ganz und gar nicht finden wird. Es war ein sehr fruchtbarer Kopf, der Herr Faßmann! In dem dritten Hauptstücke theilt Herr Wirth das theologische System des Wiclefs mit und führet mehr als 300 Sätze an, welche alle rechtgläubig sind. Er ist auf einige Glieder der Lutherischen Kirche und auf ihre Apologie selbst nicht wohl zu sprechen, welche diesem Engländer Irrthümer Schuld gegeben haben. Allein wir müssen ihm auch sagen, daß er sich umsonst windet, seinen Held von dem Donatistischen Irrthume, die Wirksamkeit der Handlungen eines gottlosen Seelensorgers betreffend, loszusprechen; denn seine Entschuldigung beweiset mehr, als sie soll. Uebrigens verspricht er Beiträge zu dieser Lebensbeschreibung, und wann er sein Versprechen zu halten gesonnen ist, so wollten wir ihm wohl rathen, seine Kräfte zu versuchen, ob er den Wiclef auch wegen seines Begriffs von dem Möglichen, aus welchem durchaus eine Mahometanische Nothwendigkeit fließen muß, entschuldigen könne. Er thut sehr wohl, daß er davon nichts erwähnet; die Orthodoxie des Wiclefs möchte auf einmal über den Haufen fallen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

1) Ueber Faßmann vgl. Bd. I unter den „Fragmenten" die „Anmerkungen zu dem Gedicht eines Andern".

1754.

[6. Stück, vom 12. Januar.]

Das Neue Testament zum Wachsthume in der Gnade und der Erkenntniß des Herrn Jesu Christi, nach dem revidirten Grundtexte übersetzt und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht **Bengel**.[1]) Stuttgart bei **Metzler**. 1753. In 8°. 2 Alph. 18 Bogen.

Die Verdienste, welche man dem Herrn D. Bengel sowohl um den griechischen Grundtext der Bücher des Neuen Bundes als um die Vulgata unmöglich absprechen kann, müssen für diese seine neue Arbeit sogleich das beste Vorurtheil erwecken. So sehr man sonst, vielleicht aus einem übertriebnen Eifer für die Ehre des sel. Luthers, wider alle neue Uebersetzungen der Schrift war, so sehr scheint jetzt dieser Eifer abzunehmen, jetzt, da es unter unsern Gottesgelehrten fast zu einer Modebeschäftigung werden will, eine über die andere zu liefern. Unterdessen wollen wir keiner ihren Nutzen absprechen, viel weniger aber der Benglischen, welche die Genauigkeit und die beigefügten kurzen Anmerkungen schätzbar machen. Diese haben besonders die Absicht, die Aehnlichkeit mit dem Originale zu ergänzen und die Uebersetzung vornehmlich an denjenigen Stellen zu rechtfertigen, wo sie vielleicht am meisten befremden könnte. In der Vorrede führt der Herr Verfasser neun Regeln an, die er besonders bei dem Uebersetzen selbst beobachtet hat, und welche genugsam zeigen, mit was für Vorsicht und Sorgfalt er damit zu Werke gegangen sei. Er scheuet sich übrigens nicht, im Vorbeigehen zu bekennen, daß Diejenigen, welche das Alte Testament vor die Hand nehmen, sehr dünne gesäet und also desto höher zu schätzen wären. Dieses Geständniß wird bei jedem Rechtschaffnen den Wunsch erwecken, einem so nachtheiligen Mangel je eher je lieber abgeholfen zu sehen. Sollte man aber vielleicht nicht glauben, daß das traurige Schicksal des Wertheimischen Uebersetzers[2]), welches die Nachwelt noch zeitig genug für allzu hart

1) Joh. Albrecht Bengel (1687—1751), der berühmte würtembergische Theolog, hat sich um die Kritik und Erklärung des N. Testamentes die höchsten Verdienste erworben. — (Groß.)

2) Vgl. oben die Recension von Lilienthals „göttlicher Offenbarung“.

erkennen wird, manchen fähigen Kopf schon abgeschreckt habe und noch so lange abschrecken werde, als man gebilligte Vorurtheile für Wahrheit halten wird? Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Thlr. 12 Gr.

[19. Stück, vom 12. Februar.]

Ueber die **falschen Begriffe von der Gottheit.** Berlin 1754. In 4°. auf einem Bogen.

Dieses ist der Titel eines kurzen Lehrgedichts, welches über Diejenigen eifert, die sich Gott als einen Tyrannen vorstellen, der nur an Rach' und Qual seine Freude habe; die es vergessen, daß er lauter Huld ist, und sich also selbst den besten Trost, von einem Gott regiert zu werden, rauben. Der Dichter sagt hiervon sehr viel Schönes und hat die Vorsicht gebraucht, einigen in den Versen unbestimmtern Ausdrücken in kleinen Anmerkungen den wahren Verstand zu geben. Sein Anfang ist dieser:

„In Gott ist lauter Huld! So froh schließt von der Welt
Der Weise, der sich Gott im Weltbau vorgestellt.
Die Wahrheit läßt er sich nicht von dem Aberglauben,
Von keiner Leidenschaft, auch nicht vom Priester rauben.
Er glaubt, was er erforscht, und er erforscht entzückt
Das, was sein Herz gefühlt: wie Gott die Welt beglückt.
Er geht mit Lust den Pfad, der ihn zum Denken führet,
Der ihm den Schöpfer zeigt, und zeigt, wie er regieret" 2c.

So richtig nun dieses und auch das Uebrige ist, wenn es gehörig verstanden wird, so wenig wollen wir dem Verfasser zutrauen, daß er ganz und gar keine Begriffe von Strafe und Gerechtigkeit bei Gott wolle stattfinden lassen. Sonst würde es leicht sein, ihm in seinem eignen Tone mit Zurückgebung alle seiner Reimen zu antworten:

„Ja, Freund, Gott ist die Huld! Aus Huld dacht' er die Welt,
Und der Gedank' stand da, den noch die Huld erhält.
Lieb ihn, des Guten Quell! Doch laß zu süßen Glauben
Dir nicht von seiner Huld das wahre Wesen rauben!
Ein Gott, der nichts als liebt, ein solcher Gott entzückt;
Nur lerne, daß sich auch zur Liebe Strafe schickt,
Daß blöde Nachsicht bloß kein Reich zum Wohl regieret,
Und daß den Ewigen so Recht als Gnade zieret!" 2c.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

[26. Stück, vom 28. Februar.]

Neu aufgeschlossenes Cabinet Gottes, worin absonderlich die wahre Absicht und Beschaffenheit dieser und jener großen, wie auch der kleinen Welt, aus Gottes heiligem Worte und besonders erklärter Offenbarung Johannis unparteiisch vorgestellt und dem ungläubigen, irrigen, verkehrten Wesen und gottlosem Leben dieser letzten Zeit entgegengesetzt wird von einem gerecht- und christlichen Haushalter der Wahrheit. Frankf. und Leipzig 1754. In 8°. 2 Alph. 16 Bogen.

Der Verfasser dieses Werks versichert, daß ihn keine Langeweile, kein Fürwitz, keine Seuche zu schreiben, keine blähende Phantasie, kein fanatisches Jucken, keine Gernmeisterei, keine Ruhmbegierde, keine Sectenlust zum Autor gemacht habe, sondern daß er einzig und allein aus Eifer für die Wahrheit schreibe, um seinem Nächsten mit demjenigen zu dienen, was ihn Gott in dem Laufe seiner Betrachtungen habe einsehen lassen. Er weiß es sehr zuverläßlich, daß die Welt bei Gott gleichsam das Letzte im Rauffen hat (ein Ausdruck, den wir nicht verstehen)[1]), und daß allem schriftmäßigen Vermuthen nach der große Sabbath und die ewig-tausendjährige Ruhe nahe sei. Er erbarmet sich also aller in den Irrgärten der falschen Weisheit Herumirrender und schließt das göttliche Cabinet auf, woraus er ihnen die Erkenntniß der wahren göttlichen Absicht und Beschaffenheit mit dieser und jener Welt mildiglich mittheilt. Man wird es nunmehr bald merken, daß dieser neue Prometheus ein ehrlicher Chiliaste ist, der in das Innere der Gottesgelahrtheit ebenso verrätherische Blicke thut als der Kannegießer des Herrn Barons von Holberg[2]) in das Innere der Staatskunst. Sein Buch besteht aus 12 Capiteln, welche von der Existenz Gottes, vom Ebenbilde, von der Kirche, von dem Prüfungsstande der Welt, von der Gnadenwahl, von dem jüngsten

---

1) Doch jedenfalls so viel als „in der Raufe", das Bild also von den Pferden entlehnt, die bald mit ihrem Futter zu Ende sind.

2) Dieses Stück des bekannten dänischen Lustspieldichters (vgl. unsere Einleitung zum 1. Bande in Betreff der Lessing'schen Jugenddramen) wurde zuletzt unter dem Titel „Der politische Zinngießer" auf die deutsche Bühne gebracht. Der Ausdruck „kannegießern" ist daraus entlehnt.



Gerichte, von der neuen Erde und von noch viel andern Dingen handeln, von welchen eine erhitzte Einbildungskraft sehr viel Neues, aber auch sehr viel Abgeschmacktes sagen kann. Das Titelkupfer stellt einen christmuthmaßlichen Prospect des neuen Himmels vor, welcher wenigstens sehr andächtig gezeichnet ist. So viel wir uns erinnern, ist dieses Buch schon im Jahre 1750 zum ersten Male gedruckt worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[53. Stück, vom 2. Mai.]

Königsberg. Am dritten des vorigen Monats brachte der Hr. M. **Paul Christian Weiß** eine Streitschrift zu Katheder, in welcher er den **Abraham** als einen Logicum, nach Anleitung der Stelle Hebr. 9, 19, aufführte. Der Patriarch wird daselbst *λογισαμενος* genennt, und diesem Wörtchen haben wir die gelehrte Arbeit des Hrn. Magisters, welche auf 2½ Bogen gedruckt ist, zu danken. Er untersucht gleich anfangs, was *λογος* und *λογιζομαι* heiße, und entdeckt, daß jenes die Vernunft und dieses vernünftig schließen bedeute. Er zeigt ferner, was die Vernunft sei, und erhärtet, daß sie eine herrliche Gabe Gottes ist, die uns zu Vielerlei nützlich und nöthig sein könne. Er kömmt alsdenn auf die Vernunftlehre und theilt sie in die natürliche und künstliche ein. Von der künstlichen gesteht er, daß Abraham nicht viel möge gewußt haben, desto stärker aber müsse er in der natürlichen gewesen sein; denn diese habe ihn einsehen gelehrt, daß, wenn ein Gott sei, dieser Gott auch Todte auferwecken könne. Man wende nicht ein, daß Hr. Weiß also in dem Worte *λογισαμενος* nichts weiter finde, als was Luther darinne gefunden hat, welcher es durch Abraham dachte giebt; er findet noch dieses darinne, daß er vernünftig gedacht habe, und daß das bekannte Sprichwort bei ihm nicht eingetroffen sei. Eines wundert uns, daß Hr. M. Weiß seiner Dissertation, die sich mit „Tantum abest“ anfängt, keine carmina gratulatoria hat beifügen lassen. Wir nehmen uns die Freiheit, diesen Mangel mit folgenden zu ersetzen:

„O Neid, dies Werk wirst du verschonen müssen!
Mit „Tantum abest“ fängt es an.
Nur Eines fehlet noch daran:
Mit „parum adest“ sollt' es schließen!“

Ein anders.

„Die Logik Abrahams? Wer hätte das gedacht?
Vielleicht daß Weiß sich bald an Sarens Physik macht!“

[83. Stück, vom 11. Juli.]

Leipzig. Im Lanckischen Verlage allhier wird verkauft: Joh. Gottfr. Ohnes. **Richters Ichthyotheologie**, oder vernunft- und schriftmäßiger Versuch, die Menschen aus Betrachtung der Fische zur Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe ihres Schöpfers zu führen. Mit Kupfern, in groß Octav. 2 Alph. 14 Bogen.[1])

Wir sehen nunmehro mit Vergnügen, daß sich ein Mann, der lange Zeit Gelegenheit gehabt, zu Rampitz an der Oder die Fische zu betrachten, einem solchen mühsamen Geschäfte mit so vielem Fleiße unterzogen hat. Es scheinet, als wenn die Wassergeschöpfe, insgesammt genommen, unter allen unvernünftigen Thieren auf dem Erdboden fast am geschicktesten dazu sind, die überschwänglich großen Eigenschaften Gottes an den Tag zu legen. Der Hr. Pastor Richter hat es auch zur Gnüge gewiesen. Er betrachtet anfänglich den Ursprung, Namen, das Wesen nebst den Arten und Eigenschaften der Fische; hernach ihren mannichfaltigen Gebrauch und Nutzen; ferner die göttlichen Absichten bei den Fischen, besonders dasjenige, dessen von ihnen in der Bibel gedacht wird. Alsdenn kömmt er auf die fabelhaften, fremden und wunderbaren Fische, wie Gott aus ihnen zu erkennen, und wie die Pflichten der Menschen daraus herzuleiten sind. Der zweite Theil enthält eine ausführliche Beschreibung von zwölf Oderfischen, die er sowohl prosaisch als poetisch entworfen hat. Weil ihm der Raum mangelte, so hat er noch zwölf andere Fische nur sehr kurz beschreiben müssen. Was das Werk noch besonders schätzbar machet, ist das S. 650—694 vorkommende Verzeichniß aller Fische in Meeren, Seen, Flüssen, Strömen und Teichen der bekannten Welttheile, so viel deren aus

---

1) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß diese ganze Recension bittere Ironie ist. — (Groß.)



der Erfahrung bekannt sind; wo der Hr. Pastor sowohl die lateinischen als deutschen Namen hinzufüget, welches den Lesern und überhaupt den Liebhabern dieser Dinge einen guten Vortheil verschaffet. Dem Werke ist durch ein dienliches Register gleichfalls ein Vorzug verschaffet worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[134. Stück, vom 7. November.]

D. John **Lelands** Abriß der **vornehmsten deistischen Schriften**, die in dem vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderte in England bekannt geworden sind, nebst Anmerkungen über dieselben und Nachrichten von den gegen sie herausgekommenen Antworten, übersetzt von H. G. Schmid, Conrector der Altstädter Schule in Hannover. Hannover 1755 bei Joh. Wilh. Schmid. In 8°. 1 Alph. 20 Bogen.

Dieses ist weder das einzige noch das erste Werk, in welchem sich D. Leland als einen scharfsinnigen und unparteiischen Vertheidiger der christlichen Religion gezeigt hat. Schon vorlängst ist er in den Streitigkeiten wider den Tindal und Morgan [1]) rühmlich von den kleinen Fechtern unterschieden worden, die mit in Eil' zusammengerafften Waffen blindlings auf Alles losgehen, was nicht zu ihrer Fahne geschworen hat. Seine jetzigen Gegner sind die Deisten unter seinen Landsleuten überhaupt, die er mit einem durchdringenden Auge mustert. Er thut dieses in 15 Briefen, in welchen er nach der Ordnung der Zeit alle ihre Stürme auf das Christenthum erzählt und Diejenigen bekannt macht, welche sie muthig abgeschlagen haben. An die Spitze der Erstern stellt er den Lord Herbert von Cherbury, welcher zwar nicht der erste Deiste, aber doch der Erste ist, welcher den Deismus in ein System zu bringen gesucht hat. Er ist noch jetzt unter allen seinen Nachfolgern derjenige, welcher die wenigste Abneigung von der christlichen Religion blicken lassen und die natürliche Religion in einem Umfange angenommen hat, von welchem nur noch ein sehr kleiner Schritt bis zu der geoffenbarten zu thun ist. Seine Gründe werden in den zwei ersten Briefen

---

1) Vgl. oben die Recension von Lyttleton.

untersucht. Nach ihm hat Hobbes den nächsten Platz, welcher zwar eigentlich nicht wider das Christenthum schrieb, aber doch viel Nachtheiliges in Ansehung der Eingebung, der Richtigkeit des Kanons und andrer Stücke in seinen Schriften einfließen ließ. Ihm ist der dritte Brief bestimmt. Der vierte Brief betrifft den Carl Blount und den Toland.[1]) Jener ist ein bloßer Nachbeter des Herberts, und was er Eigenthümliches hat, sind Spöttereien; dieser ist mehr ein Spinoziste als ein Deiste, und seine vornehmsten Anfälle gehen auf den Kanon des Neuen Testaments, welchen er in seinem „Amyntor" durch die Menge der falschen Evangelien verdächtig machen wollte. Der fünfte Brief enthält Anmerkungen über den Grafen von Shaftesbury, welcher vielleicht weniger Anstößiges, besonders in seiner Charakteristik, würde vorgetragen haben, wenn er weniger munter und spöttisch hätte sein wollen. Auf ihn folgt in dem sechsten Briefe Anton Collins[2]), welcher seine Anfälle besonders gegen die Prophezeiungen des Alten Testaments richtete und bloß den falschen Verstand derselben zum Grunde des Christenthums machte. Der siebente Brief ist dem Woolston gewidmet, welcher die Wunder des Heilandes angriff und sie für keine wahre Begebenheiten, sondern bloß für Allegorien wollte gelten lassen. Der achte Brief ist wider den Tindal und sein „Christenthum, so alt als die Schöpfung". Der neunte Brief streitet wider des Morgans „Moralischen Philosophen", welcher die Offenbarung zwar anzunehmen vorgiebt, aber keinen Weg übrig läßt, sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Der zehnte Brief geht wider die anonymische Schrift: „Das Christenthum, nicht ge-

1) Verfasser des Buches: Christianity not mysterious. Von ihm sagt Gottsched in einer Anmerkung zu Leibnitz' Theodicee S. 114 f.: Er hat noch mehr solche anstößige Bücher, z. B. den „Adeisidämon", den „Nazarenus" u. d. m. geschrieben. Auch seine übrigen Schriften, als Letters to Serona, d. ist an die gelehrte Königin von Preußen [Sophie Charlotte], der zu gefallen Leibnitz diese Theodicee geschrieben hat, und was nach seinem Tode unter dem Titel: A Collection of several pieces of Mr. John Toland etc. Vol. II. 1726 zu London herausgekommen, hatten verschiedene dahin einschlagende Dinge in sich. Doch scheint es, als wenn A. Collins, der außer seinem Essay of Freethinking auch den Discourse of the Grounds and Reasons of the Christian Religion 1724 zu London ans Licht gestellt, seinen Lehrmeister Toland an Verwegenheit noch übertroffen hätte.

2) Vgl. oben die Recension von Lilienthal.

gründet auf Beweis", und der elfte wider einige fliegende Blätter unter dem Titel: „Die betrachtete Auferstehung". Der zwölfte und dreizehnte Brief beschäftigen sich mit den Schriften des Herrn Chubb's [1]), eines Mannes, der zwar eigentlich kein Gelehrter war, aber doch sehr viel Witz besaß, den er nicht besser als wider die Religion anwenden zu können glaubte. Der vierzehnte Brief macht einige Anmerkungen über die Schrift: „Die richtig bestimmte Sache des Deismus", und wider die Briefe des Lord Bolingbroke's [2]), worauf einige allgemeine Betrachtungen über die Deisten überhaupt folgen, welchen in dem funfzehnten Briefe eine kurze Vorstellung der wahren Gründe des Christenthums beigefügt ist. In einem Anhange wird noch eine sehr wunderbare Anekdote von dem Lord Herbert und seinem Buche „Von der Wahrheit" ungemein scharfsinnig beurtheilet. Die deutsche Uebersetzung dieses vortrefflichen Werks ist so wohl gerathen, als wenige Uebersetzungen aus dem Englischen gerathen, die ohne die Vorreden eines berühmten Mannes die elendesten von der Welt sein würden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[137. Stück, vom 14. November.]

Richtige Vorstellung der deistischen Grundsätze in zwei Unterredungen zwischen einem Zweifler und einem Deisten. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Anhange vermehrt. Leipzig bei Joh. Jakob Weitbrecht 1755. In 8⁰. 12 Bogen.

Das Original dieses kleinen, aber sehr schätzbaren Werks ist zuerst im Jahre 1711 ans Licht getreten und seitdem sehr oft aufgelegt worden. Es scheinet, daß sein Verfasser, welcher unbekannt geblieben ist, hauptsächlich durch die Tolandischen [3]) Schriften bewogen worden, die Sache des Christenthums auf eine so besondere Art zu vertheidigen. Er läßt keinen Christen, sondern einen Zweifler oder vielmehr einen Menschen das Wort wider den Deisten führen, welcher Verstand und Unparteilichkeit genug hat,

1) Chubb wandte die Lehrsätze der Leibnitzischen „Theodicee" auf den Deismus an.

2) Vgl. den dritten der „Literaturbriefe" (Bd. IV) am Schlusse.

3) Vgl. die vorige Recension.

der christlichen Religion wenigstens durch keine falsche Beschuldigungen zu nahe treten zu lassen und die Gründe wider dieselbe auf ihren wahren Werth herabzusetzen. Dieser Zweifler findet am Ende, daß der Deismus eine Larve sei, unter welcher man bloß die verhaßten Beschuldigungen der Gottesleugnung von sich abzulehnen oder die christliche Religion desto geschickter zu bestreiten suche. Wem dieses Endurtheil zu strenge scheinen sollte, der muß wissen, daß der Verfasser nur die allerhäßlichste Art von Deisten annimmt, diejenigen nämlich, welche zwar einen Gott, aber keine Verbindlichkeit, ihm zu gehorchen, noch ein künftiges Leben zugeben. So schwerlich ein Herbert diese für wahre Deisten erkennen würde, so gewiß ist es doch, daß sie zu unsern Zeiten unter ihren Namensbrüdern die größte Zahl ausmachen und auch leider die größten Verführungen anrichten! Auf Dieser Horizont also ist das gegenwärtige Gespräch mit Fleiß eingerichtet und besonders geschickt, die Freidenkerei, so wie sie gemeiniglich im Umgange geäußert wird, wo man sie mehr mit Einfällen als tiefsinnigen Erörterungen verficht, ablaufen zu lassen. — — Der Anhang, welcher dieser Uebersetzung beigefügt ist, bestehet aus einigen Briefen, welche den Streit über die Religion betreffen. Statt aller Lobsprüche dürfen wir dem Leser nur entdecken, daß sie, sowie die Uebersetzung selbst, aus der Feder des berühmten Verfassers der „Bestimmung des Menschen" [1]) geflossen sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

---

1) Joh. Joach. Spalding, damals Prediger zu Lassan in Pommern, später (1764) Oberconsistorial-Rath, erster Prediger und Probst an der Nicolai-Kirche zu Berlin, legte 1788 in Folge des Wöllner'schen Religions-Edicts seine Predigerstelle nieder. Von seinem oben erwähnten Werke: Gedanken über die Bestimmung des Menschen, erschien 1748 die erste Auflage, der bis 1794 zwölf neue Auflagen folgten. — (Groß.)



1755.

[1. Stück, vom 2. Januar.]

Die **Glaubenslehren der Christen**, oder die einzige wahre Religion nach ihrem gedoppelten Endzwecke also abgehandelt, daß die Freunde derselben in ihrem Glauben gestärkt und befestiget, die Feinde derselben aber in ihrem Unglauben beschämt und zerstreuet werden. Von Peter **Hanssen**. Rostock und Leipzig. Verlegts Johann Christian Koppe. 1755. In 4°. 4 Alph. 5 Bogen.

Das stärkste innere Kennzeichen, woran man die einige wahre Religion erkennen kann, ist ohne Zweifel dieses, daß sie eine vollkommene Richtschnur des sittlichen Lebens der Menschen lehren und zugleich einen überzeugenden Unterricht ertheilen muß, wie man in Ansehung der Abweichungen von derselben Gnade und Vergebung erlangen könne. Da nun aber die christliche Religion die einzige ist, der man diese Eigenschaft zugestehen muß, so wird man auch zugestehen müssen, daß ihre Wahrheit von dieser Seite über alle Einwürfe hinweggesetzt sei. Man wird diesen Schluß schwerlich in irgend einem Werke so deutlich und gründlich auseinandergesetzt finden als in dem gegenwärtigen des Herrn Consistorialraths Hanssen, welches man eine christliche Sittenlehre von einer ganz besondern Art nennen kann, indem sie die Wahrheit des Christenthums nicht voraussetzet, sondern durch sich selbst zu erweisen sucht. Er hat sie in drei Bücher abgetheilet, deren erstes von dem Verhältniß zwischen Gott und den Menschen in dem Stande der Vollkommenheit, das zweite von ebendiesem Verhältnisse in dem Stande der Unvollkommenheit, sowie das dritte in dem Stande der Besserung oder der Vollkommenheit in Christo handelt. Man kann sich die vornehmsten Hauptstücke derselben leicht vorstellen, und die Verdienste des Verfassers überheben uns einer weitläuftigen Versicherung, daß sie sämmtlich der Wahrheit und Erbauung gemäß abgefaßt sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 12 Gr.

[3. Stück, vom 7. Januar.]

Versuch eines vernunftmäßigen Beweises von der **Göttlichkeit der Religion Jesu** aus der Niedrigkeit ihres Stifters, zu Beschämung des Unglaubens und zur Ehre des Gekreuzigten in zweien Theilen herausgegeben von Christoph August **Lobeken**, evangelischen Prediger zu Löbitz. Leipzig bei Casp. Fritschens Wittwe. 1755. In 8°. 1 Alph. 4 Bogen.

Es ist kein Zweifel, daß man nicht auf allen Seiten, von welchen sich die christliche Religion betrachten läßt, Merkmale ihrer Göttlichkeit entdecken könne. Diese aufzusuchen und in ihr gehöriges Licht zu stellen, ist eine der würdigsten Beschäftigungen eines Geistlichen, welcher nothwendiger Weise kein einziges Mittel, Ueberzeugung zu wirken, gering schätzen muß. Besonders kann solche Arbeit alsdenn von besonderm Nutzen sein, wenn gleich die allerangefochtensten Umstände zu den Quellen der Beweise genommen und also die Waffen der Feinde der Religion gegen sie selbst gekehret werden. Ob dieses der Verfasser gegenwärtigen Versuchs mit der Niedrigkeit Jesu glücklich geleistet habe, werden die Leser am besten beurtheilen können. Sein Buch bestehet aus zwei Haupttheilen. In dem ersten wird aus der Niedrigkeit Jesu erwiesen, daß er mit einer falschen Religion weder habe betriegen wollen, noch können. In dem zweiten wird aus eben diesem Grunde dargethan, daß die Religion, welche Jesus gelehret, wirklich eine göttliche und die einzige sei, nach deren Gesetzen wir Gott anständig verehren sollen. Jeder Theil bestehet wieder aus fünf besonderen Abschnitten, in welchen alles dahin Gehörige deutlich und überzeugend abgehandelt wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[16. Stück, vom 6. Februar.]

Joh. Balth. **Lüderwaldts**, Predigers zu Glentorf ohnweit Helmstädt, ausführliche Untersuchung von der Berufung und **Seligkeit der Heiden**. Erster und anderer Theil. Wolfenbüttel bei Joh. Christoph Meißnern. 1754. In 8°. 3 Alph. 11 Bogen.

Die zuversichtliche Entscheidung der Naturalisten, die fromme Grausamkeit gewisser Orthodoxen, die übertriebne Gelindigkeit Anderer, die ebensowohl Orthodoxen sein wollen, haben die Materie von der Seligkeit der Heiden für einen Theologen ohne Zweifel zu einer von den verworrensten gemacht. Man muß es daher dem Herrn Prediger Lüderwaldt Dank wissen, daß er ihr eine so ausführliche Abhandlung gewidmet hat, worinne er sich unter gewissen Einschränkungen für die bejahende Meinung erklärt. Er hat sie in sechs Hauptstücke abgetheilt. In dem ersten und zweiten handelt er vorläufig von einigen Glaubenslehren, als von dem Verderbniß des Menschen, von der Nothwendigkeit des Verdiensts Christi, von der Schwäche der Vernunft und der Wahrheit der Offenbarung 2c., um zu zeigen, daß bei ihm keine unlautere Erkenntniß derselben statthabe, aus welcher vielleicht sein Urtheil für die Heiden geflossen sein könnte. In dem dritten und vierten Hauptstücke entwirft er eine kurze Geschichte der Offenbarung und Berufung nach den wesentlichsten hierher gehörigen Stücken. Das fünfte Hauptstück enthält die Abhandlung selbst und bestehet aus drei Abschnitten, in deren erstem die Seligkeit der Heiden aus Gründen der Vernunft, der Schrift und Aehnlichkeit des Glaubens erwiesen, in dem zweiten wider die Einwürfe vertheidigt, und in dem dritten durch die verschiednen Meinungen alter und neuer Gottesgelehrten erläutert wird. Man kann leicht muthmaßen, daß der Herr Verfasser allezeit eine Seligkeit um Christi willen verstehe, die er den frommen Heiden hoffen läßt. Das sechste Hauptstück endlich beschäftiget sich mit einer Folge aus der vorgetragenen Lehre und erweiset, daß die Zahl der Seligen nicht so geringe sein werde, als man sich wohl aus falschen Begriffen von der Güte und Gerechtigkeit Gottes vorstellt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

[85. Stück, vom 17. Juli.]

Anmerkungen über die **Kirchenhistorie** von Johann **Jortin**. Erster Theil. Aus dem Englischen übersetzt von J. P. C. Bremen bei Gerhard Wilh. Rump. 1755. In 8°. 1 Alph. 5 Bogen.

Von diesen Anmerkungen sind in der Grundsprache drei Theile heraus, welche seit 1751 nach und nach an das Licht getreten sind. Die Gelegenheit dazu gaben dem Verfasser einige heilige Reden, die er, der bekannten Boylischen Stiftung [1]) gemäß, zur Vertheidigung der christlichen Religion gehalten hatte. Eine derselben handelte von den Weissagungen und eine andre von den Wundern. Da er nun nicht Willens war, sie als Predigten drucken zu lassen, so zog er nur die Materialien heraus und schlug alle dabei gemachte kritische Anmerkungen dazu, die er auf der Kanzel nicht hatte anbringen können. Ob nun also gleich in diesem ersten Theile die Weissagungen und ihr Nutzen in Absicht auf die christliche Religion das vornehmste Augenmerk unsers Schriftstellers sein sollen, so darf man es sich doch gar nicht befremden lassen, ihn auf allen Seiten ausschweifen zu sehen. Genug, daß seine Ausschweifungen durchgängig gelehrt, scharfsinnig und neu sind; und wer so ausschweift, verdient ohne Zweifel mehr Lob als der genaueste Beobachter der Methode, der auch den schönsten Blumen entsagt, wenn er sie einige Schritte außer dem Wege brechen muß. So handelt er zum Exempel gleich anfangs von der Bequemlichkeit der Zeit, in welcher Christus in die Welt gekommen, und bei Gelegenheit der Weissagung Christi von der Zerstörung Jerusalems kömmt er auf hundert Dinge, auf die ein weniger belesener Mann nicht würde gekommen sein. Er handelt von den Schriften des Josephus; beweiset aus den innerlichen Kennzeichen der Bücher des N. Testaments, daß sie authentisch sind; betrachtet die Weissagungen der heidnischen Welt und ihre Orakel; redet von den Vorbildern auf Christum, von den drei Secten unter den Juden, von Virgils vierten Hirtenliebe [2]), von verschiednen, den alten Kirchenvätern untergeschobnen Schriften; verbessert alte Schriftsteller, bald den Juvenal, bald den Herodotus, bald den Eusebius 2c. Da dieser

1) Der berühmte englische Naturforscher Robert Boyle (1627—1691) vertheidigte nicht bloß das Christenthum in verschiedenen Schriften gegen die Deisten, sondern bestimmte auch durch seinen letzten Willen 40 bis 50 Pfund für denjenigen Prediger, der in einer von den Executoren des Testaments jedesmal zu bezeichnenden Kirche acht Predigten wider die Ungläubigen, d. h. nicht bloß wider Heiden, Juden und Muhammedaner, sondern auch namentlich wider die Deisten und Atheisten halten würde. (Groß.)

2) welches Manche als eine Weissagung auf Christus betrachteten.

Ort aber zu keinen besondern Auszügen geschickt ist, so müssen wir uns begnügen, ein so besonders Buch bloß angezeigt zu haben. Liebhaber solcher Untersuchungen werden es gewiß selbst lesen und dem Uebersetzer für seine glückliche Mühe verbunden sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[99. Stück, vom 19. August.]

Stephan **Fords**, Predigers in London, erbauliche Abhandlung von der **Sünde der Verleumdung** und des Afterredens. Zum Drucke befördert durch D. Isaac Watts, und aus dem Engländischen übersetzt von Elias Caspar Reichard, Lehrer an dem Carolino zu Braunschweig. Braunschweig und Hildesheim bei Schröders Erben. 1755. In 8⁰. 20 Bogen.

Wenn ein Spötter sagen wollte, daß dieser Tractat vornehmlich dem Frauenzimmer sehr nützlich sein könne, so würde er vielleicht eben dadurch wider den Inhalt desselben sündigen. Wir wollen also aufrichtiger zu Werke gehen und ihn allen Menschen, weß Standes, Geschlechts und Alters sie auch sind, mit der gewissen Versichrung anpreisen, daß sie sehr heilig sein müßten, wenn sie durch Hilfe desselben gar keine Ader zum Afterreden bei sich entdecken sollten. Der Verfasser bringt, was er davon zu sagen hat, unter sieben Hauptstücken, wovon die ersten zwei bloß als Einleitungen zu betrachten sind, in welchen er von der Lauterkeit seiner eignen Absichten handelt. In dem dritten kömmt er zur Sache selbst und zeigt, was das eigentlich für eine Sünde sei, die er hier abmale, bestrafe und verdamme. In dem vierten erweiset er die Größe und Abscheulichkeit derselben. In dem fünften handelt er von den Stufen und Graden der Verleumdung. In dem sechsten werden verschiedne Fragen, Zweifel und Einwürfe beantwortet, und in dem siebenten endlich kommen Ermahnungen und Anweisungen vor, wodurch die Leser ermuntert und behutsam gemacht werden können, diese Sünde zu vermeiden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[100. Stück, vom 21. August.]

Daß Luther die Lehre vom Seelenschlaf geglaubt habe, in einem Sendschreiben an den ungenannten Herrn Verfasser der Abhandlung vom Schlafe der Seelen nach dem Tode, welche zu Halberstadt herausgekommen, unwidersprechlich erwiesen von R. Frankfurt und Leipzig 1755. In 8°. 2 Bogen.

Es sind diese Blätter eine weitere Ausführung desjenigen, was der Verfasser bereits in dem 31sten Stücke der Erweiterungen über diesen Punkt gesagt hat. Er führet eine ziemliche Menge Stellen aus Luthers Schriften an, in welchen allen der Seelenschlaf den Worten nach zu liegen scheinet. Die meisten sind aus Desselben Auslegung des ersten Buchs Mose genommen, welche für eines von seinen vollkommensten Werken gehalten wird. Was die Gegner auf alle diese Stellen antworten werden, ist leicht zu errathen. Sie werden sagen, daß Luther mit dem Worte Schlaf gar die Begriffe nicht verbinde, welche Herr R. damit verbindet. Wenn Luther sage, daß die Seele nach dem Tode schlafe, so denke er nichts mehr dabei, als was alle Leute denken, wenn sie den Tod des Schlafes Bruder nennen. Schlafen sei ihm hier nichts mehr als ruhen, und daß die Seele nach dem Tode ruhe, leugneten auch Die nicht, welche ihr Wachen behaupteten ꝛc. Ueberhaupt ist mit Luthers Ansehen bei der ganzen Streitigkeit nichts zu gewinnen. Wenn beide Theile für ihre Alles entscheiden wollende Orthodoxie ein klein wenig mehr Einsicht in die Psychologie eintauschen wollten, so würden beide Theile auf einmal zum Stillschweigen gebracht sein. Wollen sie aber ja zanken, so werden sie wohlthun, wenn sie wenigstens bona fide zanken, ohne auf der einen Seite mit päpstischem Sauerteige, noch auf der andern mit seelenverderblichen Neuerungen um sich zu werfen. Auch Herr R. ist nicht von allen Winkelzügen frei, und wenigstens ist dieses ein sehr starker, wenn er sagt, daß die Lehre vom Seelenwachen mit der Lehre vom Fegefeuer auf einem Grunde beruhe. Wenn er glaubt, daß die Seele im Paradiese sein und dennoch schlafen könne (S. 13), so könnte sie ja wohl auch im Fegefeuer sein und dennoch schlafen. Würde also das Fegefeuer nicht ebensowohl mit dem

Seelenschlafe bestehen, als es mit dem Seelenwachen besteht? Man gebe Acht, ob dieses nicht Alles auf ein Wortgezänke hinauslaufen muß. Ein recht eigentliches Wortgezänke aber ist es, welches er über den Namen Psychopannychiten erregt, den man den Seelenschläfern bisher gegeben hat. Er sagt, dieses Wort bedeute eigentlich Seelenwacher. Allein mit seiner Erlaubniß, es kann eigentlich Keines von Beiden bedeuten; denn „παννυχιος“ zeigt nur etwas an, was die Nacht durch geschieht, und sowohl Derjenige, welcher die ganze Nacht durch schläft, als Der, welcher die ganze Nacht durch wacht, kann „παννυχιος“ genannt werden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

[108. Stück, vom 9. September.]

D. August **Bertlings evangelische Andachten**, welche ehemals in öffentlicher Gemeine über die Sonn- und Festevangelia angestellt, nunmehr aber zum allgemeinen Gebrauch dem Druck überlassen worden. Erster Theil. Danzig 1755. In Verlag Joh. Heinr. Rüdigers.

Man muß es in der Vorrede des Herrn Doctors selbst nachlesen, wie wunderbar es die Vorsehung geschickt, daß er sich endlich zur Ausgabe dieser Predigten entschlossen. Er will durchaus nicht, daß man sie für Reden halten soll, und behauptet sogar, daß Predigen und Reden zwei ganz widersprechende Dinge wären. Er weiß es den alten Kirchenlehrern sehr wenig Dank, welche die Beredtsamkeit zuerst auf die Kanzel gebracht, und möchte lieber den einfältigen Vortrag der Apostel zu einer Zeit wieder einführen, in welcher es weniger darauf ankömmt, die Religion unter dem gedankenlosen Pöbel auszubreiten, als die Wahrheit derselben in dem Verstande denkender Köpfe zu befestigen. — —

Der Jahrgang des Herrn Doctor Bertlings geht bis auf den dritten Pfingsttag. Besondere darin ausgeführte Materien sind z. E. die Lehre von der göttlichen Vorsehung, von S. 294 bis 335; die Lehre vom Abendmahle, S. 813 und folg.; die Lehre von der Auferstehung Christi, S. 875 und folg.; die Lehre vom Glauben, S. 847 und folg., und verschiedene andre. Dieser erste Theil beträgt nicht

mehr als 6 und ein halb Alphabet. Eine Postille von 13 Alphabet kann nicht anders als viel Erbauliches enthalten! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 20 Gr.

[112. Stück, vom 18. September.]

J. F. W. **Jerusalems**[1]) Beantwortung der Frage, **ob die Ehe mit der Schwester Tochter nach den göttlichen Gesetzen zulässig sei.** Mit Anmerkungen erläutert von M. G. Fr. Gühling, Archidiac. zu Chemnitz. Chemnitz in der Stössel'schen Buchhandlung. 1755. In 8°. 8 Bogen.

Es ist bekannt, daß der Herr Abt Jerusalem diese Frage vor einiger Zeit bejahet hat. Die Schrift, welche er darüber abfaßte, handelte mit vieler Gründlichkeit und Ordnung folgende Punkte ab. Erstlich: Ob die Lev. 18 und 20 verbotene Ehen gegen das Recht der Natur oder ein willkürliches Gesetz Gottes sind. Zweitens: Wenn dieses Gesetz nur ein willkürliches göttliches Gesetz ist, ob es dann jetzo gegen uns als Christen seine völlige Verbindlichkeit noch habe. Drittens: Wenn es diese Verbindlichkeit noch hat, ob dieselbe sich dann nur über die ausdrücklich benannten Personen oder über alle sich ähnliche Grade erstrecke. Viertens: Wenn sie sich über die ähnlichen Grade erstreckt, ob die gemeldete Ehe mit der Schwester Tochter unter die ähnlichen Grade wirklich mit gehöre. Und wenn auch dieses nicht ist, ob dann nicht wenigstens der Wohlstand der christlichen Religion dadurch beleidiget werde. Alle diese Stücke waren von dem Herrn Abt in ein Licht gesetzt, in welches man alle dergleichen streitige Punkte gesetzt zu wissen wünschen möchte, weil alsdenn gewiß nicht wenig Ehen mit mehr Beruhigung der Gewissen und mit weniger Anstoß vollzogen werden könnten. Dem ohngeachtet hat der Herr Abt den wenigsten Beifall bei den Gliedern seines Standes erhalten, und auch sein jetziger Herausgeber, der Herr Archidiaconus Gühling, ist aus der Zahl Derjenigen, welche ihn beschuldigen, daß er mehr nachgegeben habe, als ein treuer Wächter über die göttlichen Gesetze

---

1) J. F. W. Jerusalem (1709—1789), seit 1742 Hofprediger und Prinzenerzieher zu Braunschweig, Vater von Lessings späterem Freunde.



hätte nachgeben sollen. Dieses nun ist es, was Herr Gühlign in seinen Anmerkungen zu erhärten sucht, welche jeden Paragraphen der Jerusalem'schen Abhandlung mit kleinrer Schrift beigefügt sind, damit man Gründe und Gegengründe desto bequemer gegen einander aufwägen könne. Wir glauben aber schwerlich, daß sich viel Leser für die eine oder für die andre Seite eher bestimmen möchten, als bis sie von einem äußerlichen Umstande dazu angetrieben werden, da es noch immer Zeit genug für sie sein wird, sich bei dieser Streitigkeit, nach Maßgebung ihres heimlichen Wunsches, auf etwas Gewisses zu setzen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[114. Stück, vom 23. September.]

Dieses Jahr ist auch der siebente Theil von des Herrn

D. Christ. Aug. Heumanns[1]) Erklärung des Neuen Testaments. Hannover in der Förster'schen Buchhandlung. In 8°. 1 Alph. 17 Bogen

fertig worden. Er enthält die Epistel an die Römer, welche nach der bekannten Art des Herrn Verfassers so betrachtet und erläutert wird, daß man eine Menge andrer und auch der besten Ausleger dabei entbehren kann. In einer vorgeschickten Einleitung zergliedert er den Brief überhaupt und antwortet auf einige Fragen, die dabei vorfallen können; z. E. warum Paulus an die Christen zu Rom nicht einen lateinischen, sondern einen griechischen Brief geschrieben habe. Hierauf nimmt er den Text Vers vor Vers selbst vor und bringt hauptsächlich das dabei an, was er zur Rettung seiner Uebersetzung für dienlich hält. Stellen, wo er sich ein wenig gezwungen zu haben scheint, die gute Lutherische Uebersetzung gleichsam zu übersteigern, um wenigstens dem Ansehen nach etwas Neues zu sagen, wird man auch hier nicht vermissen. Wenn z. E. im 2. Hauptstücke, V. 5. Luther die Worte „θησαυριζεις σεαυτῳ ὀργην" durch „du häufest dir selbst den Zorn" übersetzt hat, so glaubt Herr D. Heumann, daß das „θησαυριζεις" nicht genau genug ausgedruckt worden, und redet, ich weiß nicht von was für einem

---

1) Vgl. oben die Recension des dritten Theils desselben Werks.

„Schatze des Zornes Gottes", welcher ebenso reichlich über die Gottlosen sich ergieße als der Segen Gottes über die Frommen. Gleichwohl aber ist es gewiß, daß dieses griechische Zeitwort sehr oft nur schlechterdings „vermehren" heißt, ohne daß allezeit die hier anstößigen Nebenbegriffe „zurücklegen", „aufsummen lassen", „bei Einem etwas am Brette haben", welche der „Schatz des Zornes Gottes" erweckt, damit verbunden sind. Doch dergleichen Dinge sind Kleinigkeiten, welche den hohen Werth der Heumannischen Arbeit eigentlich um nichts verringern. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[115. Stück, vom 25. September.]

Caspari Friderici **Munthe**, Professoris gr. l. in Universitate reg. Hafniensi, **Observationes Philologicae in sacros Novi Testamenti libros**, ex Diodoro Siculo collectae, una cum indice vocum Diodorearum, quibus Lexica locupletari et suppleri possunt. Hafniae et Lipsiae, sumtibus Peltii. 1755. In 8°. 1 Alph. 12 Bogen.

Die Arbeit des Raphelius über den Xenophon und Polybius, aus welchen er die Wörter und Redensarten, die mit den Wörtern und Redensarten des N. Testaments übereinkommen, zusammentrug und sie zur richtigern Erklärung der letztern anwandte, ermunterte unsern Verfasser zu einem ähnlichen Fleiße. Er wählte sich in dieser Absicht den Herodotus; doch hier kam ihm ebendieser Raphelius zuvor. Weil er nun nicht etwas schon Gethanes thun wollte, ob er gleich wohl sahe, daß ihm noch eine reiche Nachlese übrig gelassen worden, so machte er sich an den Diodorus Siculus. Dieser Geschichtschreiber, wie bekannt, lebte nicht lange nach den Zeiten der Apostel, so daß seine Schreibart der Wahrscheinlichkeit nach von der Schreibart der Apostel weniger unterschieden sein kann als die Schreibart entfernterer Schriftsteller. Er schreibt übrigens sehr einfältig und bekümmert sich mehr um den Nutzen, den seine Leser aus der Geschichte ziehen können, als um einen schönen und künstlichen Vortrag, dem er die allerungesuchtesten und gemeinsten Ausdrücke vorzieht. Da nun dieses auch der Charakter der Apostel, als Scribenten betrachtet, ist, so kann man sicher ver-

muthen, daß man zur wörtlichen Erklärung des N. Testaments aus dem Diodorus mehr Hilfsmittel entlehnen könne als aus jedem andern Griechen. Die Ausführung des Herrn Professor Munthe zeigt es auch in der That, welches Jeder, dem diese Art der Auslegungskunst nicht fremd ist, eingestehen wird. Er gehet die Bücher des N. Testaments und ihre Abschnitte nach der Reihe durch und bringt überall seine Diodorischen Parallelen an, die fast nie diejenigen gemeinen Worte betreffen, welche kein Scribent vermeiden kann, und die folglich alle mit einander gemein haben. Am Ende hat er noch ein alphabetisches Verzeichniß solcher griechischen Wörter beigefügt, die in den Lexicis, und besonders in des Stephanus seinem[1]), entweder gar übergangen oder wenigstens nicht hinlänglich bestimmt worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

---

1) Gemeint ist der 1572 zuerst erschienene „Thesaurus linguae Graecae" von Henricus Stephanus. — (Groß.)

Literarische Recensionen

aus der

Vossischen Zeitung, 1751 bis 1758.

Jahrgang 1751.

[6. März.]

Frankfurt und Leipzig. **Die Weiberstipendien,** oder die wohlfeile Miethe der Studenten. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt und Leipzig. 1751. In 8°. 6½ Bogen.

Desgleichen:

Der Faule und die Vormünder, ein Lustspiel in drei Aufzügen. Ebd. in eben dem Jahr. 6 Bogen.

Wir nehmen diese zwei Stücke zusammen, weil wir zuverlässig wissen, daß sie von einem Verfasser sind. Mancher, der das eine lesen sollte, wird vielleicht am Ende sagen: Das Lustspiel möchte ich sehen, welches erbärmlicher sein könnte! Wenn es sein rechter Ernst ist, so darf er nur das andere vor sich nehmen. Es gilt aber gleich viel, welches er zuerst oder zuletzt lieset, genug, dasjenige, welches er zuletzt lieset, wird ihm allezeit nichtswürdiger scheinen, weil der Ekel, welchen das erste erweckt hat, durch die Fortdauerung in dem andern endlich in einen Abscheu ausschlagen muß; ob wir gleich sonst gestehen müssen, daß beide, ihrem innerlichen Werth nach, gleich nichtswürdig sind. Plan,

Knoten, Auflösung, Charakter, Moral, Satyre, natürliche Unterredungen: alles Dinge, welche dem Verfasser böhmische Dörfer sind. Wenn er bei dem ersten anstatt Lustspiel Studentenspiel gesetzt hätte, so wäre er einigermaßen entschuldiget. Bei dem andern wenigstens drohet er den Lesern gleich auf dem Titel, daß sie vermöge der komischen Sympathie einschlafen werden; und kann man von einem Verfasser mehr begehren, als daß er dasjenige erfülle, was er auf dem Titel verspricht? Der gegenwärtige hat sogar noch mehr geleistet. Wie viel Lob verdient er nicht! Doch, ernstlich zu reden, so versichern wir den Leser, daß er unser Urtheil gegründet finden wird, und daß wir uns, wenn es nur ein klein wenig vortheilhaft hätte ausfallen können, ein Vergnügen würden gemacht haben ihm zu sagen, daß ein gewisser Herr O. in D..[1]) der Verfasser dieser schönen Lustspiele sei. Videor mihi meo jure facturus si *judicium hoc* versibus clusero. Mart.

Ein elend jämmerliches Spiel ꝛc. [s. Band I, S. 46].

[11. März.]

Geschichte der Böhmischen Prinzessinnen. Aus dem Französischen übersetzt. Delitsch. 1750.

Wie können doch die Deutschen so verwegen sein, gegen die Franzosen einen gleichen Reichthum ihres Witzes zu behaupten? Wo haben sie denn die Kunst gezeigt, mit dem schönen Geschlecht unter allen Völkern verliebt zu thun? Die Grönländer und Hottentotten werden noch kaum mehr übrig sein, von denen wir keine Liebeshändel im Französischen haben. Allein die Deutschen steigen doch noch weiter, sie binden mit den Geistern an, und die vergangene Messe hat man uns gar welche aus dem Monde fallen lassen. Wer wollte nun wohl noch so kühn sein, um uns den Preis seltener Erfindungen abzusprechen. Zu dieser Last unnützer Thorheiten und deutlicher Beweise eines ausschweifenden Geistes, die gewiß die Klugheit der Leser und Schriftsteller in unsern Tagen sehr verdächtig machen würden, wenn davon etwas so un-

---

1) Offenfelder in Dresden. Ueber seine Beziehungen zu Lessing vgl. man unsere Vorbemerkung zu den Liedern in Bd. I. und Danzel, Lessing I, S. 59.

glücklich sein und auf die Nachwelt überbleiben sollte, kann man dieses Stück nicht zählen. Die Verfasserin hat ihre Charaktere lebhaft geschildert, die Hauptgeschichte genugsam verwickelt und endlich ziemlich glücklich aufgelöset. Wir können zwar nicht leugnen, daß manche Nebenbilder, wenn sie nicht so kurz und dunkel entworfen wären, dem Hauptgemälde mehr Licht gegeben hätten und manche Erfindungen noch natürlicher hätten gerathen können; indessen gehöret doch diese Schrift nicht zu der letzten Classe ihrer Art. Der Grund der ganzen Fabel ist eine wahrhafte Geschichte aus dem achten Jahrhundert, doch sind die Umstände zu besserer Ausführung verändert worden. Cracus, der zweite Herzog in Böhmen, hat drei Töchter. Bela, die älteste, ist von schwacher Leibesbeschaffenheit und noch schwächerem Geiste. Die zweite, Theca, ist von der Natur abscheulich und lächerlich gebildet worden, und ihre Gemüthsart findet unter denen abscheulichen und in lächerlichen Hochmuth ausschweifenden wenig ihresgleichen. Die dritte, Libussa, ist von besonderer Schönheit und natürlich guten Einsichten. Des Vaters Vorsatz ist, dem Lande nach seinem Tode in der Libussa eine gütige Beherrscherin zu lassen, und der Wunsch des ganzen Volkes stimmt damit überein; allein der Ehrgeiz der Theca sinnet auf Anschläge, dies zu vereiteln. Ihr ungestalter Leib, der mit einer Spanne gemessen ist, auf dem hingegen ein Kopf ruhet, an welchem ein Gesichte von mehr als einer halben Elle angeheftet ist, verspricht vor solche Reizungen ihr wohl keine Liebhaber, doch ist sie stolz genug, durch ihren Verstand und Ehrgeiz die künftige Krone zu hoffen. Einer unter ihren Getreuen muß nach Polen reisen, wo er einen Prinzen findet, der an gleicher Herrschsucht krank liegt. Dieser trauet einer zu guten Beschreibung, die man ihm macht, daß er sich zu einer Heirath entschließt. Die ganze Vermählung wird durch einen Gesandten verrichtet, dem sie sich aus List nicht eher als bei der Ceremonie selbst in ihrer Gestalt zeiget. Welcher Anblick, da dieser, der nur ihren Verstand bisher kennen lernen, einer solchen Mißgeburt gewahr wird. Er eilt seinem Herrn entgegen und fällt ihm zu Fuß, anstatt daß er ihm mit Freuden das vollzogene Fest hätte ankündigen sollen. Der Herr selbst sucht bei seiner Ankunft alle Mittel, sich aus so unglücklichen Banden loszumachen, und er findet Gelegenheit, den Vater

zu gewinnen, daß er ihm anstatt dieser die Libussa beilege. Allein, wie bald ist seine Freude dahin. Er wird ein Schlachtopfer des Ehrgeizes der Theca, ihm folget bald darauf die Bela, die als ältere Schwester auch Jemand findet, der sich um sie bewirbet. Die Libussa würde endlich selbst in eine Grube gefallen sein, wenn sie nicht das Schicksal errettet. Ein flüchtiges Pferd, dessen sie sich auf der Jagd bedient, eilt mit ihr weit aus dem Gesicht ihrer Bedienten, wo es einer Wölfin ein Junges zertritt, die in der Wuth der Libussa das Leben genommen hätte, wäre nicht eben Primislav, eines Ackermanns Sohn, ihr zu Hilfe geeilet. Die erschrockene Libussa siehet in diesem Menschen, der ehedem am polnischen Hofe gewesen, einen edlen Geist. Es entzündet sich sogleich in ihr eine Zuneigung, die immer stärker wird. Sie ziehet ihn an den Hof und siehet ihn öfters in der ansehnlichen Bedienung, die sie ihm gegeben, mit nicht mehr gleichgültigen Augen an. Die Theca sucht sie hierdurch zu stürzen, und es ist an dem, daß sowohl sie als der Vater und ihr Primislav in Gefahr sind, deren Bosheiten der Theca aufgeopfert zu werden. Allein durch die Tapferkeit des Primislav werden die mancherlei Verwirrungen, die gewiß nicht ohne Empfindungen können gelesen werden, recht glücklich entwickelt. Wir können hier kaum die Hälfte der Geschichte entwerfen, es wird sie Niemand ohne Vergnügen durchgehen. In den Vossischen Buchhandlungen wird es vor 4 Gr. verkauft.

[13. März.]

Dresden. La Mort du Maréchal Comte de Saxe. Poëme. Veritati & Virtuti. à Dresde. In 4°. Auf 3 Bogen.

Der Verfasser dieses Gedichts ist Herr Arnaud, welcher sich jetzo in Dresden aufhält[1]). Man kennt seine Muse schon aus andern Probestücken, und weiß, daß sie sich selten über das Mittelmäßige erhebt. Eine prächtige Versification, die dem bloßen Ohre sehr wohlgefällt, und die er seinem Meister dem Herrn von Voltaire sehr glücklich abgelernt hat, ist ihm eigen. Das ist es auch Alles, was ein fähiger Kopf, der aber nicht zum Dichter erschaffen ist,

1) Vgl. Bd. I, S. 44 und unten die Recension seines Gedichtes Elvire.

erlernen kann. Der poetische Geist wird ihm allezeit fehlen; denn den zu erlangen ist Uebung und Fleiß umsonst. Hat er ein gutes Gedächtniß, so wird man in seinen Versen zwar hier und da einen malerischen Gedanken, einen poetischen Zug antreffen; doch Schade, daß ein ander gutes Gedächtniß sich ohne Mühe besinnet, wem diese geborgten Schönheiten eigenthümlich zugehören[1]). Der Plan des gegenwärtigen Gedichts ist dieser: der Verfasser beschreibt die Annehmlichkeiten des Friedens; der Marschall Graf von Sachsen genoß sie, ohne seinen Muth dadurch weichlich zu machen; der Neid geräth darüber in Wuth und ruft den Tod um Hilfe an; der Tempel des Todes wird entworfen; die Verschwörung wider den Helden gelingt; sein Tod erfolgt, und auf seinen Tod folgt die Vergötterung. Zu Malereien hat dieser Plan Gelegenheit genug gegeben; die uns noch am besten gerathen zu sein scheinet, ist die Beschreibung der Aufführung des Marschalls im Frieden.

Ce n'etoit plus ce Mars, ce fier Dieu des batailles,
Qui trainant après soi l'horreur des funérailles,
Ministre redouté des arréts du Destin,
Dans des ruisseaux de sang plonge ses bras d'airain,
Court porter l'epouvante aux Villes allarmées,
Et d'un souffle ranime, ou confond les Armées.
C'etoit Mars caressé par la belle Cipris,
Sur son terrible front se joüoit le Souris,
De Plaisirs innocens une troupe agréable
Disputoit à ses mains le glaive formidable,
Près de lui voltigeoient les folatres Amours,
L'un le paroit de fleurs qui renaissoient toujours,
L'autre dans un Tableau digne de son courage
De Champs de Fontenoi lui présentoit l'image,
Celui-ci demandoit que sur ce front guerrier
Son bandeau succedât au casque trop altier,
Celui-là qu'excitoit une enfantine audace,
Vouloit que son flambeau du glaive prît la place.

Ist in den Vossischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

---

1) Vgl. damit die Schilderung von Cramers Dichtungsweise im 51. Literaturbriefe: „Herr Cramer ist der vortrefflichste Versificateur; dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir beide oft betrauret. Wer eine oder zwei von seinen Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen — —. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge von Zeichen der Ausrufung und Frage bloß in die Augen leuchtet."

[27. März.]

Leipzig. Allen nach Standesgebühr höchst und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer ächten deutschen Poeterei kündigen und preisen wir folgendes Werk an.

Herrn Johann Christoph Gottscheds, der Weltw. und Dichtkunst öffentl. Lehrers in Leipzig, Gedichte, bei der jetzigen zweiten Auflage übersehen und mit dem II. Theile vermehrt, nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von M. Joh. Joachim Schwaben. Leipzig, verlegts B. Chr. Breitkopf. 1751. In groß 8°.

Das Aeußerliche dieser Gedichte ist so vortrefflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden und, wie wir wünschen, lange Zeit machen mögen. Von dem innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsre Kräfte. Der erste Theil ist alt, und nur die Ordnung ist neu, welche der schärfsten Hof-Etiquette Ehre machen würde. Wenn der Verfasser den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, so hat er ihn wenigstens nicht bei dem Horaz gelernt, dem er sonst ein sehr wichtiges Kunststück abgestohlen hat, das große Kunststück nämlich, seine Jubeloden allezeit fein zum Schlusse der Abtheilung von den Oden zu setzen. Der andre Theil ist größten Theils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeschmückt, welche bei dem ersten so vorzüglich angebracht ist; so daß nämlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürstliche Personen in das erste Buch; die auf gräfliche, adelige und solche, die ihnen gewissermaßen gleich kommen, ins zweite; alle freundschaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen sind. Uns ist die Ode auf den Herrn von Leibnitz sogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derselben beschäftiget sich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das ist Pindarisch! Wann dieser erhabne Sänger das Lob eines olympischen Siegers vergöttern sollte, von dem er auf der Gottes Welt nichts Rühmlichers zu sagen hatte, als etwa die Geschwindigkeit seiner Füße, oder die Stärke seiner Fäuste, so geschah es dann und wann, daß er statt seiner, seine Vaterstadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Herr Prof. Gottsched zur Nachahmung der Alten gethan hat. Wer kann übrigens ernst-

haft bleiben, wenn er das Lob dieses Weltweisen auf die Erfindung verschiedner Kleinigkeiten stützt, wie zum Exempel seine Dyadik ist, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte sein dürfen.[1]) Doch die Dyadik ist für den Hrn. Prof. vielleicht ein ebenso unbegreifliches Ding als ihm die Analysis infinitorum zu sein scheint, die er, mit vieler Einsicht, die Rechenkunst in den unendlich Kleinen nennt. Dem poetischen Geiste des Hrn. Professors das völligste Recht widerfahren zu lassen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er sein zu entbehrendes Urtheil über den Messias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche lassen, in welchem es nur bei denen einen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind, dieses große Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt, es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann.[2]) Eine Anmerkung aber müssen wir aus angeführtem Schreiben hersetzen: „Herr Bodmer", sagt der Herr Prof. Gottsched, „hat an den Hrn. Schuch, Prinzipal einer deutschen Schauspielergesellschaft, nach Basel geschrieben, und ihn eingeladen nach Zürich zu kommen, nicht etwa tragische und komische Schauspiele daselbst aufzuführen, sondern durch seine geschicktesten Personen beiderlei Geschlechts den Messias auf öffentlicher Bühne hersagen zu lassen. Der Brief ist vorhanden."

---

1) Gottsched sagt über die Dyadik in einer Anmerkung zu Fontenelle's Lobschrift auf Leibnitz (vor der Theodicee, S. 50 f.): „Es ist zu verwundern, daß Herr von Fontenelle nichts von der arithmetischen Erfindung des Herrn von Leibnitz erwähnet, dadurch er die chinesischen Charaktere des Fohi erkläret hat; ein Geheimniß, welches die Chinesen selbst nicht mehr gewußt. Es ist hierin zugleich seine Dyadik, oder die Rechenkunst durch 0 und 1 enthalten, außer welchen beiden Ziffern man weiter keine brauchet und doch alle Zahlen damit schreiben kann, so groß sie auch immermehr sind."

2) In dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes, April 1751" sagt Lessing: „Das Präservativ, welches der Herr Prof. Gottsched in seinen Gedichten gütigst dagegen (gegen die Hoffnung auf die Fortsetzung des Messias) hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bei seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir sein, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein."

Die Wahrheit dieser Anekdote vorausgesetzt, so ist sie eben so gar lächerlich nicht, als sie dem Herrn Prof. scheinet. Wäre es nicht sehr gut, wenn man auch unsere Schauplätze zu den Vorlesungen verschiedener Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bei den Römern üblich war? Hat er vergessen, daß Virgil selbst sein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgelesen hat? Diese Gedichte kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Gr. ohngefähr das Nützliche.

[6. April.]

Le Cosmopolite ou le Citoien du Monde. Patria est, ubicunque est bene. Cicero 5. Tuscul. 37. aux depens de l'Auteur. In 8°. 8 Bogen.

„Die Welt", fängt dieser Weltbürger an, „ist nichts Anders, als ein Buch, wovon man nur die erste Seite gelesen hat, wenn man nichts als sein Vaterland kennet. Ich habe eine ziemlich große Anzahl durchblättert; ich habe sie aber alle gleich schlecht befunden. Diese Untersuchung ist nicht ohne Nutzen gewesen. Ich haßte mein Vaterland. Die Narrheiten der andern Völker, unter welchen ich gelebt habe, haben mich wieder mit ihm ausgesöhnt. Wenn ich aus meinen Reisen keinen andern Nutzen gezogen hätte, als diesen, so würden mich doch weder Unkosten noch Beschwerlichkeiten reuen." Diese Reisen nun sind es, welche man in diesen Blättern auf die sonderbarste Art beschrieben findet. Anstatt dessen, was er gesehen hat, erzählt uns der Verfasser das, was er gedacht hat; und hat er gleich nichts gesehen, was nicht tausend Andre auch gesehen haben, so hat er, zur Vergeltung, tausenderlei gedacht, was vielleicht kein einziger Reisender gedacht hat. Seine erste Reise ging nach Constantinopel; das wichtigste dabei war seine Bekanntschaft mit dem Pacha Bonneval. Dieser sagte ihm einmal, als er bei guter Laune war, und von seiner Religionsveränderung zu reden kam: er habe seinen Hut mit einer Nachtmütze vertauscht. Man erfährt hier, was die bekannten Abtrünnigen, Mornay, Ramsay und der Abt Macarti für ein Schicksal gehabt haben. Seine andere Haupt-

reise, als er wieder von Constantinopel zurückgekommen, ging nach Italien, in das Reich der Papimanie, wie er sich ausdrückt. Eine Probe von seiner Art zu denken zu geben, wollen wir folgende Stelle einrücken. „Nach einer monatlichen beschwerlichen Reise kam ich in die berühmte Stadt, welche ehemals das Haupt der ganzen Welt war, und noch jetzt das Haupt der ganzen christlichen Welt ist. Ich sahe auf dem Throne der Kaiser eine Art von einem Zauberer, welcher sich ehemals durch seine Marktschreierei bei den meisten europäischen Völkern in ein solch unumschränkt Ansehen gesetzt hatte, daß er sich die Monarchen zinsbar machte, und mit ihren Kronen nach seinem Gefallen haushielt. Doch seine unerträgliche Tyrannei eröffnete dem größten Theile seiner Anhänger die Augen, und seine Hochachtung verringerte sich dermaßen, daß er jetzt kaum noch den Schatten der obersten Gewalt hat, und sich genöthigt sieht, Amuleta zu verkaufen, welche, wie er sagt, für alle Uebel helfen sollen, wenn man nur daran glaubt. Unter andern wunderbaren Geheimnissen dieser Art, rühmt er sich eine Fleckkugel zu haben, welche alle Unreinigkeit von der Seele wegnehmen kann. Dem aber sei, wie ihm wolle, vor zweihundert Jahren wurden seine Quacksalbereien von ein Paar Empiricis, wovon der eine Martin, und der andre Johann hieß, aus Handwerksneid, in einen sehr üblen Ruf gebracht; sie priesen dafür die ihrigen an, und zogen beinahe die Hälfte von seinen Kunden von ihm ab. Alles Gute, was diese Trennung verursacht hat, bestehet darinne; vor diesem mußte man, man mochte wollen oder nicht, seine Paquete nehmen, jetzo aber hat man doch das Auslesen.“ Aus Italien ist der Weltbürger nach Deutschland gereiset, wo er über verschiedne Oerter Anmerkungen macht, welche man mit Vergnügen lesen wird. Aus Deutschland hat er sich nach Spanien und Portugal begeben, von da nach England, wo er sich auch noch jetzt, nach einer kleinen Verdrüßlichkeit, die er in Paris erlitten, aufhält. Der Geist der Misanthropie leuchtet in allen Zeilen hervor, und der Name eines Menschenfeindes würde ihm vielleicht eher zukommen, als der Name eines Weltbürgers. „Ich verachte“, spricht er zum Schlusse, „die Menschen allzusehr, als daß ich nach ihrem Beifall streben sollte, und vergönne es ihnen ganz gerne, daß sie Verachtung mit Verachtung vergelten; ich rathe ihnen sogar, es zu thun, und schon

seit langer Zeit habe ich mir zum Wahlspruch erwählt: Contemni et contemnere.“ Ist in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam für 6 Gr. zu haben.

[8. Mai.]

Leipzig. **Briefe** nebst einer praktischen Abhandlung von dem **guten Geschmacke in Briefen**, von C. F. **Gellert**. Bei Johann **Wendlern**. 1751. In 8⁰. 20 Bogen.

Was abgeschmackte Junkers und aberwitzige Neukirchs so unglücklich, und nur zur Aufhaltung des guten Geschmacks unternommen haben, wird in diesem Werke auf die vortrefflichste Art geleistet. Der Herr Verfasser hat sich das Recht längst erworben, daß die Welt auf Alles, was aus seiner Feder fließt, aufmerksam sein muß; und wer ist geschickter als er, die Natur überall in ihre alten Vorrechte unter uns wieder einzusetzen? Den besten Briefsteller zu machen, wird nichts erfordert, als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht, und die ganze Kunst schöne Briefe zu schreiben ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt. Allein wie viel seltne Eigenschaften setzt diese Vermeidung der Kunst voraus? Gesunde Ordnung im Denken, lebhafter Witz, Kenntniß der Welt, ein empfindliches Herze, Leichtigkeit des Ausdrucks sind Dinge, die den Deutschen weniger fehlen würden, wenn man sie in Schulen lernen könnte. Die meisten Lehrer haben sie selbst nicht; was Wunder also, daß sie ihre Schüler anführen, sich mit methodischen Leitfäden, topischen Einfällen, studirten Empfindungen, staubigten Realien und künstlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeschreiblich würde der Nutzen sein, wenn die praktische Abhandlung des Hrn. Gellerts alle wohl informirte Briefsteller und alle die gelehrten Männer auf us de conscribendis epistolis aus den Classen vertreiben könnte? Man würde die Briefe des Cicero und Plinius besser nutzen lernen, und einige lateinische Brocken würden das Wenigste sein, was man ihnen zu danken hätte. Ist es zu hoffen? ... Die Briefe des Hrn. Gellerts selbst sind durchgängig Meisterstücke, die man ebenso wenig als seine Fabeln zu lesen aufhören wird. Die schöne Natur herrscht überall, alle Zeilen sind mit dem süßesten Gefühle, mit den rühmlichsten Gesinnungen

belebt; und die Ueberzeugung, daß sie der Verfasser an wirkliche Personen geschrieben hat, macht das Antheil, welches die Leser daran nehmen, ungleich größer. Von was vor einem Herze sind sie die Beweise! Wie liebenswerth hat sich der Verfasser selbst, ihm unbewußt, darinne geschildert! Welche Freundschaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philosophischen Gleichgültigkeit sind zwei Briefe abgefaßt, wobei wenigstens seine Leser nicht gleichgültig bleiben werden. Verdienet ein Mann, welcher das Vergnügen Deutschlands ist, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung sein kann? ... Herr Gellert scheint den vornehmsten Inhalt seiner Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83sten Seite einschaltet, gebracht zu haben. Können wir den Platz schöner anwenden, als wenn wir sie einrücken?

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darin er einen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Tod verlor,
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte

„Ihr Brief", fiel ihm der Kenner ein,
„Scheint mir zu schwer und zu studirt zu sein.
Was haben Sie denn sagen wollen?"
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
Nicht weiß, wie ich ihn trösten soll.
Dies ungefähr, dies hab' ich sagen wollen."

„Mein Herr", fiel ihm der Kenner wieder ein,
„Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich sein."

Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 12 Gr.

[11. Mai.]

Leipzig. **Briefe der Ninon von Lenclos an den Marquis von Sevigne,** nebst den Briefen der Babet an den Boursault aus dem Französischen übersetzt. In der Weidemannischen Handlung. 1751.

Ninon von Lenclos lebte zu einer Zeit, welche dazu bestimmt zu sein schien, daß Frankreich alle Arten großer Geister auf einmal beisammen sehen sollte. Die Schriftsteller, so viel ihrer erwähnen, berichten uns, daß ihr Verstand eben so viel Anmuth als Gründlichkeit besessen habe. Sie war eine Philosophin, aber eine liebenswürdige Philosophin. Sie vereinigte alle Tugenden des männlichen Geschlechts mit den Annehmlichkeiten des ihrigen, dem zu Trotze sie sich in die Zahl berühmter Männer erhoben hat. Ihr Haus war der Sammelplatz aller gesitteten und durch ihren Witz beliebten Leute, die Hof und Stadt nur aufweisen konnten. Die tugendhaftesten Mütter bewarben sich aufs eifrigste, ihren Söhnen, die auf den Schauplatz der Welt getreten waren, den Vortheil zu verschaffen, daß ihnen zu dieser liebenswürdigen Gesellschaft der Zutritt verstattet würde, die man für den Mittelpunkt eines guten Umgangs ansahe. Saint Evremont sagt von ihr:

Die weis' und fröhliche Natur
Verband in Ninons edlem Herzen
Die Tugend mit der Wollust Scherzen,
Den Cato mit dem Epikur.

So ein Frauenzimmer mußte nothwendig in ihren Briefen unübertrefflich sein. Chateauneuf, ein Zeitverwandter von ihr, bekräftigt es in seinem Gespräche von der Musik der Alten; ob aber einige wirklich bis auf unsere Zeit gekommen sind, daran ist zu zweifeln. Diese wenigstens, wovon wir dem Leser die Uebersetzung ankündigen, sind nichts als eine glückliche Erdichtung. Sie enthalten eine getreue Schilderei des menschlichen Herzens, ein moralisches System der Liebe, das, wo es nicht allezeit genau, doch allezeit sinnreich ist. Der Plan des Verfassers nöthigte ihn verschiedne Wahrheiten zu sagen, die in dem Munde einer Mannsperson Beleidigungen gegen das schöne Geschlecht geworden wären. Er mußte sie also einem Frauenzimmer sagen lassen. Weil er aber auch zugleich

verschiedene Sätze vorzubringen hatte, welche in dem Munde eines Frauenzimmers anstößig klingen konnten, so mußte er ein solches Frauenzimmer wählen, deren mehr männliche als weibliche Denkungsart durchgängig bekannt sei. Und diese konnte keine andere als Ninon sein, welche mit Wahrheit von sich sagen konnte, daß sie sich durch Ueberlegung zu einer Mannsperson gemacht habe. Diese nun läßt der Verfasser dem jungen Marquis von Sevigne Lehren geben, welche gleich geschickt sind, die bloß platonische Liebe lächerlich, und die bloß sinnliche Liebe verächtlich zu machen. Der Uebersetzer wagt eine Muthmaßung in Ansehung des Verfassers; er glaubt, daß es der jüngere Hr. v. Crebillon sei. Ist er es nicht, so hat er doch durch seine Briefe gezeigt, daß er es sein könnte. Wir wollen eine Muthmaßung in Ansehung des Uebersetzers wagen. Die Vergleichung der Vorrede mit verschiednen Stellen der jüngst angezeigten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen lehrt uns, fast überzeugend, daß es Hr. Gellert sei[1]. Ist er es nicht, so kann ihm wenigstens unser Verdacht keine Schande machen; und der wahre Verfasser wird leicht sehen, daß er der Inbegriff alles dessen ist, was wir Gutes davon sagen können. Die wenigen Briefe der Babet, welche man zum Schlusse findet, verdienen diese Gesellschaft. Sind sie weniger moralisch, so sind sie dafür desto unstudirter; haben sie weniger Witz, so haben sie desto mehr Gefühl. Beide sind von dem Uebersetzer mit Vorreden begleitet, nach deren Schlage wir vor jeder Uebersetzung eine zu finden wünschten. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[15. Mai.]

Leipzig. **Moralische Fabeln** mit beigefügten Erklärungen einer jeden Fabel. Aus dem Dänischen des Herrn Barons von Holberg übersetzt durch J. A. S. K. D. C. Verlegts Franz Ch. Mumme, Buchhändler in Kopenhagen. 1751. In 8°. 16 Bogen.

---

1) Vgl. die vorige Recension. Ob Lessing Recht hat? Ich finde die Schrift unter Gellerts Namen weder in Jördens' Lexikon noch in Gödeke's Grundriß.

Diese Fabeln hat der berühmte Verfasser nur vor kurzen in seiner Muttersprache herausgegeben, und wir sind die Uebersetzung davon eben dem geschickten Manne, welcher uns das komische Heldengedichte, Peter Paars, deutsch geliefert hat, schuldig, nämlich dem Hrn. J. A. Scheibe, Königl. Dänischen Kapellmeister [1]). Er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir, was den Werth dieser Fabeln anbelangt, mit ihm nicht einer Meinung sein können. Der Herr von Holberg gehört unter diejenigen Schriftsteller, welchen einige mit Recht wohlaufgenommene Werke das glückliche Vorurtheil verschafft haben, als ob Alles, was aus ihrer beschäftigten Feder fließt, vortrefflich sein müsse. Trotz diesem Vorurtheile aber wagen wir zu sagen, daß seine Fabeln überhaupt erbärmlich, und unter allen 232 nicht 32 leidlich sind. Er hat sie in ungebundner Rede abgefaßt, welches wir weder billigen noch tadeln wollen. Die Wahrheit aber zu sagen, so trauen wir dem Hrn. Verfasser nicht einmal zu, daß er im Stande sei, den Versen diejenige reizende Einfalt zu geben, welche sie nothwendig haben müssen, wenn sie zum Vortrage der Fabeln geschickt sein sollen. Wir wollen zur Probe ein Paar von den kleinsten hersetzen, woraus der Leser ohne uns schließen wird, daß der Herr von Holberg auf das höchste der dänische Stoppe [2]) ist. Die 185. Fabel heißt:

Der Elephant und der Biber.

Ein Elephant und ein Biber sprachen einstmals von dem Lauf der Welt mit einander, sowohl in Ansehung der Thiere als der Menschen. Unter andern Dingen fragte der Biber den Elephanten, welche Herrlichkeit er sich am liebsten wünschen möchte, entweder Reichthum oder Weisheit? Der Elephant antwortete: „Ich wollte mir wohl Weisheit wünschen, wenn ich nicht sähe, daß so viele weise Sollicitanten und studirte Leute mit niedergeschlagnen Köpfen in den Vorgemächern der Narren stünden.“

Warum hat der Verfasser den Elephanten und den Biber zu dieser Fabel gewählt? Warum nicht die Katze und den Hund, oder den Esel und das Pferd? Welche Wahrscheinlichkeit, daß der Elephant jemals in die Vorgemächer reicher Thoren gekommen ist?

---

1) Demselben, welcher im 26. Stück der „Hamburger Dramaturgie“ erwähnt wird.

2) Daniel Stoppe (1697—1747), gab 1738 heraus: „Neue Fabeln, oder Moralische Gedichte, der deutschen Jugend zu einem erbaulichen Zeitvertreib aufgesetzt.“ Vgl. den Beschluß des 127. Literaturbriefs: „Er (Gellert), den die Schweizer ehedem, wie Lessingen, mit Stoppen in eine Classe setzten!“

Die 187. Fabel.

Von der Näherin, die ihre Nähnadel verlor.

Eine Näherin verlor einstmals auf dem Felde eine Nähnadel. Dieser Verlust ging ihr sehr zu Herzen. Sie sagte, sie wollte lieber zehn andre Nadeln, als diese einzige gemißt haben. Sie gab sich darauf viel Mühe sie wieder zu finden, aber vergebens, denn die Nadel blieb beständig unsichtbar. Aber indem sie die verlorne Nadel suchte, fand sie eine ächte Perle, für welche sie mehr als eine Million Nähnadeln kaufen konnte ꝛc. ꝛc.

Kostet in den Vossischen Buchläden 5 Gr

[18 Mai.]

Frankfurt. **Vermischte Abhandlungen und Anmerkungen aus den Geschichten, dem Staatsrechte, der Sittenlehre und den schönen Wissenschaften. Floriferis ut apes in saltibus omnia libant.** Frankfurt und Leipzig in der Knoch- und Eßlingerschen Buchhandlung. 1751. In 8°. 1 Alph. 12 Bogen.

Diese Abhandlungen sind folgende: 1) Die Geschichte und die letzten Stunden des englischen Grafen Jacobs von Derby, Herrn der Insel Man. Dieser Jacob von Derby war einer von denen, welche es auch zu den Zeiten eines Cromwells wagten, rechtschaffen zu sein. Diese Kühnheit kostete ihm den Kopf; er glaubte aber, daß man die Ehre, ein treuer Unterthan eines rechtmäßigen Königs zu heißen, nicht theuer genug erkaufen könne. Wie viele kennen diesen Mann? Ein neuer Beweis, daß nicht alle berühmt geworden sind, die es hätten werden sollen. 2) Zuverlässige Nachrichten von dem Leben Peters Grafen von Holzapfel. Dieser Held ist in den Geschichten des 30jährigen Kriegs unter dem Namen Melander bekannt genug. In diesem Aufsatze hat uns ihn aber der Verfasser mehr nach seinen häuslichen Umständen, aus seinen weitläuftigen hinterlassenen Briefschaften, als auf der Seite des Feldherrn vorgestellt. Die Nachrichten sind also desto angenehmer, je unbekannter sie bisher gewesen sind. 3) Von etlichen in der güldnen Bulle unbrauchbaren Sachen. Vielleicht machen diese den größten Theil derselben aus. Ein Schicksal, welches sie mit andern Reichsgesetzen gemein hat. 4) Von den verführerischen und vielversprechenden Titeln etlicher Bücher. Es sind meistens

Romane, von welchen der Verfasser hier redet. Er muß ein ziemlich erklärter Feind derselben sein, sonst würde er schwerlich von dem Kleveland, von dem Dechant von Killerine, von dem Joseph Andrews so nachtheilig urtheilen. Es ist zu viel, den Abt Prevot einen herumirrenden Mönch zu nennen. Es ist ein Vorurtheil, von dem wir den Herrn Verfasser frei wünschten; weil Herr Fielding[1]) ein Schauspieler ist, also muß er nothwendig ein schlechter Lehrer sein. 5) Von den großen Saufgläsern der Griechen und überhaupt von dem starken Trinken. 6) Versuch des Erweises, daß unsre Zeiten und Sitten besser als die vorigen sind. 7) Beweis, daß Cato von Utica als ein unüberwindlicher Weise gestorben ist. Dieser und der vorhergehende Satz sind aus derjenigen Zahl, welche man mit einem mittelmäßigen Witze auf alle Seiten drehen kann, so lange man Tugend und Laster noch an keinen untrüglichen Zeichen kennet, und, wie der Dichter spricht, ihre Grenze schwimmt und in einander fließt[2]). 8) Wider die anatomischen Belustigungen des Herrn D. Delius in den Belustigungen des Verstandes und Witzes[3]). Defendat quod quisque sentit; sunt enim judicia libera. *Cicero.* Wenn nicht jeder Stand etwas hätte, welches gewissen Gemüthern angenehm werden könnte, so würde es uns bald an Leuten fehlen, die sich zu gewissen Verrichtungen, die wir schmutzig, oder wann sie allzu schmutzig sind, unehrlich nennen, herablassen wollten. 9) Betrachtungen über die Heuchler und die Heuchelei. Wenn man des Verfassers Erklärung eines Heuchlers annimmt, so hat er vollkommen recht. Allein nach dieser Erklärung halten wir die Heuchler vor eben so unmöglich, als die Gottesleugner. Die Betschwester des Herrn Gellerts[4]) verdient aus einem ganz andern

---

1) Verfasser des oben erwähnten „Joseph Andrews", eines Seitenstücks zu Richardsons „Pamela".

2) Aus Hallers „Falschheit menschlicher Tugenden":
Kaum Weise sehn die Marck, die beide Reiche schließt,
Weil ihre Grenze schwimmt und in einander fließt.

3) Im 5. Bande derselben S. 360 steht ein „Schreiben an den Herrn K** [? Kästner], ob es auch anatomische Belustigungen gäbe, von H. F. Delius", und im 6., S. 57, ein „Schreiben an den Herrn D. (Delius), wider die anatomischen Belustigungen, von K** [? Kästner]."

4) Die Betschwester, ein Lustspiel in 3 Aufzügen, erschien zuerst in den „Bremer Beiträgen", 1745, II, S. 88—168. Jördens bemerkt darüber: „Es war

Gesichtspunkte angesehn zu werden. Gegen den Verfasser der Epitres diverses[1]) ist er vielleicht auch zu scharf; ob er gleich darinne Recht hat, daß es unter den Jesuiten eben sowohl redliche und fromme Leute geben könne, als es möglich ist, daß sich in dem schlechten und rauhen W... ein Belesprit hat finden können. Wir bieten den Jesuiten Trotz, sich auf diese Vertheidigung etwas einzubilden. 10) Hundert vermischte Anmerkungen. Die meisten davon sind lesenswürdig. In einer davon sagt er, daß der französische Uebersetzer der Hallerschen Gedichte ein Bernerischer Edelmann, Herr von Tscharner[2]) sei. Der Fortsetzung dieser Sammlung, welche in der Vorrede versprochen wird, kann man nicht anders als mit Vergnügen entgegen sehen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[22. Mai.]

Lieder (bei welchen man gähnen wird). 3. Bei Victorius Böhiegel 1751. In 4°. Auf 5 Bogen.

Wir halten diesen Zusatz für nöthig, damit man sie gleich bei dem ersten Anblicke von gewissen andern Liedern unterscheide, welche vor einiger Zeit herauskamen, und jetzo in eben so vieler Gedächtniß als Händen sind.[3]) Sie sind theils mit Reimen, theils ohne Reime, überall aber bleibt Hr. 3 sich selbst gleich; kalt, kindisch, gemein. Anstatt den Leser mit einer Probe davon zu martern, wollen wir die Verwünschung des Dichters wiederholen.

Die Väter dieser Liederbrut,
Die Affen deines Gleims, gerechte Göttin, strafe.
Es fühl' ihr Herz der Liebe Glut,
Ihr Mädchen les' alsdann ihr frostig Lob und schlafe.

---

die erste Komödie, welche Gellert verfertigte, und wurde mit vielem Beifall vorgestellt. Aber in der Folge machte ihm dies Stück vielen Kummer, weil er immer besorgte, man möchte seine Absicht, die Scheinheiligkeit zu züchtigen, verkennen."

1) Georg Ludwig v. Bar (1702—1767), Epîtres diverses sur des Sujets différents. London 1740. Vgl. über ihn Lessing ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 320. 356. 408. IV, S. 521.

2) Vincenz Bernhard von Tscharner (1728—1778), Les poésies de Mr. Haller, traduites. Zürich 1750; später noch zweimal aufgelegt.

3) Er meint wohl Gleims „Lieder", welche zuerst 1745 in Zürich erschienen waren.

Nie werde deren Liebs gedacht
Bei sanftem Saitenspiel, im Munde kluger Schönen,
Noch wo der junge Bacchus lacht,
Wann ihn die Grazien mit frohen Rosen krönen.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[12. Juni.]

Frankfurt und Leipzig. **Belustigungen auf dem Lande, bei Hofe und in der Stadt;** worinne verschiedne sowohl angenehme als auch andre geheime historische Nachrichten enthalten. Aus dem Französischen übersetzt. In der Knoch- und Eßlingerschen Buchhandlung. 1751. In 8⁰. 1 Alph. 4 Bogen.

Diese Sammlung kleiner Geschichten, wo Erdichtung und Wahrheit mehr auf eine ergötzende als unterrichtende Art vermischt ist, enthält folgende Stücke, welche sich meistentheils müßige Frauenzimmer bei Hofe, auf dem Lande und in der Stadt vorlesen oder erzählen. 1) Die thörichte Klugheit, 2) Der stumme Plauderer, 3) Die gezwungene Sympathie oder der doppelte Tausch, 4) Melchu-Kina, 5) Achmet Geduc, 6) Saladin, 7) Robert von Artois, 8) Socrates, 9) Gabrini, 10) Scanderberg, 11) Elisabeth von Anjouleme, Königin von Engelland und Gräfin von der Mark. Den Werth von jeder dieser Erzählungen mögen diejenigen bestimmen, welche Zeit haben sie alle zu lesen. Wir haben die beiden ersten durchlaufen. Die thörichte Klugheit ist erbärmlich. Der stumme Plauderer ist artig, und enthält einen Stoff, welcher sich unter gehörigen Veränderungen auf dem Theater vortrefflich ausnehmen würde, besonders wenn man Schauspieler beschäftigen wollte, welche das stumme Spiel in ihrer Gewalt haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr. —

[19. Juni.]

Frankfurt und Leipzig. Des Herrn von L** **moralische Gedichte** herausgegeben von **Naumann.** Bei Daniel Christian Hechtel. 1751. In 8⁰. 15 Bogen.

Da man jeßo so geschäftig ist, die geringsten Kleinigkeiten, welche aus der Feder des Herrn von Loen[1]) geflossen sind, zu sammeln und der Welt mitzutheilen, so wäre es nicht halb recht gewesen, wenn man uns diese Gedichte länger vorenthalten hätte. Wir glauben, daß sie Beifall finden werden. Der Hr. Herausgeber bestimmt ihren Werth in seiner Vorrede. Wir sind aber versichert, daß er ihn etwas anders würde bestimmet haben, wenn er nicht der Herausgeber wäre. Er zeigt in eben dieser Vorrede, worinne er die Vergleichung der Dichtkunst und Malerei des Herrn Breitingers glücklich fortsetzt, zu viel Einsicht in das Innere der Poesie, als daß man nicht glauben solle, er habe in einigen Stellen mehr sagen wollen, was ein Kenner in den Gedichten des Herrn von L** suchen, nicht aber, was er finden werde. Sie bestehen aus zwei langen Gedichten, welche Damons Landlust und Damons Unlust überschrieben sind, aus Erzählungen, aus Cantaten und einigen kleinen theils übersetzten, theils eignen französischen und deutschen Stücken. Hier ist eines von der letztern Art.

Die glücklichsten Neigungen.

Ein stets vergnügter Muth, ein immer gleicher Freund;
Die Weisheit, die nicht schreckt, wann sie erhaben scheint;
Ein Buch, das mich ergötzt, indem es unterrichtet;
Was Schönes, das mich reizt, doch weiter nicht verpflichtet;
Feld, Malerei, Musik, ein wohlberittnes Pferd:
Wer Mehrers noch verlangt, der ist nicht dieses werth.

Der prosaische Aufsatz, welcher unter den Erzählungen steht, das Glück und die Tugend, ist schön, und wird vielleicht bei manchen den Einfall erwecken, daß der Herr von Loen in seiner Prose poetischer ist als in seiner Poesie. Gleichwohl müssen wir gestehen, daß auch diese auf einer Seite mehr Schönheiten hat, als in manchen sogenannten auserlesenen deutschen Gedichten auf ganzen 24 Bogen nicht aufzutreiben sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

1) Johann Michael von Loen, 1694—1776, wurde besonders als Prosaiker (und vornehmer freimüthiger Mann) geschätzt; er schrieb, ein echter Vertreter seiner Zeit, lateinisch, deutsch und französisch. (Gödeke.)

[22 Juni]

Cöln. Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftsteller in den berühmtesten Gegenden von Westphalen: aus bewährten und unumstößlichen Urkunden zusammen gezogen und aufgesetzt von einem Landmanne und patriotischen Verehrer ihrer großen Verdienste B. G. R. Sunt aliquid manes, lethum non omnia finit. Prop.[1]) Bei Peter Hammer. 1751. In 4°. Auf $6^1/_2$ Bogen.

Man darf der scharfsichtigste nicht sein, den in einen Lobredner verkleideten Satyr zu erkennen. Jener Dichter, welchen die deutschen Musen nie aufhören werden von den französischen zurück zu fordern[2]), ging vielleicht in seinem Eifer zu weit, wann er von seinen Landsleuten sagte: Geh, o Schwift, aus Dublin, durchstreiche noch einmal die Fluthen, und komm und male uns mit kühnem Pinsel unsere Yahoos, diese Maschinen, leer des natürlichen Triebs, voller Eigensinn, welche den Menschen gleichen und von ihnen nichts als die Laster haben. Hier sind die Yahoos, die ungeheuren Zusammensetzungen sich widersprechender Fehler, dumme Verschwender, unverschämt aus Stolz, aus Niederträchtigkeit furchtsam &c. Wenn es wahr ist, daß die Tugend im wilden Herzen und bei einem ungeübten Verstande wohnen kann, so ist vielleicht der moralische Charakter der Westphäler im Grunde besser als der Charakter der gesittetsten Völker. Nur zu ofte sieht der witzige Kopf den Mangel des Witzes und der Artigkeit für den Mangel der Tugend an, er, der nicht selten den gesellschaftlichen Lastern diesen Namen beilegt. Von dieser Uebereilung ist Herr R. weit entfernt. Er tadelt an den Westphälern nichts als ihren ungeheuren Geschmack in den schönen Wissenschaften. Er hat sogar die Billigkeit ihnen den Ruhm nicht streitig zu machen, Männer unter sich gehabt zu haben, welche in den ernsthaften Theilen der Gelehrsamkeit stark gewesen sind; wann es anders bei ihm eine Billigkeit

1) Propert. IV, 7.
2) ? Friedrich der Große.

zu nennen ist, da er sich selbst für einen Westphäler ausgiebt. Man wird an seinem ganzen Aufsatze, wie wir hoffen, nichts zu erinnern finden, als dieses: erstlich, daß seine Satyre für seine Landsleute, nach der Einsicht, welche er selbst ihnen beilegt, zu fein ist; zweitens, daß alle die Verfasser, welche er anführt, unter der Satyre sind. Ein elender geistlicher Redner, ein abgeschmackter Polemicus, ein Reimschmied, welcher nichts als elende Hochzeitlieder, oder chrienmäßige Traueroden, voller schönen Sterbegedanken, die einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung bringen können, der Welt vorleiert, werden allzusehr geehrt, wenn man sich förmlich mit ihrem Tadel abgiebt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[20. Juli.]

Frankfurt am Main. **Empfindungen für die Tugend** in satyrischen Gedichten von **C. N. Naumann.**[1]) Verlegts D. Ch. Hechtel. 1752.

Es ist zu wenig, wenn man Schriften, welche lächerliche freie Handlungen der Menschen als lächerliche schildern, unter gewissen Umständen erlaubte Schriften nennet. Man muß sie unter die nützlichsten zählen, welche oft mehr als eine mit Fluch und Hölle belästigte Predigt das Reich der Tugend erweitern. Man weiß, daß die Meister derselben verschiedne Wege gegangen sind. Man weiß, worinne die Satyren eines Horaz von den Satyren eines Juvenals und Persius unterschieden sind. Man weiß, daß allzu strenge Kunstrichter, welche sich vielleicht zu genau an willkürliche Erklärungen gebunden haben, den letzteren den Namen der Satyrenschreiber absprechen. Sie donnern anstatt zu spotten. Sie führen Laster auf anstatt Ungereimtheiten. Sie machen mehr verhaßt als beschämt. Ihr Lachen ist voller Galle; ihre Scherze sind Gift. Herr Naumann selbst giebt uns das Recht, ihn unter die Nachfolger dieser allzu ernsthaften Rächer der Tugend zu setzen. Was sind

---

1) Derselbe, der die Gedichte v. Loens herausgegeben hat, der Dichter des „Nimrod", ein Freund Lessings. Vgl. Danzel, Lessing I, S. 100 f. 205. 265, ed. v. Maltzahn VI, S. 87. XII, S. 49. 58.

seine Empfindungen für die Tugend anders als das, was sein Muster indignatio nennet? Diese allein würde ihn zu einem Dichter gemacht haben, wenn er es nicht wäre. Wir wünschten also, daß er ein einziges Wort auf dem Titel geändert, und anstatt in satyrischen Gedichten gesetzt hätte in Strafgedichten. Es sind deren nicht mehr als zwei. Die erste beschreibt eine wollüstige und verderbte Stadt, und ist voller wohlgetroffenen Bilder, welche aber alle mehr die häßlichen als lächerlichen Seiten vorstellen. Die zweite ist wider die Weichlichkeit der Sitten. Aus dem Anfange mag man auf den Rest schließen.

Komm wieder, Juvenal, und strafe diese Stadt,
Die dein verhurtes Rom längst übertroffen hat,
Und greif die Thoren an, der Republik Geschwüre,
Und zürn' und mach' auf sie die feurigste Satyre.

Aus der ersten wollen wir noch folgende Stelle, in welcher ein besonderes Feuer herrscht, hersetzen.

Wo wohnt Religion? Wo find' ich Menschenliebe?
Wer hört den Unsinn nicht auf Kaffeehäusern schrein;
Wo jeder Wüstling glaubt ein Edelmann zu sein;
Wo Knaben ohne Bart sich frech zusammen rotten
Mit jungem Teufelswitz Gott und der Schrift zu spotten.
Hier, wo der Atheist, der lubermäßig starb,
Beim schöngeputzten Schöps noch Beifall sich erwarb;
Daß einst sein Flattergeist auch in der Luft verschwände,
Wünscht er aus Dummheit sich und klopfet in die Hände,
Und ruft, daß es sogar die Straße hören kann:
Fürwahr ein großer Geist! fürwahr ein braver Mann!

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr. 6 Pfg.

[5. August.]

Constantinopel. Unter diesem Orte sieht man seit kurzem **Le Cousin de Mahomet**, in zwei Theilen in 12°, wovon der erste 204 Seiten und der zweite 247 Seiten stark ist.

Der Titel kündigt einen Roman an, auch ohne unser Erinnern. Er enthält die Abenteuer eines Franzosen, welcher sehr jung aus seinem Vaterlande nach Constantinopel floh, aus Unerfahrenheit Sklave ward, und in seiner Sklaverei gemeiniglich seinen Frauen redlicher als seinen Herren diente. Sein gutes Glück verhalf ihm

zu manchen tausend Schlägen, unter welchen jeder andre, als ein Romanenheld, würde haben erliegen müssen. Doch was sind diese und alle die Lebensgefahren, in welchen er gewesen ist, gegen die Ehre, in die Schwägerschaft des Mahomets gekommen zu sein? Aus dieser muß man den Titel erklären. Ohne zu untersuchen, ob die Tugend dieses Werk, ohne zu erröthen, lesen könne, müssen wir gestehen, daß der Verfasser eine besondre Geschicklichkeit besitzt, von allen Sachen die lächerliche Seite zu entdecken und seinen Gedanken durch einen kurzen und sinnreichen Ausdruck den gehörigen Schwung zu geben. Die beigefügten Noten können diesen Roman sogar einigermaßen nützlich machen, weil man darinne häufige Erklärungen verschiedner türkischen Gebräuche findet, welche allerdings aus eigner Erfahrung aufgesetzt zu sein scheinen. Der Franzose leuchtet überall hervor, und wer weiß, ob alle von seiner Nation, welche jemals in türkischer Gefangenschaft gewesen sind, so viel Gunstbezeugungen von mahometanischen Schönen erhalten haben, als er auf seine eigne Rechnung schreibet. Wenn ein frommer Muselmann ihn lesen sollte, er würde auf allen Seiten ausrufen müssen: Welche Gotteslästerungen! Und diese Gotteslästerungen sind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Christen ergötzen werden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[12. August.]

Hamburg. **Horaz.** Bei Johann Carl Bohn. 1751. In groß 4°. Auf 2 Bogen

Dieses Gedichte beschreibt die Anmuth des Landlebens und den Horaz als den würdigsten Genießer desselben. Deutschland kennt ihn ungenannt, ihn

cui liquidam pater
Vocem cum cithara dedit . . .
Qui persaepe cava testudine flevit amorem,
. . elaboratum ad pedem.[1])

Nach dem Beispiel des Horaz rührt er nicht immer entzückende Saiten, und tönet Lieder darin, welche jene mens divinior belebt.

---

1) Hor. Ep. 14, 12.

Dieses, und die meisten seiner moralischen Gedichte, sind solche, welche sein Muster sermoni propiora nennt. Starke Gedanken, wohlgetroffene Bilder, Ausdrücke quos reddidit junctura novos [1]) verrathen überall den Dichter, welcher sich zwinget, anstatt seines ganzen Feuers, nur Funken sehen zu lassen. Wir wollen nichts mehr davon sagen und uns begnügen, folgende vortreffliche Stelle herzusetzen. [2])

Arell, der Filz, des Wuchers blasser Knecht,
Zieht auf das Land, vergnügt sich; aber schlecht.
So wie ein Sclav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht, als geht, wann wir sie von ihm nehmen.

Was sichtbar ist, sei nur dem Pöbel schön!
Die Geisterwelt entzücket den Menen.
Wie Demokrit, vertieft er sich in Träume,
Sitzt in dem Wald, und sucht im Walde Bäume.

Nasidien, der Comus unsrer Zeit,
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,
Erreicht sein Gut, mit neun und zwanzig Gästen,
Wie in der Stadt sich stundenlang zu mästen.

Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüthen Duft, der Blumen Reiz zu fühlen?
Nein: ungestört, und vortheilhaft zu spielen.

Hephästion verläßt die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in sein Feld; das Feld ergötzt ihn wenig.
Allein warum? Dort sieht er keinen König.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[17. August.]

Stuttgart. **Oden, Lieder und Erzählungen.** [3]) Verlegts Johann Christoph Erhard. 1751. In 8°. 11 Bogen.

Die in dieser Sammlung befindlichen Poesien sind theils ohne, theils mit Reimen. Die Reime für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack

---

1) Hor. A. Poet. v. 47.
2) Hagedorns Gedichte 1757, I, S. 69 f.
3) Der Verfasser ist Johann Ludwig Huber.

verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedienet haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Freiheit. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verlieret sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora.[1]) Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit.[2]) Es giebt andre, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Demokrite jetziger Zeit Helicone excludunt.[3]) Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeisterung zu setzen, welcher jenen eigen ist; sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beide groß, und beide unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit, desto feuriger zu bleiben, sind.[4]) In welche Klasse der Verfasser der angeführten Oden, Lieder und Erzählungen gehöre, mag man aus diesen kleinen Proben errathen.

An die Unzufriedne.

Seine Mutter bat der Mond
Um ein Kleid, das ihm gut stünde,
Doch die Mutter sprach zum Kinde:
„Bist du nicht bald groß und rund,

1) Hor. Art. Poet. v. 291.

2) Ebenda v. 293.

3) Ebenda v. 295—297:

Ingenium misera quia fortunatius arte
Credit et excludit sanos Helicone poetas,
Democritus.

4) Bis hierher ist diese Recension auch in den 14. der kritischen „Briefe“ aufgenommen, mit wenigen stylistischen Veränderungen.

Bald auch klein und rauch von Ecken,
Welches Kleid wird dich gut decken?"

* * *

Das Herz des Menschen ist bald groß, bald klein,
Und nie wird es beständig sein.
Gott kann ihn durch kein Schicksal kleiden lassen.
Nie wird sein Zustand auf ihn passen.

Wein und Liebe.

Unterm Spiel der Liebe
Dacht ich an das Kelchglas,
Und ich trank das Kelchglas.
Unterm Lärm der Gläser
Dacht ich an die Liebe,
Und ich folgt' der Liebe.
Unterm Aktenlesen
Kamen mir Gedanken
Von dem Wein und Liebe;
Und ich ließ die Akten
Um den Wein und Liebe.
Doch als unterm Beten
Mich vom Wein und Liebe
Der Gedanke störte;
Sagt ich zum Gedanken:
Nein; du sollest sterben.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

[21. August.]

Hildburghausen. **Das vergnügte Land- und beschwerliche Hofleben**, worinne sowohl die Anmuthigkeiten des einen, als auch die Mühseligkeiten des andern auf das artigste abgebildet werden; vormals beschrieben in spanischer Sprache von Antonio de Guevara, Bischofe zu Mondognedo, Rath, Beichtvater und Historiographo Kaiser Carls des V., jetzo aber seiner schönen Moralien halber von neuem ins Deutsche übersetzt. Verlegts Joh. Gottf. Hanisch. 1751. In 8°. 11 Bogen.

Unter hundert Dichtern, welche die Wuth des stürmenden Meeres beschreiben, ist vielleicht kaum einer, welcher sie aus eigner Erfahrung kennt. Dem Hofe geht es nicht anders. Aus dem innersten seiner Studierstube zieht oft ein Mann wider ihn los, der, ungeschickt sich an demselben zu zeigen, ihn nur mit fremden Augen sieht, und die Menschen nur aus Büchern kennt, worinne

sie fast allezeit abscheulicher geschildert werden, als sie sind. Dieser Vorwurf ist dem Antonio von Guevara zwar nicht zu machen. Er war über 18 Jahre an dem Hofe Carls des V., wo er ansehnlichen Bedienungen vorstand, und lernte auf seinen Reisen andre Höfe sowohl, als den seinigen, kennen. Allein Guevara war ein Geistlicher, und diese Art Leute hat Vergrößrungsgläser, welche auf dem schönsten Gesichte unmerkliche Poros zu den abscheulichsten Löchern machen. Die Kunst zu declamiren war ihm eigen. Und welchem Spanier ist sie es nicht? Eine Kunst, welche durch sinnreiche Gedanken, durch den Schwung, den sie ihnen zu geben weiß, durch übertriebene Anwendungen kleiner Geschichten, den Verstand oft so blendet, daß er überzeugt zu sein glaubt. Die Menschen sind am Hofe, in der Stadt und auf dem Lande Menschen; Geschöpfe, bei welchen das Gute und Böse einander die Wage hält. Schwachheiten und Laster zu fliehen, muß man nicht den Hof, sondern das Leben verlassen. Beide sind an dem Hofe, wegen des allgemeinen Einflusses, den sie auf andere Stände haben, nur gefährlicher, aber nicht größer. Von der Uebersetzung dieses kleinen Werks können wir nichts sagen, als daß es uns scheint, es sei dem Guevara darinne gegangen, wie es ihm in den Uebersetzungen seiner Epistolas familiares; seines libro aureo de Marco Aurelio, Emperador etc. ergangen ist. Und wie elend diese sind, weiß man. Unterdessen wird man sie vermuthlich wegen der eingestreuten Gelehrsamkeit, womit der Spanier nicht weniger zu prahlen gewohnt ist, als der Deutsche, nicht ohne Vergnügen lesen. Sie kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[7. September.]

Breslau. Christian Benjamin **Schuberts**, aus Breslau, **Lehrgedichte**. Verlegts D. Pietsch. 1751. In 8°. 5 Bogen.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, er habe es versuchen wollen, dem wahrheitsliebenden Leser mit Lehrgedichten aufzuwarten, deren Ausarbeitung bis anher nicht so gewöhnlich als die Verfertigung anderer Stücke gewesen sei. Unsers Wissens hat sich die Epoche des gereinigten Geschmacks unter den Deutschen mit vortrefflichen Lehrgedichten angefangen. Es ist also zu bedauren, daß

Herr Schubert diejenigen, welche seine Muster hätten sein sollen, so wenig kennt. Mit dem Lehren fährt er so ziemlich; man wird lauter vortreffliche Wahrheiten darinne antreffen, die man längst gewußt hat. Mit dem Dichten ist es ihm desto schlechter gelungen. Doch hat er auf die wahrheitsliebenden Leser gesehen: und diese hätten ihm das Dichten vielleicht übel genommen. Uebrigens schreibt er in abgezählten Füßen, und hat sogar die glückliche Verwegenheit, die offenbar von dem feinsten Geschmacke zeigt, den Reim dann und wann wegzulassen, und dafür lateinische Harmonien zu versuchen. Wir wollen zur Probe das ganze Lehrgedichte von Himmel und Hölle hersetzen. Es wundert uns, daß man von einer so unfruchtbaren Materie noch so viel hat sagen können.

Der Himmel und die Hölle.

Der Himmel ist der Ort der großen Seligkeit,
Da Gottes Ueberfluß die Gläubigen erfreut.
Die Hölle nennet man den Ort, wo Seelen zagen,
Die sich von Gott entfernt, den Aufenthalt der Plagen.
Wo mag der Himmel sein? da wo die Gottheit wohnt,
Und dem, der sie verehrt, mit reichen Gütern lohnt.
Wo mag die Hölle sein? da wo der Fürst regieret,
Der Fürst der Finsterniß, der einst die Welt verführet.
Da wo ein Frommer lebt, des Höchsten Willen thut,
Da ist der Himmel schon, der ist ein froher Muth.
Der Himmel ist in ihm, der Zustand der beglücket,
Bei dem er jeden Tag Gott mehr entgegen rücket.
Ein Sünder fühlt in sich der Höllen schwere Pein,
Das Laster, das er thut, wird ihm sein Henker sein.
So haben Fromme schon den Himmel auf der Erden
Und Lasterhaften muß sie schon zur Hölle werden.

Kosten in den Vossischen Buchläde" hier und in Potsdam 2 Gr.

[18. September.]

Frankfurt und Leipzig. Der Dänische Avanturier, oder des Herrn von R., eines gebornen Dänen und Verwandten des berühmten Engelländers Robinson Crusoe, wunderbare Begebenheiten und Reisen nach Frankreich, Ost- und Westindien und in die Südsee, größtentheils von ihm selbst in Dänischer Sprache beschrieben, nach seinem Tode aber ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Oluf Friedrich Jakob Jakobsen. Erster Theil. 1751. 1 Alph. 12 Bogen.

Der Herausgeber will das dänische Manuscript dieser Geschichte 1749 in Jütland von einem Manne erhalten haben, welcher an dieser Geschichte selbst großen Antheil hat. Er mußte es ihm versprechen, sie, doch erst nach seinem Tode, herauszugeben. Dieser erfolgte kurz darauf, und er fängt an sein gegebenes Wort zu erfüllen. Er giebt sich für einen geboruen Dänen aus, weil er aber in Deutschland auferzogen sein will, und daher seiner Muttersprache weniger gewachsen zu sein glaubt, als der deutschen, so hat er das ihm anvertraute Werk lieber in einer Uebersetzung als in dem Originale herausgeben wollen. Ohne die Wahrheit dieser Umstände zu untersuchen, müssen wir gestehen, daß er für einen Ausländer ziemlich deutsch und für einen Deutschen ziemlich ausländisch schreibt. Die Geschichte, die er mittheilt, ist wunderbar genug, und er verspricht, daß sie in den künftigen Theilen noch wunderbarer werden wird. Ein Versprechen, das ohne Zweifel nicht wenige aufmuntern dürfte, sie zu lesen. Dieser erste Theil kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[19. October.]

Frankfurt. **Versuche in Westphälischen Gedichten von C. C.** Saepe stylum vertas, iterum quae digna legi sunt scripturus. Horat. Frankfurt bei Joh. Friedr. Fleischer. 1751. In 8⁰. 9 Bogen[1]).

Es war eine Zeit, da ein schweizerischer Dichter ein Widerspruch zu sein schien. Der einzige Haller hob ihn. Warum soll man nicht glauben, daß Haller, als er über den Titel seiner ewigen Gedichte bei sich eins geworden, ihren ganzen Werth empfunden, und nur aus Ueberzeugung dieses Werths sein Vaterland zum Mitgenossen seines Ruhms gemacht habe?[2]) Von dem Verfasser der Versuche in westphälischen Gedichten eben das zu sagen, würde von einer Satyre eben so wenig unterschieden sein, als er von dem Verfasser der poetischen Erzählungen, die vor einem Jahre herauskamen, unterschieden ist. Seine Arbeit ist nicht

1) Der Verfasser war F. A. Consbruch, Justizrath in Bielefeld, von welchem zu Frankfurt 1750 auch „Poetische Erzählungen“ anonym erschienen waren.

2) Hallers Gedichte erschienen unter dem Titel „Versuch schweizerischer Gedichte“ zuerst Bern 1732.

die schlechteste; man wird Stellen darinne finden, die ein Genie verrathen, welches sich das Mechanische der Poesie eigen gemacht hat. Ob ihn aber seine Landsleute zum Modell des westphälischen Witzes annehmen möchten, daran zweifeln wir. Die Ode auf die Musik hat man schon in den Nacheiferungen in den zierlichen Wissenschaften gelesen. Warum aber der Verfasser dort F. A. Consbruch und hier E. Consbruch heißt, das wissen wir nicht. Das letzte Gedicht in diesen Versuchen ist an sein Vaterland überschrieben. Es soll eine Widerlegung des Verfassers der Epitres diverses[1]) sein, welcher vielleicht alle Tugenden, nur die Liebe des Vaterlandes nicht besitzet, wenn sie anders eine ist. Die Wahrheit zu gestehen: wenn wir entweder auf unser Vaterland sinnreich lästern, oder es elend vertheidigen sollten, wir wählten das erste. Neugierigen Lesern zum Anbiß wollen wir folgende Erzählung von der 118ten Seite hierher setzen.

Harpagon.

Als Harpagon, der sich zum reichen Mann gelogen,
Sein einzig Kind dem alten Veit versprach,
Ward Agnes nicht zu Rath gezogen;
Denn Veit ließ ihm den Brautschatz nach.
Man führt das arme Kind mit Thränen zum Altare,
Wo Veit sein Jawort keuchend sagt:
Ein Wort, das Mancher viele Jahre
Mit Schmerz bezahlt und oft beklagt.
Sie schweigt bestürzt und weint, der Priester neigt sich hin,
Und fragt: „Erkläret Euch; Ihr wollt den Bräut'gam doch?"
„Ach", spricht sie, „guter Freund! Ihr seid der erste noch,
Von dem ich dieserhalb um Rath gefraget bin!"

Sonst nennt man die Erzählungen nach der Hauptperson, und hier ist sie wenigstens nicht Harpagon. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[3. November.]

Paris. **Amusemens d'un Prisonnier.** Parve, nec invideo, sine me liber ibis in urbem; Heu mihi! quod domino non licet ire tuo! OVID. en deux parties. 1751. In 12. Der erste Theil auf 124 Seiten, der zweite auf 104.

---

1) de Bar. Vgl. die Recension der „Vermischten Abhandlungen".

Das Andenken tugendhafter Thaten und unschuldig gelebter Jahre ist der angenehmste Zeitvertreib, allein nur für einen philosophischen Geist, welcher sich an dem eignen Beifalle, den er sich zuerkennt, zu ergötzen gelernt hat. Das Andenken genossener Ergötzungen kann auch ein Zeitvertreib sein, der aber nothwendig einem verwöhnten Geiste endlich zur Marter werden muß, wenn er sich in einem Stande sieht, der die Fortsetzung seiner Ergötzungen unterbricht. Gleichwohl hat ein Gefangener auf dem Schlosse von Amiens diesen letzten Zeitvertreib vorgezogen. Vorgezogen? Die Wahl wird vielleicht bei ihm nicht stattgefunden haben. Er erzählt also, unter angeführtem Titel, einem seiner Freunde, weil er ihm nichts Bessers von sich zu erzählen weiß, die kleinen verliebten Abenteuer, die ihn in den letzten Winterquartieren beschäftiget haben. Sein Gefängniß ist auf drei Jahr festgesetzt. „Wahrhaftig", sagt er, „es wäre sehr närrisch, wenn ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren einer so kurzen Gefangenschaft wegen verzweifeln wollte. Man muß sich in die Zeit schicken; ich habe das, was mir widerfährt, verdient; hier ist kein ander Mittel. Laßt uns die Bande meiner Gefangenschaft mit Blumen umwinden. Das Andenken meiner genossenen Ergötzlichkeiten rc. rc." Wer hier einen armen Hahnrei, dort ein verführtes Frauenzimmer, hier einen bestraften Näscher, dort einen barbarischen Eifersüchtigen sehen will, der wird in diesen Belustigungen eines Gefangenen Nahrung finden. Wir würden zum Lobe derselben hinzufügen, daß sie aufgeweckt geschrieben sind, daß man die Reinigkeit der Sprache darinne nicht vermissen wird, wenn es nicht schon bekannt wäre, daß die französischen Witzlinge dem gefährlichsten Gifte den angenehmsten Geschmack zu geben pflegten. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[9. November.]

Jena. Anweisung zur regelmäßigen **Abfassung deutscher Briefe**, und besonders der Wohlstandsbriefe, herausgegeben von M. Joh. Wilh. **Schaubert**. Bei Th. Wilh. Ernst Güth. 1751. In 8°.

Die Briefsteller und Heldendichter sind jetzt Modescribenten in Deutschland. Was brauchten unsere witzigen Köpfe mehr, als zu

wissen, daß uns gute Briefe und Epopeen fehlen, um diesem Mangel abzuhelfen? Hätte man ihnen gleich zu Anfange dieses Jahrhunderts diesen Mangel zu Gemüthe geführt, so würde unser Vaterland jetzo wenigstens so viel Briefsammlungen als Gelegenheitscarmina, und eben so viel Heldengedichte als Postillen haben. Wie stolz könnten wir alsdenn gegen die Ausländer sein! Doch nur noch wenige zwanzig Jahre Geduld, meine Herren Balzacs, Bussys, Fontenells, Tassos, Glovers, Miltons rc. so werden Sie sich durch unsere G** R** St**, durch unsre B** N** und von Sch**[1]) verdunkelt sehen. Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, den Herrn M. Schaubert unter diese Zahl zu setzen, wann wir wüßten, wem wir ihn von den Ausländern entgegensetzen sollten. Wo ist der witzige Kopf unter ihnen, der, wenn er dichtet und wenn er Briefe schreibt, so systematisch ist, als nimmermehr kein Compendium der wolfischen Philosophie? Wir freuen uns recht inniglich über die neue Erweiterung des Reichs der mathematischen Lehrart, und ersuchen den Herrn Verfasser dieser Anweisung, ja bei einer neuen Auflage den Paragraphen die Ueberschriften, Erklärung, Heuschesatz[2]), Aufgabe, Auflösung, Zusatz rc. beifügen zu lassen; und in seinen eigenen Briefen, wenn er deren eine besondere Sammlung einmal herausgeben sollte, in Randnoten ja wohl anzuzeigen, welches der Hauptinhalt und Nebeninhalt, welches die Hauptgedanken und Nebengedanken derselben sind. Seine Arbeit hat übrigens einen ganz besondern Vorzug, diesen nämlich, daß man gleich aus dem Titel das gründlichste Urtheil davon fällen kann. Er will regelmäßige Briefe schreiben lernen. O wahrhaftig, was wäre auch sonst schöne als das Regelmäßige! Er darf aber nicht meinen, daß auch wir nichts mehr als den Titel gelesen haben. Eben weil uns die Lesung seiner Bogen Zeit gekostet hat, und wir doch in nichts klüger daraus geworden sind, eben darum haben

---

1) Gellert und Rabener als gute Briefsteller (St** ist mir unbekannt; sollte es etwa der, freilich damals schon längst verstorbene, deutsche Lexikograph Caspar Stieler sein, der auch einen Briefsteller geschrieben hat? oder Straube, welcher des jüngern Crebillon „Briefe einer Marquisin“ übersetzte? vgl. unten die Recension von Mauvillon, Cours de langue française), Bodmer, Naumann und von Schönaich als schlechte Heldendichter.

2) S. v. a. Postulat?

wir uns aus Verdruß die regelmäßige Freiheit genommen, unsre Meinung zu sagen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und Potsdam 6 Gr.

[4. December.]

Frankfurt und Leipzig. **Kleinigkeiten.** 1751. In 8°. 6 Bogen.[1]

Diese Kleinigkeiten bestehen aus etlichen sechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß sie der Verfasser deswegen so benennet habe, damit er der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erste sein, diejenigen davon mit zu verdammen, die sie verdammt; sie, der zum Verdruß er wohl einige mittelmäßige Stücke kann gemacht haben, der zum Trotze er aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen wird. Er wagt es sogar, wann er ihr anders vorgreifen darf, sie, durch uns, selbst anzuzeigen, und die Kenner ersuchen zu lassen, in seiner Sammlung folgende gänzlich zu überschlagen: An den Anakreon; die Sparsamkeit; der Vetter und die Muhme: die Ente; der bescheidne Wunsch; das Schäferleben; der Schiffbruch und die Redlichkeit. Noch sind einige andere, welche sie mit schonenden Augen ansehen mögen. Diese wie jene würden gewiß weggeblieben sein, wenn sie dem Verfasser nicht schon ganzer drei Jahre aus den Händen gewesen wären. Und kann man es ihm zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht ist. Unterdessen wollen wir ein Paar von denen hersetzen, die er selbst für gut erkennet. . . Er selbst? Warum nicht? Sollte er nicht eben so wohl wissen dürfen, was an seiner Arbeit gut ist, als was es nicht ist?[2]) Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

---

1) Selbstanzeige der ersten Sammlung von Lessings Lieder. Vgl. unsere Einleitung zum I. Bande.

2) Es folgen nun die drei Lieder: Die Namen, das Paradies, das Gebet.

[7. December.]

Ohne Benennung des Orts ist auf einem Bogen in 8° eine **Ode an Gott** von dem Herrn **Klopstock** abgedruckt worden.[1]) Der Dichter bedauret in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten. Er scheint sein Mädchen, wie ein Seraph den andern, zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug sein, daß man mit Gott von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabne Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tavtologien, und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darinne bemerken:

Verum ubi plura nitent in carmine etc.[2])

Wir wollen folgende drei Strophen zur Probe hieher setzen, und weil das Silbenmaß ein Horazisches ist, welches den meisten unbekannt sein möchte, so wollen wir die erstere bezeichnen.

Mach GOTT! | dies Le | ben | , mach es zum schnel | len Hauch,
Oder | gieb die | mir | , die du mir gleich | erschufst,
Ach! gieb | sie mir | dir leicht | zu ge | ben,
Gieb sie dem | bebenden | bangen | Herzen,
Dem heiligen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und sprachlos, ihr Gefühl zu sagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerfließet.
Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab' ausgestreckt,
Wenn ich mit heißer Stimm' voll Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte.[3])

Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

---

1) Sie war zu Hamburg bei Bode gedruckt worden.

2) Hor. Art. Poet. v. 351—354:
Verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit
Aut humana parcum cavit natura. Quid ergo est?

3) Die Ode steht unter dem Jahr 1748 in Klopstocks Werken, Bd. 3, Leipzig, Göschen, 1856, S. 49, die angezogene Stelle ebenda S. 53 in späterer Fassung.

(Jahrgang 1752 und 1753.)

Von gelehrten Sachen.

[12. December 1752]

Satyrische und lehrreiche Erzählungen des Michel de Cervantes Saavedra, Verfasser der Geschichte des Don Quischotts; nebst dem Leben dieses berühmten Schriftstellers, wegen ihrer besondern Annehmlichkeiten in das Deutsche übersetzt. Frankfurt und Leipzig. In der Knoch und Eßlingerischen Buchhandlung. In 8°. 1 Alph. 13 Bogen.

Der Name des Verfassers wird dieses Werk mehr anpreisen, als wir es mit aller Beredtsamkeit zu thun im Stande wären. Es sind Erzählungen, oder, wie sie Cervantes in seiner Sprache nennt, neue Beispiele[1]), in deren keinem man weder seinen feinen Witz, noch seine lachende Satyre vermissen wird. Wir wollten nur wünschen, daß diese Uebersetzung nach dem spanischen Originale wäre gemacht worden, anstatt daß man die ungetreue französische Uebersetzung übersetzt hat. Der Nutzen hiervon wäre nicht nur dieser gewesen, daß sich der Geist des Spaniers an unzähligen Orten in einer weit reizendern Stärke würde gezeigt haben; sondern vornehmlich auch dieser, daß man keine fremden Werke dem Cervantes untergeschoben hätte, wie es gleich mit der ersten Erzählung Ruis Dias und Quipaire[2]) ergangen ist. Die übrigen, welche in diesem ersten Theile (ob man es gleich auf dem Titel nicht sagt, daß es nur der erste Theil sei) enthalten sind, heißen 2) die be-

1) Auf Spanisch: Novellas exemplares; dies kann aber auf Deutsch nimmermehr heißen: „Neue Beispiele". Man hat es übersetzt: „Lehrreiche Erzählungen", „Moralische Erzählungen", „Musternovellen". Cervantes selbst sagt in der Vorrede an den Leser: „Ich habe die Novellen exemplares genannt, und wenn du es recht betrachtest, so ist keine darunter, aus der sich nicht ein nützliches Exempel abnehmen läßt." (Briefliche Mittheilung von Dr. Köhler in Weimar.) Der Schnitzer ist etwas stark, und wenn die Recension überhaupt von Lessing ist, so ist es zu begreifen, daß seine Uebersetzung dieser Novellen ins Stocken gerieth.

2) In der: Traduction et édition nouvelle, augmentée de trois Nouvelles qui n'avoient point été traduites en François, et de la Vie de l'Auteur, par Mr. l'abbé S. Martin de Chassonville. Lausanne et Genève 1744, ist diese weggelassen. S. Vorrede, S. V.

rühmte Fregonne. 3) Der freigebige Liebhaber. 4) Die Egypterin (das ist französisch Deutsch; es sollte die Zigeunerin heißen)[1]. 5) Die Kraft des Geblüts. 6) Die betrügliche Heirath. 7) Das Gespräch zweier Hunde. Diese letztern sechse sind ohne Widerspruch von dem Cervantes und des Verfassers des Don Quischotts vollkommen würdig.[2]) Kosten in den Vossischen Buchläden 12 Gr.

[14. December.]

Amalie ou le Duc de Fois, Tragedie de Monsieur de Voltaire, Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi de France et Chambelan du Roi de Prusse. à Dresde 1752. Chez G. C. Walther, Libraire du Roi. In gr. 8°. Auf 5 Bogen.

Einen Voltaire loben ist ebenso was Unnöthiges, als einen Hancken[3]) tadeln. Ein großer Geist hat nun einmal das Recht, daß nichts aus seiner Feder kommen kann, als was mit dem Stempel des Besten bezeichnet ist.

Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.[4])

Was für ein Dichter! welcher auch in seinem Alter das Feuer seiner Jugend beibehalten hat; so wie er in seiner Jugend die bedächtliche Kritik des Alters gleichsam sich im voraus weggenommen hatte. Man besorge nur nicht, daß er wohl noch das Schicksal des großen Corneille haben könne. Und gesetzt; was wäre es mehr? Sind nicht auch in den jüngsten Stücken dieses Dichters tausend Stellen, wovon eine einzige einen ganzen Collignn werth ist? . . Doch weit ist Amalie noch von diesem Falle entfernt, und wie gesichert ist sie, auch von dem parteilichsten Kunstrichter weder ein Helas noch

---

1) Die Quelle zu M. v. Webers Oper „Preciosa".

2) Lessing an seinen Vater, den 2. November 1750: „Da ich übrigens zu Ostern einen Band von meinen theatralischen Werken, welcher in den Jenaischen gelehrten Zeitungen schon längst ist versprochen worden, zu liefern gedenke, desgleichen auch eine Uebersetzung aus dem Spanischen der Novellas exemplares des Cervantes, so werde ich gar nicht über lange Weile zu klagen haben."

3) Gottfried Benjamin Hancke aus Breslau, starb um 1750 als Accisesecretär zu Dresden. (Gödeke.) Vgl. den Schluß des Fragments „An den Herrn Marpurg" in Bd. I.

4) Verse Lessings aus dem soeben erwähnten Gedichte.

ein Holla! zu hören. Sie hat nicht nur schöne Stellen; sie ist durchaus schön, und die Thränen eines fühlenden Lesers werden unser Urtheil rechtfertigen. Der Stoff ist aus der Geschichte der mittlern Zeit genommen. Es würde eine sehr trockene und überflüssige Untersuchung werden, das Wahre und das Erdichtete davon zu bestimmen. Wie leicht könnte es kommen, daß das letztere das erstere verschlänge? Noch thörichter würde es sein, wenn wir den Inhalt hier verrathen wollten. Wir wollen den Lesern das Vergnügen, das aus dem Unerwarteten entsteht, ganz gönnen, und ihnen weiter nichts sagen, als daß es ein Trauerspiel ohne Blut, zugleich aber ein lehrendes Muster sei, daß das Tragische in etwas mehr als in der bloßen Vergießung des Bluts bestehe. Was für Stellungen! Was für Empfindungen! Lisois, was für ein Charakter! Es ist vielleicht verwegen zu sagen, der Dichter habe sich selbst darinne übertroffen. Doch es sei verwegen; giebt es nicht auch verwegene Wahrheiten? .. Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

[19. December.]

Idomeneus, ein Trauerspiel des Hrn. **Crebillon**. Stralsund und Leipzig bei Joh. Jacob Weitbrecht. 1752.

Von dem Trauerspiele selbst ist nichts zu sagen. Wer kennt den blutigen Cothurn eines grausamen Crebillon nicht? Die Uebersetzung ist in reimlosen Zeilen, mit abwechselnder Versart. Warum der Uebersetzer den Reim verbannt habe, zeigt er in der Vorrede an: weil man mitten in dem Sturme der Leidenschaften stets durch sein widerliches und unnatürliches Geklapper erinnert werde, man sei nur auf dem Schauplatze. Vortreffliche Ursache! Hieraus würde folgen, daß man mit verbundenen Augen in den Schauplatz gehen müsse. Jedes Licht, jede Verzierung der Scenen, jede Verkleidung der Schauspieler, erinnert mich weit mehr, als der Reim, daß ich nur auf dem Schauplatze bin, indem Alles, was ich mit den Augen sehe, einen weit schärfern Eindruck macht, als was flüchtig durch die Ohren rauscht. Warum ist man nun nicht aufrichtig mit der Welt? Warum sagt man ihr nicht gleich: ich hatte große Lust, dieses Trauerspiel zu übersetzen, ich war aber zu faul oder zu ungeschickt,

die Schwierigkeiten des Reims, so wie etwa Schlegel (siehe die Vorrede zu seinen theatralischen Werken)[1] zu übersteigen; und habe also den Reim an Galgen heißen gehen... Ob er in der Wahl der jedesmaligen Versart, sagt der Herr Uebersetzer, glücklich gewesen oder nicht, werde die Aufführung dieses Stücks am besten zeigen können. Ins Ohr, mein Herr! Ihre Uebersetzung möchte wohl nimmermehr aufgeführt werden; es müßte denn von einer Gesellschaft sein, die Sie ausdrücklich dazu erbeten. Fragen Sie nur einen Schauspieler, was für Dienste ihm der Reim bei dem Memoriren leiste? Sie werden alsdenn aus seiner Antwort schließen können, ob Sie ihm durch Ihre Neuerung eine große Gefälligkeit erzeigt haben. Werfen Sie mir nicht höhnisch ein, er habe Ihre Verse nur als Prosa zu lernen. Sie irren sich; in der Prosa kann er hier und da ein Wort, ohne Nachtheil der Stärke der Gedanken, versetzen, welches er in Ihren Versen unterlassen muß, wann sie anders Verse bleiben sollen... Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

[18. Januar.]

Berlin.[2]) Die Liebe zur einzigen wahren Weltweisheit, zur Erkenntniß der Natur, scheint jetzt in Deutschland ein allgemeiner Geschmack geworden zu sein. Hoffentlich wird das Publikum einen neuen Beweis mit so viel größerm Vergnügen lesen, je gewisser es ist, daß es selbst am Ende den größten Nutzen davon haben wird. Verschiedne vornehme, gelehrte und neugierige Personen, welche überzeugt sind, daß es in den amerikanischen Ländern an sorgfältigen Beobachtern der Natur um so viel mehr fehlen müsse, je seltener es geschehe, daß man die Begierde sich zu bereichern, von welcher fast alle Europäer in jene Gegenden getrieben werden, und die Begierde, seine und des menschlichen Geschlechts Einsichten zu erweitern, beisammen fände, haben sich verbunden, einen Gelehrten

---

1) Joh. Elias Schlegel (1718—1749), Theatralische Werke, Copenhagen 1747.

2) Ueber Mylius' Reise. Christlob Mylius war der vertraute Freund Lessings und zog denselben 1748 von Leipzig nach Berlin nach sich. Auf dieser Reise starb Mylius in London. Vgl. den 21. der kritischen „Briefe" (in diesem Bande) und die „Vorrede zu Mylius' Schriften" (ebenfalls in diesem Bande); außerdem Danzel, Lessing I, S. 17, 59, 92 u. s. f.

auf ihre Unkosten eine physikalische Reise dahin thun zu lassen. Sie haben den Hrn. Mylius, Correspondenten der königl. großbrittanischen Akademie der Wissenschaften in Göttingen, dazu ausersehen, an dessen Fähigkeit man so wenig zweifelt, daß man gewiß glaubt, seine Erfahrungen werden bei den Naturforschern die Glaubwürdigkeit eigner Erfahrungen künftig haben. Er wird also in wenig Wochen von hier nach Holland abreisen, von dannen er im künftigen Monat März nach Surinam zu Schiffe gehen, und sich in den dortigen Gegenden ohngefähr ein Jahr aufhalten wird. Von Surinam wird er nach Carolina, und besonders nach Georgien, auch wann es die Zeit verstattet, nach Pensylvanien gehen, und auch in diesen Provinzen ein Jahr zubringen. Endlich wird er von Boston wieder nach den Antillischen Inseln segeln, und sich auf Befehl und Unkosten Sr. Königl. Majestät in Dänemark auf den beiden dänischen Inseln St. Thomas und St. Crux gleichfalls beinahe ein Jahr aufhalten, und von da über England und Dänemark nach Deutschland zurück kommen. Die Absicht dieser Reise, wie wir schon gesagt, ist physikalisch; nämlich Beobachtungen und Versuche anzustellen, welche hier nicht können angestellt werden; Nachrichten von diesem und jenem einzuziehen, was in unsern Landen zur Aufnahme der Handlung, der Manufacturen, der Künste und Wissenschaften dienlich sein kann; und endlich denjenigen, welche die Unkosten dieser Reise tragen, natürliche Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zu sammeln.

[20. Januar.]

Berlin.[1]) Der Herr von Voltaire achtet sich verbunden, hierdurch anzuzeigen, daß er keinen Antheil an den Schriften habe, die seit kurzem sowohl in der gelehrten Streitigkeit von der kleinsten Wirkung (la moindre action)[2]), als über andre Dinge herausgekommen, und die man ihm in einigen Journalen und Zeitungen beimessen wollen. Es ist ihm sehr zuwider, daß man ihn zu deren

1) Lessings Autorschaft dieser Anzeige ist erkannt von Danzel (Lessing I, S 587).

2) Ueber den Leibnitzischen Brief von dem principium minimae actionis entstand zunächst ein Streit zwischen Maupertuis und König.

Verfasser gemacht hat, und es würde ihm noch mehr sein, von bloß philosophischen und gelehrten Sachen auf eine Art zu schreiben, welche im geringsten die Sitten oder die Ehre eines Andern, wer es auch sei, beleidigen könnte. Er nimmt übrigens an diesen Streitigkeiten gar keinen Antheil, und beschäftigt sich mit einer Arbeit von ganz andrer Art, die alle seine Zeit erfordert; indem er an nichts weiter denket, als die Geschichte seines Vaterlandes zu vollenden, welcher er einzig und allein die wenigen Gaben, so er noch besitzet, gewidmet hat.

[27. Januar.]

Sieg des Liebesgottes. Eine Nachahmung des Popischen Lockenraubes. Stralsund, Greifswald und Leipzig, bei J. J. Weitbrecht. 1753.[1])

Dieses komische Heldengedicht besteht aus vier Gesängen, und es ist schon ein sehr gutes Vorurtheil für den Verfasser, daß er niemand geringerm, als einem Pope nacheifert. Seine Poesie hat eine Schönheit, um die sich die wenigsten unserer jetzigen deutschen Dichter bekümmern; sie fließt mit einer reinen Leichtigkeit dahin, ohne daß sie von Gedanken leer ist. Malerei, Scherz und Satyre herrscht in allen Zeilen, und wenn der Verfasser nicht mit dem Verfasser des Renommisten und der Verwandlungen[2]) eine Person ist, so wird er dem Leser das Urtheil sehr schwer machen, welcher von beiden den Vorzug verdiene. Einige Zeilen aus dem Auftritte mit Lesbien und dem Dichter Cleanth, welcher von der Raserei vorzulesen besessen ist, mögen zur Probe dienen.

O Schande, fuhr sie fort, in abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Cleanth; ich such ihm auszuweichen.
Er tritt mich schmeichelnd an, und, Himmel was geschieht?
Nach einem Apropos! liest mir Cleanth ein Lied.
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dick umwölkt und scheckigt nach der Mode;
Der Henker fliegt ihm nach! doch lob ich, was er schrieb:

---

1) Verfasser ist Johann Peter Uz (1720—1796).

2) Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—1777), Der Renommiste, ein komisches Heldengedicht, zuerst erschienen in Schwabes „Belustigungen des Verstandes und Witzes", Bd. VI; Die Verwandlungen, zuerst erschienen in den „Scherzhaften epischen Poesieen, nebst einigen Oden und Liedern", Bd. I, 1754.

Verfluchte Schmeichelei, die ihn zum Feral[1]) trieb!
Nun aber, fährt er fort und runzelt seine Stirne,
Bemüht ein Heldenlob mein kreisendes Gehirne:
Und schöne Lesbie! ich kenn Ihr feines Ohr,
Wofern es nicht mißfällt, so les' ich etwas vor.
Er zieht mit voller Hand und vornehm sprödem Wesen
Ein drohend Buch hervor, und Alles will er lesen.
Ich flieh, er läuft mir nach, und liest, indem er läuft.
Warum wird ein Poet nicht eh' er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte, da er las, das Blut im Leib erkalten.
Ach! konnte mich Cleanth nicht süßer unterhalten?
Verdrießlicher Poet! wie artig schickt sich nicht
In schattiges Gebüsch ein episches Gedicht!

Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Gr. 6 Pf.

[30. Januar.]

Ein aberwitziger Franzose schrieb im vorigen Jahre einen erbärmlichen Roman unter dem Titel la double Marotte ou l'Antipathie couronée par l'hymen. Ein Deutscher, welcher noch aberwitziger war, hat ihn sogleich in seine Muttersprache übersetzt.

Die doppelte Narrenkappe, oder die mit dem Brautkranze gekrönte Antipathie, als eine der seltensten und außerordentlichsten Liebesgeschichten, oder unter den neuen Zeitungen die neueste, wie auch das Bittere süße werden kann; mit aufrichtiger Feder beschrieben und wegen ihres besondern Inhalts aus dem Französischen in das Deutsche übersetzt. Delitsch bei J. C. E. Vogelgesang. 1752. In 8°. 11 Bogen.

Der Franzose beklagt sich in der Vorrede, daß man nicht mehr wisse, wie man Leute, die gerne etwas lesen möchten, zufrieden stellen solle; er glaubt, es gäbe nichts Neues mehr, es sei Alles abgenutzt, außer der Neugierigkeit und dem Verlangen, beständig vergnügt zu sein . . Ein Schriftsteller, der eine solche Sprache führt, kann der sich Leser versprechen? Und was ist ungegründeter als eine solche Sprache? In der Welt der Erdichtungen wird ein Genie noch immer ein Land finden, das seinen Ent-

1) So steht in der Ausgabe Lachmanns und in der v. Maltzahns. Aber in der mir vorliegenden Ausgabe von Uz' Werken, Reutlingen 1786, II, S. 155 steht: „Frevel".

deckungen aufbehalten zu sein schien. Auch nicht einmal die Anlage zu dieser elenden Geschichte ist dem Verfasser; denn wer das Lustspiel des Herrn de l'Isle, Timon [1], gelesen hat, dem wird eine zur Liebe führende Antipathie nichts Unerwartetes sein; nur mit dem Unterschiede, daß diese Erfindung dort mit aller Feinheit bearbeitet, und hier auf eine recht grobe Art übertrieben ist. Was sollen wir von der Schreibart, von der eingestreuten Moral, von den Schilderungen sagen? Dieses, daß man weder Schreibart, noch Moral, noch Schilderungen darinne finden wird. Den Uebersetzer bittet die deutsche Sprache durch uns, ja nichts eher wieder zu übersetzen, bis er wenigstens den Unterschied zwischen mir und mich gelernet hat. Kostet in den Vossischen Buchläden 3 Gr.

[10. Februar.]

Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Englisch und Deutsch. Die vier ersten Nächte. Göttingen. Bei Joh. Wilh. Schmidt. 1752.

Da uns schon der Herr Ebert eine schöne Uebersetzung dieses Meisterstücks eines der ehrbarsten Dichter geliefert hat [2]), so wird man vielleicht sagen, daß eine neue Uebersetzung unnöthig sei, besonders wenn es wahr sein sollte, daß diese in reimlosen schlecht scandirten Versen, und jene in einer starken poetischen Prose wäre. Wir können hierzu nicht völlig ja sagen, da wir dem neuen Hrn. Uebersetzer wenigstens in der Absicht vielen Dank schuldig sind,

---

1) Ueber de l'Isle vgl. das vierte Stück der „Theatralischen Bibliothek" Nr. XIII, und über seinen „Timon" das achtzehnte Stück der „Hamburger Dramaturgie".

2) Johann Arnold Ebert (1723—1795), Dr. Eduard Youngs Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit in neunzehn Nächten, nebst dessen Satiren auf die Ruhmbegierde. 5 Bände, Braunschweig 1760—1771. Nach Jördens' Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten I, 440 soll die Verdeutschung Youngs zuerst erschienen sein in „Uebersetzungen einiger poetischen und prosaischen Werke der besten englischen Schriftsteller". 2 Bände. Braunschweig 1754 und 1756. Schiller in „Braunschweigs schöne Literatur", 1845, S. 69 und Gödeke in seinem Grundriß sind dieser Angabe gefolgt, die nach der vorliegenden Stelle zu berichtigen ist. — Eine zweite Auflage der oben besprochenen hexametrischen Uebersetzung erschien Hannover, bei Joh. Wilh. Schmidt 1760—1761 und wurde im XVIII. Bande der Literaturbriefe, 1764, besprochen.

daß er das englische Original unter uns durch seine Arbeit gemeiner macht; zumal wenn es ihm gefallen sollte, sie fortzusetzen. Statt einer Vorrede findet man einige Nachrichten von dem Verfasser D. Young, aus einem Schreiben des Herrn von Tscharner[1]) an den Herrn Hofrath von Haller. Die Umstände, welche zu Erläuterung seiner Nachtgedanken dienen können, sind folgende: „Lucia war seine Gemahlin und Narcissens Mutter; eine Schwester des Grafen Litchfield, dem das fünfte Buch der Nachtgedanken zugeschrieben ist, und eine Großtochter König Karls des Zweiten von mütterlicher Seite. Narcisse heirathete Philandern, einen Sohn Mylord Palmerstons. Diese Ehe und die Familie der Lucia verband den D. Young mit einigen der vornehmsten Häuser des Königreichs. Philander und Narcisse starben beide auf einer Reise, die sie nach Frankreich unternommen hatten, um ihre Gesundheit wieder herzustellen, und auf welcher sie von ihrem würdigen Vater waren begleitet worden. Bald nach jenes Tode folgte sie ihrem Ehgemal: ein doppelter Verlust, der Young in die tiefste Betrübniß versetzte. Dieser wurde überdem auf der Reise von Calais nach Douvre mit einem so starken Fieber befallen, daß er sich dem Tode nahe fand. Und dieses waren die traurigen Begebenheiten, die ihm die Gelegenheit und den Vorwurf zu den Nachtgedanken gegeben hatten . .“ Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

[20. Februar.]

Drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs. Hamburg, zu bekommen in Joh. Carl Bohns Buchhandlung, 1753. In groß 4°. Auf 1 Bogen[2]).

Wann Worte und Redensarten, wobei gewisse große Geister vielleicht etwas gedacht haben, wiederholen, denken heißt; wann kurze und nicht zusammenhangende Perioden das einzige sind, worinne der lakonische Nachdruck besteht; wann in der bunten Reihe häufiger? declamatorischer! und geheimnißvoller . . . . das

1) Vgl. oben die Recension der „Vermischten Abhandlungen und Anmerkungen“.
2) Diese Gebete sind, obgleich Lessing in der zweitfolgenden Recension widerspricht, doch von Klopstock (Werke X, Leipzig 1755, S. 281—292).

Erhabene steckt; wann verwegene Wendungen Feuer, und undeutsche Wortfügungen Tiefsinnigkeit verrathen; kurz wann unserer Witzlinge neueste Art zu denken und sich auszudrücken die beste ist: so wird man hoffentlich wider angezeigten Bogen nichts zu erinnern haben; es müßte denn die Kleinigkeit sein, daß der Verfasser vielleicht nicht gewußt hat, was beten heißet. Zuerst läßt er den Freigeist beten. Dieses Gebet schließt sich: „O könnte ich mich aufmachen, und eilen und mit diesen Thränen der Vernichtung flehen: Erbarme dich über mich! Denn verflucht sei der Mann, der mich gezeugt, und das Weib, die mich geboren hat!" Heißt denn das auch beten, müssen wir fragen, verzweifelnde Gesinnungen gegen ein Wesen ausschütten, das man nicht kennet? Das folgende Gebet des Christen, welches der vorige nach einigen Jahren sein soll, würde dem Unsinne eines Inspirirten viel Ehre machen. Das erhabenste Gebet, welches uns Christus selbst hinterlassen hat, ist zugleich das einfältigste, und nach diesem Muster ist es wenigstens nicht gemacht. Das Gebet endlich eines guten Königs, ist so schön, daß man darauf wetten sollte, es habe es kein König gemacht. Ein orientalischer Salomon hat dagegen sehr kriechend gebetet.[1]) Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Gr.

[1. März.]

Zu der oben in dem Artikel von Berlin gemeldeten Abreise des Herrn Mylius hat der Herr D. Lehmann seinen Glückwunsch auf einen Bogen in 4°. drucken lassen. Er handelt darinne vorläufig de aere sub terra latente causa movente Vulcanorum vel montium ignivomorum, und trägt Gedanken vor, die seiner physikalischen Einsicht und bekannten Kenntniß des innern Baues der Erde Ehre machen. Herr Mylius selbst hat einen Abschied aus Europa drucken lassen[2]), den, ohne Zweifel, alle seine Freunde schon gelesen und ihn mit Rührung gelesen haben. Eben da er Europa als ein Naturforscher verläßt, hat er sich noch erinnert, daß er ein eben so großer Dichter ist.

---

1) 1 Kön. 3, 8. 11; 4, 29 f.
2) Steht in seinen von Lessing herausgegebenen Werken, S. 597 ff.

[6. März.]

Drei Gebete eines Anti-Klopstockianers, eines Klopstockianers und eines guten Criticus. 1753. Auf einem Quartbogen.[1])

Dieses ist eine Parodie der drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs, deren wir letzthin gedacht haben. Sie würde sehr sinnreich sein, wenn sie nicht so leichte gewesen wäre. Warum läßt man den Herrn Klopstock die Ungereimtheit seiner Nachahmer entgelten? Wie kann man auf den Einfall kommen, ihn selbst zum Verfasser der parodirten Gebete zu machen? Er ist, aller Spöttereien und aller unglücklichen Nachahmungen ungeachtet, eben so gewiß ein großer Dichter, als der Verfasser dieser Parodie kein Satyricus ist. Kostet 1 Gr.

[15. März.]

Erzählungen. Heilbronn bei F. J. Eckenbrecht. 1752. In klein 4⁰. 17 Bogen[2]).

Vielleicht zeigen es sogleich die lateinischen Buchstaben an, daß der Verfasser dieser Erzählungen keiner aus dem gemeinen Haufen der Dichter sein will. Er ist es auch in der That nicht. Eine feurige und doch sittsame Einbildung, die Sprache der Natur, Schilderungen, die nicht in Eil entworfen, sondern mit Fleiß ausgearbeitet zu sein scheinen, geben ihm das Recht auf einen vorzüglichen Rang unter unsern Dichtern. Sollte aber einmal die Nachwelt sein Zeitalter nicht gleich aus gewissen transcendentalischen Ideen, aus der distillirten Zärtlichkeit, und einer mehr als thelematologischen Anatomie der Leidenschaften schließen können? Vielleicht ist es so tadelhaft nicht, als allzustrenge Kunstrichter etwa denken, wenn man mit wesentlichen Schönheiten, die ihren Glanz durch alle Jahrhunderte behalten werden, gewisse Modeschönheiten, Geburten eines flüchtigen Geschmacks, verbindet, um des Beifalls so wohl der jetzigen als folgenden Zeiten gewiß zu sein. Die richtigste Vorstellung, welche man von diesen Erzählungen machen kann, ist

---

1) Der Verfasser heißt Dreger.
2) Der Verfasser ist Wieland.

diese, wenn man sie Nachahmungen der Erzählungen des Thomsons nennt, deren Werth nach dem Werthe der Originale zu bestimmen ist. Es sind derselben sechse, welche folgende Aufschriften haben: Balsora, Zemin und Gulhindy, die Unglücklichen, der Unzufriedne, Melinde, Selim. Kosten in den Vossischen Buchläden 8 Gr.

[24. März.]

Königsberg prangt jezo mit einem Dichter, welcher in dem vorigen Jahrhunderte zu Nürnberg ein großer Geist hätte sein können. Es ist derselbe Herr Johann Friedrich **Lauson**, wohlverdienter Collège bei der Kneiphöfischen Schule, J. V. C. und Verfasser eines unter der Presse schwitzenden **Versuchs in Gedichten nach Königsbergischem Geschmacke**[1], auf welchen man, nach Anzeige eines gedruckten Avertissements, 10 gute Gr. Vorschuß annimmt. Dieser berühmte Mann hat bei dem am 24. Mai vorigen Jahres eingefallenen Gröbenschen Actu, im großen academischen Auditorio, von einem ihm daselbst versiegelt überreichten Themate, aus dem Stegreife, über eine Stunde eine Rede, (horresco referens!)[2] in deutschen Versen gehalten. Eine so miraculöse Geschicklichkeit ist vielen, und endlich ihm selbst, so unglaublich vorgekommen, daß er nöthig befunden hat, sie mit einem Atteſtate des academischen Senats bewähren zu lassen, und dieses Attestat, aus Liebe zur Wahrheit, in der Welt herum zu senden. Was für Lobsprüche wird er nicht einsammeln! Was für Neider wird er nicht erwecken! Wir erinnern uns mit Erstaunen gelesen zu haben, daß es Kranke gegeben hat, welche bei phrenetischen Zufällen, in Reimen geredet; aber was sind diese Wahnwitzige gegen den Herrn Lauson, von welchem wir gewiß wissen, daß er ein gleiches frisch und gesund gethan hat? Nothwendig müssen die verfolgten Reime, bei jetzigen bedrängten Zeiten, ihre Zuflucht in den Mund dieses glückseligen Sterblichen genommen haben,

1) Johann Friedrich Lauson, Erster Versuch in Gedichten, mit einer Vorrede von der Extemporal-Poesie und einem Anhange von Gedichten aus dem Stegreif. Königsberg 1753.

2) Aus dem zweiten Gesange von Virgils Aeneis, in der Erzählung von Laokoon.

um sich zur Beschämung ihrer Feinde, welche von ihrer Schwierigkeit so viel schreckhafte Begriffe machen, wetteifernd aus ihm zu ergießen. Wir wünschen gedachte Rede mit unbeschreiblichem Verlangen unter seinen Gedichten zu finden, und werden uns des Vorschusses nicht entbrechen, sobald er noch ein Attestat auswirken wird, welches der Welt versichert, daß er seine Rede nicht nur in deutschen Versen, sondern auch in guten deutschen Versen gehalten hat. Doch im Ernste, die Auslassung dieses Worts, und das hinzugefügte angesuchter maaßen wird bei Vernünftigen den academischen Senat hinlänglich rechtfertigen, welcher es freilich nicht wohl hat abschlagen können, dem Herrn Lauson eine begangene Thorheit zu attestiren.

[5. April.]

Braunschweig. Man sieht ein mit Beisetzung dieses Ortes gedrucktes Gedicht, unter dem Titel:

Professor Johann Christoph, oder der Koch und der Geschmack, ein episches Gedicht, des Vorspiels zweiter Theil. 1753.

Da diese Schrift, in welcher die Personen mit Namen genennet sind, sehr beißend und spöttisch eingerichtet ist, so tragen wir billig Bedenken, mehr, als den Titel, davon anzuführen.

[12. April.]

Staats- und Liebesgeschichte der Durchlauchtigsten Prinzessin Numerane von Aquitanien. Aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig. 1752. In 8°. 15 Bogen.

Wer sollte nicht Lust haben, die Geschichte einer Prinzessin zu lesen, deren erstaunliche Schönheit allen denen Fesseln anlegte, welche die Augen auf sie warfen; einer Prinzessin, deren Blicke gewisse Pfeile in aller Herzen schossen, so daß sich Junge und Alte, Könige und Helden, Chilperich und Ramfroy, Froila und Miramalin in sie verlieben mußten; einer Prinzessin, in die sich gewiß noch weit mehrere würden verliebt haben, wann ihr Geschichtschreiber mehr Mitbuhler, zur Verwirrung seines Romans, gebraucht hätte? Man trifft Alles darinne an, was man nur in

einer Staats- und Liebesgeschichte suchen darf; schreckliche Kriege, Turniere, Verkleidungen, wunderbare Erkennungen, kostbare Gärten, Liebeserklärungen, Eifersucht, Verzweiflung, Hochzeiten und Mörder: nur keine gesunde Vernunft, welche auch wahrhaftig in einem zum Zeitvertreibe geschriebenen Buche sehr entbehrlich ist. Dem Uebersetzer ist man ein sehr verbindliches Compliment schuldig, daß er etwas nach dem Geschmacke seiner Landsleute zu sein geglaubt, wovor den Franzosen schon längst geekelt hat. Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

Irene, oder die von der Herrschsucht erstickte Mutterliebe, ein Trauerspiel, verfertiget von M. Johann Gottfried **Bernhold**[1], der Alumnorum und der Oekonomie auf der Altdorfischen hohen Schule Inspector, und der lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitglied. Nürnberg bei Stein und Raspe. 1752. In 8°. 5 Bogen.

Der einzige, welcher Deutschland einen Corneille zu versprechen schien, war der Hr. Prof. Schlegel; allein er starb, eben da seine Landsleute auf ihn stolz zu werden anfingen. Von dem Herrn Bernhold darf man sich wohl schwerlich die Hoffnung machen, daß er uns dieses Verlustes wegen schadlos halten werde. Sein Trauerspiel wird zu wenig mehr, als zu Vermehrung der Register des Herrn Prof. Gottschebs[2]) taugen. Nur sechs Zeilen wollen wir daraus anführen, woraus man sehen wird, daß es einer Reibehandischen Bühne vollkommen werth ist. Constantinus, nachdem ihn seine Mutter verdammt hat, daß er geblendet werden soll, spricht:

Nun gute Nacht, o Welt! Ich habe gnug gesehen,
Wie ungerecht es pflegt, bei Menschen zuzugehen.
Die größten Lieblinge, die werden zu Verräthern!
Die Fürsten mischen sich selbst mit den Uebelthätern!
Der Unterthan empört sich ohne Furcht und Scheu!
Freund, Feind und Mutter sind in Falschheit einerlei xc. xc.

Kostet 2 Gr.

---

1) 1720—1766.
2) Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Schaubühne.

[24. Mai.]

Cenie oder die Großmuth im Unglück, ein moralisches Stück der Frau von Grafigny, und **Cato,** ein Trauerspiel des Herrn Addisons, übersetzt von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedinn. Leipzig, verlegts B. Ch. Breitkopf 1753. In 8°. 12 Bogen.

Cenie ist ein Meisterstück in dem Geschmacke der weinerlichen Lustspiele. Die Kunstrichter mögen wider diese Art dramatischer Stücke einwenden, was sie wollen; das Gefühl der Leser und Zuschauer wird sie allezeit vertheidigen, wenn ihre Verfasser anders das sanftere Mitleiden eben so geschickt zu erwecken wissen, als die Frau von Grafigny[1]). Sie hat an der Frau Gottschedin die würdigste Uebersetzerin gefunden, weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich verdolmetschen können, welche sie selbst gedacht zu haben fähig sind. Ihre Uebersetzung war in Wien sehr fehlerhaft abgedruckt worden, und es ist ein Glück, daß die Fr. Professorin böse werden kann, sonst würden wir diesen richtigern Abdruck nicht erhalten haben. Sie hat ihre Uebersetzung des Cato beigefügt, weil man sie nicht mehr haben können. Kostet in den Vossischen Buchläden 5 Gr.

[26. Mai.]

Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig bei Lankischens Erben. 1753. In 8°. 6 Bogen.

Dieses ist der Anfang einer neuen periodischen Schrift, worinne die prosaischen Aufsätze mit den poetischen, die ernsthaften mit den anmuthigen abwechseln sollen. Es werden keine Uebersetzungen, wohl aber, doch nur selten, Nachahmungen darinne vorkommen; in welchem Stücke die Verfasser glücklich den Weg der Belustiger[2]) einschlagen. Und in der That, kann sich der, welcher nur ein wenig

---

1) Vgl. über das Stück die „Hamburger Dramaturgie", besonders St. 53, und über das rührende Lustspiel im Allgemeinen das erste Stück der „Theatralischen Bibliothek" Nr. I.

2) Johann Joachim Schwabe, Belustigungen des Verstandes und Witzes. Leipzig 1741 ff. 8 Bände. Die Mitarbeiter und Schwabe selbst waren Gottschedianer.

eifrig für die Ehre seiner Nation ist, wohl erniedrigen, ein Uebersetzer zu werden, wenn er selbst ein Original werden kann? Und ist ein mittelmäßiges Original denn nicht immer leichter als eine gute Uebersetzung? Wir wollen den Inhalt dieses ersten Stücks anzeigen. Es kommen darinne vor 1. Der Jüngling, eine Ode. In einer Ode von siebzehn zehnzeiligen Strophen hat man es eben nicht nöthig, kurz, erhaben und malerisch zu sein. 2. Der Geiz. 3. Von den Ordaliis oder Gottesurtheln der alten Deutschen. 4. Der Sturmwind, ein Gedicht. Die erste Strophe ist eben so schön als die andern mittelmäßig sind. 5. Der Knabe und der Spiegel. 6. Sendschreiben an den Herrn X. Buchhändlern in L., ob ein altes Buch unter verändertem Titel als neu zu verkaufen sei? 7. Das Bessere. 8. Leben Johann Drydens. Der Verfasser versichert uns, daß er mit den Schriften dieses englischen Dichters bekannter sei, als mit seinen Namen. 9. Die verschlagne Frau. Eine Erzählung. 10. Wein und Liebe. 11. An den Winter. 12. Das Seltene. 13. Das Gemeine. 14. Der tapfere Officier. 15. Verzeichniß einiger Schriften, welche künftige Messe in allen Buchläden zu haben sein werden, sobald sich ein Verleger dazu gefunden. 16. Die Tugend. Alle Aergerniß zu vermeiden, werden diejenigen, welche sich jedes Stück dieser Erweiterungen etwa besonders heften lassen, wohl thun, wann sie diese letzte Seite an den Umschlag kleistern lassen. Das zweite Stück von diesen Erweiterungen ist diese Messe auch erschienen, worinne eine gleiche Abwechselung, doch mit etwas mehr guten Stücken herrscht. Jedes Stück kostet in den Vossischen Buchläden 2 Gr.

[28. Juni.]

Vie de Madame de Maintenon. Tome premier. à Nancy chez H. Brinneau. 1753. In 12°. 10 Bogen.[1])

Eben der Verfasser, welcher uns vor einiger Zeit die Briefe der Frau von Maintenon geliefert hat, fängt mit diesem ersten Theil an, uns ihre Lebensbeschreibung zu liefern. Bisher ist seine Heldin nur unter den Zügen der Satyre erschienen, und man hat

1) Für Lessingisch erkannt von Danzel, Lessing I, S. 539.

sie nach ihrem Tode eben so sehr verleumdet, als sie bei Lebzeiten angebetet wurde. Durch eine vollkommene Unparteilichkeit hoffet er sie in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, und der Welt den fast allgemeinen Irrthum wegen ihrer Aufführung zu benehmen. Die Franzosen haben schon längst angefangen, eben das mit dem Jahrhunderte ihres großen Ludewigs zu thun, was man sonst nur mit dem Alterthume zu thun pflegte; sie verschönern alle Personen desselben; auch das Böse, das sie von einigen sagen müssen, sagen sie auf eine Art, die sie dem ungeachtet zu außerordentlichen Geistern macht. Vielleicht, daß diese Anmerkung auch durch einige Stellen der gegenwärtigen Lebensbeschreibung bestätiget wird. Das Wunderbare des Romans scheint ein wenig zu sehr darinne zu herrschen, als daß das Wahre der Historie nicht hin und wieder sollte sein verdrängt worden. Doch der Herr de la Beaumelle sucht Leser; und die anzulocken ist jenes besser als dieses. Er sitzt jetzo in der Bastille, dem gewöhnlichen Aufenthalte der französischen witzigen Köpfe. Kostet in dem Vossischen Buchladen 6 Gr. und eine deutsche Uebersetzung dieses ersten Theils 4 Gr.

[7. August.]

Le soldat parvenu ou Memoires et Avantures de Mr. de Verval dit Bellerose par Mr. de **M****, enrichi de figures en taille-douce en II Tomes. à Dresde chez G. C. Walther. 1753. In 8°. 1 Alph. 15 Bogen.

Der Herr von Marivaux schrieb einen Roman unter dem Titel der glücklich gewordene Bauer.[1]) Er fand Beifall, weil er schön war, noch mehr aber, weil die letztern Theile desselben, wegen verschiedener darinne enthaltnen Persönlichkeiten, das Glück hatten, in Paris verboten, oder gar, wie man sagt, verbrannt zu werden. Der Ritter Mouhy, ein nachäffender Geist, setzte bald darauf eine glücklich gewordene Bäuerin zusammen; ein Buch, welches einem Langeweile machen kann, wenn man keine hat. Wir haben eine deutsche Uebersetzung davon, und auf dem Titel derselben

---

1) Nach demselben verfaßte er wohl auch sein Lustspiel L'héritier de village, welches Krüger unter dem Titel „Der Bauer mit der Erbschaft" übersetzte. (Hamburger Dramaturgie, St. 28.)

wird, entweder aus einer albern Unwissenheit, oder aus einem sträflichen Betruge, der Herr von Marivaux als Verfasser angegeben. Wenn etwa der, der uns hier mit einem glücklich gewordenen Soldaten beschenkt, sich nur deswegen mit einem M** anfängt, damit er den Pöbel seiner Leser zu einer gleichen Vermengung verführen möge; so muß man gestehen, daß dieser Kunstgriff ein wenig zu grob ist. Wann er noch eben den ursprünglichen Witz, eben die Kenntniß der Welt, eben die Einsicht in die Geheimnisse des menschlichen Herzens, und eben die Geschicklichkeit im Erzählen und Schildern zeigte; so möchte es hingehen: allein wir besorgen, daß Leser von Geschmack ihn eben so weit unter dem Mouhy finden werden, als Mouhy unter dem Marivaux ist. Er giebt seine Geschichte für eine solche aus, die auf einem wahren Grunde ruhet; und der Hauptinhalt ist auch in der That so gemein, daß man seinem Vorgeben nicht sehr widersprechen wird. Sein Held schwinget sich aus einem bürgerlichen und dunkeln Geschlechte bis zur Stelle eines Obersten unter den Ingenieurs; und dieses durch seine Verdienste. Er gelangt zu einem ansehnlichen Vermögen; und dieses durch seine gute Gestalt, und seine Liebeshändel. Beides ist ein Wunder, das noch ziemlich alltäglich zu sein scheint. Doch wenn auch; es giebt eine Art, auch die gemeinsten Umstände auf eine gewisse Art dem Leser so wichtig und so reizend zu machen, daß er bei den außerordentlichsten Zufällen nicht aufmerksamer sein würde. Aber zum Unglücke weiß der Verfasser von dieser Art gar nichts; wenigstens nichts mehr als ohngefähr genug ist, die allermüßigsten Leute mit Müh und Noth um ein Paar lange Stunden zu bringen. Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Thlr. 8 Gr.

[18. August.]

Die Fässer an den König von Preußen von dem Herrn von **Voltaire.** In 8⁰. ½ Bogen.

Dieses Gedichte selbst ist in seiner Grundsprache bekannt. Der Uebersetzer, welcher sich R. Rohde nennt, sagt, er habe sich bemüht, des Herrn von Voltaire französische Verse in eben so viel deutsche zu bringen, ohne darüber einen Haupt- oder Nebenbegriff, worauf

der Dichter einigen besonderen Werth gelegt hat, zu verlieren. Daß er sich darum bemüht habe, müssen wir ihm glauben: allein, daß es ihm nicht gelungen ist, wird er so gut sein und uns glauben. Der Anfang lautet bei ihm folgender Gestalt:

Pascal, der fromme Thor, Heraclit unsrer Zeit,
Irrt, wenn er, da die Welt ihm, er ihr, stets verhaßter,
Meint, Alles sei darin nur Elend oder Laster.
Mit Trauern sagt er uns: „Ach, es ist ohne Streit,
Ein König, dem man dient, selbst einer, den man liebt,
Sobald derselbe einsam ist,
Und ihn der Höfling nicht umgiebt,
Ist Mitleids werth und find't, daß nichts sein Unglück mißt."
Er ist der Glücklichste, wofern er schafft und denket.
Dies zeigt dein Beispiel an, erhabener Monarch.
Entfernt vom Hofe, wo dein Fleiß nicht g'nug verbarg,
Durchforschst du, wenn dein Blick sich in die Tiefe senket,
Wohin wir kraftlos sehn, verborgner Dinge Grund. zc. zc.

Wir können es kühnlich wagen, diesen Zeilen eine andere Uebersetzung entgegen zu setzen, welche gleichfalls Zeile auf Zeile paßt, ob man sich gleich aus dieser Sklaverei kein Verdienst macht.

Ja, Blaise Pascal irrt; laßt uns die Wahrheit ehren!
Der fromme Misanthrop, der tiefe Heraclit,
Der hier auf Erden nichts als Noth und Laster sieht,
Behauptet kühn in schwermuthsvollen Lehren:
„Ein König, den man zu ergötzen strebt,
Ja gar ein König, den man liebet,
Sei, wenn ihn, fern vom Prunk, kein Höfling mehr umgiebet,
Elender tausendmal, als der im Staube lebt."
Er ist der Glücklichste, wofern er wirkt und denkt!
Das zeigest du, Monarch, den oft zu ganzen Tagen,
Der weisen Eule gleich, das Kabinet umschränkt,
Von da dein Adlerblick sich darf zur Tiefe wagen,
Wohin vor Blöden sich der Weisheit Licht gesenkt. zc.

Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Gr.

[13. September.]

Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens. Sechstes Stück. Frankfurt und Leipzig bei F. Lankischens Erben. 1753.

Die Verfasser schließen mit diesem Stücke den ersten Band, und wir nehmen uns bei dieser Gelegenheit die Freiheit, ihnen zu

sagen, daß sie noch nicht einmal der Schatten von den Belustigern[1], sind. Ihre prosaischen Stücke sind mittelmäßig, und das ist es Alles, was wir auch von denen sagen können, die wir wissen nicht was für ein gelehrtes Ansehen haben wollen. Ihre poetischen Aufsätze aber sind noch unter dem Mittelmäßigen und dem Elenden ziemlich nahe. Sie reimen ohne Erfindung, ohne Witz, ohne Sprachrichtigkeit die allertrivialsten Gedanken, wenn es anders Gedanken sind. Von Gott sagt einer von ihren Dichtern S. 489:

O nein, sein Ohr ist nicht zu dick,
Sein Arm ist nicht zu kurz;
Er hört ihn, und er schafft sein Glück,
Und wendet seinen Sturz.

Von dem Joseph sagt eben dieser:

Die Brüder, seine Peiniger,
Die ihn aus Neid geraubt,
Sehn nun den Bruder herrlicher
Als sie vorher geglaubt.

Ein andrer singt:

Kein Haushalt mehret meinen Kummer,
Kein böses Weib stört meine Ruh.

Bei Beschreibung seines Gartens sagt er:

Kein Jupiter schwingt seine Blitze,
Den hier des Künstlers Hand geätzt.
Was ist ein solcher Gott mir nütze,
Den erst sein Unterthan gesetzt?

Als wenn man Bildsäulen deswegen in die Gärten setzte, um sie anzubeten. Solch Zeug wird man auf allen Seiten finden, wo die Herren ihre Prose nach gereimten Zeilen abtheilen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[13. November.]

G. E. Lessings Schriften. Erster und zweiter Theil. Berlin bei Christ. Fr. Voß. 1753. In 12°. 1 Alph. 3 Bogen.

Der erste Theil dieser Schriften enthält zwei Bücher Lieder, Fabeln, Sinnschriften und Fragmente ernsthafter Gedichte. Diese

1) Vgl. oben die Recension des ersten Heftes der „Erweiterungen".

letztern hat der Verfasser seinen Lesern nicht ganz mittheilen wollen, vielleicht ihnen den Ekel zu ersparen, den er selbst empfunden hat, wenn er um einige wenige schöne Stellen gelesen zu haben, zugleich nicht wenig schlechte, und sehr viel mittelmäßige hat lesen müssen. Der zweite Theil bestehet aus Briefen, die man, wenn man will, freundschaftliche Briefe eines Pedanten nennen kann. Wenn es übrigens wahr ist, daß verschiedene von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken den Beifall der Kenner, gedruckt oder geschrieben, schon erhalten haben[1]), so kann man vielleicht vermuthen, daß ihnen die Sammlung selbst nicht zuwider sein wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[8. December.]

Elvire Poeme par Mr. d'Arnaud, Conseiller d'Ambassade de sa Majesté le Roi de Pologne etc. und Membre de l'Academie de Prusse. à Amsterdam 1753. Chez Mortier[2]). In 8⁰. 6 Bogen.

Der Stoff zu diesem Gedichte ist eine Episode aus dem fünften Gesange der Lusiade des unsterblichen portugiesischen Dichters Camoens; die Geschichte nämlich des Don Manuel de Souze, welcher mit seiner Frau, Elvire, an den Klippen des Vorgebirges der guten Hoffnung Schiffbruch leidet und auf eine wüste Insel geworfen wird, wo sie dem Hunger eine erschreckliche Beute werden. Was Herr Arnaud für ein Dichter sei, weiß man schon. Die Reinigkeit der Sprache, das Wohlklingende der Versification, und hier und da ein Meisterzug, den er aber, wie es scheint, mehr seinem Gedächtnisse, als seinem Genie zu danken hat: dieses sind seine Schönheiten, hinlängliche Schönheiten eine an sich selbst sehr rührende Geschichte so vorzutragen, daß sie ihren Eindruck nicht verlieret. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

---

1) Vgl. die Vorrede zu dem ersten Theile der „Schriften“ in diesem Bande.
2) Vgl. oben die Recension von Arnaud, Mort du Maréchal de Saxe.

[25. December.]

Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Zürich bei Orell. 1753. In 4°. 16 Bogen.

Dieses ist eines von den Meisterstücken, mit welchen uns in vergangener Messe die Schweiz beschenken wollen, die sich lange genug mit trocknen Regeln beschäftiget hat, und nunmehr auch die Muster dazu geben will. Es ist aus der Feder des Hrn. Wielands, eines so fruchtbaren Geistes, daß die Vielheit seiner poetischen Geburten beinahe ein Vorurtheil wider ihren innern Werth sein könnte, wann ihm der Gott der Kritik nicht stets zur Rechten stünde, der ihn durch sein cave faxis te quidquam indignum! immer bei gleicher Stärke zu erhalten weiß. Daß es Briefe aus dem Reiche der Todten sind, sieht man aus dem Titel; und daß diese Einkleidung keine Erfindung des Hrn. Wielands ist, werden diejenigen wissen, welche die Briefe der Frau Rowe und andre dieser Art kennen. Es sind deren neune, welche alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundschaft sind, so daß uns schon der Inhalt mit aller Achtung davon zu reden bewegen muß. Ueberall herrscht darinne das feinste der feinsten Empfindungen; und die Nachrichten, die uns von dem Himmel mitgetheilt werden, sind neu und curiös. Wem die Briefe selbst ein wenig zu lang vorkommen sollten, der mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieses Leben jetziger Zeit sehr rar sind, und man also den Mangel des öftern Schreibens durch das viel Schreiben ersetzen muß. Sonst aber haben wir durch eine neuere Nachricht von dorther erfahren, daß man eine scharfe Untersuchung angestellt, die wahren Namen dieser Correspondenten, eines Junius, einer Lucinde, eines Teaners, und wie sie alle heißen, zu entdecken, um es ihnen ernstlichen zu verweisen, daß sie sich unterstanden haben, wider das: Sie haben Mosen und die Propheten rc.[1]) zu handeln. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

1) Luc. 16, 29.

[27. December.]

Gleich jetzo erhalte ich zwei Bogen in Octav, welche in Halle bei Gebauern unter folgender Aufschrift gedruckt sind:

Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artikel in dem Hamburgischen Correspondenten wegen der im 178. und 179. Stücke eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horaz[1]).

Der Herr Pastor Lange hat mir darinnen die Ehre angethan, auf meine Kritik zu antworten; und sich die Schande, es auf eine so abgeschmackte Art zu thun, daß nichts darüber geht. Indem er seine Fehler entschuldigen will, macht er neue, einen über den andern. Sie scheinen mir unter sich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichsten machen können; und es gelingt ihnen so gut, daß ich einige Tage Bedenkzeit haben muß, wenn ich den Ausspruch thun soll. Ein einziger Punkt ist es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kann. Was ich mir nie von einem vernünftigen Mann, geschweige von einem Geistlichen vermuthet hätte, muß ich von ihm erfahren, von ihm, der meine Vermuthung nicht das erste Mal übertrifft. Er greift meinen moralischen Charakter an, auf welchen es bei grammatikalischen Streitigkeiten, sollte ich meinen, nicht ankäme. Er giebt mir auf der 25. Seite einen recht abscheulichen Anstrich; er macht mich zu einem kritischen Breteur, welcher die Schriftsteller herausfordert, damit sie ihm die Ausforderung abkaufen sollen. Ich weiß hierauf nichts zu antworten als dieses: daß ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boshaftesten Verläumder erkläre, wenn er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beschuldigung nicht beweiset. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber ist das Gegentheil zu erhärten eine Kleinigkeit; und zwar durch das schriftliche Zeugniß eben des dritten Mannes, auf welchen er sich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, daß mir die angemuthete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin bis dahin sein Diener.

Gotthold Ephraim Lessing.

1) Vgl. über Lange's Streit mit Lessing das „Vademecum für Lange" in diesem Bande und meine Einleitung.



[29. December.]

Zu dem instehenden neuen Jahre wird es wohl nicht undienlich sein, eine Leipziger Galanterie bekannt zu machen, durch welche man eine kalte Mode wenigstens in einen Scherz verwandeln kann. Es sind **satyrische und moralische Neujahrswünsche**; an der Zahl vier Dutzend, zwei für Mannspersonen und zwei für Frauenzimmer. Sie sind in Form einer Spielkarte, aus der man sich ein Blatt nach Belieben zieht, und allenfalls den darauf enthaltenen Spruch als eine Warnung des Himmels ansehen kann. Wir müssen gestehen, daß dieser fast durchaus eine ziemlich artige Sinnschrift ist, deren Verfasser ohne Zweifel auch etwas Besseres machen können, als Neujahrswünsche. Zwei kleine Proben mögen es zeigen.

Für eine Mannsperson.

Dir wünsch' ich, daß dies Jahr auf Erden
Nicht der Verwandlung Zeit erscheint.
Denn wie die kluge Frau gemeint,
So möchtest du zum Fächer werden.

Für ein Frauenzimmer.

Ihr Frauen von Triumph, ihr Fräuleins von Quadrille,
Das nächste Jahr geb euch in jedem Spiel Spadille!
Und stellt sich sonst kein Freier ein,
So mags ein Kartenmaler sein!

Ein jedes Spiel, welches sein besonderes Futteral hat, kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 9 Gr.

(Jahrgang 1754.)

[17. Jannar.]

Ein **Vade mecum** für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformate ausgefertiget von **G. E. Lessing.** Berlin 1754. Auf 4 Bogen in 12°.[1]).

Wenn es wahr ist, daß die Werke des Horaz eine Hauptquelle des Geschmacks sind, und daß man nur aus seinen Oden, was Oden sind lernen kann; wenn es wahr ist, daß man gegen die

1) Vgl. die vorige Recension und die Einleitung zu diesem Bande.

deutschen Uebersetzungen aller klassischen Schriftsteller überhaupt nicht scharf genug sein kann, weil sie die vornehmsten Verführer sind, daß sich die Jugend die Originale nur obenhin zu verstehen begnügen läßt; wenn es wahr ist, daß die Fehler solcher Männer, die ohne eine tiefe kritische Kenntniß der alten Dichter, würdige Nachahmer derselben heißen wollen, ansteckender als andrer sind: so wird man hoffentlich die kleine Streitigkeit, die man dem Herrn Pastor Lange wegen seines verdeutschten Horaz erregt hat, nicht unter die allergeringschätzigsten, sondern wenigstens unter diejenigen Kleinigkeiten rechnen, die nach dem Ausspruche des Horaz ernsthafte Folgen haben: hae nugae seria ducent. Herr Lange hätte nichts Unglücklichers für sich thun können, als daß er auf die Lessingsche Kritik mit so vielem Lärmen geantwortet hat. Wann er sich dieselbe in der Stille zu Nutze gemacht hätte, so würden vielleicht noch manche in den Gedanken geblieben sein, daß die darinne getadelten Stellen die einzigen tadelswürdigen wären. Aus diesen Gedanken aber werden hoffentlich auch seine geschworensten Freunde durch dieses Vade mecum gebracht werden, welches seinen Namen aus der abgeschmackten Langenschen Spötterei über das unschuldige Format der Lessingschen Schriften erhalten hat [1]. Der Verfasser zeigt ihm darinne unwidersprechlich, daß er weder Kenntniß der Sprache noch Kritik, weder Alterthümer- noch Geschichtskunde, weder Wissenschaft der Erde noch des Himmels, kurz, keine einzige von den Eigenschaften besitze, die zu einem Uebersetzer des Horaz erfordert werden. Wir würden einige kleine Proben davon anführen, wenn es nicht beinahe zu viel wäre, daß der Herr Pastor seine Beschämung an mehr als einem Orte finden sollte. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

1) Lessing an Gleim, den 2. October 1757: „Ein ander Werk von Lieberkühnen könnte ich Ihnen mitschicken, wenn es sich der Mühe verlohnte; er hat nämlich diese Messe Sittliche Gedichte zur Ermunterung des Gemüths herausgegeben und zwar, was mich ärgert, in Duodez. In der That zwar sollte es mich nicht ärgern; denn, Gott sei Dank, nun habe ich doch auch in diesem Formate einen unten mir; und ich bin nicht mehr der schlechte deutsche Poet in Duodez κατ᾽ ἐξοχην."

[23. Februar.]

Der Russische Avanturier, oder sonderbare Begebenheiten des edeln Russen Demetrius Magouskyn genannt. Aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt. Frankfurt und Leipzig 1753. In 8°. 1 Alph. 5 Bogen.

Dieser Roman muß sich nothwendig von einem ehrlichen Deutschen herschreiben, dem der Ruhm seiner Nation am Herzen liegt. Da er sahe, daß sie auf seinen Witz unmöglich würde stolz thun können, so wollte er ihr wenigstens den Verdruß, sich seiner zu schämen, ersparen, und setzte also diese Hirngeburt auf die Rechnung der Spanier, die mit ihrem Don Quixote ohnedem nicht viel Ehre eingelegt haben. Es wäre zu wünschen, daß alle elende Schriftsteller ihm diesen Kunstgriff nachmachten, damit wir den Ausländern bald eben so viel nichtswürdige Werke vorrücken könnten, als sie uns vorzuwerfen pflegen. In der Sprache des Verfassers von diesen Begebenheiten einen kleinen Begriff zu machen, so sind sie ein Tummelplatz von Veränderungen, auf welchem bald ein Schoßkind des Glückes, bald ein verworfner Sohn und dem Unglücke übergebner Sclave zu sehen ist; sie sind ferner ein Journal, das zum unvergeßlichen Andenken ausgestandener fatorum aufgesetzt worden, unter welchen eine dreifache Heirat so etwas Wunderbares ist, daß man ihre Seltsamkeit kaum glauben wird. Hierbei will ihr Geschichtschreiber den Leser nichts mehr als dieses gebeten haben, daß er sich entweder spöttischer Tadelsucht enthalte, oder lieber das Werk als seines Lesens unwürdig, liegen lasse. Wir sind billig, und lassen seine Bitte Statt finden, und sagen weiter nichts, als daß es mit dem lieben Himmel anfängt, und mit Elend beschließen sich endet. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[26. Februar.]

Die Advokaten, ein Lustspiel. Hamburg 1753. In 8°. 4 Bogen.

Nichts kann unbilliger sein, als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines einzigen, in welcher man die Laster aller Mitglieder zusammenhäuft. Gemeiniglich beschäftigen sich nur

mittelmäßige Köpfe damit, die den Gegenstand ihrer Satyre, so zu reden, von der öffentlichen Straße nehmen müssen, und sonst nichts Lächerliches zu entdecken wissen, als was der Pöbel schon ausgepfiffen hat. Solchen Schriftstellern haben wir die Geistlichen auf dem Lande, die Aerzte[1]), und andre Stücke zu danken, mit welchen das gegenwärtige, die Advocaten, sehr viel Gleiches hat. Es ist ebenso giftig, und ebenso unregelmäßig; der Verfasser hat ebenso wenig die wahren Schranken der Satyre gekannt, und das Komische ebenso wenig von dem Possenhaften zu unterscheiden gewußt. Man wird uns nicht zumuthen, in unserm Tadel diesesmal bestimmter zu gehen und die fehlerhaften Stellen näher anzuzeigen, weil mit einzeln kleinen Verbesserungen einem Stücke nicht geholfen wird, das sich nicht anders als mit einem Striche durch alle vier Bogen gut machen läßt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[7. März.]

London.[2]) Herr Mylius, welcher, wie bekannt, aus Deutschland übergesendet worden, eine physikalische Reise nach Amerika zu thun, ist zwar noch hier, man hat aber Ursache zu hoffen, daß sein Aufenthalt in dieser Stadt viel dazu beitragen wird, seine Reise desto besser nach dem Wunsche derer, welche daran Theil nehmen, ausschlagen zu lassen. Er ist dabei so wenig müßig, daß er sich bereits durch verschiedne Schriften unter den Englischen Gelehrten bekannt gemacht hat. Außer der Beschreibung einer neuen Grönländischen Thierpflanze in einem Sendschreiben an den Herrn von Haller, von welcher auch sogleich eine englische Uebersetzung an das Licht gekommen, hat er A letter to Mr. Richard Glover on occasion of his new Tragedy Boadicia herausgegeben, und eine deutsche Uebersetzung von des Herrn William Hogarths Analysis of Beauty[3]) besorgt. Seine wirkliche

1) Ersteres von Krüger, letzteres von Mylius. Vgl. Lessings „Vorrede zu Mylius' Schriften", 4. Brief (in diesem Bande).

2) Den Tag vorher oder vielleicht auch gerade an dem Tage, an welchem Lessing diese Nachricht schrieb, war Mylius in London gestorben. Vgl. den ersten Brief in der „Vorrede zu Mylius' Schriften" (in diesem Bande).

3) Vgl. Lessings Vorrede zu der zweiten (Berliner) Ausgabe dieser Uebersetzung (in diesem Bande).

Abreise ist nun nicht mehr weit entfernt, und man wird bald die Nachricht davon melden können. Die Jahreszeit wenigstens hat keinen Einfluß dabei, indem sowohl im Sommer, als im Winter von hier fast täglich Schiffe nach Westindien abgehen.

[9. März.]

Leben des Moliere, aus dem Französischen des Herrn von Voltaire übersetzt, nebst einem Anhange von übersetzten und selbst verfertigten Poesien. Leipzig bei Fr. Lankischens Erben. 1754. In 8°. Auf 12 Bogen.

Der Herr von Voltaire hat sich niemals zu dieser Lebensbeschreibung verstehen wollen, man findet sie daher auch nur bei einer einzigen Ausgabe seiner Werke von Amsterdam, die er niemals für authentisch erklärt hat. Gleichwohl wollen Kenner seine Art zu denken und zu schreiben darinne finden, mit dem Zusatze, daß es nicht die erste Schrift sei, die er ableugne. Wenigstens wird man auf der 100. Seite dieser Uebersetzung einen historischen Umstand aus dem Vittorio Siri antreffen, welcher fast mit eben denselben Worten in das Jahrhundert Ludwigs XIV. gekommen ist; und dieses könnte also eine Vermuthung wider ihn mehr sein. Unterdessen mag der Verfasser sein, wer er will, so ist sein Aufsatz einer Uebersetzung doch sehr wohl werth gewesen, besonders jetzt, da Moliere durch die deutsche Uebersetzung auch denen bekannt sein kann, die ihn in seiner Sprache nicht lesen können. Man findet verschiedne kleine Nachrichten darinne, die angenehm sein würden, wann sie auch noch weniger wichtig wären, und wann die Kritik der Molierischen Schauspiele nicht von dem Herrn von Voltaire ist, so muß sie doch von einem Manne sein, der nicht weniger Geschmack und Einsicht in die Regeln der Bühne hat, als er. Die angehängten Gedichte gehören dem Hrn. Uebersetzer, welcher sich hier nicht zum erstenmale als einen geschickten Poeten zeigt. Sie bestehen aus Fabeln, Erzählungen, Sinnschriften und einem scherzhaften Heldengedichte, das Quadrille, in fünf Gesängen, welches besonders gefallen wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[14. März.]

Lettres du Comte de Cataneo à l'illustre Monsieur de Voltaire sur l'edition de ses Ouvrages à Dresde. à Berlin chez Chr. Fr. Voss. 1754. In 12⁰. Auf 240 Seiten.

Der Herr Graf Cataneo in Venedig hat sich schon durch seinen wahren Geist der Gesetze, welchen auch die Engländer einer Uebersetzung werth geschätzt haben, so vortheilhaft bekannt gemacht, daß auch nur sein Name die Neugierde erwecken kann, Briefe nicht ungelesen zu lassen, die er an einen von den berühmtesten Schriftstellern unsrer Zeit gerichtet hat. Sie enthalten verschiedne Zweifel, die ihm bei Lesung der Voltairischen Schriften eingefallen sind, und die er mit weniger Bescheidenheit größten Theils starke Einwürfe hätte nennen können. Der erste Brief ist statt der Einleitung, und enthält einige Complimente, wie sie die Fechter zu machen pflegen, ehe sie einander wund zu stoßen anfangen. Der zweite Brief betrifft die Historie, worinne der Herr Graf besonders den Unglauben des Dichters in Ansehung der alten Geschichte untersucht, und sonst einige Widersprüche aufdeckt, die bei einem Verfasser, der überall witzig sein will, nichts Seltnes sein können. Der dritte Brief handelt von einigen falschen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Metaphysik, so wie der vierte von seinen Irrthümern in der Naturlehre. Diese beiden Briefe müssen auch schon deswegen sehr angenehm zu lesen sein, weil es einen sehr artigen Anblick giebt, wenn zwei Blinde einander mit Steinen werfen. In dem letztern wiederholt der Herr Graf eine Beobachtung, die er wegen der Acceleration der fallenden Körper unter der Horizontallinie will gemacht haben; aber auch hier wird man ihn ebenso wenig als in den Beryberischen Briefen verstehen. Der fünfte Brief ist der Moral, der sechste der Religion, und der siebente der Poesie bestimmt. Es wundert uns dabei, daß gleich der sechste der kürzeste geworden ist, da er doch der längste hätte werden können, wenn es anders wahr ist, daß bei einem witzigen Kopfe die Religion immer das problematischste ist. Ueberall, wo der Herr Graf Cataneo seinem Gegner Einwürfe macht, wird die neueste Dresdner Ausgabe von seinen Werken angeführt, ohne Zweifel, weil diese der Herr von Voltaire für ächt erkannt und

sich also außer Stand gesetzt hat, seine Gedanken für verändert und verstümmelt anzugeben, welches er wohl sonst zu thun soll gewohnt gewesen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[26. März.]

Auf die Nachricht, die wir vor kurzem von den gelehrten Beschäftigungen des Hrn. Mylius in England und der weitern Fortsetzung seiner Reise gegeben haben, müssen wir jetzt eine andre folgen lassen, die seinen Freunden höchst unangenehm, und dem Publikum selbst, welches sich noch manches von seinem Fleiße versprach, nicht gleichgültig sein wird. Er ist nämlich am 6sten dieses Monats in London an einer Peripnevmonie gestorben. Es ist nicht genug zu bedauern, daß die Kräfte seines Körpers nicht seinem Eifer und seiner Begierde, etwas Vorzügliches zu thun, gleich gewesen sind. Sein fester Entschluß, sich den Wissenschaften und besonders der Erforschung der Natur aufzuopfern, seine schon erlangte Geschicklichkeit und die unablässige Sorgfalt, sie auf allen Seiten zu erweitern, machen seinen Verlust der gelehrten Welt wichtig, die ihn schon längst aus seinen Schriften als einen eben so schönen als gründlichen Geist gekannt hat. Es ist bereits schon über ein Jahr, daß er seine physikalische Reise von hier aus antrat, und nur seine Lust, sich nirgends eine Gelegenheit zu Beobachtungen entgehen zu lassen, ist Schuld, daß er nicht weiter damit gekommen ist. Auf Verlangen einiger vornehmen Theilhaber an seiner Reise machte er nicht nur gleich Anfangs auf dem Harze verschiedne Versuche mit dem Thermometer und Barometer, sowohl unter der Erde in den tiefsten Schachten, als hernach auf den Spitzen der höchsten Berge; sondern stellte auch gleiche Versuche bei seiner Ueberfahrt von Holland nach England, über und unter dem Wasser mit vieler Genauigkeit an. Weil übrigens seine erste Reise auf englische Kolonien in Amerika gehen sollte, so sahe er gar bald in England die unvermeidliche Nothwendigkeit, sich die englische Sprache, die er schon zum Theil verstand, noch mehr bekannt zu machen, und sonst verschiedne Erkundigungen einzuziehen, die seine Untersuchungen in den dasigen Gegenden erleichtern könnten. Diese und noch andere Ursachen, wozu besonders seine Unpäßlichkeit kam, aus welcher er

aber durchaus seinen Gönnern, um sie nicht abzuschrecken, ein Geheimniß machen wollte, nöthigten ihn länger in England zu bleiben, als er jemals daselbst zu bleiben geglaubt hatte. Noch viel weniger aber werden weder er noch seine Freunde geglaubt haben, daß England gar der Ort sein sollte, wo die Vorsicht seiner mühsamen irdischen Wißbegierde auf immer stille zu stehen befehlen sollte, um sie in einer bessern Welt zu sättigen.

[21. Mai.]

G. E. Lessings Schriften. Dritter und vierter Theil. Berlin bei Chr. Fr. Voß. In 12°. 1 Alph. 2 Bogen.

Wir wollen den Inhalt dieser Theile mit den eignen Worten des Verfassers anführen. „Den dritten Theil", sagt er, „habe ich mit einem Mischmasche von Kritik und Litteratur angefüllt", ꝛc.[1]) — — Es sind dieser Rettungen an der Zahl viere ꝛc. Die bloßen Titel sind für diejenigen lange genug, die sie nicht selbst lesen wollen. — — Der vierte Theil enthält zwei Lustspiele, wovon das eine Der junge Gelehrte, und das andere Die Juden, heißt. Das erste ist schon 1748 in Leipzig auf dem Neuberischen Schauplatze, nicht ohne Beifall, aufgeführt worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[4. Juli.]

Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix. Frankfurt und Leipzig 1754. In 8°. 1 Alph. 10 Bog.

Wenn dieser Titel nicht schon einen elenden Roman verriethe, so dürften wir nur sagen, daß es ungefähr eine Nachahmung der bekannten Felsenburg[2]) sein solle. Sie ist, welches wir zugestehen müssen, unendlich elender als das Original; aber eben deswegen,

---

1) Man vgl. die „Vorrede" dazu in diesem Bande.

2) Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, entworfen von Eberhard Julio, dem Druck übergeben von Gisandern (Ludwig Schnabel); Nordhausen 1731—43; später öfter aufgelegt und bearbeitet, zuletzt von Tieck, 1827; eine Robinsonade.

wenn wir uns nicht irren, weit lesbarer. Was wir sagen, ist leicht zu begreifen, wenn man nur erwägen will, daß in den Werken des Witzes nichts ekelhafter als das Mittelmäßige ist; und daß hingegen das ganz Schlechte, wenn es einen gewissen Grad der Tiefe erlangt hat, eben deswegen, weil man es sich schwerlich schlechter einbilden kann, eine Art von Belustigung bei sich führt. Man fängt nämlich alsdenn an, sich an der Armuth des Schriftstellers, an den Martern, die er seiner Einbildungskraft hat anthun müssen, an den gestohlnen Blümchen, und an dem Wirwarre seines Ausdrucks zu ergötzen; man urtheilt, wie sehr er selbst seine Einfälle möge bewundert haben; man ist im Geiste bei ihm, und genießt mit ihm das Vergnügen, durch ganze Alphabete nicht die geringste Spur eines gesunden Verstandes zu finden; und endlich verläßt man ihn mit einem wahren Erstaunen, welches in Satyre und Galle ausbrechen würde, wenn sich nicht die Barmherzigkeit für ihn ins Mittel schlüge. Aus diesen Gründen also wagen wir es, auch Lesern von Geschmack die Donna Charmante anzupreisen; sie kostet ein Weniges, und erweckt ganz gewiß Appetit nach etwas Bessern. In den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[16. Juli.]

Gedanken mit einer Uebersetzung des Hymne über die vier Jahreszeiten, aus dem Englischen des Thomsons. Frankfurt und Leipzig, bei J. Ch. Kleyb 1754. In 12°. Auf 2 Bogen.

Die Art, durch einzelne abgesonderte Gedanken ein Schriftsteller zu werden, scheint leichter zu sein, als sie in der That ist. Da sie sich der Mühe der Einkleidung überhebt, so giebt sie uns ein Recht, in dem Wesentlichen dessen, was vorgetragen wird, einen desto größern Grad der Vollkommenheit zu erwarten. Vornehmlich müssen alle ihre Gedanken neu und nicht gemein sein, weil alte und gemeine Gedanken nur bei dem Ausfüllen, und bei Verfolgung einer Materie erträglich sind. Ja diese neuen Gedanken müssen auch mit neuen Wendungen vorgetragen werden und eine gewisse sinnreiche Kürze haben, um auch dadurch den Namen Gedanken zu verdienen, daß sie dem Leser zu mehr und mehr Gedanken Anlaß geben. — — Was wir hier in allgemeinen Ausdrücken

gesagt haben, hätten wir auch in besondern von den angeführten zwei Bogen sagen können, wenn sie unser Lob nicht mehr verdienten als bedürften. Wir wollen eine einzige Stelle daraus anführen, welche aus mehr als einer Ursache von einem Deutschen überdacht zu werden verdient. „Die meisten“, heißt es auf der 24. Seite, „sind gewohnt, sich im Urtheilen nach Andern zu richten, ihnen nachzurühmen und nachzutadeln. Wäre dieses nicht, so hätte man längst unter den Deutschen kühn gesagt: Wolf sei größer als Newton. Newton schrieb eine bessere Optik und Astronomie, als sein Lehrer Kepler. Wolf aber übersah zuerst in einem System alle physischen und moralischen Wissenschaften. Er schrieb zuerst eine Kosmologie, eine Aerometrie, ein zusammenhangendes Recht der Natur und eine Moral. Hätte Newton in der Metaphysik, wie der Herr von Voltaire sich ausdrückt, den Ball gut genug schlagen können, so würde er über die Offenbarung Johannis nicht närrisch geworden sein. Newton hatte aber in den Wissenschaften nur einen Geschmack. Die Deutschen, die nur allein zu philosophiren gewußt, haben sich zu verwundern Ursache, daß die Engländer sich berechtigt zu sein geglaubt, einer neuen Optik und Astronomie des Newtons den vielbedeutenden Namen der Philosophie desselben zu geben.“ — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[27. Juli.]

Freundschaftliche Briefe von J. S. Patzke. [1]) Frankfurt und Leipzig bei Joh. Chr. Kleyb. 1754. In 8°. 11 Bogen.

Man kennt den Herrn Patzke schon längst als einen sehr guten Dichter, und weiß, daß ihm muntre, witzige und empfindungsreiche Gedanken nicht schwer fallen. Man kennt ihn aber auch als den glücklichen Ueberseßer des Terenz, und kann sich leicht einbilden, daß er diesem Muster die edle Einfalt des Ausdrucks werde abgelernt haben. Sollte es wohl möglich sein, daß er kein schöner Verfasser freundschaftlicher Briefe sein könnte? Da man ihn also

1) Johann Samuel Patzke, 1727—1787, gab 1753 seine Uebersetzung des Terenz heraus und 1755 seine „Virginia“, welche Lessing (s. unten) gleichfalls recensierte.

auch ohne Beweis dafür würde gehalten haben, so ist man ihm um so viel mehr Dank schuldig, daß er seine Exempel zu einer Anweisung für diejenigen gemacht hat, welche vertraute Briefe schreiben wollen. Er gesteht zwar, daß sie nicht durchgängig von ihm sind; allein, da sie sich wenigstens von seinen Freunden herschreiben, so kann man wegen ihrer Güte hinlänglich gesichert sein. Der Titel zeigt es schon, was für eine Sprache darinne geführt wird; es ist die Sprache der Freundschaft, wie man sie unter schönen Geistern von zärtlichen Empfindungen höret. Diejenigen werden zu beklagen sein, denen sie dunkel oder schwärmerisch vorkommen sollte. Schönheiten, die für das Herz bestimmt sind, sind dem, welchem es nicht an der rechten Stelle liegt, freilich unbegreiflich; sie hören aber deswegen nicht auf Schönheiten zu sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

[30. Juli.]

Morquerien, aus dem Französischen übersetzt. Neue Auflage. Cöln 1754. In 8°. 16 Bogen.

Unter diesem Titel setzt man uns aufgewärmte Charaktere vor. Es sollen Schilderungen verschiedener lächerlichen oder lasterhaften Gemüthsarten sein, die am Ende allezeit mit einem kleinen Gedichte verbrämt sind, wodurch wir in der Ungewißheit gelassen werden, ob die Prose oder die Poesie elender ist. Die Gegenstände der Schilderungen sind trivial; die Seiten, von welchen sie uns gezeigt werden, sind die häßlichsten und nichtswürdigsten, die Züge sind grob, die Farben sind aufgekleckt; kurz Alles verräth die Hand eines Stümpers, welcher eher Gurken als Portraits hätte malen sollen. Gleichwohl soll diese Hirngeburt aus dem Französischen übersetzt sein? — — Beinahe aber sollten wir daran zweifeln; denn da die Sitten und Moden, auf welche darinne angespielt wird, fast alle englisch sind, und da sonst verschiedne Wendungen und Ausdrücke vorkommen, welche, auf gut brittisch, mehr nachdrücklich, als ehrbar sind, so kann man, glauben wir, das Original eher für eine englische Mißgeburt halten. Sie besteht aus zwei Theilen; der erste will weibliche und der andere männliche Charaktere malen. Hier ist das Verzeichniß der weiblichen, welches

man hoffentlich so finden wird, daß man uns das Verzeichniß der männlichen gerne schenken kann. Man findet also 1. das scheinheilige Frauenzimmer. 2. Das gelehrte Frauenzimmer, oder der Student im langen Rocke. 3. Den weiblichen Satyr. 4. Die verschmitzte Hure. 5. Die Gräfin von Brannteweín. 6. Das eifersüchtige Frauenzimmer. 7. Das spielsüchtige Frauenzimmer. 8. Den weiblichen geheimen Rath. 9. Die geadelte Bauerdirne. 10. Das hochgeborne Frauenzimmer. 11. Die ehrbare Kupplerin, oder des Frauenzimmers liebe Getreue. 12. Die ehrbare Hure. 13. Das allzu lustige Frauenzimmer mit hochgelben Haaren. 14. Das alamodische Frauenzimmer, und endlich 15. die gastfreie Dame. Eine schöne Mandel! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[15. August.]

Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch; als ein sichrer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst 1754. In 8°. 1 Alph. 10 Bogen [1].

Dieser Titel ist hoffentlich lang und närrisch genug, um einen hinlänglichen Begriff von dem Buche selbst zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des französischen Dictionaire Neologique nennen will, so vergesse man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, so wie man sie von einem geschwornen Gottschedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hoffnung, diese Scharteke in dem nächsten Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, etwann folgender Maßen angepriesen zu finden: „Endlich einmal ist ein Patriot unter uns aufgestanden, welcher

---

1) Verfasser ist v. Schönaich. Vgl. I, S. 42 und unten die Recension des „Ragoût à la mode“.

den deutschen Sprachverderbern den Text gelesen, und zu Rettung meiner Ehre bewiesen hat, daß alle diejenigen Ochsen sein müssen, welche an Hallern, Bodmern und Klopstocken einen Geschmack finden. Man kann ihm für seinen rühmlichen Eifer, meine Sprachkunst den Dichtern als das Einzige anzupreisen, wider welches sie nicht sündigen dürfen, nicht genug danken. Ein grammatikalischer Fehler, und wenn er auch oft nur auf einen Druckfehler hinauslaufen sollte, ist ihm, wie billig, ein Schandfleck, der alle Schönheit des Gedanken vernichtet, von welcher ich längst gesagt habe, daß sie einzig und allein auf die richtigen, fließenden und gewöhnlichen Ausdrücke ankomme, wie ich sie in meinen Werken habe, die in jeder Art, ohne Ruhm zu melden, Muster sein können. Mit dem Geiste der Satyre ist unser Verfasser vortrefflich ausgerüstet; er schreibt in Tag hinein, er schimpft, er macht Zoten, welches ich alles denjenigen, Kraft meiner Dictatur, erlaube, die sich meiner gerechten Sache annehmen. Nunmehr habe ich, Gott sei Dank, noch Hoffnung, daß unser Herrmann über den Messias, meine Gedichte über Hallers, Grimms Tragödien über Schlegels, Lichtwehrs Fabeln über Gellerts, meine Atalanta über Rosts Schäfergedichte, und alle Geburten meiner getreuen Schüler über alle Werke derjenigen, die meinen Namen nicht anbeten, siegen werden. Ich wünsche dieses herzlich zur Ehre des gesammten Vaterlandes, und will in guter Hoffnung auch diese Monatschrift mit einigen Artikeln aus angezognem Buche bereichern.“ — — Das mag er thun; wir wollen weiter davon nichts sagen, als daß es 12 Gr. kostet und in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam zu haben ist.

[20. August.]

Grundriß einer **Beschreibung des Kaiserthums Marocco**, nebst einem Versuch einer Vergleichung der Maroccaner und der Deutschen; in 21 vertrauten Briefen aus Tetuan, Feß und Mequineß. Frankfurt und Leipzig 1754. In 8°.

Es kam zu Ende des vorigen Jahres ein Wochenblatt in Hamburg heraus, welches den Titel hatte: Eines Deutschen vertraute Briefe aus dem Kaiserthum Marocco. Die

Correspondenz ging bis auf das 20. Blatt ziemlich richtig; nachher aber mußte entweder der Briefsteller das Schreiben, oder das Publikum das Lesen satt geworden sein, kurz die vertrauten Nachrichten blieben aus, und der Herausgeber schob die Schuld noch listig genug auf die Post, welche ihre Zeit nicht mehr so ordentlich halten wollte. Endlich aber war man noch listiger, und ließ einen Bogen unter angeführtem Titel darum drucken, um dadurch 21 halbe Bogen zu einem Buche zu machen. Es läßt sich lesen; außerdem aber wissen wir nichts zu dessen Anpreisung zu sagen. Viel Sittliches wird man darinne nicht antreffen, und wenn es auch wahr wäre, daß das, was zur Geschichte und Geographie gehört, von einem Augenzeugen sein sollte, so ist es doch darum nichts besser, als man es schon in andern Reisebeschreibungen findet. In dem Vorberichte versichert man uns, daß der Verfasser der Briefe gewissermaßen eine Person sei, wie Herr Mylius gewesen ist, welcher auf Kosten eines Vornehmen nach Marocco gereiset sei, so wie dieser nach Amerika reisen sollen. Man weiß, daß dieser gestorben ist, ehe er dahin gekommen; und wenn jener gleichfalls gestorben wäre, ehe er Marocco gesehen hätte, so wäre der Schade, ohne Zweifel, bei weitem nicht so groß gewesen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[14. September.]

Nouvelle et parfaite Methode pour apprendre le François et l'Allemend sans le secours d'un Maitre. Das ist neue und vollkommne Sprachkunst die französische und deutsche Sprache ohne Hilfe eines Sprachmeisters zu erlernen, durch **Pierre Surleau, à Francf. sur le Meyn chez Jean Fred. Fleischer. 1754.** In 8°. 2 Alph. 3 Bogen.

Dieser Titel verspricht so viel Gutes, daß wir uns kaum unterstehen, von der Ausführung etwas Schlechtes zu sagen. Eine vollkommene Anweisung zwei Sprachen auf einmal zu lernen, ist mehr als man verlangen und wünschen kann. Ohne Zweifel aber auch mehr, als man finden wird. Man darf nur das Deutsche ansehen, um nicht die beste Meinung davon zu bekommen. Der Verfasser

ist in unserer Litteratur so erfahren, daß er den Franzosen, wenn sie schon etwas Deutsch können, die asiatische Banise[1]) und die Begebenheiten der Seefahrer, als gute deutsche Schriften zu lesen anräth. (Après quoi ils pouront prendre un Paragraphe d'un bon Auteur allemand, comme de *l'Asiatische Banise*, des *Begebenheiten der Seefahrer* d'Albertus Julius[2]), ou de quelque autre livre.) Wahrhaftig, er hätte von beiden Extremis keine besseren Muster nennen können. Das eine ist so schwülstig geschrieben, als kriechend das andre. Doch müssen wir auch nicht verschweigen, daß unter den am Ende des Buchs beigefügten Uebungen auch verschiedne Briefe des Herrn Gellerts, nebst der Uebersetzung des Herrn Surleau, vorkommen. Wir würden sagen, daß der Herr Sprachmeister, seinem Namen gemäß, den Herrn Gellert vortrefflich gewässert[3]) habe; wenn wir nicht besorgen müßten, er möchte böse werden, und dieses einen deutschen Einfall nennen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[17. September.]

Leipzig. Allda sind vor kurzen drei Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel: **Possen im Taschenformate**[4]), gedruckt worden. Ihr Verfasser, oder wenigstens ein guter Freund von ihm, hat die Vorsicht gehabt, uns folgende Recension davon zuzuschicken.

„Wir sind für das Feine und für das Muntere in der Satyre viel zu stark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen Bogen nicht ihr gebührendes Recht sollten widerfahren lassen. Der Herr Verfasser hat seine Possen in lauter kleine Kapitel getheilet, in deren jedem er ein gewisses Etwas abhandelt. Als z. E. etwas

---

1) Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen (1663—1697). Asiatische Banise oder blutiges doch muthiges Pegu. Leipzig 1688 u. ö.

2) Vgl. oben die Recension von „Ritter Felix".

3) Surleau = sur l'eau, auf dem Wasser.

4) Verfasser ist, nach Danzel, wahrscheinlich v. Schönaich. Ueber seinen Streit mit Lessing vgl. Bd. I, S. 38, Danzel, Lessing I, S. 196—203 und Lessings Recensionen des „Neologischen Wörterbuchs" und des „Ragoût   la mode".

Moralisches, etwas Poetisches, etwas Historisches, etwas Kritisches u. s. w. Die Herren Kunstrichter bekommen hier eben so wohl ihren Theil, als die strengen Philosophen, die jede sonnenklare Wahrheit auf das abstrakteste demonstriren wollen. Der Verfasser hat dem Frauenzimmer eben so lachend die Wahrheit gesagt, als den finstern Alterthumsforschern. Ein Lustspiel von 5 Handlungen ist hier auf 5 Duodezseiten zu sehen. Es hat alle erforderlichen Eigenschaften eines Lustspiels, und der Leser wird über dieses eben so gut lachen müssen, als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung des gegenwärtigen dauert 6 Stunden. Die Beschreibung von Utopien ist sehr lehrreich, und die verschiednen Arten der Waffen sind voller Witz; kurz diese drei Bogen enthalten so viel, als manche Satyre von drei Alphabeten." — — Daß wir diese Lobsprüche unverändert mittheilen, kann man aus dem 142. Blatte der Hallischen Zeitung erkennen, wo man eben dasselbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nämlich daselbst: „Es ist bekannt, bei was für Gelegenheit diese Art kleiner Schriften jüngst Mode zu werden angefangen hat."

Man versteht Sie, mein Herr Panegyrist! Und damit Sie auch alle und jede verstehen mögen, so wollen wir es nur gerade heraussagen, daß diese Possen, welche

— — — — — — — ipse
Non sani esse hominis, non sanus juret Orestes,

eine Satyre auf das Format und die zufällige Einrichtung der Lessingschen Schriften, allem Ansehen nach [1]), sein sollen. Sie kosten drei Groschen; aber auch drei Groschen giebt man nicht für Possen hin. Was war also zu thun, damit sie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieser Blätter den besten Einfall gehabt, den man in dieser Absicht nur haben kann. Er hat sie nämlich nachdrucken lassen und ist entschlossen, sie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das ist, sie umsonst auszugeben. Sie stehen in den Vossischen Buchläden, hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienste.

1) Vgl. oben die Selbstanzeige des „Vademecum".

ist in unserer Litteratur so erfahren, daß er den Franzosen, wenn sie schon etwas Deutsch können, die asiatische Banise[1]) und die Begebenheiten der Seefahrer, als gute deutsche Schriften zu lesen anräth. (Après quoi ils pouront prendre un Paragraphe d'un bon Auteur allemand, comme de *l'Asiatische Banise*, des *Begebenheiten der Seefahrer* d'Albertus Julius[2]), ou de quelque autre livre.) Wahrhaftig, er hätte von beiden Extremis keine besseren Muster nennen können. Das eine ist so schwülstig geschrieben, als kriechend das andre. Doch müssen wir auch nicht verschweigen, daß unter den am Ende des Buchs beigefügten Uebungen auch verschiedne Briefe des Herrn Gellerts, nebst der Uebersetzung des Herrn Surleau, vorkommen. Wir würden sagen, daß der Herr Sprachmeister, seinem Namen gemäß, den Herrn Gellert vortrefflich gewässert[3]) habe; wenn wir nicht besorgen müßten, er möchte böse werden, und dieses einen deutschen Einfall nennen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[17. September.]

Leipzig. Allda sind vor kurzen drei Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel: **Possen im Taschenformate**[4]), gedruckt worden. Ihr Verfasser, oder wenigstens ein guter Freund von ihm, hat die Vorsicht gehabt, uns folgende Recension davon zuzuschicken.

„Wir sind für das Feine und für das Muntere in der Satyre viel zu stark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen Bogen nicht ihr gebührendes Recht sollten widerfahren lassen. Der Herr Verfasser hat seine Possen in lauter kleine Kapitel getheilet, in deren jedem er ein gewisses Etwas abhandelt. Als z. E. etwas

---

1) Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen (1663—1697). Asiatische Banise oder blutiges doch muthiges Pegu. Leipzig 1688 u. ö.

2) Vgl. oben die Recension von „Ritter Felix".

3) Surleau = sur l'eau, auf dem Wasser.

4) Verfasser ist, nach Danzel, wahrscheinlich v. Schönaich. Ueber seinen Streit mit Lessing vgl. Bd. I, S. 38, Danzel, Lessing I, S. 196—203 und Lessings Recensionen des „Neologischen Wörterbuchs" und des „Ragoût la mode".

Moralisches, etwas Poetisches, etwas Historisches, etwas Kritisches u. s. w. Die Herren Kunstrichter bekommen hier eben so wohl ihren Theil, als die strengen Philosophen, die jede sonnenklare Wahrheit auf das abstrakteste demonstriren wollen. Der Verfasser hat dem Frauenzimmer eben so lachend die Wahrheit gesagt, als den finstern Alterthumsforschern. Ein Lustspiel von 5 Handlungen ist hier auf 5 Duodezseiten zu sehen. Es hat alle erforderlichen Eigenschaften eines Lustspiels, und der Leser wird über dieses eben so gut lachen müssen, als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung des gegenwärtigen dauert 6 Stunden. Die Beschreibung von Utopien ist sehr lehrreich, und die verschiednen Arten der Waffen sind voller Witz; kurz diese drei Bogen enthalten so viel, als manche Satyre von drei Alphabeten." — — Daß wir diese Lobsprüche unverändert mittheilen, kann man aus dem 142. Blatte der Hallischen Zeitung erkennen, wo man eben dasselbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nämlich daselbst: „Es ist bekannt, bei was für Gelegenheit diese Art kleiner Schriften jüngst Mode zu werden angefangen hat."

Man versteht Sie, mein Herr Panegyrist! Und damit Sie auch alle und jede verstehen mögen, so wollen wir es nur gerade heraussagen, daß diese Possen, welche

— — — — — — ipse
Non sani esse hominis, non sanus juret Orestes,

eine Satyre auf das Format und die zufällige Einrichtung der Lessingschen Schriften, allem Ansehen nach[1]), sein sollen. Sie kosten drei Groschen; aber auch drei Groschen giebt man nicht für Possen hin. Was war also zu thun, damit sie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieser Blätter den besten Einfall gehabt, den man in dieser Absicht nur haben kann. Er hat sie nämlich nachdrucken lassen und ist entschlossen, sie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das ist, sie umsonst auszugeben. Sie stehen in den Vossischen Buchläden, hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienste.

1) Vgl. oben die Selbstanzeige des „Vademecum".



[8. October.]

Geschichte Herrn Carl Grandisons. In Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und der Clarissa. Aus dem Englischen übersetzt. III. Band. Leipzig in der Weidemannischen Handlung 1754. In 8°. 1 Alph. 16 Bogen.

Man muß die ersten Theile dieser Geschichte nicht gelesen haben, wenn man auf die Fortsetzung derselben nicht äußerst begierig ist. Und es wird ohne Zweifel ein kleiner Strich sein, den man der deutschen Neugierde spielt, da sie jetzt nur einen Theil davon erhält, anstatt auf zwei gehofft zu haben. Das Meisterstück des Richardson sollte billig allen andern Büchern dieser Art die Leser entziehen; und wir hoffen auch, daß es geschehen werde, wenn anders die in allen ihren Reizungen geschilderte Tugend noch fähig ist, die Menschen für sich einzunehmen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

[10. October]

Seneca, ein Trauerspiel. Frankfurt am Main bei Franz Varrentrapp. In 8°. 7 Bogen.[1])

Ein sterbender Philosoph ist kein gemeines Schauspiel; und das Unternehmen eines deutschen Dichters, ihn auf die Bühne zu bringen, kein gemeines Unternehmen. Gesetzt, daß es auch nicht auf das vollkommenste ausfiele, so wird jener doch immer noch rühren, und dieses doch noch immer lobenswürdig sein. — — Ein schmeichelhafter Haupturtheil könnten wir von dem angeführten Originalstücke leicht fällen, aber ein gerechteres schwerlich. Der Verfasser ist ein Dichter, dem es an Genie nicht fehlt, dem es aber an Fleiße desto mehr muß gefehlt haben. Und er macht hieraus auch selbst kein Geheimniß, sondern wundert sich vielmehr, wie Racine zwei Jahr an seiner Phädra habe arbeiten können, und wie es möglich sei, daß ein Gedicht, welches so viel Schweiß und Zeit gekostet, gefallen könne. Wir wundern uns darüber

1) Verfasser ist Fr. Karl Kasimir von Creuz, 1724—1770. Vgl. Literaturbriefe XVI, S. 34. Gottsched, Vorrath, II, S. 296.

nicht, und würden uns vielmehr wundern, wenn das seine ohne diese mühsame Ausarbeitung gefallen sollte. Man merkt es seinem Plane allzuwohl an, daß er in der Eil gemacht ist, die ihm nicht einmal vergönnt hat, gewisse mechanische Regeln zu beobachten. So kann man zum Exempel niemals eine Ursache angeben, warum bei ihm die Aufzüge sich schließen; er läßt die Personen aufhören zu reden; sie gehen weg, und wissen selbst nicht weswegen. Zwischen dem vierten und fünften Aufzuge ist sogar nicht einmal ein Unterscheid, es müßte denn das Stöckchen sein, welches der Buchdrucker dazwischen gesetzt hat. Seneca spricht nämlich zum Schlusse des vierten Aufzuges:

Ihr Freunde, welchen ich mein Herz auf ewig schenke,
Und du erlaube mir, daß ich jetzt einsam denke;
Pauline, gönne mir, im traurigsten Geschick
Von der mich flieh'nden Ruh den letzten Augenblick.

Und mit diesen einsamen Gedanken des Seneca fängt sogleich der fünfte Aufzug an; so daß, wenn Seneca ja erst weggeht, er nur pro Forma weggehen muß, um sich seine langen Monologe noch vorher hinter der Scene zu überhören. Zum Beweise aber, daß es diesem Trauerspiele wirklich nicht an schönen Stellen mangelt, wollen wir aus eben der gedachten Monologe eine anführen, die noch mehrere ihres gleichen hat:

— — — — — Es ist ein Gott der Welt,
Ein Wesen, welches selbst dem Himmel Ziele stellt!
Ein ewigs Wesen, das vor unserm Aug verborgen,
Der Weisen stillen Gram, der Thoren laute Sorgen,
In gleicher Ruhe sieht, und jeder Freventhat,
Noch eh ihr Tag erschien, den Lohn bestimmet hat;
Das, eh ein Wüthrich war, das, eh ich noch entstunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Lastern funde;
Das, was gewesen ist, und sein wird und geschieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blicke sieht. &c.

Es befinden sich auch bei diesem Trauerspiele noch einige prosaische Gedanken über das Trauerspiel überhaupt, die aber weiter nichts Besonders haben, als daß sie das Sinnreiche in der Tragödie, besonders in dem Ausdrucke des Schmerzes, noch artig genug vertheidigen. Druck und Papier sind sehr prächtig, welches den Preis zum Theil rechtfertigen wird. Es kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[17. October.]

Gotthold Ephraim Lessings Theatralische Bibliothek. Erstes Stück. Berlin bei Chr. Friedr. Voß. In 8°. 19. Bogen.

Man wird sich der Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen vor einigen Jahren vier Stück an das Licht traten. Gegenwärtige Bibliothek ist eine Fortsetzung jener Beiträge, nach einem in etwas veränderten und eingeschränkten Plane. Sie soll nämlich kein Werk ohn Ende und kein bloßer theatralischer Mischmasch werden, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern enthalten, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern. In diesem ersten Stücke kommen lauter Aufsätze vor, welche die neuern Zeiten angehen und folgende Aufschriften haben: 1. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele. Diese bestehen aus eines französischen Schriftstellers Betrachtungen wider diese neue Art des Komischen, aus des Herrn Prof. Gellerts Vertheidigung derselben, und aus des Verfassers eignen Gedanken ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr

---

[19. October.]

Reveries Poetiques sur des sujets differens, par l'Auteur des Epitres diverses. à Amsterdam chez Fr. Changuion. 1754. In 8°. 19 Bogen.

Dieses neue Werk ist als der dritte Theil der Vermischten Briefe über verschiedene Gegenstände des Herrn v. Barr[1]), anzusehen. Man weiß, mit was für besonderm Glück sich dieser Deutsche auf den französischen Parnaß gewagt hat; man weiß, was für eine Stelle die Franzosen selbst, aus Billigkeit vielmehr, als aus einer eiteln und ruhmsüchtigen Höflichkeit gegen Fremde, ihm auf demselben eingeräumt haben. Wenn es unserm Vaterlande angenehm sein muß, die höhnische Beschuldigung seiner nur allein

1) Vgl. oben die Recension der „Vermischten Abhandlungen". Die „Vermischten Briefe" sind eben die dort erwähnten Epîtres diverses.

witzig sein wollenden Nachbarn ohn Umschweif durch ihn widerlegen zu können; so kann es ihm auf der andern Seite nicht anders als unangenehm sein, dieser unnöthigen Widerlegung wegen, eine so besondere Zierde unter den Dichtern in seiner Sprache zu entbehren. Gegenwärtige Poetische Grillen — — (aber wie viel besser, wird man sagen, klingt reveries!) enthalten eine beträchtliche Anzahl kleiner Gedichte, die alle von dem feinsten Geschmacke und der schönsten Denkungsart zeigen. Wenn es uns erlaubt ist, zwei kleine Proben anzuführen, so soll die erste eine Sinnschrift sein, welche der Verfasser auf das Edict Sr. Königl. Majestät in Preußen, die Ehescheidung betreffend, gemacht hat, und die andre, gleichfalls eine Sinnschrift auf die Erfindung des Pulvers.

Sur un Edit du Roi de Prusse.

Quand l'Hymen étonné reçut l'edit royal
Où la Discorde rompt le lien conjugal,
L'Hymen dit aux Chefs de ses Pretres:
Alexandre, en Soldat, coupa le Nœud Gordien,
Et Frederic, en Sage, a délié le mien.
Quel est le plus grand de ces Maîtres?

Sur l'invention de la Poudre à Canon.

Satan étant honteux, dit-on,
De lacher sa poudre à canon,
Pour mieux peupler son Patrimoine;
Il chargea de ce soin maudit
Un vil Chymiste, un noir Esprit,
Un Sot, un Allemand, un Moine.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[24 October.]

Das Publikum hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit, ein Paar Bogen Maculatur, unter der Aufschrift Possen, in den Vossischen Buchläden abzuholen; aber doch nicht so häufig, als man wohl wünschen mögen: denn so wohlfeil der Verleger auch diese seine Auflage gemacht hatte, so wäre sie ihm doch wenigstens zur Hälfte auf dem Halse geblieben, wenn er sich nicht kurz und gut entschlossen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu schicken, um sie den Lesern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veran-

staltet, und was das Sonderbarste dabei ist, so verspricht man sich ausdrücklich auf dem Titel davon, daß man sie loszuwerden hoffe, ohne sie gratis auszugeben. Diese Hoffnung kann sich unmöglich auf etwas Andres, als auf die dazu gekommenen Vermehrungen gründen, welche wir nothwendig anzeigen müssen, damit die Liebhaber selbst urtheilen können, ob sie wichtig genug sind, um dasjenige noch einmal für 3 Groschen zu kaufen, was sie bereits umsonst bekommen haben. Die erste Vermehrung also ist ein sauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es stellet einen Satyr vor, der mit einer Keule und einem Schwerte bewaffnet ist, und neben sich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund, oder eine Katze, oder gar einen Bär stehen hat. Wen dieses Bildchen vorstelle, wollen wir gleich sagen. Der Verfasser der Possen, oder kürzer der Possenreisser, wollte sich Anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel weil er ganz in der Stille den Beifall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er sieht, daß dieser Beifall so außerordentlich gewesen ist, so ist sein Ehrgeiz auf einmal aufgewacht. Er fängt an aus dem Verborgnen hervorzutreten, und schickt deswegen sein Bildniß voraus, ehe er uns durch seinen Namen überraschen will. Erst war er ein Anonymus; jetzt ist er ein Pseudonymus, denn über das gedachte Stöckchen hat er den Namen Toelpel schneiden lassen, von welchem er aber leicht hätte voraussehen können, daß er ihn gar zu deutlich verrathen würde. Die zweite Vermehrung bestehet in einer Erklärung hinter der Titelseite, und welche dieses Inhalts ist, daß der Verfasser mit seinen Possen nicht nur einen Narren, d. i. nicht sich nur selbst, sondern noch hundert Narren zugleich, d. i. alle seine Bewunderer, wenn deren anders hundert sein können, habe lächerlich machen wollen. — — Weiter finden wir nichts verändert noch hinzugesetzt, welches sich auch nicht wohl würde haben thun lassen, weil diese sogenannte dritte Auflage bloß aus einem umgedruckten Titelbogen entstanden ist. Sollte man nun also durchaus nicht 3 Gr. dafür bezahlen wollen, so könnte doch wohl noch dazu Rath werden, daß man auch eine vierte Auflage nach dieser dritten, für eben den Preis, als die zweite, machte. Allein diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müssen, vorher darauf zu subscribiren, damit

man ganz gewiß sein könnte, daß sie es auch hernach umsonst nehmen würden. Wer sich mit zwei Exemplaren belästigen will, soll das zuvorbeschriebene Bildniß des Verfassers nach vergrößertem Maßstabe gleichfalls in Holz geschnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen desselben prangen, welchen wir eben jetzt erfahren haben. Ein sehr berühmter Name; wahrhaftig! Und der noch berühmter werden soll!

[26. October.]

Physikalische Belustigungen. Dreiundzwanzigstes Stück. Berlin bei Chr. Fr. Voß.[1])

Man wird es hoffentlich nicht ohne Vergnügen bemerken, daß dieses Journal nicht ins Stecken gerathen ist, sondern daß es wirklich, obgleich ein wenig langsam, auf eine Art fortgesetzt wird, welche die Leser zufrieden stellen kann. Es sind folgende Aufsätze darinne enthalten: 1. Gedächtnißschrift auf den Herrn Christlob Mylius von seinem Freunde dem Herrn Prof. Kästner. Da Herr Mylius der Urheber der Physikalischen Belustigungen ist, so verdienet sein Andenken mit allem Recht darinnen aufbehalten zu werden, und es ist keine gemeine Ehre, daß es durch einen Kästner geschehen ist. Ea demum vera laus est, quae ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vivunt. etc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[31. October.]

Das Chantillysche Mägdchen oder die Geschichte eines Parisischen Frauenzimmers in den Briefen des Herrn *** an einen guten Freund; aus dem Französischen übersetzt. Breslau und Leipzig verlegts Daniel Pietsch. 1755. In 8°. 1 Alphb.

Man behauptet in der Vorrede, daß diese Geschichte aus einem französischen Manuscripte, welches in seiner Sprache noch nicht

1) Eine von Christlob Mylius 1751 begründete Zeitschrift, die nach dessen Tode, besonders von Kästner, noch bis 1757 fortgeführt wurde. Den 25. August 1753 schreibt Lessing an Kästner: „Was die Ph. Belustigungen machen, soll ich Ew. Hochedelgeb. im Namen des Hrn. Voß fragen.“ Lessing hatte auch das 1., das 21. und 24. Heft derselben recensiert, welche Recensionen uns aber nicht zugänglich sind.

gedruckt worden, übersetzt sei. Vielleicht aber ist dieses Manuscript eine Erdichtung, und man hat ein deutsches Original mit einer guten Empfehlung wollen in die Welt bringen. Es mag das Eine oder das Andre wahr sein, so ist doch so viel gewiß, daß weder der deutsche noch der französische Witz sich auf diese Geburt viel einbilden darf. Die Heldin ist die Tochter eines Gastwirths in Paris, aus Chantilly gebürtig; aber es ist nicht sowohl ihr Leben, welches man uns beschreibt, als das Leben eines ihres Anbeters, welcher sie nur immer auf der tugendhaften Seite kennt, und sich mit Mühe und Noth von ihren Fesseln loswickeln kann. Der Briefsteller ist dieser Liebhaber selbst, und er läßt uns seine Göttin ebenso wenig kennen lernen, als er sie selbst gekannt hat. Das wichtigste von ihr zeigt er uns nur immer in der Entfernung; der Leser muß nur rathen, aber er wird müde, immer einerlei zu rathen. Kurz, er muß viel Geduld haben, wenn er dieses Alphabet durchlesen will. Unterdessen wollen wir ihm ein Mittel, es so weit zu bringen, nicht verbergen. Der weise Setzer hat die Namen der Personen durch das ganze Buch mit lateinischen Buchstaben ausgedrückt. Durch Hülfe dieser Buchstaben also, welche deutlich genug in die Augen fallen, kann man fein alle Moral, die der Verfasser, bis zum Gähnen reichlich, eingestreuet hat, überhüpfen, und sich beständig an den Faden der Geschichte halten, welcher kurz genug ist. Man darf nur Acht geben, wenn eine neue Person dazu kömmt, von dieser ein Paar Worte mit auffangen, und immer fortlesen, so lange man noch ungefähr weiß, was geschieht. Man wird auf diese Art in einer Stunde durch 72 Briefe durch sein, die man sonst in sechs Stunden, und wenn man den Ekel, den sie erwecken können, mit in Betrachtung ziehet, in Jahr und Tag nicht würde durchgelesen haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[5. November.]

Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten englischen Ausgabe übersetzt. Erster Theil. Hamburg bei Chr. Wilh. Brandt. 1755.

Es wäre zu viel Nachsicht, wenn man das Vorurtheil, welches die englischen Romane für sich haben, auch diesen Begebenheiten

wollte zu gute kommen lassen. Ihr Verfasser ist weder ein Richardson noch ein Fielding; er ist ein Schriftsteller, wie man sie bei den Deutschen und Franzosen in der Menge antrifft. Er gesteht, daß er sich besonders den Herrn le Sage zum Muster gewählt habe, dessen Gil Blas wohl ein Meisterstück des komischen Romans bleiben wird. Aber wie weit ist er unter ihm geblieben! Es müßte sehr wunderbar zugehen, wenn deutsche Leser von Geschmack an den Schulstreichen, an den Bordellhistörchen, an den Balgereien und an den Schiffsabenteuern, ebenso viel Wohlgefallen finden sollten, als der englische Pöbel daran muß gefunden haben, der bereits drei Ausgaben davon unter sich getheilet hat. Am Ende dieses Theils findet man den Held in sehr mißlichen Umständen, so daß er den verzweifelten Entschluß faßt, zu sterben. Man darf sich aber nicht bange sein lassen, weil er noch den zweiten Theil geschrieben hat, den man hoffentlich wohl auch bald deutsch zu lesen bekommen wird.[1]) Die Uebersetzung scheint ein wenig in Eil gemacht zu sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[9. November.]

Ragout à la Mode oder des Neologischen Wörterbuchs erste Zugabe von mir selbst. 1755. In 8°. 1½ Bogen.[2])

Wenn das Neologische Wörterbuch, oder, es bei dem abgeschmacktern Titel zu nennen, wenn die Aesthetik in einer Nuß

---

1) Vgl. unten die Recension desselben.

2) Gegen diese Schrift und Lessings Recension schrieb v. Schönaich wieder 1755: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß in ein Nüßchen gebracht, oder Nachlese der Neologie, worin die Nuß, oder Gnissel, ein Heldengedicht" ꝛc. Ueber den Inhalt dieser Schmähschrift auf Lessing (Gnissel) berichtet Danzel (Lessing I, S. 201 f.): Der Dichter beginnt mit Selbstironie:

Jene Wuth will ich besingen, die einst eine Nuß erregt,
Vor der Deutschlands Thäler zittern, die der Alpen Grund bewegt.

Er ruft die Muse des Lutrin und der Secchia rapita an.

Da lag auf dem Sorgenbette Gnissel, den kein Satyr rührt,
Der drei Jahr der Dummheit Scepter in der Stadt der Brenner führt.
Brod war seiner Prosa Gott, Bier und Wein die geilen Lieder,
Voller dünnen Gerstensafts legt er sich ganz trotzig nieder.

Stolz, Wahn und Eigendünkel gesellen sich zu ihm; der zweite macht ihn auf die Nuß aufmerksam. Dann tritt die Dummheit auf; Merbod (Bodmer) ist

nur den geringsten Schaden angerichtet oder auch nur Leser gefunden hätte, so würden wir nicht ermangeln, dieses Ragout als ein vortreffliches Gegengift anzupreisen. Da sie aber in einem Augenblicke erschien und vergessen ward, so befürchten wir fast, daß ein gleiches Schicksal auch ihre Zugabe, unschuldiger Weise, treffen werde. Unterdessen ist es doch recht gut daß man den Narren nach ihrer Narrheit antworte [1]), und ihnen keine Gegenrede schuldig bleibe, damit sie es auch selbst erfahren, daß sie Narren sind. Das Ragout bestehet aus einer Unterredung zwischen einem Schüler und seinem Lehrmeister. Man hat diese katechetische Methode ohne Zweifel wegen der Deutlichkeit gewählt, um es fein einem Jeden begreiflich zu machen, daß nicht allein der Verfasser des Wörterbuchs ein seichter Kopf und förmlicher Pasquillant sei, sondern auch daß der Herr Prof. Gottsched mit mehrerm Rechte als Bodmer und Klopstock unter die Neologischen Schriftsteller gehöre; es müßte ihm denn etwa dieses zur Entschuldigung dienen, daß er bloß aus kriechender Armuth, und gar nicht aus Begierde, etwas Kühnes und Unerwartetes zu sagen, neologisire. Die Beweise hiervon kann man in der Zugabe selbst nachsehen. Wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten, sondern dem Leser nur noch eine Sinnschrift mittheilen, die der Träumer eines gewissen Traumes als das von uns verlangte Recepisse ansehen kann. [2]) Man wird sich der vortrefflichen vier Zeilen des Herrn von Hallers erinnern:

Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergället,
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet:

---

geschlagen: sie muß für ihr Reich einen neuen Herrscher wählen — Lessing wird dazu erkoren — er wird in dem Kriege gegen die Nuß den Oberbefehl führen — doch wird sie unbesiegbar sein.

Sollte man sie gleich zertreten,
So wird mancher in dem Tritt über sich noch selbst erröthen.
Bricht den so getreuen Spiegel die erzürnte Schön' entzwei,
So zeigt jedes Stück des Spiegels, daß er noch der Spiegel sei.

1) Spr. 26, 5.

2) Zugleich mit Reichels, eines Gottschedianers, besonders gegen Lessing gerichteter „Vorrede" übersandte v. Schönaich Gottscheden am 15. October 1754 einen „Traum", von dem er am 22. gelegentlich sagt: er sei in Gesprächen, und er habe Lessingen darin Wahrheiten gesagt, die ihm noch nicht gesagt worden — übrigens habe er ihn an Lessing selbst geschickt und ihn um ein Recepisse in seiner Zeitung gebeten.

Nach deinen Raupenstand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.[1])

Weil diese Zeilen den poetischen Maulwürfen von jeher ein mächtiger Anstoß gewesen sind, so machen wir uns ein Vergnügen daraus, ihnen eine Parodie darauf mitzutheilen, die wir von guter Hand bekommen haben. Sie ist an den Verfasser des Wörterbuchs gerichtet, und lautet also:

Kurzsichtiger! der Neid hat dein Gesicht vergället,
Du siehest Hallern schwarz, gebrochen und verstellet:
Nach deinen matten Witz, dein wenig Wissen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Wenn er, oder diejenigen Herren Gottschedianer, die an dem Wörterbuche Theil haben, das Flegel zu hart finden sollten, so mögen sie überlegen, daß man des Reimes wegen vielmal etwas sagen muß, was man außer dem Reime nicht gesagt hätte. Doch man hat es nicht einmal nöthig, ihnen diese Entschuldigung zu machen, weil sie weit größere Grobheiten wider andre Leute, als sie sind, ausgestoßen haben. — — Das Ragout kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[19. November.]

Cours complet de la Langue françoise distribué par Exercices; à l'usage des personnes pour qui cette Langue est étrangere par Mr. Mauvillon. Tome premier et second. à Dresde 1754 chez J. C. Walther. In 8°. Beide Theile 3 Alph.

Da Hr. Mauvillon[2]) schon seit vielen Jahren der berühmteste französische Sprachmeister in Leipzig ist, so kann es ohne Zweifel nicht anders sein, als daß er nicht durch eigne Erfahrung das Unzulängliche und Falsche so mancher Sprachlehren sollte eingesehen haben. Er hat sich auch bereits durch seine Remarques sur les Germanismes so viel Ansehen erworben, daß man sich mit

---

1) Aus Hallers „Antwort an Herrn Bodmer". Vgl. Bd. I, S. 58.

2) Französischer Auswanderer, Vater des bekannten Literaten Jacob Mauvillon, folgte 1756 einem Rufe als Lehrer der französischen Sprache am Carolinum zu Braunschweig.

Grund die Verbesserung desselben[1]) von ihm versprechen kann. Auch eine nur flüchtige Durchblätterung des gegenwärtigen Werks wird dieses Vorurtheil genugsam rechtfertigen, indem man mit Vergnügen eine Menge der vortrefflichsten Anmerkungen darinnen antrifft, durch die man das Eigenthümliche der französischen Sprache erkennen und sich geläufig machen kann. Der erste Theil ist theoretisch und der andre praktisch. Dieser letztere insbesondere ist von einer sehr vortrefflichen Einrichtung. Anstatt der elenden und kindischen Gespräche, anstatt der erbärmlichen kleinen Erzählungen, die man sonst hinter den Grammairen findet, theilt er erstlich ein klein Verzeichniß derjenigen Wörter mit, welche den Künsten und dem gemeinen Leben eigenthümlich zugehören, und zeiget hierauf an eingestreuten Stücken guter Schriftsteller, wie man sie überhaupt mit Nutzen lesen müsse. Als eine sehr nützliche Uebung schlägt er auch die Vergleichung der Uebersetzungen mit ihren Urschriften vor, und giebt in dem 59sten Abschnitte einige Proben davon. Er beurtheilt darinne die deutsche Uebersetzung des Herrn Straubens von den Briefen einer Marquisin durch den jüngern Crebillon, desgleichen die Steinwehrsche Uebersetzung der Briefe des Herrn von Fontenelle, und die unlängst herausgekommene Uebersetzung des Montagne.[2]) Er findet an allen dreien ungemein viel auszusetzen, und zeigt, daß sie voll unverantwortlicher Fehler sind. Man wird ihm überhaupt nicht Unrecht geben können, ob man schon auch nicht selten entdecken wird, daß Herr Mauvillon sich mehr Deutsch zu verstehen einbilden muß, als er wirklich versteht. Z. E. Wenn er in der Uebersetzung des Herrn Straube le fade Marquis durch der abgeschickte Marquis übersetzt findet, so versichert er, daß er mehr als einen gelehrten Deutschen gefragt habe, was das Wort abgeschickt heiße, und daß ihm alle geantwortet hätten, daß es so viel als envoyé oder deputé heiße. Hierauf nun verdammt er den Hrn. Straube, welches er schwerlich würde gethan haben, wenn er nur einen halben Deutschen zu Rathe gezogen hätte. Es ist hier nämlich ein Druckfehler, und anstatt abgeschickt soll es abgeschmackt heißen, wie es sogleich einem

1) ? derselben.

2) Diese Uebersetzung hatte Lessing gleichfalls recensiert; die Recension ist uns jedoch nicht zugänglich.

jeden Leser in die Augen fällt. An einer andern Stelle behauptet Herr Mauvillon, daß man Coquette nicht durch Buhlerin übersetzen dürfe, weil Buhlerin eine Maitresse d'un grand, eine Concubine bedeute. Woher muß er dieses haben? Und hat er wohl jemals einen Deutschen sagen hören: der oder jener Große hält sich eine Buhlerin? Eine Beischläferin sagt man, und das ist ein ganz ander Wort. Es ist falsch, daß die Deutschen mit Buhlerin allezeit den Begriff eines häßlichen Lebens verbinden, indem das Zeitwort buhlen, um etwas buhlen, oft weiter nichts heißt, als sich um etwas bewerben, und also auch eine Buhlerin eine Person bedeuten kann, die sich zu gefallen bemüht. Im bösen Verstande sagt man Buhlschwester. Den Unterschied dieser drei Wörter muß er sich erklären lassen, ehe er einen gebornen Deutschen darüber tadeln will. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr.

[19. December.]

Mémoires de deux Amis ou les Avantures de Messieurs Barniwal et Rinville par M. Delasolle. IV Parties. à Amsterdam chez F. Changuion. 1754. In 8⁰. 1 Alph.

Der Verfasser dieses Romans hat sich bereits durch andere bekannt gemacht, nämlich durch die Memoires de Versorand, und durch die Anecdotes de la Cour de Bonhommie. Sie sind wohl aufgenommen worden, und ist wohl das Publikum gewohnt etwas übel aufzunehmen, was keine andere Absicht, als ihm zu gefallen, hat? Wenn man seinem Geschmack zu schmeicheln weiß, so wird man schwerlich ungelesen bleiben. Verwöhnt freilich darf dieser Geschmack, in Ansehung der erdichteten Geschichte, durch allzuviel Grandisons und Clarissens nicht werden; oder es ist um die Aufnahme der Herren Delasolle auf einmal geschehen. Er läßt sich übrigens selbst die Gerechtigkeit widerfahren, daß er kein Prevot und auch kein Marivaux[1]) sei. Wir bitten also seine etwanigen Leser, daß sie diesem bescheidnen Manne ja keine Ehre aufdringen mögen, die er selbst nicht zu verdienen glaubt, ob er

---

1) Vgl. oben die Recension von Le soldat parvenu.

gleich sonst nicht ganz ohne Zärtlichkeit für seine Geburten ist. Er versichert, daß einen empfindlichen Leser das gehäufte Unglück des Barniwals rühren werde, und daß die meisten dabei vorkommenden Charaktere nicht anders als gefallen könnten. Wir versichern auf sein Wort ein Gleiches. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(Jahrgang 1755.)

[9. Januar.]

Gedicht dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet. Braunschweig, bei Schröders Erben. In 4°. 2½ Bogen. [1])

Man wird es bereits aus andern öffentlichen Blättern wissen, daß der Herr Zachariä[2]) der Verfasser dieses Gedichts ist. Wir wiederholen seinen Namen hier um desto lieber, weil er uns der formellen Lobsprüche überhebt, die das Publicum in Ansehung der vorzüglichen Geschicklichkeit dieses Dichters nichts Neues lehren würden. Hat man ihn in seinen scherzhaften Epopeen als in seiner Sphäre bewundert, so wird man ihn auch hier nicht außer derselben finden, so wenig auch die Gabe scherzhafter Einfälle und die Gabe zärtlicher Empfindungen mit einander gemein zu haben scheinen. Auch in das Lob desjenigen unsterblichen Dichters wollen wir uns nicht einlassen, dessen Tod Herr Zachariä, und mit ihm Germanien, beweinet. Er war zugleich der rechtschaffenste und großmüthigste Mann, und wenigstens hiervon einen kleinen Beweis einzurücken, können wir uns unmöglich enthalten. Auf der 15. Seite läßt Herr Zachariä die Dichtkunst sagen:

Ihr sahet ihn so oft in dem geheimern Leben,
Verdiensten ihren Rang, sein Lob der Tugend geben;
Ihr saht ihn immer groß, und freundschaftlich und frei,
Der wahren Weisheit Freund und Feind der Heuchelei.
Mich dünkt, ich höre noch die edle Menschenliebe,
Die sanft, voll Wohlthun spricht; die jeder Großmuth Triebe
Für dich, o Fuchs, erregt; und aus der Dürftigkeit
Mit britt'schem Edelmuth verkannten Witz befreit.

---

1) Friedrich von Hagedorn, 1708 zu Hamburg geboren, war ebenda den 28. October 1754 gestorben.

2) Vgl. oben die Recension von Uz, Sieg des Liebesgottes.

Zu diesen letzten Zeilen macht der Verfasser folgende Anmerkung: „Herr Gottlieb Fuchs, der seit einigen Jahren Prediger in Sachsen ist, und sich unter dem Namen des Bauernsohnes durch verschiedene glückliche Gedichte bekannt gemacht hat, kam ohne Geld und Gönner nach Leipzig, seine Studien daselbst fortzusetzen. Er fiel allda einem unserer größten Dunse in die Hände, der durch seine marktschreierische Art, mit seinen Verdiensten um Deutschland zu prahlen, und durch die kleinen niedrigen Mittel, Jemanden zu seiner Partei zu ziehen, genug bezeichnet ist. Dieser Mann, der wohl eher versucht hatte, mit einem alten Rocke Leute zu bestechen, für ihn zu schreiben, dieser Mann war klein genug, Herr Fuchsen monatlich eine solche Kleinigkeit zu geben, die man sich schämt hier auszudrücken, und die er kaum dem geringsten Bettler hätte geben können. So bald er indessen erfuhr, daß Herr Fuchs in die Bekanntschaft mit einigen andern rechtschaffenen Leuten gekommen war, die er nicht zu seiner Partei zählen konnte, so war er noch niederträchtiger, und nahm Herr Fuchsen die Kleinigkeit, die er ihm bisher gegeben. Herr Fuchs wurde sogleich von denjenigen mehr als schadlos gehalten, durch die er um dieses erniedrigende Almosen gekommen war. Der seel. Herr von Hagedorn, dem diese Geschichte bekannt wurde, brachte durch seine edelmüthige Vorsprache bei vielen Standespersonen, Hamburgern, inigen Engländern, und besonders bei dem Collegio Carolino zu Braunschweig eine so ansehnliche Summe zusammen, daß Herr Fuchs künftig vor dem Mangel gesichert, seinen Studien auf eine anständige Art obliegen konnte." [1]) — — Denjenigen Fremdlingen

1) In seinen „Collectaneen" s. v. Hagedorn (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 407) sagt Lessing: „Unter andern", schrieb mir Herr Fuchs (Pastor in Zehren bei Meißen), den 15. October 1755, „fanden wir (nämlich er und der Legationsrath v. Hagedorn), daß er noch kurz vor seinem Tode Ihre schöne Auslegung über die Ode: Parcus deorum cultor (IV, 87, in den ‚Rettungen des Horaz' in diesem Bande) sorgfältig (in sein Exemplar des Horaz, seines Lieblingsdichters und Vorbildes) eingetragen und dieselbe als was Ungemeines gar sehr bewundert und mit vielen Lobsprüchen begleitet hatte. Ein Bentley, hieß es zuletzt, würde sich sehr geschmeichelt haben, wenn er dergleichen Einfälle gehabt hätte" u. s. w. — Die Unterstützung, welche Hagedorn diesem Fuchs verschaffte, gereicht ihm zur Ehre. Dieser ließ auf seinen Tod auch ein Gedicht drucken, welches er mir damals schickte. Aber es scheint, daß diese Unterstützung selbst den Stachel stumpf machte, welcher Fuchsen antreiben konnte sich weiter zu zeigen".

in dem Reiche des Witzes, welche vielleicht fragen sollten: wer ist der große Duns? wollen wir nächstens diese Frage beantworten.[1]) —— Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[21. Januar.]

Lyrische und andere Gedichte. Neue und um die Hälfte vermehrte Auflage. Mit allergnädigsten Freiheiten. Anspach, zu finden bei Jacob Christoph Posch. 1755. In 8⁰. 12 Bogen.

Die erste Ausgabe dieser Gedichte ist bereits vor fünf Jahren erschienen, und von Kennern wohl aufgenommen worden. Man erkannte ihren Verfasser, welches der Herr Regierungssecretär Uz in Anspach ist, sogleich für einen wahren Schüler des Horaz, der von dem Feuer seines Musters beseelt werde, und etwas mehr gelernt habe, als ihm hier eine Gedanke und da eine Wendung, nicht sowohl abzuborgen, als abzustehlen. Die Vermehrungen, welche er jetzo hinzugethan, sind so beträchtlich, daß er die Oden in vier Bücher hat abtheilen können. Die ersten zwei enthalten die bereits gedruckten Stücke; aber so, wie sie sich der verbessernden Hand eines Verfassers, der aller Welt eher, als sich ein Genüge thun kann, entreißen dürfen. Er hat überall verändert und auch fast überall glücklich verändert. Wir sagen fast, und hoffen, daß er es denjenigen nicht übel ausdeuten wird, die sich, vielleicht aus einer Art, von Prädilection hier und da seiner erstern Gedanken gegen die letztern annehmen. Unter den neuen Oden, welche das dritte und vierte Buch ausmachen, wird man verschiedne von dem erhabensten Inhalte finden, und einen philosophischen Kopf wird die, welche er Theodicee überschrieben hat, nicht anders als entzücken können. Sie sind überhaupt alle vortrefflich, obgleich nicht alle von einerlei Fluge. Und auch dieses hat er mit dem Horaz gemein, welcher sich oft in die niedre Sphäre des Scherzes und angenehmer Empfindungen herab läßt, und auch da die geringsten Gegenstände zu veredeln weiß. Nur an den schmutzigen Bildern hat unser deutscher Horaz eine gleiche Kunst zu zeigen, verweigert.

---

1) Man sehe diese Antwort in Bd I, S. 52.

Die Anständigkeit ist das strenge Gesetz, welches seine Muse auch in den Entzückungen des Weines und der Liebe nie verletzet. — — Die übrigen Vermehrungen bestehen in dem Sieg des Liebesgottes, welches scherzhafte Heldengedichte man auch bereits kennet[1]), und in einigen poetischen prosaischen Briefen, welche theils freundschaftlichen, theils kritischen Inhalts sind. Der vierte ist besonders merkwürdig.[2]) Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[30. Januar.]

Begebenheiten eines sich selbst Unbekannten. Aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig. 1755. In 8°. 1 Alph. 4 Bogen.

— — Wenn doch dieser sich selbst Unbekannte die Gütigkeit gehabt hätte, und auch der Welt unbekannt geblieben wäre. — — Er wird außer dem Hause seiner Aeltern, die er gar nicht kennet, erzogen. Es fehlet ihm in den ersten Jahren an nichts, und er findet sich sogar, ohne sein Zuthun, in ein ziemlich einträgliches Amt gesetzt. Doch durch eine lüderliche Lebensart, und besonders dadurch, daß er Komödiant wird, verscherzt er die Liebe seiner unbekannten Versorger. Er wird sich selbst überlassen und aus einem Unglücke in das andere verschlagen. Er schweift bald als ein Bedienter, bald als sein eigner Herr in London herum, und spielt sowohl unter der einen, als unter der andern Gestalt den verliebten Ritter. Er lernt seine Schwester kennen, ohne zu wissen, daß es seine Schwester ist, und hätte sich bald auf gar keine brüderliche Art in sie verliebt. Doch Alles geht noch gut ab, und seine unbekannte Schwester wird die unvermuthete Gelegenheit, daß er von seinem sterbenden Vater, eben so wohl als sie, erkannt und wieder angenommen wird. — — Das ist das Gerippe des Romans, um welches der Scribent einige elende Lumpen aus dem ärgerlichen Leben der englischen Buhlschwestern geworfen hat, um ihm

1) Man sehe oben die Recension desselben.

2) Er ist „an Herrn Hofrath C*" gerichtet, und erzählt ein Traumgesicht, in welchem er die Klopstockianer verspottet und für Opitz, Haller, Hagedorn, auch für Lessing, den „Vater holder Kleinigkeiten" Partei nimmt.

ungefähr eine Gestalt zu geben. — — Ist es erlaubt, weil Richardson und Fielding[1]) ein gutes Vorurtheil für die englischen Romane erweckt haben, daß man uns allen Schund aus dieser Sprache aufzudringen sucht? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

[22. Februar.]

Versuche in der tragischen Dichtkunst, bestehend in vier Trauerspielen, nämlich Zayde, Mariamne, Thusnelde und Zarine. Breslau verl. Carl Gottfr. Meyer. 1754. In gr. 8⁰. 16 Bogen.

Wenn wir sagen, daß der Herr Baron von Schönaich, der Scribent des Hermanns, Verfasser von diesen Versuchen ist, so werden wir hoffentlich auf einmal das vollständigste Urtheil davon gefällt haben, das man davon fällen kann. Es folgt nicht nothwendig, daß ein guter Heldendichter auch ein guter tragischer Dichter sein müsse; aber das folgt nothwendig, daß der, welcher schlechte Epopeen schreibt, auch nicht anders als schlechte Trauerspiele schreiben werde. Der Herr Baron hat es der Welt schon gewiesen, daß er so ziemlich die mechanischen Regeln alle beobachten, und, Trotz dieser Beobachtung, dennoch Gedichte, die nichts taugen, machen könne; und wir sind viel zu billig, als daß wir ihm dieses Lob nicht auch hier ertheilen sollten. Wir erinnern uns seiner und seines Lehrmeisters allezeit mit Dankbarkeit, so oft wir die Anmerkung eines französischen Kunstrichters, daß etwas ganz Anderes die Kunst, und etwas ganz Anderes das Raffinement der Kunst sei, mit Beispielen bestärken wollen. Den Mangel dieses Raffinements könnte man dem Herrn Baron ganz gern vergeben; allein er hat noch einen andern Fehler, den ihm gesittete Leser unmöglich verzeihen können, und von dem wir gar nicht einsehen, wie er dazu gekommen ist. Er ist ein Cavalier, dem es an Kenntniß der großen Welt und der feinern Sprache, die darinne üblich ist, nicht fehlen sollte: wie kömmt es aber gleichwohl, daß er seine tragischen Personen so kriechend, so pöbelhaft, so ekel sprechen läßt? Seine Prinzessinnen, z. E., haben Liebsten (S. 3), sind verliebt

1) Vgl. oben die Recension des „Random“.

(S. 13), sind brünstig (S. 11), sind geil (S. 59). Seine Helden schimpfen einander Hunde (S. 10) und Buben (S. 43). Wenn sie überlegen, so kommt ihnen was ein (S. 12) und wenn sie sagen sollen, ich meinte, oder ich glaubte, so sagen sie ich dachte (S. 3). Einer spricht zu dem andern du läugst (S. 14) und erbost sich (S. 105), wenn er ergrimmen sollte. Ein Gemahl hat eine Frau (S. 42), und wohl noch darzu eine schwangre Frau (S. 126), und eine Gemahlin hat einen Mann (S. 66). Die Feldherrn geben dem Feinde Schlappen (S. 112). Die Diener sind geschwind wie der Wind (S. 58). Die Könige heißen die Königinnen mein Licht (S. 81), mein Leben (S. 82). Wer etwas zeigen will, ruft Schau! und wer sich verwundern will, schreit Ey! 2c. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[25. Februar.]

Les heureux Orphelins, Histoire imitée de l'Anglois par Mr. de Crebillon F. IV Parties. à Bruxelles 1755 et se vend à Dresde chez J. C. Walther. In 12°. 1 Alphb. 12 Bogen.

Die englische Urschrift dieses Romans heißt The Fortunate Foundlings, und ist in sehr kurzer Zeit dreimal gedruckt worden. Allein dieser geschwinde Abgang ist ein sehr zweideutiger Beweis von seiner Güte, die man weit sichrer daraus schließen wird, daß der jüngere Herr Crebillon sich die Mühe genommen hat, ihn umzuarbeiten. Wie viel Veränderungen er bei dieser Umarbeitung müsse erlitten haben, werden auch diejenigen leicht wahrnehmen können, welche ihn in der Grundsprache nicht gelesen haben, wenn sie nur sonst das englische Genie ein wenig kennen. Er hat nicht allein ein vollkommen französisches Ansehen bekommen, sondern er ist auch so glücklich crebillonisirt worden, daß man ohne Mühe entdeckt, er müsse zu der Familie der Egaremens de l'esprit et du coeur, der Briefe der Ninon 2c. gehören. Diese Familiengleichheit besiehet in den sophistisch-metaphysischen Zergliederungen der Liebe und aller damit verwandten Leidenschaften, in welchen der jüngere Crebillon ein so großer Meister ist, daß man glauben sollte, nur er allein müsse das menschliche Herz von dieser

Seite kennen, welches in seinen Schilderungen zu einem weit größern Labyrinthe wird, als es vielleicht in der That ist. Die ersten vier Theile dieser glücklichen Findlinge enthalten noch sehr wenig, was zu ihrer eigentlichen Geschichte gehört, wozu in dem ersten nur gleichsam der Grund gelegt wird. Die andern drei sind völlig mit einer fremden Geschichte erfüllt, von der man es erwarten muß, ob sie mit dem Ganzen glücklich genug wird verbunden sein. Vor jetzo ist man zufrieden, daß sie den Lesern wichtig und reizend genug scheint, die vornehmsten Helden ohne Mißvergnügen deswegen aus dem Gesichte zu verlieren. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 21 Gr.

[6. März.]

Fables et Contes. à Paris chez Duchesne 1754. In 12°. 10 Bogen.

Aus der Aufschrift dieses Werks wird man es schwerlich schließen können, wie viel Antheil die Ehre des deutschen Witzes daran nimmt. Wir müssen also nur gleich sagen, daß sein Verfasser, welcher sich zwar nicht genennet hat, von dem wir aber wissen, daß es der Herr Rivery, Mitglied der Akademie zu Amiens, ist, den größten Theil seiner Fabeln und Erzählungen einem unserer Dichter schuldig sei, dem noch Niemand den Ruhm eines deutschen la Fontaine abgesprochen hat. Der Hr. Professor Gellert hat schon mehr als einmal den Verdruß gehabt, sich in unglücklichen Uebersetzungen verstellet zu sehen; und es muß ihm daher nothwendig angenehm sein, endlich in die Hände eines Gelehrten zu fallen, der alle Geschicklichkeit besitzt, ihm ungleich mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir in den freien Uebersetzungen des Herrn Rivery alle Schönheiten des Originals wiedergefunden hätten; wir müßten von der Unmöglichkeit solcher Uebersetzungen gar nichts wissen, wenn es uns auch nur eingekommen wäre, sie darinne zu suchen. Wir haben uns begnügt, deren so viele zu finden, als nöthig sind, es den Herren Franzosen wahrscheinlich zu machen, daß von Rechts wegen noch weit mehrere darinne sein müßten, wenn sie die Begierde für überflüssig halten sollten, einen Gellert in seiner

Sprache lesen zu können. Doch nicht um diesen schönen Geist allein, sondern um die ganze deutsche Nation hat sich Herr Rivery verdient gemacht. Er hat nämlich eine Einleitung voran geschickt, in welcher er von unserer Litteratur überhaupt Nachricht ertheilt. Das was er davon sagt, zeigt von eben so vieler Einsicht als Billigkeit; und wenn es ihm gelingen sollte, die Beistimmung seiner Landsleute zu erhalten, so werden es die Deutschen wieder vergessen können, daß ein Bouhours einmal eine abgeschmackte Frage gethan hat. Seine Nachricht ist zwar die vollständigste gar nicht; allein wir müssen auch gestehen, daß wir diese Unvollständigkeit fast eben so gern, als ungern bemerkt haben. Sie wird allenfalls zu einer sehr nützlichen Ergänzung Gelegenheit geben, wenn man etwa in der Vorstellung des Herrn Rivery die deutschen Musen für so gar wichtig doch noch nicht ansehen sollte, die Aufmerksamkeit der Ausländer zu verlangen. Er kennet von unsern Neuern, außer dem Herrn Gellert, fast Niemanden als einen Günther, einen Hagedorn, einen Haller und einen Rabner. Es werden leicht die vornehmsten sein; das ist wahr. Allein die einzigen, die den schönen Wissenschaften bei uns Ehre machen, sind es ohne Zweifel nicht. Wir haben noch Schlegels, Kramers, Gleime, Klopstocke, Kleiste, Utze, Zachariäs, Kästners, Bodmers und Wielande, welche alle auch außer ihrem Vaterlande den erhaltenen Ruhm behaupten können.

[3. Mai.]

G. Ephr. Lessings Schriften, fünfter und sechster Theil. Berlin bei Chr. Fr. Voß 1755. In 12°. 1 Alphb. 2 Bogen.

Der Verfasser hat diese Theile ohne Vorrede in die Welt geschickt. Es wird daher kein Wunder sein, wenn wir in der Geschwindigkeit nicht viel mehr davon werden sagen können, als er selbst hat sagen wollen. Sie enthalten beide Schauspiele; und zwar jeder Theil ein großes Stück in fünf Aufzügen, und ein kleines in einem Aufzuge. Das große Stück im fünften Theile heißt der Freigeist. Diesen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann so leicht nicht gewesen sein, und es wird auf das Urtheil der

Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darin findet, mag sich an dem darauf folgenden Nachspiele Der Schatz erholen. Wir wollen nicht entdecken, was es für eine Bewandtniß mit diesem Schatze habe, damit gewisse Kunstrichter desto zuversichtlicher sagen können, das Komische desselben falle nicht selten in das Possenhafte.[1]) Der sechste Theil fängt mit einem bürgerlichen Trauerspiele an, welches Miß Sara Sampson heißt. — Ein bürgerliches Trauerspiel! Mein Gott! Findet man in Gottscheds kritischer Dichtkunst ein Wort von so einem Dinge? Dieser berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahr seinem lieben Deutschland die drei Einheiten vorgepredigt, und dennoch wagt man es auch hier, die Einheit des Orts recht mit Willen zu übertreten. Was soll daraus werden? — Das kleine Stück, welches den sechsten Theil beschließt, heißt der Misogyn. Der Verfasser hätte wohl können sagen der Weiberfeind. Denn ist es nicht abgeschmackt, seinen Sohn Theophilus[2]) zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[6. Mai.]

Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten englischen Ausgabe übersetzt. Zweiter Theil. Hamburg bei Chr. Wilh. Brandt 1755. 1 Alphb. 6 Bogen.

Auch dieser Theil ist voller wunderlichen Auftritte aus dem Leben eines Herumschweifers, der ohne Charakter, ohne Sitten und ohne Absichten vorgestellet wird. Die längste Rolle, die er darinne spielt, ist die Rolle eines Stutzers, der in dem Glanze geborgter Kleider nach einer Frau ausgeht, und durch sein äußerliches Ansehen eine alte wollüstige Wittwe oder eine unbedachtsame Erbin ins Garn zu locken sucht. An Erfindungskraft mag es dem Verfasser nicht gefehlt haben; denn auf einer Seite von ihm kömmt oft mehr Geschichte vor, als bei andern seiner Landsleute auf

1) Daß er nämlich eine Nachahmung des Plautinischen Trinummus ist. Vgl. unsere Einleitung zu Bd. I.

2) So hieß ein jüngerer Bruder Lessings.

hundert Seiten. Und doch ist er ihnen deswegen so wenig vorzuziehen, daß man vielmehr sein Buch unter die fast unnützen Bücher in ihrer Art rechnen muß, welche zwar das Gedächtniß mit mannigfaltigen Begebenheiten überhäufen und müßige Leser auf einige Stunden beschäftigen, dem Geiste aber weder zu nützlichen Betrachtungen, noch dem Herze zu guten Entschließungen Gelegenheit geben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[17. Mai.]

Das Leben des Herrn von Haller, von D. Johann Georg Zimmermann, Stadtphysicus in Brugg. Zürich bei Heidegger und Compagnie 1755. In 8°. 1 Alph. 7 Bogen.

Der Herr von Haller[1]) gehört unter die glücklichen Gelehrten, welche schon bei ihrem Leben eines ausgebreitetern Ruhms genießen, als nur wenige erst nach ihrem Tode theilhaft werden. Dieses Vorzugs hat er sich unwidersprechlich durch überwiegende Verdienste würdig gemacht, die ihn auch noch bei der spätesten Nachwelt eben so groß erhalten werden, als er jetzt in unparteiischen Augen scheinen muß. Sein Leben beschreiben heißt nicht, einen bloßen Dichter, oder einen bloßen Zergliedrer, oder einen bloßen Kräuterkundigen, sondern einen Mann zum Muster aufstellen,

— — — — — whose Mind
Contains a world and seems for all things fram'd.

Man ist daher dem Herrn D. Zimmermann[2]) alle Erkenntlichkeit schuldig, daß er uns die näheren Nachrichten nicht vorenthalten wollen, die er, als ein vertrauter Schüler des Herrn von Haller, am zuverlässigsten von ihm haben konnte. Alle die, welche überzeugt sind, daß die Ehre des deutschen Namens am meisten auf der Ehre der deutschen Geister beruhe, werden ihn mit Vergnügen lesen, und nur diejenigen werden eine höhnische Miene machen, welchen alle Ehrenbezeigungen unnütz verschwendet zu sein scheinen,

---

1) **Albrecht von Haller,** geboren zu Bern 1708, gestorben ebenda 1777, berühmter Arzt (Physiolog) und Dichter.

2) **Johann Georg Zimmermann,** geboren zu Brugg in der Schweiz 1728, starb 1795 als Leibarzt in Hannover. Ein Jahr nach obiger Schrift gab er sein bekanntestes Werk „Betrachtungen über die Einsamkeit" heraus.

die ihnen nicht widerfahren. Ein Auszug aus dieser Lebensbeschreibung würde uns leichter fallen, als er dem Leser vielleicht in der Kürze, welche wir dabei beobachten müßten, angenehm sein würde. Der Herr D. Zimmermann ist keiner von den trocknen Biographen, die ihr Augenmerk auf nichts höhers als auf kleine chronologische Umstände richten, und uns einen Gelehrten genugsam bekannt zu machen glauben, wenn sie die Jahre seiner Geburt, seiner Beförderungen, seiner ehelichen Verbindungen und dergleichen angeben. Er folgt seinem Helden nicht nur durch alle die merkwürdigsten Veränderungen seines Lebens, sondern auch durch alle die Wissenschaften, in denen er sich gezeigt, und durch alle die Anstalten, die er zur Aufnahme derselben an mehr als einem Orte gemacht hat. Dabei erhebt er sich zwar über den Ton eines kalten Geschichtschreibers; allein von der Hitze eines schwärmerischen Panegyristen bleibt er doch noch weit genug entfernt, als daß man bei seiner Erzählung freundschaftliche Verblendungen besorgen dürfte. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam auf Druckpapier 16 Gr. und auf Schreibpapier 1 Rthlr.

[29. Mai.]

Edward **Grandisons Geschichte** in Görlitz. Berlin bei Chr. Friedr. Voß 1755. In 8°. 8 Bogen.

Wir wollen es nur gleich sagen, daß diese Schrift etwas ganz Anderes enthält, als der Titel zu versprechen scheinet. Der Name Grandison wird an eine Geschichte denken lassen, in welcher die Kunst ihre größte Stärke angewandt hat, das menschliche Herz auf allen Seiten zu rühren, um es durch diese Rührungen zu bessern. Wenn nun der Leser so etwas erwartet, wider Vermuthen aber eine kleine Geschichte des Geschmacks unter den Deutschen findet, so wird er sich zwar Anfangs getäuscht glauben, allein am Ende wird er diese Täuschung doch ganz gerne zufrieden sein. Wir haben dieses zu vermuthen um so viel mehr Grund, je lebhafter wir überzeugt sind, daß die jetzt herrschenden Streitigkeiten in dem Reiche des deutschen Witzes nirgends so kurz, so deutlich, so bescheiden, als in diesen wenigen Bogen, vorgetragen worden. Die

Verfasser sind dabei in ihrer Unparteilichkeit so weit gegangen, daß sie einem Gottsched und einem Schönaich weit mehr Einsicht beilegen, weit mehr Gründe in den Mund geben, als sie jemals gezeigt haben, und sie ihre schlechte Sache weit besser vertheidigen lassen, als es von ihnen selbst zu erwarten steht. Ein wie viel leichters Spiel würden sie ihren Widerlegungen und ihrer Satyre haben machen können, wenn sie die Einfalt des einen in allem ihren dictatorischen Stolze, und die Possenreißerei des andern in aller ihrer wendischen[1]) Grobheit aufgeführet hätten. Doch sie wollten ihre Leser mehr überzeugen, als betäuben; und der Beitritt eines einzigen, den sie durch Gründe erzwingen, wird ihnen angenehmer sein, als das jauchzende Geschrei ganzer Klassen, wo es gutherzige Knaben aus Furcht der Ruthe bekennen müssen, daß Gottsched ein großer Mann und Schönaich ein deutscher Virgil sei. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[21. Juni.]

Vermischte Schriften von Abraham Gotthelf **Kästner**. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung 1755. In 8°. 18 Bogen.

Selten werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltner der Philosoph und der Meßkünstler, am allerseltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in einer Person beisammen finden. Alle vier Titel aber zu vereinen, kömmt nur dem wahrhaften Genie zu, das sich für die menschliche Erkenntniß überhaupt, und nicht bloß für einzelne Theile desselben, geschaffen zu sein fühlet. Der Herr Professor Kästner — Doch die formellen Lobsprüche sind ekelhaft, und ohne Zweifel haben die meisten unsrer Leser schon längst von selbst die Anmerkung gemacht, daß sich auch noch mehrere, als ihrer vier, in die Verdienste dieses Mannes ganz reichlich theilen könnten. Gegenwärtige vermischte Schriften allein könnten auch dem besten unsrer witzigen Köpfe einen Namen machen, dessen er sich nicht zu schämen hätte, und den er, mehr erschlichen als verdient zu haben, sich nicht

---

1) Er war aus Amtitz in der Niederlausitz. Vgl. die folgende Recension und Bd. I, S. 322, Anm. 1.

vorwerfen dürfte. Mehr wollen wir nicht davon sagen, sondern nur noch überhaupt melden, daß sie aus prosaischen Abhandlungen, aus Lehrgedichten, aus Oden, aus Elegien, aus Fabeln, aus Sinngedichten, aus Parodien, aus lateinischen Gedichten und aus Briefen bestehen. Daß man sie lesen wird; daß man sie, auch ohne Anpreisung, häufig lesen wird, ist gewiß. Die wenigen Sinngedichte also, die wir daraus hersetzen wollen, sollen mehr zu unserm eignen Vergnügen, als zu einer unnöthigen Probe angeführt sein.

Charakter des Herrn de la Mettrie nach dem Entwurfe des Herrn von Maupertuis.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie,
Das heißt auf Deutsch: ein Narr war la Mettrie.

An einen Freimäurer.

Der Brüderschaft Geheimniß zu ergründen,
Plagt dich, Neran, mein kühner Vorwitz nicht;
Von einem nur wünscht ich mir Unterricht:
Was ist an dir Ehrwürdiges zu finden?

Das Todtenopfer an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis.

Mein Kroneck, Maros Geist schwebt noch um seine Gruft,
Wenn du dort Lorbeern brichst, so hör auch, was er ruft:
Zu Ehren hat mir sonst ein Martial gelodert,
Von dir, o Deutscher, wird ein Schönaich jetzt gefodert.

Eines Sachsen Wunsch auf Carl den XII.

Held, der uns so gepreßt, dein eifriges Bestreben
War: spät im eiteln Hauch der letzten Welt zu leben;
Doch wird mein Wunsch erfüllt (die Rache giebt ihn ein)
So soll einst dein Homer ein zweiter Schönaich sein.

Wir müssen erinnern, daß in den zwei letzten Sinnschriften anstatt des Namens Schönaich, welches ein gewisser Poet in der Niederlausitz ist, bloß ein leerer Platz gelassen worden, ihn nach Belieben mit einem von den zweisilbigen Namen unsrer Heldendichter zu füllen. Unser Belieben fiel auf genannten Herrn Baron von Schönaich, von dessen neuesten Schriften wir nächstens reden wollen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[3. Juli.]

Die Hofmeisterin, erster Theil. Bernburg bei Christ. Gottf. Cörnern, 1755. In 8°.

Dieses ist die Fortsetzung derjenigen Wochenschrift, welche in den Jahren 53 und 54 zu Leipzig unter dem Titel: der Hofmeister erschien, und bis zu drei Bänden anwuchs. Mehr wissen wir nicht von ihm, denn Gott sei Dank, wir haben ihn nicht gelesen. Er kann gut, er kann sehr gut sein. Wenn er es aber ist, so bedauern wir ihn herzlich, daß er sein Lehramt einer alten Plaudertasche abtreten müssen, deren vornehmste Absicht, ohne Zweifel, gewesen ist, sich auf ihre alten Tage die Stelle einer Ausgeberin auf den Gütern des wendischen Sängers[1]) zu erloben. — — Kann man sich es einbilden! Sie wollte, wie sie selber sagt, in ihren Blättern, dem Hermann des Baron Schönaichs eben dieselben Dienste leisten, die Addison ehedem dem Milton leistete. „Nicht, als wenn ich mich", fährt sie fort, „mit dem Addison, oder den Hermann mit dem verlornen Paradiese vergliche. Ich muß mich gegen den Zuschauer verstecken; hingegen wird Niemand ohne Parteilichkeit die englische Epopee unsrer deutschen vorziehen." Hierauf macht sie in dem sechsten, zwölften, zwanzigsten und fünfundvierzigsten Stücke einen Auszug aus dem Hermann, der mit so vielen abgeschmackten und jämmerlichen Lobsprüchen durchflochten ist, daß wir fast gezwungen auf den Einfall gerathen sind, der Baron Schönaich müsse ihn selbst gemacht haben. Wenn das ist, so hat Alles seine Richtigkeit! — — Sollen wir auch von den übrigen Stücken der Hofmeisterin etwas sagen? Wir können es kurz fassen; es ist unglaublich, daß ein Schriftsteller oder eine Schriftstellerin, die auf eine solche Art den Geschmack der Leser verbessern will, auf eine glücklichere die Sitten derselben verbessern werde. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

1) v. Schönaich. Vgl. die beiden vorigen Recensionen.

[19. Juli.]

Die Schwachheit des menschlichen Herzens bei den Anfällen der Liebe. Frankfurt und Leipzig verlegts G. P. Monath 1755. In 8°. 17 Bogen.

Es scheint, als ob man uns diesen weniger als mittelmäßigen Roman als ein deutsches Original aufdringen wolle. Die Vorrede ist in diesem Jahre unterschrieben, und auf dem Titel wird keines Uebersetzers gedacht. Aber gleichwohl darf man nur wenige Seiten lesen, wenn man die fremde aus den deutschen Worten hervorblickende Grundsprache erkennen will. Die Anlage ist französisch, so wie die Denkungsart und der Ausdruck. Der Held heißt der Ritter von Belincourt, und die Thaten seiner Ritterschaft lassen sich aus der Aufschrift errathen. So wenig erbaulich sie aber auch immer sind, so versichert man uns doch, daß sie zur Beförderung der Tugend aufgezeichnet worden. — Wenn die Romanschreiber, welche keine Richardsons[1]) sind, doch nur immer auf die Tugend Verzicht thun wollten! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[9. August.]

Das Kartenblatt; in zwei Theilen. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig in Gleditschens Buchhandlung 1755. In 8°. 2 Alph.

Man hat es schon längst gewußt, daß es eine schlechte Genever Uhr sein kann, obgleich London by etc. drauf gestochen ist. Aber das scheint man nicht wissen zu wollen, daß die Worte: aus dem Englischen übersetzt, wenn sie auch keine Unwahrheit enthalten, in Ansehung der Güte des Werks, noch eine weit geringere Gewährleistung sind. Wir sind die gutherzigen Deutschen; das ist ganz gewiß. Das Gute der Ausländer gefällt uns; und zur Dankbarkeit lassen wir uns auch das Elendeste, was sie haben, gefallen. — — Das Kartenblatt! Ganz gewiß ein Titel von der neuesten Erfindung für einen Roman; besonders wenn das Kartenblatt selbst

---

1) Vgl. oben die Recension des „Random“.

eine so kleine Rolle darinne spielt, daß es zu weiter nichts gebraucht wird, als Handbriefchen zu schreiben, deren Inhalt eben nicht der klügste Bediente eben so gut ausgerichtet hätte. Mit gleichem Rechte könnte dieser Roman das Glas Wasser heißen; denn es werden eben so viel Gläser Wasser auf die Ohnmachten darin getrunken, als Briefe auf Kartenblätter geschrieben. — Der Held ist ein gewisser Archibald Evelyn, ein junger Herr, den seine Aeltern reisen lassen, und der auf seinen Reisen unbesonnene Streiche angiebt. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser nicht ein Haufen schnurriges Zeug dabei anbringen sollte. Der *Humor* wird auch in den schlechtesten englischen Büchern dieser Art nicht ganz und gar fehlen; eben so wenig, als man eine dergleichen französische Scharteke finden wird, die gänzlich ohne gout geschrieben wäre. Allein sollten wir nicht die Scribenten aus beiden Nationen mit Verachtung ansehen, die weiter nichts, als *Humor*, oder weiter nichts als Gout haben? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[23. August.]

Virginia, ein Trauerspiel von J. S. Patzke. Frankfurt und Leipzig, verlegts Joh. Christ. Kleyb 1755. In 8°. 5 Bogen.[1])

Man kann jedes deutsche Trauerspiel von zwei Seiten betrachten; als ein Trauerspiel, und als ein deutsches Trauerspiel. Als dieses kann es oft einen sehr großen relativischen Werth haben, den es als jenes nicht hat. Es ist ganz etwas Anderes, über die Gottscheds, Schönaichs, Grimms, Kriegers, Quistorps und Pietschels erhaben sein, und ganz etwas Anderes, unter dem Corneillen einen Rang verdienen. Doch sind zwischen diesen beiden äußersten Grenzen noch Stellen genug, die ein gutes Genie mit Ruhm füllen kann. Man würde unbillig sein, wenn man dem Herrn Patzke eine derselben absprechen wollte. Es ist sein erstes dramatisches Stück. Und das erste dramatische Stück von Corneille? Oder das erste Trauerspiel von Racinen? Hätte man,

1) Siehe oben die Recension von Patzkes „freundschaftlichen Briefen“.

nach diesem zu urtheilen, wohl dem Einen, oder dem Andern die Höhe zugetrauet, die sie in der Folge wirklich erreichten? — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

[7. October.]

Der Ehestand, eine Erzählung, welche eine Menge wichtiger Begebenheiten in sich hält. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. Leipzig in der Weidemannischen Handlung 1755. In 8°. 2 Alph.

Es war in England vor einigen Jahren eine Parlamentsakte publicirt, in welcher die Heirathen derjenigen Personen, die unter einundzwanzig Jahren sind, und sich ohne Einwilligung ihrer Aeltern, Verwandten oder Vormünder ehelich verbinden, für null und nichtig erklärt wurden. Dieses Gesetz sah die englische Jugend als eine unüberlegte Kränkung ihrer Freiheit an, und es fanden sich sogleich aus ihren Mitteln Federn, die es zu bestreiten unternahmen; ein Schicksal, welchem wenig Parlamentsakten entgehen. Vornehmlich ward gegenwärtiger Roman in dieser Absicht verfertiget, der, wenn man aufrichtig urtheilen will, nichts Anderes als ein übelzusammenhängender Zusammenhang solcher Begebenheiten ist, in welchen allen diejenigen Ehen, die junge Leute ohne vorhergegangenes Gutbefinden ihrer Eltern stiften, sehr glücklich, und diejenigen, in welche sie sich auf Anrathen der Ihrigen einlassen müssen, sehr unglücklich ausschlagen. Dieser Moral also wegen, wenn man anders eine solche Lehre eine Moral nennen kann, hat er den Titel Der Ehestand bekommen, auf welchem sich noch die ziemlich passenden Zeilen des Ovidius befinden:

— — — taedae quoque jure coissent,
Sed vetuere patres: quod non potuere vetare,
Ex aequo captis ardebant mentibus ambo. 1)

Ohne Zweifel wird man nunmehr fragen: warum man denn aber einen solchen einzig und allein auf den englischen Horizont eingerichteten Roman übersetzt habe? Wahrscheinlicher Weise hat den Ueber-

---

1) Aus der Erzählung von Pyramus und Thisbe in den Metamorphosen.

setzer die lustige Laune verführt, mit welcher der Engländer den komischen Theil seiner Erdichtungen zu erzählen weiß. Er ist in vielen Stellen ein ziemlich glücklicher Nachahmer des Herrn Fieldings; und wenn er bei den rührenden Scenen nur eben so glücklich den Herrn Richardson[1]) hätte nachahmen können, so würde man seine unrechten politischen Absichten noch eher übersehen können. Er ist voll drolligter Gedanken, voll unerwarteter lächerlicher Gleichnisse; kurz, er ist an Allem dem reich, was die Engländer unter ihrem Worte Humor[2]) begreifen: allein sobald er ernsthaft und edel sein will, so bald wird er seicht und affectirt. Zur Probe seiner possirlichen Schreibart kann folgende Stelle dienen: „Aber wie geschwinde verändert sich doch das Glück! Es ist wie ein Floh, der von einem Orte zum andern hüpft, sich im Blute sättiget und feist wird, und zuletzt unter dem Daum eines Kammermädchens sein Leben einbüßt; es gleicht einem Pilze, der des Morgens früh aufschießt, und zu Mittage in Königsarm verspeiset wird; es ist gleich — — ja gewiß, es ist ein Ding von sehr kleiner Dauer, wie man denn in kurzen ersehen wird 2c." Das Wirthshaus, welches von dem Uebersetzer hier Königsarm genennt wird, hat im Original ganz gewiß Kings-arms geheißen, welches er zum königl. Wappen und nicht im Königsarm hätte übersetzen sollen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[9. October.]

Der Schwätzer, eine Sittenschrift aus dem Englischen des Herrn Richard Steele. Erster Band. Leipzig in Lankischens Buchhandlung. 1755. In gr. 8°. 2 Alph. 3 Bog.

Diese Sittenschrift, wie bekannt, kömmt in der Zeitordnung noch vor dem Zuschauer zu stehen, und wenn sie ihm auch nach dem innerlichen Werthe vorzuziehen sein sollte, so hat man es wohl dem Richard Steele am wenigsten zu danken. Er bediente sich der Beiträge der sinnreichsten Köpfe seiner Zeit und besonders des Herrn Ambrosius Philipps, so daß der Vor-

1) Vgl. oben die Recension von „Random".
2) Vgl. oben die Recension vom „Kartenblatt".

wurf, den man ihm machte, als ob er sich meistentheils nur mit fremden Federn schmücke, so ungegründet eben nicht war. Doch was verschlägt der Welt dieses jetzt? Genug sie hat ein schönes Werk, und es kann ihr gleich viel sein, ob sie es von dem Richard Steele selbst, oder nur durch seine Vermittlung erhalten hat. Die gegenwärtige deutsche Uebersetzung ist nach der neuesten englischen Ausgabe veranstaltet, die 1749 in vier Duodezbänden unter dem Titel the Lucubrations of Isaac Bickerstaff herausgekommen ist. Man weiß die kleinen Händel, welche dem Herrn Steele zur Annehmung des Namens Bickerstaf veranlaßt haben. Zwei von diesen Duodezbänden machen diesen ersten Band aus, und der zweite soll künftige Ostern nachfolgen. Die Uebersetzung selbst scheinet von einem Manne gemacht zu sein, der beider Sprachen kundig ist, und ob sie gleich gewisse Schönheiten, wo der Witz entweder in einer unübersetzlichen Anspielung oder in einem eigenthümlichen Ausdrucke der englischen Sprache liegt, weniger als das Original hat, so ist es doch augenscheinlich, daß sie weit treuer gerathen sei, als die französische Uebersetzung des Herrn la Chapelle, die nicht weiter als auf die ersten sechzig Stücke geht. Da sie aber dem ohngeachtet durch die hinzugefügten Noten einen besondern Werth erhalten, so muß man dem deutschen Uebersetzer verbunden sein, daß er sich dieselben, zur Bequemlichkeit seiner Leser, zugeeignet hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 8 Gr.

[11. October.]

Briefe an Freunde. Littera non erubescit. Cic. Danzig bei G. Th. Schuster. 20 Bogen. In 8°.

Wir haben zwar, seit einiger Zeit, verschiedene gute Muster des epistolarischen Stils erhalten; doch sind derselben noch lange nicht so viele, daß man über die Vermehrung derselben ungehalten werden dürfte. Die Klagen sind überhaupt thörigt, die man über den Anwachs dieser oder jener Art von Schriften führet. Man sage nicht: schon wieder anakreontische Lieder! schon wieder Predigten! Sondern wenn man ja etwas sagen will, so sage man.

schon wieder schlechte anakreontische Lieder! schon wieder schlechte Predigten! Nur das Schlechte wird durch die Menge noch schlechter, und des Guten kann nie zu viel sein. Eben dieses wird auch bei den Briefen gelten, deren wenigstens siebenerlei in dem jetzigen Meßcatalogo zu finden sind. Doch auch alsdenn noch, wenn schon die meisten von ihnen nicht die besten sein sollten, wird man noch Ursache haben, gütig von ihnen zu urtheilen. Denn sind sie nicht wenigstens Beweise, daß die Bemühung, gute Briefe zu schreiben, allgemeiner wird? —— Die gegenwärtigen Briefe an Freunde sind etwas mehr als dergleichen Beweise, und der größte Theil derselben kann als glückliche Muster angepriesen werden, bis wir noch glücklichere bekommen werden. Sie empfehlen sich durch eine reine und simple Schreibart, und durch feine und natürliche Wendungen. Wenn die ungenannten Freunde des Verfassers der Welt durch etwas anders bekannt würden, als dadurch daß sie seine Freunde sind; wenn es Personen wären, von welchen man auch Kleinigkeiten zu wissen begierig ist, so würden die Briefe selbst dabei unendlich gewinnen. Diesen Vorzug haben zum Exempel die Briefe der Sevigne, die man ganz gewiß mit ungleich wenigern Vergnügen lesen würde, wenn ihre Correspondenten nicht die feinsten und angesehensten Personen eines blühenden Hofes gewesen wären. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[14. October.]

Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen. Nebst dem verbesserten Hermann. Sero sapiunt Phryges. Frankfurt und Leipzig 1755. In 8°. Auf 6½ Bogen[1]).

Die Welt scheint zu verlangen, daß die Streitigkeiten im Reiche des Witzes nur immer mit den Waffen der lachenden Satyre geführet würden. Wenn sie es aber mehr als einmal geduldet hat, daß man sich auch der schimpflichen Waffen der Schmähsucht und Possenreißerei[2]) dabei bedienen dürfen, so wird

1) Verfasser ist Wieland.

2) Die „Schmähsucht" geht auf Lange, die „Possenreißerei" auf v. Schönaich, beide Lessings Gegner.

sie es hoffentlich nicht übel deuten, wenn sie nunmehr einen Patrioten zu schärfern greifen siehet, die der Ernst eben so weit über die Satyre erhebt, als die Niederträchtigkeit jene unter die Satyre erniedriget hatte. Und aus diesem Grunde versprechen wir der gegenwärtigen Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen am Ende, wenn man alle Umstände wird überlegt haben, eine gütigere Aufnahme, als sie einigen zu sehr nachsehenden Weisen, wegen der durchgehends darin herrschenden Strenge, bei dem ersten Anblicke verdient zu haben scheinen möchte. Es ist wahr; „die Erscheinung", wie unser Verfasser sagt, „ist unglaublich, daß eine ganze Nation, in deren Schoß die Wissenschaften und die Freiheit zu denken blühen sollten, die fast von allen Seiten mit gesitteten und geistreichen Nationen umgeben ist, die sich eines Leibnitz rühmen kann, — — sich von einem kleinen Haufen Idioten ohne Talente, ohne Einsichten, ohne Geschmack, so sehr hat betrügen lassen können, daß sie den willkürlichen und verdorbenen Geschmack dieser Leute, die in Frankreich oder England nicht einmal unter den Dunsen einigen Rang bekommen hätten, blindlings angenommen und zur Regel gemacht; daß sie diese schwachen und unfähigen Köpfe für große Geister, und ihre blöden, unförmlichen und vernunftlosen Werke für ausgemachte Meisterstücke gehalten, fleißig gelesen, gelobt und nachgeahmet; daß sie diesen Leuten ein Ansehen, eine Dictatur zugestanden, die ihnen Macht gegeben, eine ganze Reihe von Jahren dem Sens-commun Hohn zu sprechen, die Jugend zu verführen, und den Geschmack an geistlosen unwitzigen und unnützlichen Schriften, die weder den Verstand aufklären, noch das Herz rühren, noch die Sitten bilden, fast allgemein zu machen." — — Es ist wahr, diese Erscheinung ist unglaublich; aber wie wenn sie sich auch niemals ereignet hätte? Wie, wenn es nicht wahr wäre, daß Gottsched und seine Anhänger jemals in einem so allgemeinen Ansehen gestanden hätten? Wie wenn man dem größern Theile der Nation, welcher ein zeitiges Stillschweigen beobachtet hat, und sich deswegen öffentlich wider Niemanden erklären wollte, weil er sich noch für Niemanden erklären konnte, mit solchen allgemeinen Beschuldigungen Unrecht thäte? Alles dieses könnte leicht sein; gleichwohl aber bekennen wir ganz gern, daß man auch auf der andern Seite Grund habe,

an dem Dasein eines Dinges zu zweifeln, das sich noch durch keine Wirkungen gezeigt hat. Wir wollen also nur wünschen, daß diese Wirkungen nun wenigstens nicht länger ausbleiben mögen; und wenn wir uns in unsern Vermuthungen nicht trügen, so werden sie sich vielleicht, über lang oder kurz, an derjenigen zweiten Klasse äußern, von welcher auf der 12. Seite ziemlich verächtlich gesprochen wird. — — Mehr wollen wir hier von einer Schrift nicht sagen, der es ohnedem an Lesern nicht fehlen wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(Jahrgang 1758.) 1)

[7. Januar.]

Berlin. Daß es unter den gemeinen Soldaten unsers unsterblichen Friedrichs Helden die Menge giebt, ist längst bekannt. Nun aber hat sich unter ihnen auch ein Sänger gefunden, der in dem wahren Ton der alten Barden die Begebenheiten und Siege besingt, deren thätiger Augenzeuge er gewesen. Er ist nur ein Grenadier, aber vollkommen würdig, als ein zweiter Tyrtäus, vor den neuern bessern Spartanern mit der kriegerischen Laute einherzuziehen. Kennern ist bereits sein Lied, welches er bei Eröffnung des Feldzuges vorigen Jahres, und ein anderes, das er nach dem Siege bei Prag gesungen, bekannt, und sie haben

1) Daß diese beiden Artikel von Lessing herrühren, hat den äußeren Grund für sich, daß die beiden Zeitungsblätter sich in Lessings und Gleims handschriftlichem Briefwechsel finden: von inneren Gründen dürfte außer der Anknüpfung an den Aufsatz in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste Bd. V, S. 77, mit welchem diese Ankündigungen im Tone ganz übereinstimmen, besonders die Erinnerung an die Barden und Skalden anzuführen sein, welche in der Vorrede zu den Kriegsliedern wiederholt ist. Th. Danzel. Fast evident wird diese Vermuthung durch Lessings Brief an Gleim vom 12. December 1757: „O was ist unser Grenadier für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gut er seine Sachen gemacht hat! Was haben der Herr Major (v. Kleist) und ich, was haben wir uns nicht über seine Einfälle gefreut! Und noch alle Tage lachen wir darüber. Zu einer solchen unanstößigen Verbindung der erhabensten und lächerlichsten Bilder war nur Er geschickt! Nur Er konnte die Strophen: Gott aber wog bei Sternenklang 2c. und Dem Schwaben, der mit einem Sprung 2c. machen, und sie beide in Ein Ganzes bringen."

die erhabne Einfalt derselben nicht genug bewundern können. Diesen Charakter hat er auch in einem neuern und längern Liede nicht verleugnet, welches er über den Roßbachschen Sieg angestimmet. Es ist hier, in Berlin auf drei Bogen in Quart, unter der Aufschrift gedruckt:

Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach.

Wer gegen die Ehre seines Königs und seiner Nation nicht ganz gleichgültig ist, wird es gewiß mit Entzücken lesen. Nur muß er nicht zur Unzeit den Kunstrichter dabei spielen wollen, und sich bei anscheinenden Fehlern verweilen, die da, wo sie stehen, Schönheiten sind. — Wie erhaben ist die Stelle, wo unser Heldenbarde von der Nacht, die vor dem großen Tage vorhergegangen, sagt:

Vom sternenvollen Himmel sahn
Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog bei Sternen-Klang
Der beiden Heere Krieg;
Er wog, und Preußens Schale sank,
Und Oestreichs Schale stieg.

Wie launisch hingegen sind die Beschreibungen, die er von der Flucht der sogenannten Reichstruppen macht: z. E. von dem Schwaben[1]):

Der Schwabe, der mit einem Sprung,
Mit berganstehndem Haar,
Von Roßbach bis nach Amelung,
In seiner Heimat, war.

Ferner von dem Paderborner:

Dem Paderborner, welcher Gott
Hochprieß, und seinen Sporn,
Und doch von kaltem Schrecken todt
Ankam zu Paderborn.

Genug zur Probe! — Das Publicum muß es übrigens dem Grenadier nicht übel deuten, daß es jetzt nicht lieber ein Lied auf den Sieg bei Lissa zu lesen bekömmt. Er wird auch diesen Sieg gewiß nicht verschweigen. Aber wessen Muse ist vermögend, mit

1) Vgl. den „Vorbericht zu den preußischen Kriegsliedern“ (in diesem Bande).

dem Könige, der jeden Tag mit liederwürdigen Thaten bezeichnet, Schritt zu halten? Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 3 Gr.

[11. März.]

Siegeslied der Preußen, nach der Schlacht bei Lissa, den 5. Dec. 1757. Berlin 1758. In 4°. Auf 3 Bogen[1]).

Hier ist es, wo wir unsern neuen Barden, den liederreichen Grenadier, erwartet haben. Wir zweifelten in der That, ob es ihm möglich sein würde, seine Laute in einem noch höhern Ton zu stimmen und seine vorigen Triumphlieder eben so weit zu übertreffen, als dieser letzte Sieg unsers glorreichen Königs alle vorher erfochtene übertroffen. Doch er hat unsern Zweifel beschämt, und wir wollen in Zukunft seiner Muse nie weniger zutrauen, als den Waffen des Heeres, unter welchem, auch nur ein gemeiner Soldat zu sein, keine geringe Ehre ist. Gleich Anfangs redet er seinen Gesang an, und schreibet ihm alle die Würde und Erhabenheit vor, in welcher er erschallen müsse. Hierauf führt er Gott redend ein, und man urtheile, ob jemals ein Dichter Gott würdiger hat reden lassen.

Ein Starker, ein Allmächtiger
Gewann für ihn die Schlacht.
Als Rächer will ich, sprach der Herr,
Zertreten ihre Macht.

Mein Donner soll auf ihren Kopf
Hart treffen; fressend Schwert
Soll ihn zerspalten, daß der Zopf
Des Haars zurücke fährt.

Vernichten will ich ihren Bund:
Würgengel, steig herauf!
Nimm, Hölle, nimm in deinen Schlund
Die Scharen Todten auf!

Warum verschmähn, in stolzer Pracht,
Der Erde Fürsten mich?
Verlassen sich auf ihre Macht,
Stehn wider Friederich?

1) Lessing an Gleim, den 12. December 1757: „Wenn er (der Grenadier-Gleim) auf die Schlacht vom 5. dieses (bei Leuthen oder Lissa) noch etwas machen wollte, so könnte er nun schon ein Autor von einem kleinen Bändchen werden.“

Sind seiner großen Seele feind,
Die ich in ihn gelegt?
Und machen, daß der Menschenfreund,
Gezwungen Waffen trägt?

So trag er meine Rache dann,
Und strafe sie! — So sprach
Der Herr; sein Himmel hört es an,
Sein Donner sprach es nach.

Hierauf folgt eine nähere Beschreibung der Schlacht, und die historischen Umstände, die er mit einstreuet, sind der strengsten Wahrheit gemäß. Auch hierin betritt der Grenadier den Weg der alten Skalden, die es für zuträglicher hielten, daß die Nachwelt einst ihre Lieder mehr wie glaubwürdige Chroniken, als wie schöne Erdichtungen sänge. Wir wollen uns aber jetzt in keine weitläuftigere Anpreisung einlassen, sondern nur noch melden, daß auch das allererste von seinen Siegesliedern, auf den Sieg bei Lowositz, mit zugleich im Druck erschienen ist. Es erscheint ein wenig spät, aber doch nicht so spät, daß es interessant zu sein, aufgehöret habe. Die Anordnung, die der König zur Schlacht macht, wird unter andern vortrefflich beschrieben.

Dort, spricht er, stehe Reiterei!
Hier Fußvolk! — Alles steht!
— — —
So stand, als Gott der Herr erschuf
Das Heer der Sterne da!
Gehorsam stand es seinem Ruf
In großer Ordnung da.

Beide Lieder sind in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam, das erste für 3 Gr. und das andre für 2 Gr., zu haben.

Vorrede

zu den

Schriften erster und zweiter Theil.

1753.

So sind die Schriftsteller. Das Publicum giebt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, ist natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr aussetze, dasjenige alphabetweise zu verlieren, was ich bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber ebenso gar klug sei, das ist eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt[1]), auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwei Jahren unter dem Titel Kleinigkeiten. Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deswegen so nennte, damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch

---

1) Phaedr. Fabb. I, 4 (vgl. ed. v. Maltzahn XI, 1. S. 126).

aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der erste sein wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben, der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßigen Stücke für schön erkennen würde. Ich griff ihr sogar vor und bat meine Leser, gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sei.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweiten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger sein können; wenn ich nämlich Alles durchgestrichen, oder wenigstens Alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: Denn das Elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die Niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden.[1]) Doch es mag drum sein; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin; und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des Ersten des Besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinne verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinne solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: Alles wird mir einerlei sein. Genug sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer andern zu schämen hat.

---

1) Vgl. das Sinngedicht „Auf den Kauz".

Wer sagt, daß Meister Kauz Satiren auf mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

Ich weiß, daß auch Andre so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H** überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem alleraußerordentlichsten Beifalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und wann es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner sein müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu Schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wann ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wann es ihm beliebt, kann er auch auf alles das Uebrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften und meine Briefe ein Andrer gemacht hat.

Doch ich eile von diesem Allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wann durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wann ich diese Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetischen Vorrath hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben; und sie würden noch lange zerstreut und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben sein. Doch so gehts; wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich Alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bei mir rege, und ich wünschte meine Geburten beisammen zu sehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geschicke ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unsrer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwei Theile entscheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröffne, daß sie nichts als ein Paar verwegne Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche dazu gekommen sind,

haben mich genöthiget sie in zwei Büchern abzutheilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie größten Theils das Licht schon kennen, und bei diesem Abdrucke mehr gewonnen als verloren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder, und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden sein sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilt hat; so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem Namen auch die Erzählungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beispiele des Fontaine folgen, welcher freilich Ursache hatte, seine Erzählungen von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größten Theils neu sein, und ich will es Andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzählen, was hundert Andere schon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wann ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß Unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmt haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sei, in seine Fußtapfen glücklich zu treten. Ich band mich also lieber an nichts und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kömmt es, daß einige niedrig genug sind; andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kömmt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzählen wollen, als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierinne keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die sein, die er für die seinigen

erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortrefflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung wird man verschiedene übersetzt, und sehr viele nachgeahmt finden.[1]) Daß ich zu beißend und zu frei darinne bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können; ob ich gleich beinahe in der Meinung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht genug sein kann. Ich habe bei den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im Voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Theile machen Fragmente; solche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurück behalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth ist.

Anfangs war ich willens einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären, und ich außerdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sei, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; so habe ich es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt sein, daß man auch aus meinen Poesien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersetzt, und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweite Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten, und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu sein. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt. Wenn man an

---

1) Vgl. unsere Einleitung zu den Sinngedichten in Bd. I.

Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang, und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachlässig und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm sein, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darinne zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beiden Theile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen, und verschiedene größre Poesien, wozu ich die dramatischen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten, und wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschließen, und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Briefe.

Aperto pectore officia pura miscemus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur. *Symmachus.*

1753.

Erster Brief.

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihre Handschrift von den **unglücklichen Dichtern** wieder zurückschicken können, weil ich sie gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen, wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig, der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich sogleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über Alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung sowohl als die andre war mir ungelegen, mir, der ich so gerne immer beschäftiget scheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin, als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß Ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. Nun? aber ohne Beur-

theilung, werden Sie sagen? Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden sein, das aufs höchste einer Meinung ähnlich sieht, so bin ich zu Ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Scenen ziehen Sie Ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsterniß [1]), und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm Alles belebet; dort schmachtet einer auf einem Lager, das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt, fern von seinem Vaterlande und seinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwiesen [2]); dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewundrern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr Musen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheiratet. Die moralischen Züge, welche Sie mit unterstreuen, sind gut; ich hätte aber gewünscht, daß sie häufiger wären, daß sie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flössen und in einem minder schulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klassen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche so zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen sein, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenschaften unglücklich gemacht, und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter, oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die einzigen, die diesen Namen verdienen, sind diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst, oder eine allzueifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne,

1) Milton.
2) Ovid.

durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch[1]) einen Günther[2]) so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer, noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie, die Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht viel mehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben so viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus diesem Gesichtspunkte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen soll, Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichniß einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinne verdienet; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.

Zweiter Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beiwort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da

---

1) Benjamin Neukirch, 1665—1729, lebte über 20 Jahre in dürftigen Umständen zu Berlin.

2) Johann Christian Günther, 1695—1723, stürzte sich durch Ausschweifungen ins Unglück. Er war der fähigste Kopf der zweiten schlesischen Dichterschule. Zum Beleg für Lessings Bemerkung diene die Stelle aus Günthers Ode „An Gott“:

Ich mag mich schicken, drehn und winden,
Es ist mit Allem nichts gethan,
Ein Sperling schläft in hohlen Linden,
Und findet, wo er füttern kann;
Mich jagt die Misgunst hin und her
Und macht mir noch die Armuth schwer.

sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heißen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von Andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß also den armen Lemnius gedoppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Lutherus und verfolgen, scheinen Ihnen zwei Begriffe zu sein, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen Alles erzählen; und alsdenn urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um Alles was heilig ist bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Lutherus stehet bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, Alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher, als alle diese zusammen genommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen. [*]) — — Zur Sache also! Lemnius, oder wie er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welches damals noch etwas Seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften

---

[*]) So muß der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heuchelei lobt. Aus dieser letztern Quelle sind leider ein großer Theil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beigelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen, losem Geize und Ehrgeize man es nur allzuwohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen? Anm. des Verf.] 1784.

erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthons, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es Lemnio ein, zwei Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen. Er ließ sie also unter seinem Namen drucken; er ließ sie in Wittenberg drucken, und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Diese drei Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts Anstößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darinne? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmalen? Oder fand er gar seine eigene Person darinne beleidigt? Nein; alles das, weswegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war; sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das Anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Churfürst von Mainz, Albertus, einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, ob-

gleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen, in Wittenberg, vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen.*) Ich dichte diesem großen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6. Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beizubehalten scheinet. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten, und brachte es in der ersten Hitze sogleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Creatur ist; und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrack desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst und prophezeiten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet; seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig sein werde. Er floh; er ward citirt; er erschien nicht**); er ward verdammt; er ward er-

[*) Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Papstthums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Papstthum. Anm. des Verf.] 1784.

[**) Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

Ευηϑες, τον ἐχοντα δικην ζητειν ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν.

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (*τῃ πατριδι*) nicht zutraue, daß es gerecht sein werde, antwortete er: „Auch meinem Mutterlande nicht (*τῃ μητριδι*). Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weißes greifen.“

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurtheilt, sprach er: „Wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben.“ Er ging zu den Lacedämoniern und erregte den Atheniensern den dekelikischen Krieg. Aelian. XIII, c. 38.] 1784.

bittert; er fing an seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte sich, sobald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte; er schmähete; er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin 2c.

Dritter Brief.

An ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Punkte antworten. Wohl! Der erste ist dieser: Sie behaupten, die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das Ihre dazu beigetragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Matthesius und Luthers eigenes Zeugniß. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwei Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allgemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andre als poetische Namen; und das Beißende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrath davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das Bischen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freigebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier sind sie ja, rufen Sie, die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten. Hat sie nicht Schellhorn[1]) angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: absit à jocorum nostrorum

1) In seinen Amoenitates literaria, die Lessing öfter anführt.

simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeiße keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen; und zwar bei dem Midas. Der Rang gehet nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieses: „Midas“, spricht er, „wann schon dein Haus auf Marmorsäulen ruhte; wann du in deinen Kasten gleich venetianische Schätze verschlossen hättest; so bist du doch ungelehrt, und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der geringste aus dem Pöbel sein.“ Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war! oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz andrer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder und er meint niemand Geringern, als den Churfürsten von Sachsen. — Wen? den großmüthigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam.

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidïs tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;.
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich, in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung

boshafter und zugleich ungegründeter sein? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein Gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Commendant in Wittenberg sein. Er malet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer sein muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterscheid zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe; und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwei Büchern stärkere und der Wahrheit gemäßere Beispiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine, so seien Sie gelehrig, und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielet haben, ob es uns gleich jetzo, wegen Entfernung der Zeit, und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten, unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich dieses zu widerlegen nicht dabei aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38. Jar thet sich herfür ein Poetaster, Simon Lemchen genannt: der fing an, viel guter Leut mit schendlichen und lesterlichen Versen zu schmehen, und die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey zu preisen, auch unsern Doctor in seiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm grosser Leut Verwandten halffen,

daß solche Schmehschriften gedruckt und heimlich ausgestreut wurden, wie auch dieser Lemnius hernach eine Rifianische[1]) und greuliche Lesterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen zu Unehren ließ ausgehen ꝛc.“ Als Prediger bin ich hier mit dem guten Matthesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt: Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwei Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie, so viel Sie wollen! Matthesius begeht hier ein Hysteronproteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an ihm erholte. Das Sinngedichte, auf welches Matthesius hier zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freilich sehr viel nichtswürdige Sachen stehen, die aber durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beiden ersten Büchern beifügte. Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr als die beiden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum.
Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.

anzuführen scheue: wann es aber auch noch schmutziger, noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Matthesius sehr übel zu nehmen sein, daß er den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimmt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen und lästerlichen Verse auf viel gute Leute, nicht eben so erdichtet, wenigstens zu früh vorweg genommen sein, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesaget habe, in den ganzen beiden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist.

1) d. h. schurkische; englisch a ruffian, ein Schurke.

Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey gepriesen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets bloß als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf Ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweiten zu beantworten, allein ich will ihn lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwidern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin 2c.

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlner Weise drucken lassen, ich hingegen habe gesagt, es sei höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürsten, dessen Inhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug eben dieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Churfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellet hatte: „Was er dabei versehen habe, sei ohne Vorsatz geschehen; Lemnius habe ihm für seine erwiesene Wohlthaten schlecht gedankt, und ihn selbst an zwei Stellen sehr schimpflich durchgezogen. Er habe die Sinnschriften nicht eher zu sehen bekommen, als da sie schon abgedruckt gewesen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen darinne gefunden, habe er dem Verfasser sogleich Stubenarrest ankündigen lassen, und sei Willens gewesen, ihn zu relegiren. Als er den Tag darauf gar Verschiedenes

angetroffen, was dem Churfürsten und Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft nehmen lassen. Lemnius aber sei ihm mit der Flucht zuvorgekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen, und ihn endlich, weil er nicht erschienen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er bitte also den Churfürsten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der vielen akademischen Geschäfte, die Sinnschriften des Lemnius nicht gleich durchgelesen und das, was der Ehre des Churfürsten darinne nachtheilig sei, nicht gleich gefunden habe. Man solle es ihm nicht zurechnen, daß sein Schwiegersohn, wie man vorgebe, dem Drucker die Sinnschriften zu drucken angerathen, und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären." — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen, wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget, und eigentlich nicht weiß, was er sagen soll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmüthiger, ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ, was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer, wie Luthers Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frei bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts Anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß, so oft sein Verstand mit Luthers Verstande in Collision gerieth, er den seinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger, als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich sogar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwei Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereien ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf

den Sabinus, weil sie doch auf Jemanden muß geschoben sein. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens, wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz Gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas Unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen sein könne. Und auch alsdenn habe ich schon viel gewonnen. Ebenso unschuldig als sie dem Sabinus geschienen, ebenso unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bei dem Churfürsten bittet, daß er das Anstößige darinne nicht sogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That Alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem, und nicht dem Lemnius, ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sei nun durch seine Bosheit, oder durch seine Nachlässigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleiß ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten, ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas Allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin &c.

Fünfter Brief.

An ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er

vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urtheil hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war Alles zu thun vermögend. Bedenken Sie; seine blinde Hitze ging so weit, daß er sich nicht scheute, in einer öffentlichen, an die Kirchthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten: der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verloren haben. Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein Paar satyrische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten eben so wenig wiederholen, als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Churfürsten von Mainz. — — — Gott, was für eine schreckliche Lection für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache, auch den redlichsten, den heiligsten Mann! [1]) Aber, war ein minder heftiges Gemüthe geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Diese gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen, und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Prof. Kappe hat sie uns in dem dritten Theil seiner Nachlese aus einer Handschrift mitgetheilet. Sie sind werth gelesen zu werden, und ein Paar Anmerkungen, die ich

1) Der Tadel gegen Luthers Hitze findet sich auch beim Bayle (vgl. unsere Einleitung zu diesem Bande), wenn auch bei einer andern Gelegenheit. Bayle sagt, die Herausgabe der Tischgespräche sei eine imprudence gewesen; ce fut l'effet d'un zèle inconsidéré ou plutôt d'une préoccupation excessive qui empêchait de connaître les fautes de ce grand homme. On ne peut nier que l'ardeur impétueuse de son tempérament ne lui arrachât des paroles qui méritent damnation etc. Danzel, Lessing I, S. 228.



sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darinne bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerlei Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademischen Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Churfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lermen machte, mit keinem Worte. Noch vielweniger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beiden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen; und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei diesem Processe tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drei verschiedenenmalen, sondern gleich auf das erstemal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verräth mehr eine Lust zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward also öffentlich contumacirt und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den dritten Julius, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn contumacirt, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freigestellt, entweder selbst, oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal so viel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag, wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle, zu seinem Mäcenas dem Albertus geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, seine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat etc. [1]) zu bestrafen. Die beiden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen, und fügte ein drittes Buch hinzu, worin er die Strafe, die er voraus empfangen

1) Per quod quis peccat, per idem punitus et ipse, womit Einer sündigt, damit wird er auch gestraft.

hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt sagt, diese zweite Auflage sei in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet finde. Da ich des Hrn. Vogts einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürsten von Sachsen, wider Luthern und andre Wittenbergische Professores, finden. Luthers ist mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei ersten schreiben, und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beschreibet, in dem vierten Theile des angezognen Werks, beide Ausgaben sehr sorgfältig; und ich verweise Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm sagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt gesagt habe.[1]) Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus

---

1) Johannis Vogt Catalogus historico-criticus librorum rariorum, etc. 4. Auflage, Hamburg 1753, S. 405: „Simonis Lemnii Epigrammatum libri II. Vitemb. 1538. In 8. — Continet hic liber versus injuriosos tum in Lutherum aliosque professores Vitembergenses, tum in ipsum Saxoniae Electorem caeterosque omnium ordinum viros. Vid. illustr. Seckendorfii Hist. Lutheranism. p. 1703 sqq. edit. Frick. Autor, qui Vitemberga clam discesserat, a senatu academico publice repetita vice citatus et in perpetuum cum infamia relegatus est; omnia quoque opusculi, quae haberi potuerunt, exempla in cineres redacta sunt. Jo. Erh. Kappius V. Cl. Tomo III. Nachlese nützlicher Reformations-Urkunden p. 376 sqq. Vitembergensium citationes et relegationem inseruit, in quibus Epigrammatum libelli vocantur „„maledici versus pleni mendaciorum et calumniarum, in quibus partim eos, qui praesunt, seditiose et falso criminatur, partim alios intolerabili afficit injuria"". Lemnius itaque hac ignominia sibi illata summopere exacerbatus vindictae studio primum Epigrammata, adjecto tertio libro, Basileae 1538 in 8. recudenda curavit; deinde Apologiam adversus Decretum Vitembergense edidit. Quam virulenta inque B. Lutherum, Justumque Jonam injuria sit haec apologia, vel sola ejus docet inscriptio, quae haec est: Apologia Simonis Lemnii, Poetae Vitebergensis, contra decretum, quod imperio et tyrannide M. Lutheri et Justi Jonae Vitemberg. Universitas coacta iniquissime et mendacissime evulgavit. Coloniae, ap. Jo. Gymnicum, in 8. De summa raritate hujus libelli legatur Jo. Georg. Schelhornius in Amoenitat. Historiae Eccles. et Litterar. p. 850 sqq. de raritate autem utriusque editionis Epigrammatum Cl. Kappius l. c. T. III. p. 376. T. IV. p. 624 sqq. De Lemnio nostro scribit B. Mathesius in Vita Lutheri Conc. XI. p. 126. ed. Norimb. 1580:

kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu sein wird, weil Hr. Freytag[1]) und andre Bücherkenner einmüthig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sei — — Spitzen Sie sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Confect noch acht Tage warten lassen, und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennet hat. O ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen gerathen; er ist allzu artig, und auch jetziger

‚Wie er denn hernach eine Rifianische und gräuliche Läster-Schrift, die er den Huren-Krieg nennet, dem heiligen Ehestande und der Kirchen-Diener Ehe, und viel ehrbarer Frauen zu Unehren ließ ausgehen.‘ Hanc autem Lemnii πορνομαχιαν libris omnium rarissimis pariter accensendam esse judicat doctis. Schelhorn. l. c. p. 864. Conf. J. C. Goetzen Merkwürdigk. der Dresd. Biblioth. T. I, p. 284 sqq.“

1) Friderich Gotthilf Freytag, Analecta litteraria de libris rarioribus Leipz. 1750, S. 523: „M. Simonis Lemnii Epigrammaton libri III. Adjecta est quoque ejusdem Querela ad principem. Anno Dom. 1538 in 8. folior. 75. — Hanc ipsi possidemus editionem, num Basileae excusa fuerit, ut Cl. Vogtius p. 405 scribit, pro certo id adfirmare non sustinuerimus, cum nec vola nec vestigium illius rei in ipso libro adparet. Liber III omnium injuriosissimus est, in Martinum Lutherum, Justum Jonam et Vitum Vinsemium. Quodam Epigrammate Georgium Sabinum defendit, qui in suspicionem horum epigrammatum venerat. Fatis illum concessisse, pestilentia correptum Curiae Helvetiorum anno a Christo nato 1550. scribit Jos. Simlerus in Bibliotheca p. 630. ubi et reliqua ejus scripta enumerantur. De epigrammatibus vero et libro, quem titulo der Hurenkrieg evulgasse dicitur, altum est silentium.“ — Im 3. Theile seines Apparatus litterarius, 1755, S. 868 erkannte Freytag Lessings Entdeckung mit den Worten an: „Primus libellum infamem (Monachopornomachiam) trium plagularum eruit et descripsit Gottfr. (sic) Ephraim Lessing Vir Cl. Opusculorum, quae lingua teutonica evulgavit, Tom. II, Berolin. 1753 in 12. Epistol. VII. p. 44 sq. et ostendit ipsum illum esse librum, quem Joannes Matthesius — — a Lemnio evulgatum esse prodidit.“

Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie sich, wie wir vor einem Jahre über die Herrn ** und ** lachten, wann sie mitten in ihrem oratorischen Feuer, bei Wendungen, die eines Cicero werth waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle, die der gute Priscian[1]) in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner[2]) die Maulschelle im Cid[3]) geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen, und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schließen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin 2c.

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem so genannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist unwidersprechlich, daß seine Seltenheit außerordentlich ist, und daß man nichts davon weiß, als das Wenige, was Matthesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im voraus damit, und versprach die Greuel des wollüstigen Wittenbergs auf das schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg viel Gesellschaften beigewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahr-

1) Donat und Priscian, die beiden angesehensten lateinischen Grammatiker, deren Werke noch im vorigen Jahrhundert in ähnlicher Weise beim Gymnasialunterricht zu Grunde gelegt wurden, wie noch in unserm Jahrhundert die Elemente des Euclid beim Unterrichte in der Geometrie.

2) Unter andern Voltaire. Vgl. „Hamburger Dramaturgie", S. 55 (im VI. Bande).

3) Corneille, le Cid, I, 5. Diego, der Vater des Cid, erhält sie von dem Grafen von Gormaz, dem Vater der Braut des Cid, und diese Ohrfeige führt also die tragische Verwicklung herbei. Man vergleiche das erste Lied in Herders „Cid".

heit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Widersacher verhaßt zu machen, und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wider zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern, in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben, so großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen? Selbst Horaz, der sich [1]) gelassene Horaz sagt, dem sei der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe. [2])

Ein Jeder wehrt sich, womit er kann, der Wolf mit den Zähnen; der Ochse mit den Hörnern: und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urtheln und die feindselige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat. [3])

Soll der arme Dichter nur allein seine Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das Einzige, was sie noch ein wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lycambische [4]) Geheimniß nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! ha! Meine Herrn Thoren, ich wollte alsdenn den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigstens einen von ihnen hätte reif werden lassen!

+ — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua [5]):

---

1) d. h. sich selbst überlassene, nicht angegriffene. „Sonst" für „sich" bei Lachmann und v. Maltzahn ist eine unnöthige Conjectur.

2) Sat. II, 1, 46.

3) Ebenda v. 47.

4) Die Sage, daß Lykambes, der dem griechischen Dichter Archilochus eine seiner Töchter versprochen hatte, nachher aber wortbrüchig wurde, sich aus Kummer über die Spott-Jamben des Dichters erhängt habe (jedenfalls ein Radicalmittel gegen Beleidigungen), eine Sage, die bei den Griechen noch öfter wiederkehrt, beruht vielleicht nur auf einem Mißverständniß des betreffenden griechischen Wortes (ἀπάγχεσθαι), welches „sich erhängen" bedeuten soll.

5) Horat. Epod. 6, 11.

dachte also auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch beide eben so gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch; und ein beleidigter Poete ist es gedoppelt. Die Rache ist süße, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schließen und Sie noch acht Tage auf mein Anekdoton[1]) warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoiselle Schwester schon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. Aber, werden Sie sagen, was geht mich meine Schwester an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögrung mit der andern vergelten: Sie aber bestrafen meine Neckerei durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. Ein artig Compliment! setzen Sie hinzu; und Sie haben Recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bei sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deswegen aussetzen, so sehen Sie sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen und Ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist, so mag es sein. Es wird mir ohnedem zur Last, eine besondre Nachricht länger alleine zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Octav auf drei Bogen, und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisaei Juvenalis Monacho-

---

1) Im ersten Druck, der hier allein maßgebend ist, steht: „mein Anekdoten", woraus alle Ausgaben, auch die höchst sorgfältige und vortreffliche von Pilger in Hempels National-Bibliothek: „meine Anekdoten" gemacht haben. Aber der Sinn verlangt den Singular.

pornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Matthesius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den Hurenkrieg nennet, anstatt daß er sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Matthesius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand, und besonders wider die Ehe der Priester sei, wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen lassen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden schließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger sein: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich, anmaßlicher Weise, gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein Paar schändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Lutherus durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten: oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darinne aufgeführet werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drei Männer, Catta[1]), Elsa und

1) In allen Ausgaben steht: „Cotta". Wir haben geglaubt, nach Gottscheds „Nöthigem Vorrath" II, S. 194, wo sich nähere Nachrichten über die fragliche Schrift finden, den Namen in „Catta" (Käthe, Katharina) umändern zu müssen.

Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedene Liebhaber der benannten drei Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefähr da hinaus: Anfangs suchte sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet, und schon im Begriff ist, eine andre zu heirathen, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals, und weiß ihn so feste zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde, Jonas und Spalatinus, dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mitgebracht hatte. Doch alle dreie finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen, und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildsäule des Priapus sollen gestanden haben, sind bei weitem nicht so schmutzig, und ungleich sinnreicher.[1]) Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen: damit Sie aber doch nur einigermaßen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janotzky zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdenn besser. Denn an dem Raren, mein Gott! muß doch wohl etwas sein[2]).

---

1) Aehnlich spricht sich auch Gottsched aus, a. a. O. S. 196. Vgl. Lessings „Neuestes aus dem Reiche des Witzes", April 1751 (ed. v. Maltzahn III, S. 210): „Sinnschriften . . . die auch an der Bildsäule eines Priapus ekel sein würden", und besonders Abschnitt IV, Priapeia, der „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm" (in Band V).

2) Nähere Nachricht über die seltene Schrift giebt, wie schon erwähnt, Gottsched a. a. O. S. 192—197, nur setzt er sie irrthümlich in das Jahr 1530 statt ca. 1540. Nach Danzel, Lessing I, S. 228 ist sie abgedruckt in W. Murrs „Neuem Journal zur Literatur- und Kunstgeschichte" II, 1799.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
  O et Saxonicae perfide Praeses aquae,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
  Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
  Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
  Quique reos falsa judicis arte premis,
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
  Et qui castalias pellis ab urbe Deas[1];
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
  Et toties reparas horrida bella manu[2];
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
  Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
  Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
  Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
  Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostrae solatia Musae,
  Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
  Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo[3]) überlassen, alle diese Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhaften Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen solch lüderliches Zeug zu bezeigen, und zu versichern, daß dieses noch das allerzüchtigste ist, was ich aus den ganzen drei Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes, noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern, und fängt sich folgender Gestalt an:

---

1) Dazu giebt die obige Nachricht von dem Leben des Verfassers den Schlüssel, so wie er sich dadurch sattsam verrathen hat. (Gottsched.)

2) Zielt auf den Bauernkrieg, den man Luthern Schuld gab. (Gottsched.)

3) Ueber diesen vgl. des Camerarius Leben Melanchthons, Cap. 40, und die „Rettung des Cochläus" im fünften Bande unserer Ausgabe.

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Apelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abschreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tischgenosse, wenigstens ein Hausgenosse des Luthers gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinne bemerkt zu haben. Ei! ei! Wie wird die gute Käthe geschimpft haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein wenig stolz und unleidlich gewesen sei. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe Alles vergessen. Trösten Sie sich nur, es wird nicht viel Besonders gewesen sein. Wir empfehlen uns beide Ihrer Freundschaft. O wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl. Ich bin rc.

Achter Brief.

An ebendenselben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geschichte der Catharina von Bora beigelegt; und ich merke gar wohl, warum? Der Schluß meines vorigen Schreibens ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschaffnen Frau bei mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabei gefunden habe. Und

nothwendig muß es allen denjenigen sehr angenehm sein, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen, als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen schon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Catharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuschimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt[1]) hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtniß am meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon frei sprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch Alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugniß schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luthers nicht gehört, von dem Henricus Stephanus nämlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators sein solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein; Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
　Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui *Katharina* mariti.
　Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus,*
　Tantum verba sui pondus habere viri.

1) Die Worte „hätte" bis „geliebt", welche der Originalausgabe fehlen, sind in der von 1784 hinzugefügt.

Ich bringe hier auf dreierlei. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine Dominam, sondern wohl gar im Scherze seinen Dominum genennet hat. Zweitens, hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens: auf wen kann der Schluß: „so viel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck hatten die Worte des Mannes“, besser gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drei Punkte etwas zu antworten wissen, so thun Sie es bei Zeiten; denn wahrhaftig, ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von nichts als von Luthern und von Dingen die Luthern angehen, zu schreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was außer den angeführten Schriftstellern, Simmler[1]), Crusius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons[2]), Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. W**[3]) 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau gelesen. Ich finde sehr viel erhabne Gesinnungen darinne, und eine männliche Beredtsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten: gleichwohl weiß ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht

---

1) Vgl. die Anmerkung oben zum fünften Briefe über Vogt.

2) De Philippi Melanchthonis ortu, Sotius vitae curriculo et morte, Implicata rerum memorabilium temporis illius hominumque mentione atque indicio, cum expositionis serie cohaerentium, Narratio diligens et accurata Joachimi Camerarii Pabebergensis, Lipsiae, apud Theod. Martinum Heybey, 1696. Die Nachrichten über Lemnius finden sich hier im 54. Capitel, und Camerarius urtheilt über Lemnius' Schuld und Unschuld wie Lessing.

3) Wittenberg.

für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdenn, wenn er zu weit gehet. Man könnte Verschiednes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben; sondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen, oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta[1]), ist es nicht auch hin? — — Ferner könnte man sagen, wenn die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind[2]). — — Kurz, Herr Rousseau hat Unrecht; aber ich weiß keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt häte. Ich bin ꝛc. B**[3]) 1751.

1) Vgl. Lessings „Neuestes aus dem Reiche des Witzes", April 1751 (ed. v. Maltzahn III, S. 208): „Den . . Unterscheid . . welchen man ehedem zwischen zwei großen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andere wohl zu handeln".

2) Vgl. unsere Einleitung über diese Briefe.

3) Berlin.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben sich an das Meisterstück des Virgils gemacht. Eher getraue ich mir eine zweite Aeneis zu machen, als seine Georgica gut zu übersetzen. Ich getraue mir das erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schließen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, so schließen Sie falsch. Schließen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Uebersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein Gleiches würde g'than haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein 'ch würde es sparsamer, ich würde es in einem ganz andern To1e gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beigefallen, deren sich Hr. S. gegen den guten O * * [1]) bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überschickt. Wissen Sie, was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, strich er aus und ersetzte sie mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft [2]):

> Tuque o, cui prima frementem
> Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
> Neptune etc.

so übersetzen Sie diese Zeilen, wie sie die meisten Kunstrichter übersetzt wissen wollen; prima tellus ist Ihnen Griechenland. Andre verstehen darunter die neuerschaffene Erde: andre das Ufer. Daß sich diese Herren insgesammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geschmack und Bekanntschaft mit den poetischen Schönheiten? Allein, daß Sie sich, mit ihnen, irren: das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Versetzung der Beiwörter; eine den Dichtern sehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus ist eben das, als wenn Virgil gesetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum.

---

1) Schlegel, Offenfelder.
2) Georgica I, 12.

Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich sogleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie ihre Faulheit keiner Mühe überheben und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will[1]). Ich bin ꝛc. W**[2]) 1752.

Eilfter Brief.

An den Herrn D.

Ja; es ist wahr, was Ihnen unser Freund[3]) von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bei mir gesehen, erzählt hat. Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt bloß aus der Absicht aufhebe, aus welcher Andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm sein. Die neue Theorie des Whistons[4]), und des Hugens Kosmotheoros, hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir desto reizender schienen, je neuer sie waren. Soviel sah ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger, als irgend eine andere philosophische Materie sein müßten. Allein die Kunst sie zu bearbeiten fehlte mir. Ich wußte nicht, wie sich abstracte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen ließen, noch viel weniger, wie man trocknen Betrach-

1) Sie findet sich Sat. I, 3, 99 ff.

2) Wittenberg.

3) Danzel, Lessing I, S. 46: „Ferner glaubt Diller, der den ‚Brief', in welchem einige Fragmente des Gedichtes über die Mehrheit der Welten aufbewahrt worden, für einen im Ernste an eine wirkliche Person gerichteten hält, bei dem in ihm genannten ‚Freunde' ... an Carl Daniel Freiberg denken zu dürfen, der damals ebenfalls in Wittenberg studirte und dort später Adjunct der philosophischen Facultät und ordentlicher Professor wurde."

4) Ueber Whiston vergl. oben die Recension seiner „Offenbarung von der Schöpfung".

tungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichniß; hier und da eine kleine Ausschweifung; das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte. Urtheilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle [1]) in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er, als ein prosaischer Schriftsteller, seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich als ein angemaßter Dichter, dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittere Spötterei über mich selbst ansehen konnte.

Ihr niedern Töne, schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sei ich zun Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürd'grer Stoff, als Liebe, Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Inhalt sein.

Ei, dachte ich, du hast deiner Entzückung, deiner kühnen Glut vortrefflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeichelei machen, daß ich noch jetzt Verschiedenes davon ziemlich erträglich ausgedrückt und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, so viel matte Zeilen sie auch hat.

Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen soll, auch wann es dich verführt:
Was es nicht leisten kann, das mußt du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falsch, das untersuche du;
Wo nicht, so rennst du selbst dem leichten Irrthum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbessern tauge.
Wann du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beides siehst du recht, wann eines Mängel hat.

---

1) sur la pluralité des mondes.

Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen, ohne Geist,
Und ohne Talisma, zu uns hernieder reißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenstand durch beide klärer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie sich das Uebrige alles vorstellen. In dem zweiten Gesange komme ich beiläufig auf die Geschichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bei heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erst bemerkt, ein Hirt zuerst erfunden,
Trug sich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort,
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich kleine Wissen,
Mit eigennütz'ger Macht die Priester an sich rissen.
In dunkeln Tempeln ward mit tück'schem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte streckt.
Das flache Babylon wagt es, auf steilen Thürmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu sein,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünste,
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit, als seinem Eigenthum;
Dem ersten war die Müh', und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremdem Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrissen.

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem Beistand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann.
Mein Aug', entwöhne dich jetzt der gerein'gten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.
Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd' ich ihn nicht falsch, und gleichwohl unrecht malen.
So wie den fernen Wald der Künstler blaulicht malt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet ꝛc.

Wird Ihnen nun bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Theilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu Ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorlesen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur. Ich bin rc. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat mir so wohl darin gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde[1]. . Was für ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Und seine kleinen Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn; und er ist es werth, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genannt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sah, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten; wahrhaftig so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen großen Officier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narre spielt; die großen sehen zu.

Allein, ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn außer dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und so gar eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der

---

1) Vgl. das Sinngedicht „Auf ein Carouſſel" im I. Bande.

Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wenn Sie nicht beikommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andere Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Ueber diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bei Ihren stummen Gesellschaftern sein wollen. „Stumm?" werden Sie sagen. „Wenigstens ist es die kleine Nicolini nicht." Sie haben Recht: denn diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L**[1]) 1747.

Dreizehnter Brief.

An den Herrn D**[2]).

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterschiede, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie theilet die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheinet sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten stärker, als bei andern, wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann wann es unser Unglück zu machen scheinet — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bei Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe und mein Held heißt Jacob Tomms. —

---

1) Leipzig.

2) Unter dem Titel: „Die väterliche Liebe", mit Ausnahme des zweiten Absatzes, schon gedruckt in der Berlinischen (Vossischen) Zeitung im 84. St. Donnerstag, den 15. Juli 1751.

Nichts kann eingeschränkter sein, als der Verstand dieses Mannes, und nichts erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erkläret hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jacob Tomms war arm; er empfand sein Armuth[1]) vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ, und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu sein! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihn nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschossnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit, seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreißig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu sein, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das Erste war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte, zu Fortsetzung seines kleinen Handels, vorzuschießen versagte. Das Andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle, wegen der dreißig und einem halben Groschen, befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch Alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füßen des Reichen. Er

---

1) Alle Ausgaben, auch die Pilger'sche, lesen: „seine Armuth". Aber die neutrale Form des ersten Drucks ist kein Druckfehler. Vgl. Nathan IV, 3:

(Saladin.) Bis wenigstens die Gelder aus Aegypten
Zur Stelle kommen, mag das Armuth sehn,
Wie's fertig wird.

Dazu bemerkt Düntzer: „Das Armuth sagt Lessing, wie auch Luther das Wort nach älterem Gebrauche in sächlichem Geschlechte hat". Vgl. noch Don Quixote, übers. von Bertuch III, S. 378. Opitz, ed. Tittmann, S. 82. 157. 226. 228. Gottsched, Vorrath, II, S. 132. Dapper, Delitiae orientales II, S. 256. 325. 329. Bremer Beiträge II, S. 115 (Gellert).

stellte ihm vor, an diesen dreißig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten 2c. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brot würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — „Ihr seid alle Schelme", sagte er, „wenn ihr Geld habt, so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten" — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. „Nu da!" sagte er, indem er aus allen Näthen seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brot — — „Ihr sollt Brot haben, meine Kinder", sagte er; „ihr sollt haben. Zwar wird es euerm Vater theuer zu stehen kommen." — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. Meine Kinder zu versorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brot mehr geben kann. Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte stehen hatte, fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brot zu schaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?" — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott, setze dich an meine Stelle; ich weiß, du würdest eben das thun." — Mit diesen Gedanken bewaffnet legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die starken Stöße, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich, und kam also

mit dem Messer in der Hand herzugelaufen, in Meinung, es sei ihrer kranken Nachbarin etwas zugestoßen. Sie fand diese Frau in der äußersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hilfe der Kranken, welche auf ihr Geschrei herbei gekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes Unternehmen, und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von S**, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leutselige Art sein Verbrechen, und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.[1]

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust mich zu versuchen und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem armen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweizern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stoßen? Welcher Spöttereien soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten, mitten in London, seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verrathen. — — Doch beinahe

---

1) Auch dieser Brief ist, wie der neunte, zum Theil aus dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“ April 1751 gezogen, zum Theil aber auch aus der Recension von (Hubers) „Oden, Liedern und Erzählungen“ in der Vossischen Zeitung vom 17. August 1751.

fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefähr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper, nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kitzelnde wiederkommende Schall das Einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn, als ein Grund ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen,

als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andre, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Demokrite unsrer Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeistrung zu setzen, welcher jenen eigen ist; sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewundrung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beide groß, und beide unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit desto feuriger zu bleiben sind. — — Was meinen Sie, sollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb sein, wenn Sie ja! sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie nein! sprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer sein, als verschiedene Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.[1]

An ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen, was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit desto größerer Dreistigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Herrn Klopstocks halte? Ueberhaupt scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?[2])

---

1) Dieser und die beiden folgenden Briefe sind herübergenommen aus dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“ September 1751. Nur die hier stehende Einleitung bis zu der Ueberschrift: „Ueber das Heldengedicht der Messias“ hat Lessing erst hier hinzugesetzt.

2) Satir. I, 10, 51.

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beifall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Kritik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht. Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen, als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht, weil ich sie mehr zu besorgen hatte, als Andre? Das kann sein. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste sein mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und ebenso viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpsen, und alsdenn gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht „Der Messias".

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher diejenigen, die diese Benennung verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke sein, so wohl als deren unter seinen Bewundrern sind? Oder verrathen jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabne Schöne zu empfinden, so unumgänglich als diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir diese Frage zuverlässig entscheiden wollte, so könnte ich mich in dem Folgenden darnach richten.

„Die Klopstockianer wenigstens haben Alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die

Schönheiten des Messias auseinander gesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewundrung angezeigt. Der Herr Prof. Meier[1]) hat das Wort geführet; der Verfasser der Aesthetik; der geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft. Man sollte schwören, die Schweizerschen Kunstrichter wären von dieser Partei. Man irrt sich; denn diesesmal sind sie bei sich überzeugt, daß sie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Professores G** und T**[2]) von ihnen gelernt; und wie man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meisten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß diese wackre Männer nicht deswegen auf den Messias gelästert, weil sie gesehen, daß er vortrefflich sei, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, daß er es nicht sei. Ihr Schimpfen war, ohne Zweifel, die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie meineten, ein Jeder müsse sie bei sich empfinden; die sie also verschwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzukitzliche Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie sein können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es Ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem.

---

1) Vgl. Bd. I, S. 144, Anmerk. 3.

2) Gottsched und Triller (letzterer von 1695—1782), schrieb gegen den Messias: „Der Wurmsamen, ein Heldengedicht, erster Gesang, welchem bald noch 29 andere folgen sollen. Nach der allerneuesten malerischen, schöpferischen, heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet.“ 1751.

Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun konnte, und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erstritten, durch welchen Muth, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzet Jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mti einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich.[1]) Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da eine matte Zeile: diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters sein könnte, wird unerträglich: so wie man jeden guten Einfall, den man bei einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke stehet, ob er gleich noch um ein großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus. *Horaz.*[2])

Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer Sache fühlet, und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln und loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich sein. Man thue nur beides mit Geschmack. Ich habe oft Kenner Meisterstücke der Bildhauerkunst und Malerei betrachten sehen. Ihr Urtheil fing sich mit einer stillen Bewundrung an, und endlich glaubten sie es nicht besser beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des Gegenstandes empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern sei. Ihr Aber war schmeichelhafter, als alle Ausrufungen des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreißen ließ.

---

1) Vgl. den Schluß der „Antiquarischen Briefe" (in Band V): „Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher."

2) Ars poet. 357—359.

„Jetzo sehe ich es erst, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig ist. Kaum könnte er größer sein, wenn ich auch eine Kritik über den ganzen Messias, über die Gesänge, welche schon gedruckt sind, und über die, welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er also nicht für die ersten zwanzig Zeilen zu lang sein?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben diese gewählt habe. Ich sahe es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig sein müßte, wenn man von der Oekonomie desselben urtheilen wollte. Noch ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er sich heraus findet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann. Alles, was sich bis jetzt beurtheilen läßt, sind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hofft, daß sie ein schönes Ganzes ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen rc.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beispielen des Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange seines Gedichts die ganze Einrichtung desselben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altae moenia Romae.

So glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojae qui primus ab oris Italiam venit; seinen Charakter inferretque Deos Latio, als den frommen Aeneas; die vornehmsten Maschinen, Fatum, vis superum, Junonis ira; sondern auch die beiden Theile der ganzen Aeneide darinne gefunden zu haben, den ersten multum ille et terris jactatus et alto, den zweiten multa quoque et bello passus. Es gefiel mir also, den Eingang des Messias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geschichte zu heilig sei, als daß der Dichter den

geringsten wesentlichen Umstand ändern dürfte; ich schmeichelte mir also desto eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern; jede Gedanke insbesondre, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil sich mir andre Anmerkungen anboten, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier sind die vornehmsten davon.

Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.
Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er thats und vollbrachte die große Versöhnung.

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete.
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen,
Und die Erlösung des großen Messias würdig besingen.

„Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalte und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils ist der Inhalt, die vier darauffolgenden Verse sind die Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf: und vollbrachte die große Versöhnung; das übrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. Virgil sagt: ich singe die Waffen und den Held; Klopstock sagt: singe unsterbliche Seele. Nichts thut man lieber und gewisser, als das, was man sich selbst befohlen hat. Ich weiß also nicht, wie der Herr Professor Meier hat sagen können: Er ruft nicht etwa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt, auf eine ganz neue Art, seiner unsterblichen Seele zu singen.[1]) Nicht zu gedenken, daß der Herr Professor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt, und daß es eine greuliche Thorheit würde gewesen sein, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen; will ich nur sagen, daß alles Neue, was in dieser Stelle zu finden

1) Beurtheilung des Messias, S. 11.

ist, in einer grammatikalischen Figur bestehet, nach welcher der Dichter das, was Andre im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des Messias hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heißen: Ich unsterbliche Seele, singe der sündigen Menschen Erlösung.

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn Prof. Meier betrifft. Ich komme auf eine andre — —“

Nun wahrhaftig, das heiß ich abschreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin 2c.

Sechzehnter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meiers; und bei dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzusetzen. Gesetzt, dieser Criticus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt, Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein Andrer die Musen anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts Neues sein. Hat nicht schon Dantes[1]) sein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti cio ch'i'vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.[2])

Und was noch mehr ist; hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber

---

1) Die lateinische Form „Dantes“ für „Dante“ gebraucht Lessing öfter.
2) Comedia, Hölle, II, 7:

O Mus', o hoher Geist, jetzt helft mir mild,
O Seele, die beschrieb, was ich gesehen,
Hier wird sich's zeigen, ob dein Adel gilt. (Streckfuß.)



sagen: ja hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meier![1]) so zucke ich die Achseln und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.

„Ich komme auf eine andere Anmerkung, welche die Bescheidenheit angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrschen soll. Ich muß die Stelle des römischen Kunstrichters nothwendig hersetzen.

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

„Ich habe die Uebersetzung des Herrn Prof. Gottscheds nicht bei der Hand, sonst wollte ich zeigen, wie sich Horaz im Deutschen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottsched gewesen wäre. — —[2]) Doch man wird es hoffentlich ohne Uebersetzung sehen, daß Horaz hier dem epischen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großsprecher anzufangen; nicht als jener kyklische Poet: Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg besingen; sondern bescheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimmt: Sage mir, Muse, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte

---

1) Matth. 11, 9: „Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der auch mehr ist denn ein Prophet."

2) Gottscheds Uebersetzung (vor seiner „Kritischen Dichtkunst") lautet S. 24—26:

Man fange kein Gedicht so stolz und schwulstig an,
Als jenes Stümpers Kiel aus Unverstand gethan:
Ich will von Priams Glück und edlen Kriegen singen!
Was wird der Prahler doch für Wunderwerke bringen!
Er kreist, wie jener Berg, der eine Maus gebar.
Wer sieht nicht, daß Homer hier viel bescheidner war?
Ihr Musen! zeigt mir den, der Trojens Burg bestritten,
Und nach der Teukrer Fall so vieler Völker Sitten,
So manche Stadt gesehn. Hier folgt das Finstre nicht
Auf heller Blitze Glanz: der Schatten zeugt das Licht.
Er fängt ganz niedrig an, um desto mehr zu steigen,
Und wird allmählich schon die größten Wunder zeigen.

(Ars poet. v. 136—144.)

und vieler Menschen Sitten gesehen hat. Ich bin so kühn zu glauben, daß diese Stelle noch nie recht erkläret worden ist. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeschlagen habe, so viele wollen mich bereden, daß das Tadelhafte des kyklischen Poeten in den Worten liege. Voßius sagt, die Worte darinne wären **sonantia, vasta, tumida** und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleis des Statius bei.

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

In dem ersten Verse, sagt er, ist ein sechsfaches A; er fängt sich mit drei viersilbigten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Aussprache ist also beschwerlich. Wann Voßius Recht hat, so sage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muster anführt, in seiner Iliade in eben den Fehler gefallen ist?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

Das sechssilbigte *Πηληϊάδεω*, das viersilbigte *Ἀχιλῆος*, das eben so lange *Οὐλομένην*, der Imperativus *ἄειδε*, den schon der Sophiste Protagoras als zu befehlerisch getadelt hatte, klingen in der That weit großsprecherischer, als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier ist kein sechssilbigtes Wort, nicht einmal ein viersilbigtes, hier ist kein singe mir Muse! Horaz müßte also, was er an der Odyssee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verse des kyklischen Dichters ganz etwas Anderes aussetzte. Und was ist das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie gesagt, besteht aus dem Inhalte und aus der Anrufung. Man lasse uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterscheid antreffen, welcher so deutlich ist, daß ich mich wundere, wie ihn noch Niemand *) angemerkt hat. Die

[*) Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem ersten Buche seiner Davideis Folgendes schreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously

griechischen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung; die römischen trennen sie. Den Anfang der Iliade und der Odyssee habe ich schon angeführt. Dort heißt es: Besinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles 2c. Hier: Sage mir, Muse, den Mann 2c. Beidemal ist die Gottheit bei dem Dichter das Erste. Er erkennet seine Schwäche. Er sagt nicht: ich will den und jenen Helden besingen; er untersteht sich nichts, als der Muse nachzusingen. Durch diesen einzigen Zug schildert er sich als einen bescheidenen Mann, als ein Mann, der sich der Gnade der Götter überläßt; zwei Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den sie nicht haben würden, wenn sie sich bloß auf ein menschliches Ansehen gründeten. Die weitläuftigen griechischen Dichter alle sind dem Homer hierin gefolgt. Aratus fängt an: *Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα*; Apollonius Rhodius *Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε* — — — und mit diesem Gebete verbinden sie sogleich den Inhalt

> *Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη*
> *Ἔσπετέ μοι* u. s. w.

singt Coluthus zu Anfange seines Raubes der Helena. Der zärtliche Musäus selbst, wenn er anhebt:

> *Εἰπέ, θεά, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων*
> *Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων* u. s. w.
> Besinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
> Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere,
> Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Botin des Tages,
> Besinge mir Sest und Abyd, wo sich Hero im Dunkeln vermählte 2c.[1])

---

observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better; and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. *A Jove principium Musae;* and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena.* The whole work may reasonably hope to be filled with a divine Spirit, when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these *Two;* in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally they abused the Prayer, by converting it from the Deity, to the worst of Men, their Princes: as Lucan adresses it to *Nero,* and Statius to *Domitian;* both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuses Augustus for the Object of his Invocation, a God little superior to the other two.] Anmerkung der Ausgabe von 1785.

1) Hexameter mit einer Vorschlagssilbe wie in E. v. Kleist's „Frühling".

vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und daß ich es kurz mache, die Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an dem kyklischen Poeten tadelt. Der Stoff seines Liedes war allzuwichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeisterung ausführen können. Anstatt das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich singen; hätte er also nach dem Beispiele des weisen Homers sagen sollen: Singe, Muse, das Glück des Priamus und den edlen Krieg; und alsdenn würde er dem Tadel des Römers entgangen sein. Es ist auch in der That besonders, mit einem stolzen Ich anzufangen, und alsdenn die Musen anzurufen, nachdem man schon Alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre schon aufgemacht hat.

„Nach dieser Erklärung nun wird man ohnschwer errathen, was ich auch in Ansehung des Messias wünschte: daß Herr Klopstock nämlich dem Exempel des Homers gefolget wäre. Es würde ihm, als einem christlichen Dichter, um so viel anständiger gewesen sein, wenn der Anfang ein Gebet gewesen wäre, als daß er seiner Seele befiehlt, ein Werk zu besingen, dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach ist, wenigstens ihm gewachsen zu sein, sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, das demüthigste und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf; allein der kyklische Dichter wird die Anrufung der Musen gewiß auch nicht vergessen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten. Mein ganzer Tadel ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts als das Ansehen des Homers gründet. Wann nun aber Homer eben durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur inepte verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück, anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des Messias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte. — —“

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunkt erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich Neues bei etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin rc.

Siebzehnter Brief.

An ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden, wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweite Fortsetzung.

„Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung.

„Ueber die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine bloße Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beidemal fragen, warum er hier seine Seele, auf der Seite eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weiß es, die Erlösung ist nichtig, wenn unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff, der ihm in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das unsterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäßern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen gelassen? Würde es nicht noch schöner gewesen sein, wenn er seine Seele, als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu singen entstanden sein, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meisterhand fähig ist. Allein, wäre er der einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile wie sie ist, und überlege, wie sie sein könnte. Sich selbst, oder seine Seele, schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit; alle anderen Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger

und verlorner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreiung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte; eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das Vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreiung zum Exempel der Holländer, daraus machen könne. Beinahe hätte ich lieber Lust zu zeigen, wie diese erste Zeile sein könne, wenn sie meine Kritik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beispiel macht oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet.

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiednen Ausdrücken dreimal darinne wiederholt. Liegen auf Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wenn anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn, oder etwas Gleichgeltendes, gesagt hätte, so würde das Folgende nothwendig sein. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßken, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrifft das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren, oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weiß also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit vollendet? Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverlässigsten schließen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

Und durch die er Adams Geschlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.

„Im Vorbeigehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweideutig ist. Das Blut der Beschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir

aber hier am besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams von neuen geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trifft; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch sein oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hieße das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfte; Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verloren, (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts) das sie, sage ich, verloren habe, diese verlorne Liebe von neuen schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verloren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade sein, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Noth herausbringen lassen will.

Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er thats, und vollbrachte die große Versöhnung.

Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworfen.[1]) Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für den, der er war, erkannt, wie es ihn denn wirklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden sein? Wie kann es ihn das große Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behülflich, als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte Alles an, ihn zu tödten, und Christus sollte uns zu erlösen getödtet werden. Was für einen mächtigen Feind

1) Mess. I, v. 25.

hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: Umsonst; er thats und vollbrachte die große Versöhnung.

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Einganges im Ganzen und sage, ob Hr. Klopstock seinen großen Plan glücklich ins Kurze zu ziehen gewußt hat. — —"

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammen lege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eins würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin 2c.
B**, den 20. December 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthalts, und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzählung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt sein müssen, kann es gleichviel sein, welche Räume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Größe ungefähr eben dieselben bleiben. Machen Sie ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich bloß den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas Kleines ist, daß ich mich nicht länger dabei aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kömmt. Ich habe aber hierzu um so viel mehr Hoffnung, weil ich hier eben so viel zu thun habe, als Sie; das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Kritik über den Messias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich

meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr außerordentliche Schönheiten darinne, und so viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beiwort forschend sehr unwürdig, und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchschauen in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen Statt finde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweitens, war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beigelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das Höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicher Weise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bei gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondre und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anstößiger muß es ihm sein, wann der Dichter diese Armuth zu einer Schönheit macht, und überall seine sinnlichen Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes, ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beiwörter tiefsinnig und einsam aber, wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.[1])

1) Der folgende Absatz stand im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“ Mai 1751.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß, wenn der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unsrer Religion sein würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allzeit auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdenn wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arznei heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beibringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben.

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder [1])

1) Theophilus, der mit Lessing zusammen in Wittenberg studirte. Danzel.

zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl beide zugleich darauf gekommen sein, weil wir unsere Kräfte zu Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sei nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher sein sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären, und mußte hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe nehmen; da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher sein, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sei, diesen unsern gelehrten Landsleuten zum Besten, das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht; versucht: und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht; gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können Sie ehstens eine Probe davon sehen. Ich bin 2c.

Neunzehnter Brief.[1])

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg, zu den großen Schönheiten der Vor-

---

Lessing I, S. 24: „Die lateinische Uebersetzung des Anfangs der Messiade mag der Hauptsache nach auf Theophilus zurückzuführen sein, der gerade in dieser Fertigkeit sich auszeichnete und eben von der Schule kam."

1) Der erste Absatz dieses Briefes ist, wie auch ein Absatz des vorigen, gleichfalls aus dem Monat Mai 1751 des „Neuesten".

stellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher sein, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedicht von artigen Mägdchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in Allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter[1]) — — —

Jetzo gleich will ich, vielleicht ein eben so spöttisches Gelächter, über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Uebersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte sein wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüssig geworden sind. Nicht sowohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvorgekommen sei. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bei der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie selbst, ob wir Ursache haben, uns zu fürchten.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena nouauit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem;
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.

---

1) S. „Das Neueste" Monat Mai.

Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Diuinae proli Satanas: Judaeaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit.

Ast, quacunque pates, soli res cognita Jouae,
Quae iam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat!
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Iehouae,
Armet, scrutator Flamen, sapientia viuax!
Vt mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare volatu.

Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit saluatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parua caterua
Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta sonantes
Opprimet vsque animis revolutus terminus aevi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.

Haud procul urbe sacra, quae se caligine foedan
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,
Sacrilegis fusi manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe remouit,
Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat secessus. Hic gressibus obuia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!
Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere missa,
Integra praesentis Jouae documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Haec inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito superas remearat ad oras,
Diuinam mentem nullo cogente nouatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.

Auroram versus, sanctam supereminet vrbem
Mons, qui culminibus diuinum saepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Ioannes

Visurus, placidam, diuini imitator amici,
Vt noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quae placabat adhuc, vsti sub imagine, patrem.
Spargit oliua gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Iouam prodenti murmure, lambit.
Messiae famulans aulae coelestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis eessans voluit secum ipse salutem
Instauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obuius vt patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:

Num, diuine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.
En viridans proles cedri sua brachia tendit,
Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta pererrans.
Hic diuine tibi, concedas, strata parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!

Dixit. Ad hunc Iesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, voluentes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis.
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitrusque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil nisi spirat amorem,
Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant per amoena crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quae Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.

Tandem, summe parens, lux foederis atque salutis
Aduenit: aeternum sacra lux maioribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus aeui
Resplendens auidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere coeli,
Tunc tribus vnus erat, quod nosti, feruor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.

Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimine foedam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrymantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diua!
Sanguinis hinc natum est foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.
Scis diuine sator, testantur sidera coeli,
Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, miseris numen involuere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectaui exultans! Et tu sacra terra Canaea,
In cliuo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quae pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären[1]). Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W** 1752 im Februar.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmaticus[2]), welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Ueberall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit[3]):

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern

---

1) In ähnlicher Weise schreibt Lessing an den Professor G. S. Nicolai in Betreff Lange's (man sehe das „Vademecum" in diesem Bande): „Ich will, wenn Sie es meinen, ehestens an ihn schreiben und ihm zum Anbisse mit aller Höflichkeit nur hundert Donatschnitzer zuschicken."

2) Systematiker. Vgl. Bd. IV, S. 146, Anmerk. 1.

3) Der Brief ist aus dem Juni des „Neuesten" genommen. Dort steht dem Citate beigeschrieben: „v. Kleist."

Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr. ** nicht gestern kosten, daß wir seine Verse eben so vortrefflich finden sollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin 2c. B** 1751.

Einundzwanzigster Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke, in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweien, welcher meine Abwesenheit am meisten zu statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal, ohne euer Verschulden, Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, sie würde für mich gewesen sein. Doch er ist todt, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frei, und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur seiner Einbildung nach beleidiget haben; genug er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes [1]), nicht umsonst eingefallen sein! Möchte

1) Epist. II, 1, 138.

es doch wahr sein, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sei es, oder sei es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken; und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweit hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern hab ich ihm, oder wann Sie lieber wollen, meiner Muse lange und schwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unschuldger Scherze raubte,
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schoß der frohen Jugend schlief;
Und aus der freien Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundschafts-Pfande gab;
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand,
In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt das güldne Haar zu halten.

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton, geschickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung, und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süßesten von der Welt sein sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin ꝛc.
W** 1752.

Zweiundzwanzigster Brief[1]).

An den Herrn D**.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erstemal zu sprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann es anders Ihr Ernst ist,

1) Die folgenden Briefe über das Fragment des „Henzi“ wiederholte Karl Lessing im „Theatralischen Nachlaß“ (II, S. XVIII ff.).



die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sage ich, damals das Gespräch auf die neuste Geschichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten, den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm, theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir, nach einigem Wortwechsel, beifielen. Wie viel größer aber ist das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben? Ich finde den deutlichsten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Ueberzeugung beigefallen sind, und daß Sie meine Gesinnungen nicht so wohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich Anfangs mit etwas Wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held wohl am füglichsten auf die Bühne zu bringen sei. Er macht Ihrer Kritik und Ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall nichts zu sagen finden, als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich dieses so, und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens den ersten Aufzug meinem Briefe beizulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläufig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beizufügen. Hier ist er[1]; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das Uebrige meines Berichts erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

Zweierlei, mein Herr, werden Sie gleich Anfangs bemerkt haben; daß ich nämlich die Bühne in einen Saal des Rathhauses

1) Das Fragment „Samuel Henzi“, von dem hier die Rede ist, befindet sich im zweiten Bande dieser Ausgabe.

verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug sein sollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsversammlung selbst, und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das Andere habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzusehr drängen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse große Geister würden diese kleinen Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen[1]). Aber wird man nicht das schon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stoff unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden sollen, gesetzt diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen wird meines Erachtens nur alsdenn nothwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget und hin und wieder nur verschönert zu haben.

Lassen Sie uns das Letzte zuerst betrachten. Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieser oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi,

1) Nach Danzel, Lessing I, S. 184 ist dieses Wort auf folgenden Ausspruch des La Motte zurückzuführen: „Qu'on ne s'imagine pas aux réflexions que je fais sur ces règles, que je les juge absolument inutiles. Je conviens qu'elles forment un art; et leur première utilité, c'est que la contrainte qu'elles imposent, détourne de la carrière des esprits médiocres qui ne craindroient pas d'y entrer, si elle étoit plus libre. C'est proprement la pierre de touche du talent nécessaire."



als ein Mann, bei dem das Herz eben so vortrefflich als der Geist war, wird von nichts als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Dücret ist das vollkommne Gegentheil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden, und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde kennen den Dücret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt sein, und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verräth, und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zugegangen, und ob Wernier erst an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimnisse Theil genommen; genug daß beides sein konnte, und die Hauptsache darunter nichts leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenpartei erst in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzi's eben so eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen, und diese ohne jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu sein. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist. Halb so viel würde schon zureichend gewesen sein, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin rc.

Dreiundzwanzigster Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortrefflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortrefflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die Ihrigen zu betrachten, und nach denselben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beinahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir, wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel Aehnliches zu haben.

Vincor; et ingenium sumtis revocatur ab armis?
  Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
  — — — — — — — — — — —
Risit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
  Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominae nomen deduxit iniquae:
  Deque cothurnato vate triumphat Amor.[1])

Hier haben Sie Alles, was ich noch außer dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wann Sie das Stück zu Stande bringen, so werde ich keinen größern Antheil daran haben, als an einer schönen Bildsäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Vierundzwanzigster Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser dem Herrn Pastor Lange gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichtern betrachtet und seiner versprochenen Uebersetzung des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegen gesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen

1) Ovid. Am. II, 18, vv. 11—18.

und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dies Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwängliche Schönheiten hat sich in ein Erstaunen über unüberschwängliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hinein that, war entsetzlich, und beinahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

Als hätte ich mit dürrem Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durstig getrunken.

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie, was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim:

so sagt Horaz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus schlaferweckenden Bechern, ducenta pocula zweihundert Becher. O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zweihundert ausgeleeret haben, die ihm das Innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangsgründe erfüllt haben! Ich zeigte diese Stelle sogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durchzulaufen, ehe wir den Uebersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sei. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas Unbegreifliches sei, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unser Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange

So rühre ich mit erhabnem Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort, das auch zwei Silben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heißen dem Herrn Lange leichte Helme; hier müssen es blanke Helme heißen, wie es aus der Quantität der ersten Silbe in leves zu sehen ist. Der Gradus ad Parnassum[1]) ist nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?
Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern?

Wenn Horaz gesagt hätte: Olivam, so möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit sich die Fechter beschmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horaz dieses Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem, was er ihm entgegen setzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. B. Ode 11.

Horaz sagt vina liques, Herr Lange übersetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlassen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verstehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnschr. 3.

Incensura nives Dominae Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principium amicitiae,

heißen unserm Uebersetzer, der wichtige Bund der Großen. Er hätte wenigstens sollen sagen, der schädliche Bund.

---

1) So nannte man ein prosodisches Wörterbuch.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Heißt in der Uebersetzung: mein Alter ist schon mit Zittern zu vierzig gestiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im 40. Jahre schwerlich schon zittert. Es heißt nichts als eilen, so wie es Herr Lange selbst an einem andern Orte (3. B. Ode 27, Z. 17) übersetzt hat*).

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. (*valet.*)

Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen; sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte: Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch; Horaz will das gar nicht sagen, was ihn sein Uebersetzer sagen läßt; er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt, indem sie den Hals den heißen Küssen entziehet. Allein das ist gleich das Gegentheil von dem, was Horaz sagen will.

[*) In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht: er übersetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta.
Erhitzte denn da, selbst mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beiden Söhne des Atreus
Die schöne Geraubte?

Die Construction und die Geschichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede sei, welcher dem Achill die Briseis raubt. Und ist es wohl der Sinn des Lateinischen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquos

wenn Herr Lange übersetzt:

Gewiß sie beklagt das Unglück fürstlicher Kinder
Und zürnende Götter?] Diesen Zusatz hat die Ausgabe von 1785.

3. B. Ode 6.

Horaz sagt von einem verbuhlten Mägdchen in dieser Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was ist deutlicher, als daß er durch luminibus remotis sagen will, wenn man die Lichter bei Seite geschafft hat. Der bessere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandtem Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es sich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

3. B. Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

übersetzt Herr Lange, oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: Du weißts nicht, und bist des großen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortrefflichste Strophe in dieser Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So sieht, sagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßnen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll. — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man sehe nun, was der Uebersetzer für ein elendes Gewäsche daraus gemacht hat.

— — — — — Und wie Ziegen
Mit froher Weid' allein beschäftigt, den Löwen,
Von Milch und Brust der gelben Mutter vertrieben,
Sehn, und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und also heißt Dente novo von jungen Ziegen.

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.



Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist; der 16. und 17. Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie sich ja, daß ich nicht freigebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses Wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Uebersetzung habe liefern wollen. Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie rein sei, ob sie sonst eine andere Vollkommenheit besitze, das mögen Andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin 2c. W** 1752.

Fünfundzwanzigster Brief.

An den Herrn Fa**.

Ei, mein Herr! wie kommen Sie darzu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben, und mir so bittre Wahrheiten zu sagen? Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcherschen Gelehrten-Lexicons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber[1]) zu vermengen? Wann ich Ihnen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst, in Ansehung des Vortrags, mit mir zufrieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sei, nach dem

---

1) J. G. W. Dunkel, Historisch-kritische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten und deren Schriften, Köthen 1753—60. 3 Bände. — Chr. Hauber, Beitrag zum Jöcher'schen Gelehrten-Lexikon. Kopenhagen 1578. (Pilger.) Falls Lessing diese beiden Schriften wirklich meinen sollte, so hat er also einen Fehler in Datirung seines Briefes gemacht. Ueber Dunkel vgl. noch: Literaturbriefe XVI, S. 65; über Hauber Lessings Brief an seinen Vater vom 11. April 1755: „Da ich jetzt an einer neuen Uebersetzung von Beckers bezaub. Welt arbeite, der ich eine Geschichte der darüber erregten Streitigkeiten vorsetzen will, und wozu der Hr. Pastor Hauber aus Koppenhagen mir bereits sehr viel Beiträge geschickt hat: so brauchte ich die gedachten Holländischen Piecen sehr nothwendig."

Exempel genannter Herren, einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren suche, sondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden Sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen Alles dieses beweise, so werden Sie sich schämen, einen so übeln Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen, als daß ich eine kleine Lage beilege und Sie mit eignen Augen sehen lasse? Wenn Sie alsdenn anfangen werden, von mir besser zu urtheilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen.[1]) Leben Sie wohl. Ich bin &c. W** 1752.

Abaris.

Der Ausspruch des Apollo wird ganz verfälscht angeführt*. Ist es Plutarch, der das Wunderbare, welches man von diesem scythischen Weisen erzählt, für Fabeln gehalten? †[2])

* „Abaris", erzählt der Herr D. J., „wurde von seinen Landsleuten, welche die Pest hart beschwerte, nach Athen abgeschickt, weil Apollo den Ausspruch gethan, daß sie nicht eher aufhören würde, bis die Athenienser ihm deswegen für die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten."[3]) Ich weiß nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen ist[4]);

1) Siehe die Briefe von Jöcher an Lessing (Leipzig, den 1., 11., 29. Oct. 1752), die Karl G. Lessing vor dem vierten Theile der gemischten Schriften 1785 hat abdrucken lassen. Vgl. Lessings Leben I, S. 149. (Lachmann.)

2) Jöcher I, S. 9: „Was von einem güldenen Pfeil erzehlet wird, durch dessen Hülfe er seine Reisen durch die Luft verrichten, auch gleich einem Oracul wahrsagen können, klinget sehr fabelhaft, wird auch selbst von Plutarch vor ein Gedichte gehalten, wie nicht weniger auch dieses, daß er ohne Speise gelebet."

3) Ebenda: „Er soll einst von seinen Landsleuten, welche die Pestilentz hart beschweret, nach Athen abgeschickt worden seyn, weil Apollo den Ausspruch gethan, daß sie nicht eher aufhören würde, bis die Athenienser ihm deswegen vor die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten."

4) Er citiert als Währmänner: Jamblichus de vit. Pythag. Stan. B. Fa, d. h. Stanleji historia philosophica, Bayle, Fabricii Bibliotheca graeca. (Vielleicht ist der Irrthum dadurch entstanden, daß bei Gottsched la terre durch „das Land" übersetzt ist. Bayle I, S. 8. f.)

das weiß ich, daß er dem Harpokration[1]) hätte nachgehen sollen, welcher von den Alten der einzige ist, der diesen Umstand erzählt. *Λοιμου δε φασι*, heißt es gleich im Anfange seines Wörterbuchs, *κατα πασαν την οἰκουμενην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Ἀπολλων μαντευομενος Ἑλλησι και Βαρβαροις, τον των Ἀθηναιων δημον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς αὐτους, και Ἀβαριν ἐξ Ὑπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν.* Die Pest also, welche über die ganze bewohnte Welt soll gegangen sein, schränkt der Herr Doctor auf die einzige hyperboreische Gegend ein; und das Gelübde, welches Apollo von den Atheniensern für alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde diese Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich übersetzt haben, welche gerne so viel glauben, als nur immer möglich sein will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen sein.

† Ich frage; und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzählt wird, für ein Gedichte halten soll, vergebens gesucht. So lange also, bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch, Herodotus habe schreiben wollen, weil er ohne Zweifel bei dem Bayle gelesen: On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter ... Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc.[2]) Doch auch alsdenn würde er zu tadeln sein, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieser Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexicon *. Doch gesetzt: so muß er Abauchas und nicht Abaucas geschrieben werden**. Er ist kein arabischer Philosoph †. Den

1) Vgl. Bayle, übs. v. Gottsched, I, S. 8.
2) Vgl. ebenda.

Lucian hat man schlecht angeführt, und noch schlechter verstanden ††.

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein ganz besondrer Fehler: man sehe die Note †. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehrten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrtenlexicon zugleich ein Exempelschatz sein soll, warum findet man nicht eben so wohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darinne? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas so gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere, sind Namen, und keiner von ihnen, wahrscheinlicher Weise, hat jemals existirt. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen sein, wenn man die Namen der Moralisten realisiren wollte?

** Die Ursache sieht ein Jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian *Αβαυχας* und nicht *Αβαυκας* nennt.

† Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian ist der Einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer, und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen, in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft, streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß jeder fünf Beispiele aus seinem Volk erzählen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an, fünf Paar griechischer Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die letzte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber sein kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philosoph ist er; denn wo giebt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man

der Philosophen in Scythien beinahe so viele machen, als Scythen selbst gewesen sind, wenigstens nach dem Zeugnisse des Lucians; wenn anders ein Satyrenschreiber bei historischen Wahrheiten ein Zeuge sein kann. Seine Absicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weißer Rabe, nach den vollkommenen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sei. Diese konnte er ebenso wohl durch erdichtete, als durch wahre Beispiele erreichen. So lange man mir es also nicht durch das Zeugniß eines Geschichtsschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sei, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen Geschlechte diese Zierde absprechе und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zeigen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie sein sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir Jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bei Wind und Schwert schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzählen wolle.

†† Man sage mir, kann man nachlässiger citiren, als: Lucianus dialog? Man erwidre nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucians, als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meinen könne. Derjenige, welcher es schon weiß, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt sein, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte. „Er wollte", sagt das Gelehrtenlexikon, „lieber seinen Freund aus dem Feuer erretten, als seine Frau und seine zwei Kinder, von denen das eine nur sieben Jahr alt, das andere aber noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling) kam mit seiner Mutter davon; das erste aber mußte in den Flammen sein Leben einbüßen." Man vergleiche dieses mit den Worten des Lucians: *ἀνεγρομενος ὁ Αβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομεναι, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν αὑτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος· ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, εἱπετο, ἀκολουθειν κελευσασα και την κορην· ἡ δε ἡμιφλεκτος, ἀφεισα το παιδιον*

ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν αὐτῃ παρα μικρον ἐλθουσα κακεινη ἀποθανειν. Die Frau, sagt Lucian, sei mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt, und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt habe sie das Kind fallen lassen und sich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beinahe das Leben einbüßen müssen. Hier ist das Mägdchen, oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber ist mir bange, denn der ist der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieser scheint nicht umgekommen zu sein, wann ich anders die folgenden Worte des Abauchas recht verstehe: *ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και αὐθις ποιησασθαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἱος Γυνδανης* (so hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) *ἐστι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενος.* In den Worten *ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι*, scheint mir die glückliche Entkommung beider Kinder zu liegen. Man sehe übrigens, wie entkräftet auch diese Stelle in der Uebersetzung des GL. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben."

George Abbot.

„Dieser Abbot", sagt Herr D. Jöcher, „verursachte sonderlich durch seine Schärfe gegen die Nonconformisten, daß sich viele über ihn beschwerten." Gleich das erstemal, da mir diese Stelle ins Gesicht fiel, schien es mir ein wenig seltsam, daß man einem Erzbischof die Strenge gegen die Feinde seines Ansehens und seiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen lassen, was ich hernach fand: daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle[1]), worin dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, so sehr habe verfälschen können. Hier sind sie: La severité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, etoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heiße, ist auch Leuten bekannt, welche kein Französisch

1) Uebs. v. Gottsched, I, S. 8.

verstehen. Alles was man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, ist die Nachbarschaft des Wortes severité. Aber wer wird mit halben Augen lesen? Ich würde menschlich genug sein und glauben, seine eilende Feder habe für Schärfe, Nachsicht schreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe: „Bei dem König Jacob I. machte er sich verhaßt, weil er die Heirat des Prinzen von Wallis mit der Infantin von Spanien nicht billigen, sondern die Gesetze wider die Nonconformisten nach der Strenge exerciren wollte.“ [1]) Außer der Wiederholung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung stehen diese Heirat und die Nonconformisten? Hätte Abbot gegen diese nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz; ich kann hierbei gar nichts denken. In der Note* zwei Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter seinen Schriften, heißt es, sind die vornehmsten: — — *Quaestiones theologicae* [2]) — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabei denken kann, als man soll. Weil das Werk selbst rar ist, so will ich ihn ganz hersetzen: Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597. in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598. In 4. Ferner ein Tractat von der sichtbaren Kirche. Die wahre Aufschrift heißt: von der beständigen Sichtbarkeit der wahren Kirche [3]). Der Herr D. Jöcher ist ein zu großer Theolog, als daß er nicht zugeben sollte, daß dieser Titel etwas ganz Anderes denken lasse, als der seinige.

---

1) Ebenda.

2) Ebenda S. 9: „Quaestiones sex Theologicae, totidem Praelectionibus disputatae. Oxford 1598.“

3) Ebenso ebenda. („London 1624, anonym“.)

Abraham Asque.

Der Herr Doctor bekennt es selbst, daß die rabbinischen Artikel sehr schlecht gerathen sind; und verspricht in den Supplementen auf die Verbesserung derselben Fleiß zu wenden [1]. Es war also billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfasser seiner eignen Feile vorzubehalten, für gut befunden hat. Nur bei diesem einzigen Artikel, weil er in die spanische Litteratur mit einschlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen sind folgende. 1) Es ist wahr, daß wir diesem Abraham den Druck der spanischen ferrarischen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einschränkung nicht vergessen sollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verstehen sei, welche dem Gebrauche der Christen bestimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beide sind von einem Jahre. 2) Daß sie zum andernmale 1630 in Holland sei gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweite aber ist 5371. (1611) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwei Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661), welcher ich unten* gedenken will. 3) Bei den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Constantinopel gedruckte spanische Bibel auch nicht in einem Worte von dieser unterschieden sei, habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Constantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546, sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt *fere* ad uerbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long [2]), welcher die Vergleichung

---

1) Jöcher, I, Vorrede, Nr. IX: „Ich bekenne aber dabei aufrichtig, daß ich mit keinen Articeln dieses Buches weniger zufrieden bin als mit den rabbinischen. Weil ich es, nach dem was uns Bartolocci und Wolf vorgearbeitet, für sehr leicht ansahe, gedachte Articel zu entwerfen, so überließ ich die Verfertigung derselben einem Freunde, der in dergleichen Beschäfftigung nicht ungeübt ist. Allein es ist dieselbe nicht nach meinem Wunsche ausgefallen; und da ich solches, was den gegenwärtigen ersten Theil betrifft, zu spät inne worden, so sehe ich mich genöthiget, in den Supplementen auf die Verbesserung gedachter Articel Fleiß zu wenden."

2) Jacob le Long, Bibliotheca sacra.

zwischen diesem zu Constantinopel gedruckten spanischen Pentateuchs und der ferrarischen Uebersetzung angestellt hat, und aus dem Wolf[1]) etwa schließen will, daß also die erste spanische Uebersetzung eines Stücks der Bibel zu Constantinopel herausgekommen sei, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentateuchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel ist dieser: Biblia en lengua española traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421. In 8°. Aus der Vorrede, welche Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreiet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzuharten Wortfügungen ausgemerzt, und bei den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch () abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wann das GL. sagt: „Sie ist von Wort zu Wort nach dem hebräischen Text gegeben, welches denn sehr schwer und dunkel zu verstehen; zumal, da es in einer ungebräuchlichen spanischen Redensart, die meistens nur in den Synagogen üblich, übersetzt ist.“ (Man bemerke hier im Vorbeigehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meinen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu gefallen Spanisch lernen müßte; indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte so genau ausdrückt, als diese. CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Nouis Literariis maris Baltici A.* 1702. Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art er-

1) Joh. Christoph. Wolf, Bibliotheca hebraica.

wähnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „Ein spanischer Rabbi in der andern Hälfte des 17. Seculi hat die Bibel ins Spanische übersetzt zu Amsterdam 1661 in 8⁰. edirt." Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt bloß seiner zwei hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabei wird Leusdenius sowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Maresius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazu gesetzet hätte: für die an sie gerichtete Dedication der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel hätten eben so wenig sollen übergangen werden, als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Bibeln der Juden über das häufig vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken [1]).

Johannes Abrenethius.

Von diesem Manne weiß das GL. weiter nichts als: Hat 1654 eine geistliche Seelenarzenei und von der Krankheit der Seelen zu Hanau edirt. Wenn man nur wenigstens noch gesagt hätte, ob er ein Franzose oder ein Russe, ein Spanier oder ein Wende gewesen wäre. Doch wenn er sein Buch deutsch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, so wird er wohl ein Deutscher sein. Gefehlt! Er ist ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch ist nichts als eine Uebersetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soul herausgekommen ist.

Laurentius Abstemius. [2]).

Es ist verdrießlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken soll, was man bei dem Bayle schon angemerkt findet. Er hat, agt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus

1) Die Juden lesen Adonai, Herr, wo wir Jehovah lesen, welcher Name im Hebräischen aus 4 Buchstaben (Consonanten) besteht und daher das Tetragrammaton genannt wird.

2) Mit seinen Fabeln beschäftigte sich Lessing später eingehend.

einige Bücher obscurorum locorum zugeschrieben. Es sind nicht einige Bücher, sondern ein einziges, und noch dazu ein sehr kleines, wie es Abstemius selbst in der Zueignungsschrift zu seinem Hecatomythion sagt. Sonst hat er auch annotationes in obscura loca veterum geschrieben, von denen ein Stück in GRVTERI Thesauro critico stehet. Diese sind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerlei, und hätten also unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederholet werden. Der Auszug daraus steht in dem ersten Theile des gedachten Thesauri[1]), wo man an dem Rande diese Anmerkung des Gruterus findet: ex libro I.[2]) obscurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von seinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Gesner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet[3]), wie Bayle anmerkt, hat sich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erste Hundert enthält, und zu Venedig 1499 in 4° unter der Aufschrift: Fabulae per latinissimum virum LAVRENTIUM ABSTEMIVM nuper compositae gedruckt ist. Diesen sind 30 Fabeln des Aesopus, aus dem Griechischen durch den Laurentius Valla[4]) übersetzt, beigefügt. Ich nenne diese letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bei der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nämlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Uebersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beifügen dürfe?

---

1) S. 878—893 unter dem Titel: Annotationes variae Laurent. Abstemii Maceratensis.

2) Die Ziffer I. fehlt in allen Drucken, auch bei Pilger. Wir haben sie aus Gruters Thesaurus I, S. 878 hinzugefügt. Vgl. Bayle, übs. v. Gottsched, I, S. 34.

3) Vgl. die Abhandlung über „Romulus und Rimicius" in den Wolfenbüttler Beiträgen, ed. v. Maltzahn IX, S. 40.

4) Vgl. ebenda S. 50.

Abudacnus.

Seine historia Iacobitarum ist zu Oxford 1675 nicht in 12°, sondern in 4° gedruckt worden. Herr Clement[1]) sagt zwar auch in 12°; doch beide berufen sich auf den Herrn von Seelen[2]), ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement setzt noch hinzu: pag. 75, und nennt es gleichwohl un petit traité qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen stark, und dennoch in 12° sein sollte, so müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblatt und zwei Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Außer den Schriften, die er im Manuscripte hinterlassen hat, und worunter sonderlich die arabische Grammatik gehört, welche in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird (LAMBECIVS[3]) Tom. I. Comment. S. 176), hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sei, ist ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte also das soll und nach einiger Meinung ersparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59. Briefe des ersten Hunderts. Diese beiden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken; nach dessen Vermuthung der damalige Bischof, Johann Fell, die Ausgabe der Geschichte der Jacobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.[4])

Er ist kein Plagiarius.* Er ist es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italienische übersetzt hat.** Dieses

1) Lessing sagt in einer Recension (ed. v. Maltzahn III, S. 404): „Das neuste und zum Theil vollständigste Werk von einem der angenehmsten Theile der Gelehrtengeschichte, von der Kenntniß seltner Bücher, ist ohne Streit die Bibliothek des Herrn Clement." In seinen Collectaneen unter „Alberti" nennt er das Buch: „Bibliothèque Curieuse".

2) Vgl. ed. v. Maltzahn IX, S. 238.

3) War Bibliothekar in Wien.

4) Vgl. Fabricius, Bibliotheca mediae et infimae latinitatis I, p. 7.

Leben hat kein Palearius, sondern Matth. Palmerius geschrieben.*** Die Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italiänisch übersetzt. Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit.† Eines von seinen Werken, welches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen.†† Ein Umstand von ihm, welcher vielleicht der bekannteste nicht ist.†††

* Wenn wird man aufhören, einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumalen, den ihm die Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der erste, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen seinen Lehrer Schuld zu geben schien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederholte diese Beschuldigung als eine Gewißheit.[1]) Voßius zweifelte daran, und Conring widerlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die Vorlesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzählt Bayle[2]) weitläuftig. Was hilft es

1) Placcius, Theatrum anonymorum et pseudonymorum, II, p. 7: Donati Acciajoli, Florentini, Commentaria in Ethica Nicomachia Aristotelis, excusa sunt aliquoties in fol. et in 8⁰ Venetiis alibique. Ea non ipsius sed Argyropyli Byzantini praelectiones Florentiae habitae, a plerisque aestimantur, teste Simone Simonio Lucensi, in principio Dedicatoriae suis in hosce libros Commentariis anno 1567 publicatis praefixae. Quo nomine Plagii eundem accusavit Naudaeus in Bibliographia Politica; sed minus bene, ceu pluribus hoc probat Thomasius de Plagio Litterario §. 347 quandoquidem ipse suae Dedicationis ad Cosmum Medicen initium facit ea confessione: diserte se expositionem hujus Doctoris, Argyropyli nempe, litteris mandare testatus. — Idem cum Thomasio sentit hac in parte Conringius dissertatione de Civilis Prudentiae praecipuis scriptoribus §. 83, dum Acciajolum non a crimine tantum, quod ei Naudaeus intentat, se absolvere aperte profitetur, sed insuper gratum Argyropyli discipulum nominat.

2) Uebers. von Gottsched, I, S. 40: „Die Werke, welche man von ihm hat, bestehen in einer lateinischen Uebersetzung einiger Lebensbeschreibungen des Plutarchus, in einer Lebensbeschreibung Carls des Großen, und in Auslegungen über die Sittenlehre und Staatskunst des Aristoteles. Dieses Leben Carls des Großen, welches etlichemal den Lebensbeschreibungen des Plutarchus beigefüget worden, hat Anlaß zu einem außerordentlichen Versehen des George Wicelius gegeben. Er hat dieses Leben für ein Werk des Plutarchus ausgegeben (In Hagiologio, fol. 178 apud Vossium de Hist. Lat. p. 624); so erfahren war er in der

aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun Jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln; wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italiäners Schuld sein? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Criticus gedenkt, und weswegen ihn noch Niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Bessel in der Vorrede zu seinen animaduers. ad Eginhartum[1]) sagt: Circumfertur Caroli M. uita, quam in Hagiologiam suam transtulit GEORGIVS WICELIVS, ratus, antiqui alicuius esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum mouit Vossio[2]); sed genuinus eius autor est DONATVS ACCIAIOLVS qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin jetzo nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bei der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buders unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. sagt: Vitam Caroli M. DONATVS quoque ACCIAIOLVS Florentinus; compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum; habet tamen quae uel apud hunc minime, uel paulo aliter expressa inueniuntur.

Zeitrechnung. Einige haben den Acciaioli eines gelehrten Diebstahls beschuldiget (B), in Ansehung der Auslegung der Sittenlehre des Aristoteles; andere haben ihm ein ausschweifendes Lob wegen dieses Buches beigelegt." In der Anmerkung (B) S. 41 ergeht er sich dann des Weiteren über diese Beschuldigung; wir haben es vorgezogen, den Auszug des Placcius zu geben.

1) Eginhartus de Vita et Gestis Caroli Magni, cum Commentario Joh. Friderici Besselii et notis Johannis Bollandi. Accesserunt Melchioris Hamenveltonis Goldasti animadversiones ineditae cum variis Dissertationibus quarum index in praefatione exhibetur. Curante Joh. Hermanno Schminckio. Trajecti ad Rhenum, 1740, p. 2: Circumfertur *et alia* Caroli vita etc.

2) Lib. III. de Hist. Lat. c. VIII (ib.).

** Wenn man sich nur ein klein wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Ric. Acciajoli hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe, und ein Rhodiser Ritter gewesen sei. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sei, am allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eignes Leben nebst seinem Tode erzählt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de uita et rebus gestis Nicolai Acciaioli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310—1366. Ob ich mich aber, oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufen, werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte italiänische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten; und damals als der Herr de la Monnoie bei dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sei. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13. Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld, als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italiänische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius[1]) aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht größere in eben

1) In den Elogiis, cap. 16.

den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bei dem Placcius[1]) und Bayle[2]) gelesen, daß Acciajoli diese beiden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibals verfertiget hat. Dieses Verzeichniß hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus[3]) bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sunt non nescis. *ψευδεπιγραφα* multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus schießen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrüger gewesen sei; so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beiden Lebensbeschreibungen den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

††) Ich meine nämlich seine italiänische Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drei Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAIOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo

1) Vincentii Placcii Theatrum Anonymorum et Pseudonymorum, ed. Matthias Dreyer. Praemissa est Praefatio et Vita Auctoris, scriptore Jo. Alberto Fabricio. Hamburg 1708, II, S. *513: No. 2179, II: Plutarcho suppositas Hannibalis et Scipionis Vitas a Donato Acciajolo monet Symbola Schraderiana. Ebenda heißt es unter No. VII: V. notata Baylio dictionaire Tom. I, p. 235 de versione Gallica Plutarchi.

2) Uebers. v. Gottsched, I, S. 41: „Wie es aber nicht scheinet, daß die Leben des Scipio und des Hannibals von dem Plutarchus beschrieben und noch vorhanden sein sollten“ 2c.

3) Vgl. Baumgarten, Nachrichten von seltenen Büchern I, S. 162.

maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo 1476, in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese, als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sansovini, angeführt, und rechnet beide unter die seltnen Werke.

†††) Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bei dem Bayle; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal sogar seine Vaterstadt habe räumen müssen; findet man daselbst nicht, so wichtig auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti[1]) Gespräche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate illa praecipuae auctoritatis vir, DONATVS ACCIAIOLI equestris ordinis, prudentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bei diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bei dem Bayle[2]) davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber

---

1) Vgl. Fabricius, Bibliotheca mediae et infimae latinitatis I, p. 8.

2) Uebers. v. Gottsched, I, S. 41: „Ambrosius von Altamura, dem ich bei diesem Artikel Fuß vor Fuß gefolget bin, hat sich vermuthlich nicht verbunden gehalten, die Gesetze der Aufmerksamkeit zu beobachten; denn Dieses hat mir der Herr de la Monnoie geschrieben: ‚Von den Werken des Zenobius Acciaioli haben wir nur die Uebersetzung von des Eusebius Buche wider den Hierokles, des Olympiodorus über den Prediger Salomons, und des Theodoretus von Heilung der falschen Meinungen der Heiden. Die Gedichte, sowohl lateinische als griechische, davon Gyraldus redet, sind niemals gedruckt worden. Einige glauben, daß er erstlich im Jahre 1537 gestorben ist, weil Hieronymus Aleander, sein Nachfolger in der Bedienung eines Aufsehers des vaticanischen Bücherschatzes, dieselbe erstlich in eben diesem Jahre antrat; gleichwie sie Zenobius nach seinem Vorfahren, Philippus Beroaldus dem jüngern, im Jahre 1518 angetreten hatte, da er in eben demselben Jahre gestorben war.'"

unter den Briefen dieses Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwei Antworten an ihn. Seine Chronik eines Klosters in Florenz ist auch mit einem Schnitzer angeführet worden, indem das GL. dieses Kloster St. Mariae anstatt St. Marci genennt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, so vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus sei verwechselt worden. Von seinem Sterbejahre eine Anmerkung*, welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambrosius Altamura sagt, Zenobius sei im Jahre 1520 gestorben. Dem Herrn de la Monnoie ist dieses verdächtig vorgekommen. Er sagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 gestorben sein, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt ist, diese Stelle nicht eher als im gedachten 1537sten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie diese Nachricht? Bayle sagt Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Ist hieraus nicht zu schließen, daß er schon vor dem Jahre 1519 die Aufsicht über die vaticanische Bibliothek müsse gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hysteronproteron begangen haben? Ich will also den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwidersprechlichere Art nichtig machen: durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1537 schon Kardinal gewesen, oder wenigstens gleich das Jahr darauf geworden ist. Ist es also möglich, daß er dem Z. Acciajoli erst zu dieser Zeit könne gefolgt sein? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieser Irrthum des Herrn de la Monnoie entstanden ist. Daher nämlich, daß er eben so wenig wie der Herr D. Jöcher, die Aufseher in der vaticanischen Bibliothek von dem eigentlichen Bibliothekar, welches Niemand anders als

ein Kardinal sein kann[1]), unterschieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe noch eher, starb, folgte ihm Aleander nur als Custos, oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach seiner Gelangung zur Kardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geschah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie sich Bayle durch einen so leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen lassen. Doch es scheinet, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher ist es vielleicht gekommen, daß er sich verschiedne Fehler von ihm hat aufheften lassen. Ich will es noch zum Ueberflusse durch ein Zeugniß beweisen, daß Acciajoli schwerlich erst 1537 könne gestorben sein. Leander Albertus sagt in seiner Beschreibung Italiens, welche ich nach der lateinischen Uebersetzung anführen muß, von ihm Folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLVS ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecae Vaticanae Magister excessit. Diese Stelle steht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfasser schon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erst einige Jahr drauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus sagen können, wann er in eben dem Jahre gestorben wäre? Was die Uebersetzung des Justinus, in dieser Stelle des Albertus, anbelangt, so ist sie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt sein wird, welche wissen, daß wir nicht mehr als drei lateinische Uebersetzungen des Justinus haben. Die erste ist von dem Joachimus Perionius; die zweite von dem Sigis. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

---

1) In einer Recension Lessings (ed. v. Maltzahn III, S. 156) heißt es: „In der Stelle, die er (Chaufepié) zum Schlusse aus den Nouvelles de la Repub. des Lettres anführt, vergißt er eine kleine Unachtsamkeit des Herrn Bayle anzumerken, wo dieser sonst so genaue Mann ihm den Titel eines Bibliothéquaire du Vatican beilegt, da dieser doch nur einem Kardinale gegeben werden kann, und Holstein nichts als Custos bibliothecae war."

Ein

VADE MECUM

für den

Herrn Sam. Gotth. Lange,

Pastor in Laublingen.

In diesem Taschenformate ausgefertiget

von

Gotth. Ephraim Lessing.

1754.

Mein Herr Pastor!

Ich weiß nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entschuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umschweif an Sie selbst wende. Zwar sollte ich, nach Maßgebung Ihrer Politik, einem Dritten damit beschwerlich fallen; wenigstens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutschten Horaz in dem Hamburgischen Correspondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wann sie auch darüber bersten müßten. Diese Gewohnheit, hat man mich versichert, soll so unrecht nicht sein; ich will sie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Pastor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen gestehen, daß es mir von Herzen leid ist, Ihrer in dem zweiten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entschuldigung muß ich Ihnen sagen, was mich dazu bewog. Sie standen, und stehen noch, in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines solchen, dem es am ersten unter uns gelungen sei, den öden Weg jenes alten Unsterblichen, des Horaz, zu finden und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie also eine Uebersetzung Ihres Urbildes versprochen hatten, so vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muster, wie man den ganzen Geist dieses Odendichters in unsre Sprache einweben könne. Man hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen kritischen Kenntniß seiner Sprache, einen untrüglichen Geschmack und eine glücklich kühne Stärke des deutschen Ausdrucks verbinden. Ihre Uebersetzung erschien; und ich sage es noch einmal, daß ich sie in der Versicherung, unüberschwingliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie schändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht, auf wen ich erzürnter sein sollte, ob auf Sie, oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung so getäuscht hatten, oder auf mich, daß ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen schrieb, die Abschrift. Diese fiel mir bei Herausgebung des zweiten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beschloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bei mir selbst, hat Niemand das Publikum für diese Mißgeburt gewarnet; man hat sie sogar angepriesen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist; wer weiß, wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß Andre, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will Niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu lesen; Sie erzürnen sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen sich und schreiben ein Paar Bogen voll; aber ein Paar Bogen, die so viel

erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestoßen zu sein.

Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Theile meines Briefes erweisen. Der zweite Theil aber soll Ihnen darthun, daß Sie noch außer Ihrer Unwissenheit, eine sehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verläumder sind. Den ersten Theil will ich wieder in zwei kleine absondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich sein, ehe wir zur ersten Unterabtheilung schreiten. Noch eines, Herr Pastor! — — — Nun lassen Sie uns anfangen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiß etwas Abgeschmacktes gesagt? Doch lassen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heiße, und habe es gleichwohl durch Stirne übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verschönert einigermaßen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieses mußte Stirne setzen, und wissen Sie warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen eben so wenig verstünden, als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freilich Niemand lehren kann, daß die französische Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unser Scheitel auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muß sie sagen: sommet de la tête. Wie aber

würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Uebersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Uebersetzung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das sommet de la tête hat brauchen können, sondern bloß und allein sagen muß: de ma tête glorieuse je fraperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Lassen Sie uns Ihre zweite Ursache ansehn. Ich habe, sagen Sie, mehr nach dem Verstande als nach den Worten übersetzt, — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaze auf das genauste nachfolgen wollen. Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstößt, und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Pastor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht sagen will: Dann werde ich für stolzer Freude auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne stoßen; was sagt er denn? Wir sprechen im gemeinen Leben: für Freuden mit dem Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darinne erkannt, und Dacier selbst führt die Stelle des Theokritus:

Ες ουρανον ἀμμιν ἀλευμαι

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glasmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas Andres in den streitigen Worten, und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herab schauet — — O daß er doch auf Sie herab schauen, und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständniß einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Pastor, Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigstens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich sage mit Bedacht tragen, weil ich jetzo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrscheinlich ist. Hui, daß Sie denken, *feriam* heiße: ich will tragen; weil Sie sich

erinnern von feram einmal ein Gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen sein.

1. B. Ode 2.

galeaeque leves

Sie sind ein possierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und also glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erste Silbe lang ist, allezeit glatt oder blank heißt? Und also meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl so heißen solle? Wahrhaftig, Sie sind listig! Die Gebote der Grammatik zu meinen Geboten zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bei Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie lēvis nach der Meinung großer Stylisten eigentlich solle geschrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang sind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeister sein wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie sich bei diesem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben so unwissend sein, als Sie; so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weiß auch schon, wen ich ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Pastor, habe ich schon. Nicht? Alsdenn wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinschaftlich Ihre Uebersetzung rechtschaffen durchhacken. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: Denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. — Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Silbenmaß, so wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas Seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch stille! es steht ein Beweis dabei. In der 19ten Ode des zweiten Buches soll Horaz noch einmal die erste Silbe in levis lang gebraucht haben, ob es schon daselbst offenbar leicht heiße:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, lassen Sie den Staub weg,

den Sie uns in die Augen streuen wollen. Schämen Sie sich nicht, eine fehlerhafte Lesart sich zu Nutze zu machen? Es ist wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wissen, was ich antworten sollte. Zum guten Glücke aber kann ich unsern Lesern sagen, daß die besten Kunstrichter für *levi* hier leni lesen, und daß man ihnen nothwendig beifallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen dem Uebersetzer, auf Herr Langen den Dichter. Dieser soll mir sagen, ob nicht *non levis ruina* ein nicht leichter Fall für den Horaz ein sehr gemeiner Ausdruck sein würde? Und ob das Beiwort *non lenis* ein nicht sanfter ihm nicht weit anständiger sei? Sie setzen mir die besten Handschriften entgegen. Welche haben Sie denn gesehen, mein Herr Pastor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich sagt, *leni* habent aliquot libri manuscripti? Und wissen Sie denn nicht, daß auch in den allerbesten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt nicht selten ist? Ueberlegen Sie dieses, vielleicht sagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zusahe, so fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder schon abgesetzt, als ich mich besann, daß ich zum Ueberflusse Ihnen auch Autoritäten entgegen setzen müsse. Bei einem Manne wie Sie pflegen diese immer am besten anzuschlagen. Hier haben Sie also einige, die mir nachzusehen die wenigste Mühe gekostet haben. Lambinus schreibt laeves. Mancinellus erklärt dieses Wort durch splendentes; Landinus durch politae und setzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum*. Beruht dieser Unterschied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umschreibt die streitige Stelle also: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft Ihr Schild und Schutz sein muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von *λειος* her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O zischt den Starrkopf aus!

1. B. Ode 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe diesen Ausdruck getadelt, und mein Tadel besteht noch. Mein ganzer Fehler ist, daß ich mich zu kurz ausgedrückt, und Sie, mein Herr Lange, für scharfsichtiger gehalten habe, als Sie sind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus sehen, daß Sie sie hier am meisten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bei allen vieren werde ich sie nöthig haben. Man wird es sehen.

1. Sie sagen, liquare heiße zerlassen und zerschmelzen; beides aber sei nicht einerlei. Beides aber, sage ich, ist einerlei, weil beides in dem Hauptbegriffe flüssig machen liegt. Ein Fehler also! Der andere Fehler ist eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrscheinlichkeit meine Kritik so aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein schmelzen hätten geben sollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch schmelzen heiße? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlassen? Die Hauptbedeutung ist flüssig, und folglich auch, klar machen; wie ich schon gesagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Pastor, gar Scholiasten anführen, und zwar mit einem so frostigen Scherze, daß ich beinahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den ersten Scholiasten nennen Sie: Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiasten zufrieden. — — Den andern nennen Sie, Herr Pastor, Landin. Landin? Da haben wirs! Merkts, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange sage, daß man keinen Commentator aus dem 16. Jahrhunderte einen Scholiasten nennen kann. Es wäre eben so abgeschmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Pastor, daß bei liquefacere in dem Wörterbuche zerlassen steht. Es ist aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bei jenem gefunden haben, so merken Sie sich, daß nur unverständige An-

fänger ohne Unterscheid nach dem Wörterbuche übersetzen. Bei vertex hätten Sie dieses thun sollen, und nicht hier; hier wo es, wenn Sie anders deutsch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon soll Recht haben; vinum liquare soll den Wein filtriren, oder ihn durchsäugen heißen; ob gleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieses heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, sondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wissen scheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Belesenheit, die einen Apothekerjungen neidisch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutscher bei dem Worte zerlassen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein Jeder, dem ich sage, ich habe den Wein zerlassen, glauben muß, er sei vorher gefroren gewesen. Haben Sie dieses auch gemeint, Herr Pastor? Beinahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht, ist dieses, daß die Ode, in welcher die streitige Stelle vorkommt, augenscheinlich zur Winterszeit muß sein gemacht worden. Diesen Umstand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wohl gar der Branntewein gefriert. — — In der Geographie sind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten sehen werden. — — Sie lassen also den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Fasse auszuhauen und es an dem Feuer wieder flüssig zu machen. So habe ich mir Ihren Irrthum gleich Anfangs vorgestellt, und in der Eil wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial, beifallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was sagen Sie nun? Kann ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit Ihrem Dichter beten müssen:

— — — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben sein; beten Sie also nur lieber Ihr eignes Verschen.

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garstig weggekommen.

— — Bei Gelegenheit sagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer Horazischen Oden stehen diese Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Ode 1.

Gravesque principum amicitiae.

Was soll ich von Ihnen denken, Herr Pastor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weise Sterbliche sind, der hier unter *graves* etwas Anderes als schädlich verstehen will, was werden Sie alsdenn sagen? Lassen Sie uns von den französischen Uebersetzern anfangen; sie sind ohnedem, wie ich nunmehr wohl sehe, Ihr einziger Stecken und Stab gewesen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwei bei der Hand; den Dacier und den Batteux. Jener sagt vous nous decouvrés le secret des funestes ligues des Princes: dieser sagt fast mit eben diesen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron setzt für graves, perniciosas aut infidas; Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus setzt zu dieser Stelle: puta societatem Crassi Pompeji et Caesaris, qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et pop. Roman. *perniciosae* fuerunt. Rodellius endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung giebt es durch perniciosas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, ist es nun noch bloß Lessingisch? Sie erweisen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie sich noch von ihm sagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweite, sondern das erste Triumvirat will verstanden wissen. Daß gravis eigentlich schwer heiße, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es sehr wohl zufrieden gewesen sein, wenn Sie schwer gesetzt hätten. Allein Sie setzen

wichtig und das ist abgeschmackt. Bei schweren Bündnissen hätte man wenigstens noch so viel denken können, daß sie der Republik schwer gefallen wären; bei Ihrem Beiworte hingegen läßt sich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein sehr unbekanntes Wort gewesen sein, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meine die zweite Ode des ersten Buchs, wo Sie *graves Persae* durch harte Perser geben. Diese Uebersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein weichliches als ein hartes Volk waren. In eben dieser Ode sagt Horaz *grave seculum Pyrrhae,* welches Sie ein klein wenig besser durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieses, daß es dem Dichter etwas sehr Gemeines sei, mit dem Worte *gravis* den Begriff schädlich, schrecklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie also, was er sagt, und schämen Sie sich auch hier Ihres Starrkopfs: il apelle les Perses *graves*, c'est à dire terribles, redoutables, á cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme ils a deja apellé le siecle de Pyrrha *grave*, par la même raison. An einem andern Orte sagt eben dieser Ausleger, daß gravis so viel als horribilis wäre; ein Beiwort, welches Horaz den Medern, so wie jenes den Persern giebt.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerst anfangen soll, Ihnen alle Ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweisen, daß trepidare an mehr als einer Stelle, zittern heiße, und verlangen von mir, ich solle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen stehe. Sagen Sie mir, Herr Pastor, führen Sie sich hier nicht als einen tückischen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweisen, als darinne stehen kann; als einen tückischen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich gesagt hätte, daß trepidare überall eilen heiße. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geschrieben? Trepidare, sind meine Worte, kann hier nicht

zittern heißen; es heißt nichts als eilen. Verstehen Sie denn nicht was ich mit dem hier sagen will? Ein Quintaner weiß es ja schon, wenn er dieses Wörtchen lateinisch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müssen mit der Nase darauf gestoßen sein. Nun wohl! Erst will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bei andern Schriftstellern, eilen heiße; und zum andern, daß es hier nichts Anderes heiße. Schlagen Sie also bei dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach; wie heißt der 114. Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäsar gelesen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieser trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heißen? Eilen. Drei Zeugen sind unwidersprechlich. Schlagen Sie also noch in dem Livius nach, so werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23sten Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann also eilen heißen, und heißt auch nichts anders in der streitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, so viel ich deren bei der Hand habe, sind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit; Landinus durch properavit. Chabotius setzt hinzu verbum est celeritatis; Lambinus fügt bei: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kann ich anführen, den Jodocus Badius, welcher sich mit dem Scholiasten des Worts festinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, so wird Ihnen vielleicht Dacier anstatt aller sein können. Sie scheinen seine Uebersetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo sie zweifelhaft ist. Hätten Sie doch auch hier nachgesehen, so würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'est haté d'accomplir le huitieme lustre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwiesen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre seltsamen Entschuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte gesagt, es müsse deswegen hier eilen heißen, weil man in dem 40sten Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? ist das so etwas Seltsames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40sten Jahre

zittert? — — Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Pastor, das ist nicht Ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, sich zu entschuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher sich weder um das Silbenmaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem vierzigsten Jahre die Sünden seiner Jugend büßen muß? Wann Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen sein, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: Was denn das eilen hier sagen könne? Ob Horaz schneller 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts wegen hätte sein sollen? Ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt, als das siebente? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bei dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem nothwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz alle poetischen Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jetzt ein Ausdruck befremden, der, wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner sein kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbei; sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich, in den Tag hinein, ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die Rechthaberei bringt Sie sogar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich table, muß recht sein, und was ich lobe, muß falsch sein. Ich hatte nämlich Ihre eigene Uebersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlechtweg durch eilen übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Klecks mache) — — durch eilen ausgedrückt,

das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war, das schöne Bild vollkommen nachzumalen. Und also haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke, dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst du nicht, mit was vor Brausen Orion?
Zum Untergang eilet?

Wahrhaftig, Sie müssen jetzt Ihre Augen nicht bei sich gehabt haben; oder Ihre Uebersetzung hat ein Anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal, was die Worte heißen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergange gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich sein würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Ode 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet).

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch: sie ist noch der Huld' des Gatten nicht gewachsen, übersetzt. Ich tadelte daran, theils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, theils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das Erste antworten Sie:' Horaz brauche selbst edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle, sondern ehrbare Worte, und wenn Dacier sich erkläret c'est un mot honnête, so kann nur einer, welcher gar kein Französisch kann, wie Sie, hinzusetzen: merks, ein edel Wort! Merks selber: honnête heißt nicht edel, sondern ehrbar. Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen, ehrbare Worte von Thieren zu brauchen; wohl aber edle. Jene haben schon Chabotius und Andre in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieser gleich hinzusetzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone etc. Diese aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle seine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmessen sollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld von gleichem Werthe sind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort

ist, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von Gott gebraucht wird, das Unbegreifliche in seiner Liebe gegen den Menschen auszudrücken? Doch genug hiervon; lassen Sie uns meinen zweiten Tadel näher betrachten, welcher die Uebersetzung selbst angeht. Die ganze Strophe bei dem Horaz ist diese:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr so ausdrücken: Noch taugt sie nicht, mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt sie nicht, die Dienste ihres Nebengespanns zu erwidern und die Last des zu ihrem Genusse sich auf sie stürzenden Stiers zu ertragen. Sie aber, der Sie noch den Nachdruck des Silbenmaßes voraus haben, lassen den Dichter sagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, sie ist noch
Der Huld des Gatten nicht gewachsen,
Sie trägt noch nicht die Last des brünstigen Stieres.

Hier nun habe ich getadelt, und table noch, daß Sie bei dem zweiten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Noth und zum Nachtheile Ihres Originals von den Worten abgegangen sind. Ich sage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerlei zweimal sagt. Der Huld des Gatten nicht gewachsen sein, und die Last des brünstigen Stiers nicht tragen können, sind hier Tavtologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, so wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke; ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdenn das zweite Glied zu einer unnöthigen Wiederholung des ersten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger ist, als die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwidern können; so steigen bei mir die Ideen, nach dem Geiste des Horaz, vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beiwohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es

bei Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mägdchen heißen könne. Sie fangen schon bei *jugum* an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander *jugum* darunter zu verstehen, als das bei dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wann Sie ihnen, Herr Pastor, dort gefolgt sind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich gesagt: sie kann noch nicht besprungen werden? Es würde zu Ihrem: sie ist der Huld des Gatten noch nicht gewachsen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will bloß noch ein Paar Zeugnisse für mich anführen, und Sie laufen lassen. Erasmus sagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius setzt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est, marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die streitige Stelle: nondum munia, *onera et labores*, una cum compare suo *(cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle diese werden es auch gewußt haben, was man unter munia verstehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; Sie haben aber gesehen, daß man es hier nicht verstehen müsse, und dieses, Herr Pastor, hätten Sie auch sehen sollen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch streiten? Ihr den Hals den heißen Küssen entziehen soll also nicht das Gegentheil von dem sein, was Horaz sagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann Sie es fähig sind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie sonst ein Mann von Geschmack sind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegensatz macht?

Jetzt, will er sagen, dreht sie den Hals schmachtend den heißen Küssen entgegen; jetzt versagt sie das mit verstellter Grausamkeit, was sie sich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen Alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beigelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdrösse. Ich muß Ihnen aber sagen, daß sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann, Acrisius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müssen, Herr Pastor. Sie wollen abermals Acron sagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht diese noch falschere Wiederholung so gelinde zu sein verwehrte. Wissen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiasten Acron und Porphyrio auf Ihrer und nicht auf meiner Seite sind? Deswegen, weil Sie, wie es aus der Anmerkung des ersten offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anstatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch diese Lesart? Sie haben sie nicht und sind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es sonst in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieser Stelle macht, ist sehr gründlich; und nur Ihnen scheinet sie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann sein, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Kritik sein wird. „Es läßt sich“, sagt er, „nichts Galanteres und nichts besser Ausgedrücktes, als diese vier Verse, erdenken. Den ersten aber hat man nicht wohl verstanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des Mäcenas entziehen wolle; allein Sie haben nicht überlegt, daß er, wenn dieses wäre, nothwendig hätte sagen müssen, detorquet ab osculo und nicht ad osculum. Horaz sagt also, daß Mäcen von Liebe gleich stark entflammt sei, Licinia möge nun mit ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen, oder auch auf eine nicht abschreckende Art seiner Liebe widerstehen. Detorquet cervicem ad oscula sagt man von

einem Mägdchen, das, indem es thut, als ob es den Küssen ausweichen wolle, seinen Hals so zu wenden weiß, daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zusammen kömmt. Man wird gestehen, daß diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung giebt.“ — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall bloß aus seinem Gehirne gekommen sei, da ihn doch alle gehabt haben und nothwendig haben müssen, welche ab osculis lesen. Sogar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur*, *inclinat* et detorquet.

3. B. Ode 21.

Nun komm' ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verrathen. Ich habe in dieser Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazu gesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beigefügt, welcher von den Catonen Priscus geheißen habe? Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie Ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerst thun, weil ich alsdenn etwas kürzer sein kann. Welcher von denen Catonen hat Priscus geheißen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugniß des Dacier und des Mancinelli an, welche beide sagen, daß der ältere Cato Priscus geheißen habe. Ei! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederholen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden diese Ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre Fontes anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu thun? Das weiß Gott! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon, mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht

wider mich ist. Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese Ihre beiden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. *Ἐκαλειτο δε*, heißt es auf meiner 336. Seite der Wechelschen Ausgabe, *τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πρισκος, ὑστερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ῥωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν.* Wann es Ihnen, mein lieber Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet, wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen, nach der 4ten Seite Ihres Schreibens, es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Uebersetzung des Herrn Kinds, die 520. Seite des 3ten Theils auf, wo Sie Folgendes finden werden: „Im Anfange hieß sein dritter Name Priscus, und nicht Cato, welchen man ihm wegen seiner Klugheit beilegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen Mann Cato heißen.“ — — Ei, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zustoßen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drei Namen gehabt; er hieß Priscus, bis er anfing Cato zu heißen: sobald er Cato hieß, verlor er den Namen Priscus; und nie hat er zusammen Priscus Cato geheißen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugnisse Plutarchs nie geführt hat. Wann ich also gefragt habe: welcher von den Catonen Priscus genennet worden, so hat nur Herr Pastor Lange, der seinen Gegner für so unwissend hält, als er selbst ist, glauben können, als ob ich so viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheißen, den Namen Priscus geführt habe? Was würde dieses zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verschiednen Zeiten erst Priscus und hernach Cato geheißen, sondern von einem, welcher beide Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben soll? Meine Frage scheinet durch die Auslassung eines einzigen Worts ein wenig unbestimmt geworden zu sein. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich so ausdrücken sollen: Welcher von den Catonen hat denn Priscus Cato geheißen? Auf diese Frage

nun ist unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier selbst unterscheiden die Zeiten, und sagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheißen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach Ihrer Art recht witzig sein wollen, und im Tone der alten Weiber sagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priscus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das ist falsch; so muß es heißen: es war einmal ein Mann, dessen Zuname Priscus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch lassen Sie uns weiter gehen. — — Da es also historisch unrichtig ist, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt gewesen ist, so könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt sein, diese zwei Namen zusammen zu bringen. Gut! und das ist der zweite Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens gewesen ist, eine Probe seiner Kenntniß der Catonischen Familiengeschichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieses glaubt, ihn gelehrter macht, als er sein will. Dieses zu thun will ich, um mir bei Ihnen ein Ansehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen, und zugleich die Gründe untersuchen, welche sie etwa mögen bewogen haben, so wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreißig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P schreibet, welches doch nothwendig sein müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunamen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch Wunders halber diejenige, die in diesem Punkte so etwas Besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beibehalten; so daß ich schon entschuldigt genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie beurtheilt, so wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Uebersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt sei? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sei mit Fleiß geschehen, und die Ursache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Pastor, und nicht sie, sondern Ihr unzeitiges Siegsgeschrei hätten Sie weglassen sollen — — Lassen Sie sich nun

weiter lehren, daß alle Ausleger bei dieser Stelle sich in zwei Klassen abtheilen. Die einen verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen sein Tod berühmter als alles Andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie alle heißen, gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris, und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, so wenig unbekannt gewesen ist, als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der allerausserordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von seinem Enkel an mehr als einem Orte lese, daß er ganze Nächte bei dem Weine gesessen und ganze Tage bei dem Bretspiele zugebracht habe: diese, sage ich, Lambinus, Chabotius rc. verstehen unter *priscus* einen solchen, welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, scheinet sogar eine andre Lesart gehabt und anstatt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: *prisca virtus*, quae talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde, wann sie nicht offenbar wider das Silbenmaß wäre. — — Doch was suche ich Ihre Widerlegung so weit? Ihre zwei Wehrmänner, Mancinellus und Dacier, sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bei dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, sondern auch die Uebersetzung selbst, beifügen sollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil diese ausdrücklich für mich ist. Wann Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sei, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er

denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheißen habe? Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bei Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismum die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwei Stellen bei dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß sie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entscheiden Alles. Die erste stehet in dem 19. Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinkern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Cratinus und sagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ei, Herr Pastor; Sie sehen, es ist hier auch vom Weintrinken, wie in unsrer streitigen Stelle, die Rede; sollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunamen Priscus geheißen haben? Schlagen Sie doch geschwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs finden, wo Horaz unter andern sagt, daß ein Dichter die alten nachdrücklichen Worte, um stark zu reden, wieder vorsuchen müsse:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zuname gewesen ist, warum soll er es auch nicht hier sein? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priscus geheißen. Nicht, Herr Pastor? Den Dacier nachgesehen! hurtig! — — Als den letzten Keil will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen,

nostrum melioris utroque.

Es ist dieses der Herr Prof. Gesner, welcher in der Vorrede zu seinen scriptoribus rei rusticae das *priscus* ausdrücklich zu nichts als einem Horazischen Epitheto macht, ob ihm schon die Stelle des

Plutarchs bekannt war, und ob er schon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieses Priscus mit unter die Namen des Cato setze. Er redet nämlich von dem Buche dieses alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, so wie wir es jetzt aufzuweisen haben, congeriem parum digestam *oraculorum* quae Plinius vocat veri et *Prisci* Catonis, und setzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieses aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beiwort des Aeltern zu unterscheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig übersetzt? Müssen Sie nun nicht gestehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, so würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs selbst, ob sie mir gleich, wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst seit gestern und heute beigefallen sind. Doch, wahrhaftig, ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erläuterung zu erwarten habe; so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieset uns einer von diesen, und nimmt des Geschichtschreibers Partei gegen mich, welches mir sehr angenehm sein wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausschweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der griechische Schriftsteller meldet uns in dem angeführten Zeugnisse dreierlei. Erstlich daß Marcus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sei, welcher den Zunamen Cato geführt; Zweitens, daß er diesen Zunamen wegen seiner Klugheit bekommen. Drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführt habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung sind sehr häufig. Alsdenn aber kann man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntniß

der lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cato von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgiebt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nämlich, welche von der römischen Historie geschrieben. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusischen Familie gewesen sei, welcher Cato geheißen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius (B. 7. Kap. 27), ist sehr zweideutig. Er sagt Cato primus Porciae gentis. Kann dieses nicht eben so wohl heißen: Cato, welcher der erste war, der den Namen Porcius führte; als es nach der gemeinen Auslegung heißen soll: derjenige aus dem Porciusischen Geschlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heißen, so kann ich doch wenigstens

III. die Plutarchische Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er sagt *Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν*. Dieses ist offenbar falsch, und er hätte anstatt *Κατωνα*, nothwendig *Κατον* schreiben sollen; weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato sondern catus heißt. Sein lateinischer Uebersetzer Hermannus Cruserus scheint diesen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deswegen die angeführten Worte: romani experientem Catum vocant. Doch, wird man sagen, ungeachtet dieses Fehlers kann die Ableitung dennoch richtig sein; das Adjectivum mag catus heißen; vielleicht aber ist es in cato verwandelt worden, wann es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben — — Allein auch dieses vielleicht ist ungegründet. Man sieht es an dem Beispiele des Aelius Sextus, welcher eben diesen Zunamen bekam; und gleichwohl nicht Cato, sondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem ersten Buche seiner Tusculanischen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius ist, soll es beweisen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloßes Beiwort anzusehen sein, weil cordatus das Beiwort ist, und die lateinischen Dichter von Häufung der Beiwörter nichts halten. Es muß also ein Zuname sein, und wann es dieser ist, so sage man mir, warum ist er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bei dem Porcius das catus diese Veränderung erlitten? Wollte man sagen, jenes sei des Verses wegen geschehen, so würde man wenig sagen; oder vielmehr man würde gar nichts sagen, weil ich noch ein weit stärkeres Zeugniß für mich aufbringen kann. Das Zeugniß nämlich des Plinius, welcher (7. B. Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten sagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum sagt Er, welcher den alten Cato bei aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben diese Abstammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen, und es auch durch einen historischen Umstand höchst wahrscheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht seines Verstandes und seiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero de senectute anführt; er berichtet uns nämlich, daß Cato erst in seinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kann, ist es wohl wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwei Zunamen solle gegeben haben? daß man ihn schon in seiner Jugend den Klugen genennt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weise zu führen? Denn dieses ist aufs Höchste der Unterscheid, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir Jemand diesen Zweifel heben könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro bei dem Aelius Sextus haben will, und zu sagen, unser Porcius sei in seiner Jugend acutus, das ist verschmitzt, und in seinem Alter erst weise genennt worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem ganzen Leben immer den

geraden Weg nahm, und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priscus selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiedenen Schriftstellern mehr als einmal Priscus genennt wird, theils um dadurch die Strenge seiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden: da vielleicht dieses Beiwort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, so wie etwa in den ganz neuern Zeiten einer von den allertapfersten Feldherren beinahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zusetzung seines Landes, genennt ward; da, sage ich, diese Verwechselung eines Beiworts in einen Zunamen ungemein leicht ist: so urtheile man einmal, ob sie nicht ein Mann, welcher die lateinische Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch, gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein außerordentliches Gewichte mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer selbst, und sonst einer von den genauesten Geschichtschreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich sage also, daß sogar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterscheidungswort ist; bei dem ersten Tarquinius nämlich, welcher bloß deswegen Priscus genennet ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechseln. Festus bezeiget dieses mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus sagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man schließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angestoßen hätte, wo ein Römer selbst anstößt?

Hier, mein Herr Pastor, können Sie wieder anfangen zu lesen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, so sollte es mir leid thun, wann durch diese Ausschweifung etwa Ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle seiner nicht gedenket. Wer weiß zwar, was ich für eine Ausgabe dieses Wörterbuchs besitze. Wo es nur nicht gar eine ist, die ein prophetischer Geist mit den

Schnitzern des Laublingschen Pastors vermehrt hat. — — Doch lassen Sie uns weiter rücken.

3. B. Ode 27.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Pastor, lehren Sie mich es doch nicht, daß diese Stelle eines doppelten Sinnes fähig ist. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutsch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es schon, daß es heißen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters bist und du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nöthig hätte, mit übeln Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, so dürfte ich nur sagen, daß Ihre Uebersetzung von diesem doppelten Sinne keinen, sondern einen dritten ausdrücke.

Du weißts nicht und bist des großen Jupiters Gattin.

Kann dieses nicht ohne viele Verdrehung heißen: Ob du schon des Jupiters Gattin bist, so weißt du dennoch dieses oder jenes nicht. Doch ich brauche diese Ausflucht nicht; und meinetwegen mögen Sie den ersten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch schulknabenmäßig übersetzt. Denn was thut ein Schulknabe bei solchen Gelegenheiten? Er nimmt den ersten den besten Sinn, ohne sich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen sollte. Er ist zufrieden, es sei nun auf die eine, oder auf die andere Weise, den Wortverstand ausgedrückt zu haben. Dieses nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umsonst sagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn sei dem Zusammenhange gemäßer. Ich sage: nein, und jedermann wird es mit mir sagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweideutige

Uxor invicti Jovis esse nescis;

gewisser bestimmen können, als durch das gleich darauf Folgende?

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce Fortunam.

Was ist deutlicher, als daß Horaz sagen will: glaubst du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anstehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu sein, was du bist! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den sich ein Herr

Lange freilich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger schließend ist. Es ist unwidersprechlich, daß Horaz in dieser Ode das Idyllion des Moschus, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es ist also auch höchst wahrscheinlich, daß Horaz die Europa in den Umständen angenommen habe, in welchen sie Moschus vorstellt. Nun weiß sie es bei diesem, daß nothwendig ein Gott unter dem sie tragenden Stiere verborgen sein müsse. Sie sagt:

Πῃ με φερεις, θεοταυρε; — — —
— — — — — —
Ἠ ῥα τις ἐσσι θεος; — — — —
— — — — ἐλπομαι εἰσοραασθαι
Τον δε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο.

Und der Stier spricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Αὐτος τοι Ζευς εἰμι, και ἐγγυθεν εἰδομαι εἰναι
Ταυρος.

Sollte ihr also Horaz nicht eben diese Wissenschaft gelassen haben? Nothwendig, weil er sie erst alsdenn klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer bessern Gestalt, den Gürtel gelöset hatte.

— — Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφην,
Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte sie es aber schon, daß Jupiter ihr Stier gewesen war, so wäre es wahrhaftig sehr abgeschmackt, wann ihr Cupido bei dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr sagen wollte, als sie schon wußte, und wann seine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie sich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Pastor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn gesetzt auch, es sollte statt Ziegen, Zähne heißen; so würde Ihre Uebersetzung gleichwohl noch fehlerhaft sein. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit, die Ziege sieht

den Löwen, und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es ist hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Pastor. Sie soll selbst der Raub der jungen Zähne sein. Außerdem ist noch dieses zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege übersetzen, und es für einerlei mit capra halten. Einem wörtlichen Uebersetzer, wie Sie sein wollen, muß man nichts schenken!

5. B. Ode 11.

Und endlich, komme ich auf die letzte Stelle, bei welcher ich das wiederholen muß, was ich schon oben angemerkt habe. Sie scheinen dem Dacier nur da gefolgt zu sein, wo seine Uebersetzung zweifelhaft ist. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterscheiden fehlt! Wann doch dieser französische Uebersetzer so gut gewesen wäre, und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar, *indigne* heißt. Zwar, Herr Pastor, auch alsdenn würden Sie nicht Recht haben: denn ich muß auch hier Ihre Unwissenheit in der französischen Sprache bewundern! Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieses hätte in Ihrer Uebersetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber ist wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beides einerlei ist? Gewiß nicht! Sie sind zum Exempel ein unwürdiger Uebersetzer des Horaz; sind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht sagen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird. — — Ohe jam satis est — —[1])

Ja wirklich genug und allzuviel; ob es schon für einen Mann, wie Sie mein Herr Lange sind, noch zu wenig sein wird! Denn Niemand ist schwerer zu belehren, als ein alter, hochmüthiger Ignorante. Zwar bin ich einigermaßen selbst daran Schuld, daß es mir schwer geworden ist. Warum habe ich Ihnen nicht gleich Anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äußersten Noth noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jetzt thun. Ich komme nämlich auf meine zweite Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wann Sie es erlauben, nur das erste Buch der Oden durchlaufen wollen.

1) Mart. 4, 91.

Ich sage mit Fleiß nur das erste, weil ich zu mehreren nicht Zeit habe, und noch etwas Wichtigers zu thun weiß, als Ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verspreche Ihnen im Voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeßlich sein soll. Alle werden sie mir freilich nicht in der Geschwindigkeit in die Augen fallen; nicht einmal die von der ersten Größe alle. Ich erkläre also, daß es denjenigen, die ich übersehen werde, nicht präjudicirlich sein soll; sie sollen Fehler, nach ihrem ganzen Umfange, bleiben; so gut als wenn ich sie angemerkt hätte! Zur Sache.

1. B. 1. Ode.

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die Insel heißt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, ist das Adjectivum davon. Hier macht also der Herr Schulmeister ein Kreuz! Es ist sein Glück, daß sich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entschuldigen kann, weil Cypern, so wie es eigentlich heißen sollte, wider das Sylbenmaß sein würde.

Am Ende dieser Ode sagen Sie, Herr Pastor: Die Flöte beziehen. Eine schrecklich abgeschmackte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etrusco violenter undis

übersetzen Sie:

So sahn auch wir die rückgeschmißnen Wellen
Des gelben Tybers am Etruscischen Ufer 2c.

Falsch! Es muß heißen:

So sahn auch wir die vom Etruscischen Ufer
Des gelben Tibers rückgeschmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadas würde nicht der trübe Siebenstern sondern das trübe Siebengestirn heißen, wenn nur Plejades und Hyades nicht zweierlei wären. Ha! ha! ha!

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben sollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu setzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bei diesem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wann dieses Wort auch recht gedruckt wäre, so würde es dennoch falsch sein; weil Cythere zwar die Insel, aber nicht die Venus, die nach der Insel genannt wird, heißen kann.[1])

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieses übersetzen Sie so:

Was vor ein wohlgestalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Rosengebüsche
Von Balsam naß in angenehmer Grotte.

Wachsen etwa in Laublingen dicke Rosengebüsche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch: auf dem Rosenbette, geben sollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein schlecht übersetzt: von Arbeit befreit und wenn die Liebe mich reizet. Erstlich haben Sie den Gegensatz verdorben und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entstanden ist, weil Sie, zweitens, die Kraft des Wortes vacuus nicht eingesehen haben; es heißt hier vacuus ab amore, nicht aber a labore.

7. Ode.

Es ist Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der 15. Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt, und es durch Ihr elendes nimmer stille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieser Ode ist der getadelte Oelzweig. Ich kann Sie aber deswegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Uebersetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß schon die alten

---

1) Doch ist die Form „Cythere“ für Venus allgemeiner Sprachgebrauch bei den Dichtern des vorigen Jahrhunderts.

Römer, vielleicht wie jetzt die sogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geschossen haben. Sie sagen:

Den ehemals der Scheibenschuß und Wurfspieß erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie Diota durch Urne übersetzt haben. Sie müssen eine vortreffliche Kenntniß der alten römischen Maße haben! Merken Sie sich doch, daß Diota so viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphorae ist.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zusammen ihr Schulknaben, um ihn auszuzischen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes. Erstlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis*, sondern Atlas, antis. Zweitens Nepos heißt nicht Sohn, sondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieser kleinen Ode ist das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch nahe Felsen schlecht übersetzt ist.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieses übersetzen Sie:

Sprich, Clio, was ists vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jetzt mit der Leier;
Was ists vor ein Gott, den du
Mit scharfer Flöte feierlich willst loben?

Bestimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbestimmt lassen! Sie stolpern überall, wo Sie auch nur den kleinsten Tritt vor sich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott, und die Leier auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem ist, was Dacier und Andre angemerkt haben. On remarque, sagt Jener, que la lire etoit pour les louanges des Dieux, et la flute pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae: Dieses geben Sie so: wenn deine Schultern ein schrankenloser Zank mit Weine beflecket. Ei! wo ist denn Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier gewesen? Er würde Ihnen gewiß gesagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt, sondern zu immodicae ziehen müsse.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der siebenten Zeile nicht durch Rachen gegeben haben, wenn Sie die wahre Bedeutung dieses Worts gewußt hätten. Carina ist der untere Theil des Schiffs; und eben das, was die Griechen τροπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii übersetzen Sie durch Gnossus scharfe Pfeile, zum sichern Beweise, daß Sie weder wissen, was calamus heißt, noch warum Horaz das Beiwort Gnoßisch dazu gesetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberschrift dieser Ode ist vollkommen falsch. Sie sagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget hatte. Sie irren mit der Menge; nicht diese Freundin selbst, sondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode selbst unwidersprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bei Dindymene das e, wie Sie gethan haben, nicht weglassen darf, weil man es alsdenn für ein Masculinum annehmen könnte.

Ferner; wenn Sie sagen: aus seiner Grotte, die er bewohnt, so haben Sie das lateinische incola ganz falsch auf adytis gezogen, anstatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen sollen.

17. Ode.

Die Verstümmlung des Thyoneus in Thyon ist unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem; Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinstock. Prius heißt

eher, ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht bloß sagen will, daß er den Weinstock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, sondern auch vorzüglich, mit Hintansetzung andrer Bäume, pflanzen soll. So ein vortrefflicher Boden, ist seine Meinung, muß mit nichts Schlechterm besetzt werden, als mit Weinstöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne einen Zeile tadle ich das geschlachtet. Nur derjenige hat mactare so grob übersetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieser Ode aussetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch so viel sagt, nec quae nihil attinent, in der Uebersetzung schändlich ausgeblieben ist.

20. Ode.

Hier kommen zwei entsetzliche geographische Schnitzer. Sie sagen die Keltern um Calenis, und es muß Cales heißen. Sie sagen der Berg bei Formian und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie haben sich beidemal durch die Adjectiva *Caleno* und *Formiani* verführen lassen. Einem Manne, wie Sie, wird Alles zum Anstoße.

21. Ode.

Auch in dieser Ode ist ein eben so abscheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden sind. Natalem Delon Apollinis, übersetzen Sie, mein vielwissender Herr Lange, durch Delos die Geburtsstadt des Apollo. Delos also ist eine Stadt? Das ist das Erste, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, sondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig besser, welche Worte *επικοινα* sind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch Ihres sel. Herrn Vaters lateinische Grammatik bei der Hand hätte, so wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren, wo Sie es finden könnten, was sequor für einen Casum zu sich nimmt. Ich habe Schulmeister gekannt, die ihren Knaben einen

Eselskopf an die Seite malten, wenn sie sequor mit dem Dativo construirten. Lassen Sie einmal sehen, was Sie gemacht haben?

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Dieses übersetzen Sie:

Laß die Mutter gehen
Nun reif genug dem Mann zu folgen.

Sie haben also wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, sondern sequi viro zusammen nehmen müsse.

24. Ode.

In dieser Ode ist ein Schnitzer nach Art des Priscus; und er kann kein Druckfehler sein, weil er sowohl über dem Texte als über der Uebersetzung stehet. An den Virgilius Varus. Was ist das für ein Mann? Sie träumen, Herr Pastor; Sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet ist, mit dem, über welchen sie verfertiget worden, und machen aus dieser Vermengung ein abgeschmacktes Ganzes. Sie ist an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang übersetzen, heißt gestehen, daß man nicht wisse, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, sondern ein Quell, woraus man noch nicht geschöpft hat.

27. Ode.

Der schärfliche Falernus sagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum ist also generis masculini, und es ist falsch, wenn man sagt, vinum Falernum. Sie werden sagen, es sei ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieser Ode setzt es mehr wie einen Schnitzer. Erstlich lassen Sie sich wieder durch das Adjectivum Matinum verführen, ein Ding daraus zu machen, welches Matinus heißen soll. Zweitens

sagen Sie Panthus, anstatt daß Sie sagen sollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, so wird Ihnen Ihr Sylbenmaß widersprechen. Drittens heißen hier Fluctus Hesperii nicht das spanische Meer, wie Sie es übersetzt haben, sondern das italiänische. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Hesperische, wenn Sie es nicht ganz gewiß wissen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verstehen sei.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweiten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Uebersetzung bis zu dem Abgeschmackten und Unsinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweiten Zeile sagen Sie ein Dichter und es muß der Dichter heißen. Der Fehler ist größer als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft zum Beweise, daß Sie es nicht wissen, wem der junge Wein, oder die Erstlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, Niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben sollen, welches Sie beinahe nur immer da thun, wo es falsch ist. Novus liquor heißt hier Saft, der bei einer neuen Gelegenheit vergossen wird.

Sie sagen die Calenschen Hippe, und sollten die Calesische sagen; ein Fehler, den ich schon vorher angemerkt habe, und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, sondern aus einer wahrhaften Unwissenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat übersetzen Sie hier durch befestigen und hätten es durch losbinden geben sollen. Sie sagen also hier gleich das Gegentheil von dem, was Horaz sagen will. Religare ist hier nach Art des refigere der 28. Ode des ersten Buchs, und des recludere in der 24. Ode eben desselben Buchs, zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bei dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, sondern durch ein jüngrer Buhler geben sollen. Sie gehen eben so unglücklich davon ab, als unglücklich sie dabei bleiben.

34. Ode.

Diese ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, sondern die gemeine; so hätten Sie die zweite Strophe ganz anders geben sollen. Ich will mich mit Fleiß nicht näher ausdrücken, sondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlassen.

35. Ode.

Clavos trabales übersetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wissen also die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht, und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht Großes beschreiben wollen, so sagen sie: so groß wie ein Balken. Bei dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man, nach Ihrer Art zu übersetzen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz setzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Bluth anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße frisch sehr schlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieses übersetzen Sie: Gleich dem schnellen Jäger, der Hasen jaget auf den Feldern des stets beschneiten Hömus. Wer heißt Ihnen denn, aus der Landschaft Aemonien, oder welches einerlei ist, Thessalien, den Berg Hömus machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Hasen hetzen zu lassen? Der Jäger bricht den Hals; es ist augenscheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut, Alles gut! Ich weiß wahrhaftig bei dieser letzten Ode des ersten Buchs nichts zu erinnern. Sie ist aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Pastor, alle so übersetzt hätten, wie diese, so würden Sie noch zur Noth ein Schriftsteller sein, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und so weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas sehr Leichtes sein würde, zweihundert Fehler in Ihrer Uebersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die fünfzig hält, so werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer sein. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit sehr feind sein, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Diesesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie sich auch zehnmal aufs neue vertheidigen sollten, so werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdenn vergessen sein, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger, als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen sein, wann mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache, noch Kritik, weder Alterthümer, noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen; kurz daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie sein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verleumder sind. Dieses ist der zweite Theil meines Briefes, welcher der kürzeste, aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermuthet, welcher bessre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bei allen Streitigkeiten, den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug sein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt, und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Kritik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke sein, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit setzte, Ihr Vorgeben zu erhärten und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegentheil unwidersprechlich zu beweisen.

Der Dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein Andrer sein als eben der Hr. P. N., dessen Sie auf der 21. Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der Einzige, mit dem ich von meiner Kritik über Ihren Horaz, ehe sie gedruckt ward, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahrs, als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reisete und mich daselbst der Ehre seines Besuchs würdigte. Ich hatte ihn nie gesehn, und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war,

fanden wir es für gut, unsre angefangne Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich sei nicht übel Willens die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich, sein Urtheil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundschaftliche Briefe so mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich", sind seine Worte, „wollte ich es Niemanden rathen, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch — — — — — — —[1]) Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht angehen, daß man ihn selbst aufmunterte, Verleger von den Bogen zu sein, die Sie wider ihn geschrieben haben. Nicht in der Absicht, daß er dieselben drucken läßt; sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben bei einer neuen Auflage oder besonders drucken zu lassen. Er muß sich aber auch alsdenn gegen den Hrn. Verfasser so bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht — — — —"

Ich wiederhole es noch einmal, dieses schrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal gesprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund seit langer Zeit war. Ich habe nicht Lust, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu stellen, sonst würde es mir etwas Leichtes sein, die Beschuldigung umzukehren, und es wahrscheinlich zu machen, daß Sie selbst hinter diesem guten Freunde gesteckt hätten. So wahrscheinlich es aber ist, so glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieses ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünschen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich schon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf seinen Vorschlag geantwortet, so weiß ich doch so viel gewiß, daß ich an kein Geld,

1) „Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hofe durch gewisse Mittel ausrichten." So lautet das Fehlende nach dem Abdrucke des Briefes vom Professor Gottlob Samuel Nicolai in der Vorrede zum vierten Theil der vermischten Schriften S. 11.

an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur gestehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr P. R. für eine so eigennützige Seele ansehen können. Gesetzt auch, daß er aus meinen Umständen geschlossen habe, daß das Geld bei mir nicht im Ueberflusse sei, so weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen, gleichgültig sein würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweifel. Zwar nein; Verläumder sind über das Schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglücke so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichre, daß ich ohne die jetzt berührten Lügen Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABC-darius[1]), mich einen jungen frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weiß nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sei aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöchersche Gelehrten-Lexikon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen sogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Fratzen mehr sind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie

1) Einen „senex ABC-darius“, einen alten ABC-Schützen, nennt Lessing auch den Hauptpastor Göze einmal (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 158). Zu Anfang der „Rettungen des Horaz“ (in diesem Bande) nennt er Lange „einen alten Schulknaben“.

also das übergeschriebne Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez-Format nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der A B C Bücher binden zu lassen und mit einer schriftlichen Empfehle zuzuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

Vorrede

zu den

Schriften dritter und vierter Theil.

1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen, welchen die zwei ersten Theile meiner Schriften, hier und da erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sei aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller widerfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beizutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist, so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweiten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nennte es einen zweiten Schritt; aber ich irrte mich: es ist eben so wohl ein erster, als jener. Ein zweiter würde es sein, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Miene machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beifall versprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen, das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, um mit den höflichsten Wendungen, so nachdrücklich als möglich, zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicher Weise lesen, noch wahrscheinlicherer Weise aber, nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, daß ich den dritten Theil mit einem Mischmasch von Kritik und Literatur angefüllt habe, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist Schade, daß ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in lateinischer Sprache habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben sind alle Rettungen überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbne Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesichte dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiß ich nicht, was unbesonnen sein soll. . . Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzusetzen darf.

Ich komme vielmehr sogleich auf den vierten Theil, von dessen Inhalte sich mehr sagen läßt, weil er Niemanden, oder welches einerlei ist, weil er Alle und Jede angeht. Er enthält Lustspiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte . . beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! . . beschäftigten mich

die Nachbildungen von Thoren, an deren Dasein mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit studirte . . Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von diesen ersten Versuchen schreibt sich, zum Theil, der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genießen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler genennt zu finden? Vielleicht, wenn es ein Andrer, als der Hr. Prof. Kästner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anstatt des Urtheils erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte; sie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache das meinige für keines von den schlechtesten zu halten. Wann es aber ungewiß ist, ob diese Zeichen des Beifalls mehr für den Schauspieler, oder für den Verfasser gehören; wann es wahr ist, daß der Pöbel ohne Geschmack am lautesten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: so will ich gerne nichts aus einem Erfolge schließen, aus welchem sich nichts schließen läßt.

Dieses aber glaube ich, daß mein Stück sich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der

Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verschwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es sich, ohne Widerrede, in ganz Deutschland am besten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks versuchen. Aber was liegt dem Leser an der Ursache, warum sich dieser bis jetzt verzögert hat? Ich werde beschämt genug sein, wenn er finden sollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidnen Schriftsteller schickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder Alles verderben werde! . . Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz sein könnte? Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unsrigen macht? Aber wie kömmt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld sein? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsre ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, Alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, sondern etwas Bessers zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? . . . Gewiß nicht; sie können es halten wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Kritik den jungen Gelehrten insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer

aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweite Lustspiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt die Juden. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich Alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwei Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schließe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein bessrer Vorrath, bei welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaßen gelernt hat, sich von dem Aeußerlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt sein, etwas Ernsthaftes zu arbeiten, besonders wann mehr Anstrengung des Fleißes, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas Witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unsrigen stehet . . Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —
Horat. Lib. I, Sat. 6.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden sein, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Bosheit hat mich beinahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstellern seines gleichen anbinden. Sie sind das Pasquill machen gewohnt, so daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet sein?

Die Gabe sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu sein wünschen sollte: denn um diesen Preis sind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur sagen, daß es sehr gut sein würde, wann auch noch lebende Gelehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu sein lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie

also nicht schon itzt diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündigt, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie sein. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt sie beides auf ihren rechten Punkt. Bei Lebzeiten, und ein halb Jahrhundert nach dem Tode, für einen großen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher. Eben das gilt bei dem Gegentheile. Ein Schriftsteller wird von seinen Zeitgenossen und von dieser ihren Enkeln nicht gelesen; ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Lust bekommen, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiß, daß er es nie verdient hat, gelesen zu werden.

Auch Tugenden und Laster wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es sehr wohl, daß jene eine Zeitlang beschmitzt und diese aufgeputzt sein können; daß sie es aber immer bleiben sollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zusammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigensinne der Sterblichen abhangt, anbetenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu bieten, und Alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewichte, und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst — — denn auch ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz, alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertrauet ist, physisch verrichtet.

Ein solcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereien haben, die er so vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenstäubchen darauf sitzen läßt. Ich bleibe also in der

Vergleichung, und sage, daß auch ich einige große Geister so verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll.

Horaz ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht sein? Er, der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Diese Lobsprüche zwar hat ihm Niemand abgestritten, und sie sind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde sich lächerlich machen, wann er entschiedne Verdienste verkleinern wollte; er wendet seine Anfälle, gleich einem schlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung sieht; er giebt dem, dem er den großen Geist nicht abstreiten kann, lasterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend lassen muß, läßt er sie und macht ihn dafür zu einem Blödsinnigen.

Schon längst habe ich es mit dem bittersten Verdrusse bemerkt, daß eben diesen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen ist. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, so viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, Niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war selbst der feigherzigste Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er selbst war ihr schläfrigster Verehrer.

Es haben sich Gelehrte genug gefunden, die seine Geschichte sorgfältig untersucht, und tausend Kleinigkeiten beigebracht haben, die zum Verständnisse seiner Schriften dienen sollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert, sie haben alle zweifelhaften Lesarten untersucht; nur jene Vorwürfe haben sie ununtersucht gelassen. Und warum denn? Haben sie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigstens soll nichts abhalten, den Ungrund dieser Vorwürfe zu zeigen und einige Anmerkungen darüber zu machen, die so

natürlich sind, daß ich mich wundern muß, warum man sie nicht längst gemacht hat.

Ich will bei seiner Wollust anfangen; oder wie sich ein neuer Schriftsteller ausdrückt, der aber der feinste nicht ist, bei seiner stinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.*) Die Beweise zu dieser Beschuldigung nimmt man theils aus seinen eignen Schriften, theils aus den Zeugnissen Andrer.

Ich will bei den letztern anfangen. Alle Zeugnisse, die man wegen der wollüstigen Ausschweifung des Horaz auftreiben kann, fließen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als außer allem Zweifel gesetzt ist. Man hat nämlich auf einer alten Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine Lebensbeschreibung des Horaz gefunden, die fast alle Kunstrichter dem Sueton, wie bekannt, zuschreiben. Wann sie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, so würde ich mir die Freiheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weiß, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weiß, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleinen Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, daß man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer entdecken sollte; ich weiß endlich, daß man, um in solchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geschmack und recht viel Stolz besitzen darf, welches, wie man sagt, gleich der Fall der meisten Kunstrichter ist. Doch der Scholiast Porphyrion führt eine Stelle aus dieser Lebensbeschreibung des Horaz an, und legt sie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bei. Dieses nun ist schon etwas mehr, obgleich auch nicht Alles. Die Paar Worte, die er daraus anführt, sind gar wohl von der Art, daß sie in zwei verschiedenen Lebensbeschreibungen können gestanden haben. Doch ich will meine Zweifelsucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfasser sein.

Sueton also, der in dieser Lebensbeschreibung hunderterlei beibringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichsam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einfließen, die man tausendmal nachgeschrieben, und oft genug mit einer kleinen Kitzlung nachgeschrieben hat. Hier ist sie: Ad res

*) Der Herr Müller in seiner Einleitung zur Kenntniß der lateinischen Schriftsteller, Theil III, S. 493.

venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton ist doch wohl ein glaubwürdiger Schriftsteller; und Horaz war doch wohl Dichters genug, um so etwas von ihm für ganz wahrscheinlich zu halten?

Man übereile sich nicht, und sei Anfangs wenigstens nur so vorsichtig, als es Sueton selbst hat sein wollen. Er sagt traditur, dicitur. Zwei schöne Wörter, welchen schon mancher ehrliche Mann den Verlust seines guten Namens zu danken hat! Also ist nur die Rede so gegangen? Also hat man es nur gesagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, so bin ich sehr übel auf dich zu sprechen, daß du solche Nichtswürdigkeiten nachplauderst. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geschichtschreiber wie du, hätte untersuchen, nicht aber ununtersucht fortpflanzen sollen — —

Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren — — In eben dieser Lebensbeschreibung sagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein prosaischer Brief herum; allein beide halte ich für falsch. Die Elegien sind gemein, und der Brief ist dunkel, welches doch sein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das ist artig! Warum widerspricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bei dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf sich, den Geist eines Schriftstellers zu retten, als seine Sitten? Welches schimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommensten Gedichte einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief schreiben; oder bei aller Feinheit des Geschmacks ein unmäßiger Wollüstling sein? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geschichtschreiber, auf eben derselben Seite, in eben derselben Sache, nämlich in Meldung der Nachreden, welchen sein Held ausgesetzt worden, gleich unvorsichtig als behutsam sein könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen, und den Leser bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten; ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich diese Worte ansehe, je mehr verlieren sie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde sie abgeschmackt; ich finde sie unrömisch; ich finde, daß sie andern Stellen in dieser Lebensbeschreibung offenbar widersprechen.

Ich finde sie abgeschmackt. Man höre doch nur, ob der Geschichtschreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz soll in den venerischen Ergötzungen unmäßig gewesen sein; denn man sagt — — Auf die Ursache wohl Achtung gegeben! Man sagt — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott[1], ohne Wahl, ohne Geschmack auf Alles, was weiblichen Geschlechts gewesen, losgestürmet sei? Nein! — Man sagt, er habe seine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genossen, um auf allen Seiten, wo er hingesehen, die wollüstige Abbildung seines Glücks anzutreffen. — Weiter nichts? Wo steckt denn die Unmäßigkeit? Ich sehe, die Wahrheit dieses Umstandes vorausgesetzt, nichts darin, als ein Bestreben, sich die Wollust so reizend zu machen, als möglich. Der Dichter war also keiner von den groben Leuten, denen Brunst und Galanterie eines ist, und die im Finstern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, so viel möglich, alle sättigen; und ohne einen Währmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeschlossen haben. Wenigstens hat er diese Reizung gekannt:

te puer in rosa
perfusus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieses nicht werde haben leer ausgehen lassen. Sollte die Musik auch nur

Gratus puellae risus

gewesen sein. Und der Geschmack?

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber soll der Zunge keine gemeine Kitzelung verschafft haben; wenigstens sagt Ibykus bei dem Athenäus, es sei noch neunmal süßer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele

1) Priapus. Vgl. den siebenten der kritischen „Briefe“ (in diesem Bande).

war die Seele des Horaz! Sie zog die Wollust durch alle Eingänge in sich. — — Und gleichwohl ist mir das Spiegelzimmer eine Unwahrscheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anspielung darauf entwischt sein? Vergebens wird man sich nach dieser bei ihm umsehen. Nein, nein; in den süßen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man sie erst seitwärts in dem Spiegel suchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verstehe eigentlich hiervon nichts; ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier Alles seinen Grund haben; und es wäre ein sehr wunderbares Gesetze, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf sie machen könnte, als das Wesen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömisch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum gesagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder passive Bedeutung geben, so wird es in dem ersten Fall gar nichts, und in dem andern etwas ganz Anderes ausdrücken. Schon speculari für in dem Spiegel besehen, ist das gewöhnlichste nicht, und Niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begriff mit Spiegeln ausgezieret, durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, so sage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weiß wohl, was in einem gewissen Studentenliebe scorta deponere bedeutet, aber was in einem klassischen Schriftsteller scorta disponere sagen könne, gesteh ich ganz gerne, nicht zu wissen. Die Worte sind so dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann; welches aber den meisten nicht sauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber errathen hat, so versuche man doch, ob er sich wohl mit dem, was Sueton sonst von dem Horaz erzählt, vergleichen lasse?

Nach dem Bericht dieses Geschichtschreibers war August mit dem Dichter so vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verschämte Herr Pastor Lange giebt das erste Beiwort durch einen artigen

Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach seiner Rechtschreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Uebersetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiqver haben will, putissimus, der Allerreinste heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior ist, unmöglich der Allerreinste sein kann. Eines von beiden muß also nur wahr sein; entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Augusts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht schwer fallen; sondern jeder Unparteiischer wird mir vielmehr zugestehen, daß Sueton schwerlich etwas so Abgeschmacktes, so Unrömisches und mit seinen anderweitigen Nachrichten so Streitendes könne geschrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtigt sei, die angeführte Stelle für untergeschoben zu halten.

Was das Unrömische darinnen zwar anbelangt, so könnte man vielleicht den Vorwand der verstümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwissenden Abschreiber schieben. Es ist wahr; und ich selbst kann eine Verbesserung angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nämlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu lesen specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man sieht, daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weiß, ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube aber, sie sind von der Beschaffenheit, daß das, was ich noch hinzusetzen will, sie fast unwidersprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über diese verdächtige Beschuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas Aehnliches bei dem Seneca gelesen zu haben. Dieser ehrliche Philosoph hat nicht gern eine Gelegenheit versäumt, wo er mit guter Art seine ernsthaften Lehren, mit einem Zuge aus der Geschichte lebhafter machen konnte. In dem ersten Buche seiner natürlichen Fragen [1]) handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er Alles beigebracht, was

1) Quaestiones naturales.

er als ein Physiker davon zu sagen gewußt, so schließt er endlich mit einer Erzählung, die ziemlich schmutzig ist. Vielleicht sollte ich mehr sagen, als ziemlich; wenigstens bin ich nicht der einzige, der es einem stoischen Weisen verdenkt, sie mit allen spitzigen Schönheiten seines laconischen Witzes ausgekramt zu haben. Fromondus setzt schon hinzu: honestius tacuisses Seneca; und es giebt Uebersetzer, die lieber ihre Urschrift hier verstümmeln, als durch allzugroße Treue ihren Lesern die Röthe ins Gesicht treiben wollen. Ich würde eben so behutsam sein, wenn nicht unglücklicher Weise beinahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bei dem allen noch weit bescheidener als Seneca sein, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet sein wollen, in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„Bei dieser Gelegenheit", sagt er zu seinem Lucil, „muß ich dir doch ein Histörchen erzählen, woraus du erkennen wirst, wie die Geilheit sogar kein Werkzeug zur Anreizung der Wollust verachtet, und wie sinnreich sie ist, ihrem unzüchtigen Feuer Nahrung zu schaffen. Ein gewisser Hostius übertraf an Unkeuschheit Alles, was man jemals auf der Bühne gesehen und verabscheuet hat. Er war dabei ein reicher Geizhals, ein Sclave von mehr als tausend Sesterzien. Als ihn seine Sclaven umgebracht hatten, achtete der göttliche August ihn nicht für werth, seinen Tod zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. Er verunreinigte sich nicht allein mit einem Geschlechte; sondern er war auf das männliche eben so rasend als auf das weibliche. Er ließ sich Spiegel verfertigen, die, wie ich sie in dem vorhergehenden beschrieben habe, die Bilder um vieles vergrößerten, und den Finger an Dicke und Länge einem Arme gleich machten. Diese Spiegel stellte er so, daß, wenn er sich selbst von einem seines Geschlechts mißbrauchen ließ, er alle Bewegungen seines Schänders darinne sehen und sich an der falschen Größe des Gliedes, gleichsam als einer wahren vergnügen konnte. Er suchte zwar schon in allen Badstuben die Muster nach dem vergrößerten Maßstabe aus; gleichwohl aber mußte er seine unersättliche Brunst auch noch mit Lügen stillen. Nun sage man mir, ob es wahr ist, daß der Spiegel nur der Reinigkeit wegen erfunden sei?" —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetschen. Er moralisirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt sich alle Mühe die Augen seiner Leser auf diesen Gegenstand recht zu heften. Man sollte schwören, er rede von dem freiwilligen Tode des Cato, so feurig wird er dabei!

Ich will mich vielmehr sogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fließen. Der göttliche Augustus, welcher hier einen unzüchtigen Mann so verabscheuet, daß er auch seinen Tod, an den nichtswürdigsten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderischen Sclaven, nicht ahnden will, ist eben der August, dessen Liebling Horaz war. Nun malt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hostius; allein das was daran fehlt, ist auch so groß nicht, als daß es in dem Betragen des Augustus einen so merklichen Unterscheid hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel soll genossen haben, will man nicht bloß weibliche verstehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornung ziemlich voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit sein soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen; und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich; und Augustus muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen sein. Was konnte ihn antreiben, eben dasselbe Laster in dem Einen zu verfolgen, und bei dem Andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und diesen für purissimum penem zu erklären? Man sage nicht, die Vorzüge, die Horaz sonst als ein schöner Geist besessen, könnten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzugroben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigstens hat er es an einer ähnlichen Person, an dem Ovid, nicht gewiesen.

Was soll ich von einer so klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die kritische Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hostius unter dem August gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius

Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwissenden dafür angesehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich schon übersetzt angeführt habe: specula ita disponebat ut cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, sage ich, diese Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo, scortatus ita dicitur habuisse disposita, ut quocunqe respexisset, ibi ei imago coitus referretur beinahe das Vorbild zu sein scheinen; und wenn man alles dieses genau überlegt hat, so sage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß die streitige Stelle des Suetons, das Einschiebsel eines Abschreibers sei? Eines Abschreibers, der vielleicht bei einem Andern, als bei dem Seneca, gelesen hatte: zu den Zeiten des Augustus habe ein gewisser Hostius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln seine unzüchtigen Lüste gestillt: eines Abschreibers, der ein verdienstliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieser Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erste, der diese Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erste bin, der die Stelle, die sie betrifft, für untergeschoben hält. Dacier hat sie in seiner Uebersetzung stillschweigend ausgelassen, und stillschweigend also verdammt. Baxter läßt sie in seiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et ἀσυστατα videntur. Es sollte mir lieb sein, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten sagt, richtig erwiesen hätte.

Und zwar sollte es mir schon deswegen lieb sein, weil die zweite Art von Beweisen, die man von der Unkeuschheit des Horaz aus seinen eignen Schriften nimmt, ein Großes verlieret, wann sie von der erstern nicht mehr unterstützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur schildert; daß die sinnlichen Gegenstände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beschäftigen müssen; daß die Empfindungen, so wie sie die Natur selbst beleben, auch sein Gemälde beleben müssen? Man giebt es zu. Räumt man es ein,

oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wollust unter allen diejenigen sind, welche sich der meisten Herzen bemächtigen, und sich ihrer am leichtesten bemächtigen; daß sie unter sich der mehrsten Abändrungen fähig sind, welche alle Wollust, aber alle eine andre Wollust sind; daß der Dichter, so wie er hier seine meiste Stärke zeigen kann, auch hier seinen meisten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Also räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh[1]) und Leben, Schlaf und Tanz besingen, und sie als die vornehmsten Güter dieses Lebens anpreisen darf; oder wenigstens gestehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm untersagen wollte, eines von den schönsten Feldern untersagen würde, wo er die angenehmsten Blumen für das menschliche Herz sammlen könnte. Ich rede von dem menschlichen Herze, so wie es ist, und nicht wie es sein sollte; so wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die strengsten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerei züchtig und beständig gewesen ist; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen sich Witz und Geschmack aus dem Bezirk der Künste und Wissenschaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war sie immer kühn, flatterhaft, schlüpfrigt, und schweifte wohl gar aus dem Gleise der Natur ein wenig aus. Ist es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen? Sie ist es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart seiner Zeitgenossen. — — Noch mehr also für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß Alles, woraus ein Dichter seine eigene Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzählt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen aus der Erfahrung

1) Vgl. „Phyllis lobt den Wein" (I, S. 102):

Seht, mein Damon lacht und singet,
Singt von Ruhe, Wein und Kuß.

und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig sein könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkürliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bei sich führt, und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beifall zu haben, sich ihm gleich stellen. Weil sie nicht eher feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind; so muß er selbst ihnen zu gefallen verliebt sein, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben, so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden sein, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer solchen Gelegenheit schildern will.

Da man aber dieses weiß, oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, Alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben, was er selbst, des künstlichen Blendwerks wegen, darauf geschrieben hat? Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädchens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken von Gott und Tugend vortragen; man wird sich wohl hüten, sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen sein, dessen das Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moralischen Charakter desselben oft genug gemacht hat! Sie sind die größten Ungerechtig-

keiten, die man ihm erweisen kann, und allzu oft wiederholt, werden sie endlich alle seine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer störrischen Seite zu weisen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat diese verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzosen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzosen den Preis davon? De la Chapelle fand mit seinen Liebesgeschichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, so ein elender Schriftsteller er auch war. Doch habe ich es schon vergessen, daß es eben die elendesten Schriftsteller sind, welche die meisten Nachahmer finden? Nicht einer, sondern zwei wahrhafte Beauxesprits, das ist, wahrhafte seichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigstens sein, mit dem ein französischer Autor in Briefwechsel steht — — alle weiblichen Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie sind ihm eine Reihe von willigen Schwestern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeschwärmt ist. Schon die Menge derselben hätte ihm das Abgeschmackte seines Unternehmens sichtbar machen können; allein eben dieselbe Menge macht er zu einem Beweise, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohn gleichen müsse gewesen sein. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unschuldigsten von der Welt sind, kleine scandaleuse Umstände, um seinen Erdichtungen eine Art von Zusammenhang zu schaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünschen der Freundschaft; der Freundschaft, sag ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorstellt, und sie durch das Exempel der Europa, keine ungewisse Reise anzutreten, ermahnet. Dieses ist der Inhalt der 27. Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichste, was Horaz der Galathee darinne sagt, sind die Zeilen:

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kann unschuldiger sein, als diese Zeilen? Sie scheinen aus dem Munde eines Bruders geflossen zu sein, der sich einer geliebten Schwester, die ihn verlassen will, empfiehlt. Doch was nicht darinne liegt, hat der Franzose hineingelegt; er übersetzt die Worte memor

nostri vivas durch daignez toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr ist es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz gewesen ist. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieser Ode setzen, man „weiß nicht, wer diese Galathee gewesen ist, noch viel weniger, ob sie Horaz geliebt hat" — ihnen zum Trotze, sage ich, weiß er Beides. Galathee, sagt er, war ein gutes Weibchen, so wie sie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als sich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem sie vorher sahe, daß er sich doch würde ergeben müssen. Ihre Leidenschaften waren sehr feurig, und die Heftigkeit derselben war in allen ihren Mienen zu lesen. Ihr Mund war von den häufigen Küssen, die sie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte sie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern so geschwind als möglich zu entern suchte; nur Schade, daß sie sich etwas mehr von ihm versprach, als kalte Versicherungen seiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, selten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieses abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmste war, sich für seine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge seiner Rache, in Sicherheit zu setzen, beschloß sie, Rom zu verlassen. Sie machte sich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzusuchen. —

Ist es erlaubt, solche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindesten Grund haben? Doch ich will mich bei diesem Schriftsteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines großen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man sich nicht scheuet, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken, und des allerelendesten Geschmacks. Genug, daß Jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerlei Frauenzimmer, dem Namen nach, geschrieben zu haben scheinet, Widersprüche in die Augen fallen werden, die sogleich das Erdichtete der Gegenstände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen seinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie sie alle heißen, Wesen der Einbildung zu machen. Wesen der Einbildung, wofür ich beiläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. —

Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm so besorgt sieht?

Aber ich will wohl also gar den Horaz zu einem Priester der Keuschheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur so viel für ihn erlange, daß man seine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele seines Witzes nicht zu Bekenntnissen seines Herzens macht. Ich bringe hierauf besonders deswegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüstlinge seiner Zeit los zu sprechen, und wenigstens die weichlichen Knaben, den Ligurin und Lyciscus, aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtre Vergnügen genossen habe, erinnere man sich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch bestraft. Man lese seine sechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Foecunda culpae secula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domus;
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer daher geflossen sei? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte, er bestrebte sich sogar es lächerlich zu machen, um seine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon sie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf seine zweite Satyre des ersten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verschonung der Matronen? Er beschreibt ihren Genuß unsicher, mit weniger Reiz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freigelassenen nicht zu befürchten habe. — — Sollte also wohl der, welcher für die gesellschaftlichen Gesetze so viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Gesetze der Natur übertreten haben? Er kannte sie, diese Natur, und wußte, daß sie unsern Begierden gewisse Grenzen gesetzt habe, welche zu kennen eine der ersten Pflichten sei.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quaerere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kann es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieser Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig spricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach seinem Geschmacke sei ihm der gewöhnlichste Weg der liebste. Es ist wahr, er sagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est praesto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr, er setzt sogleich hinzu: non ego. Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste ein, so daß er durch dieses Bekenntniß weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Haec ubi supposuit dextro corpus mihi laevum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich bringe auf das haec, und bemerke noch dabei, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Haec nicht einmal die Schminke und die hohen Absätze leiden wollen.

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgehet, sie in dem Allerwichtigsten sollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilliget hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieses Laster selbst ausgeübet haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strom schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bei allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wähle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von fast funfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darinne die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reizungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmonen Altar zu errichten, und den lieblichsten Weihrauch bei festlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bei dem freundlichen Kampfe der Becher, die

Haare mit Blumen zu durchflechten, und allzuleichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab, und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur heu. Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas;
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?
Noctùrnis te ego somniis
Jam captum teneo, jam volucrem sequor
Te per gramína Martii
Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt sich Zärtlicheres gedenken als diese Stelle? Wenn sie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie wann es nichts als eine Nachbildung des anakreontischen Bathylls sein sollte? Ich will es entdecken, was mich auf diese Vermuthungen bringt. Horaz sagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
Anacreonta Teium,
Qui persaepe cava testudine flevit amorem
Non eleboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir sie jetzt haben, werden etwa drei an den Bathyll sein, welche aber alle von einem ganz andern Charakter sind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müssen also verloren gegangen sein, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man sich für eine Vorstellung von demselben zu machen habe, so muß ich sagen, daß ich mir sie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von seinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche seine Liebe glücklicher dahergeweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer sie so glücklich dahergeweint, wenn er das Muster seines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor sich gehabt hätte. Mit einem Worte also: Horaz, welcher allen griechischen Liederdichtern die schönsten Blumen abborgte, und sie mit glücklicher Hand auf den römischen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, sage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons so gerührt, daß er sie zu den seinigen zu machen beschloß. Man kann zwar, wie gesagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufstellen, allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen

und des andern Dichters zu unterscheiden vermögen, ob sie nicht lauter anakreontische in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß; und dieses noch um so viel deutlicher, da man schon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweisen kann. Man erinnere sich unter andern des achten, wo sich der Tejer im Traume sowohl mit schönen Mädchens als Knaben herumjagt. Man erinnere sich ferner des siebenten, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Gesträuche, durch Thäler und Flüsse vor sich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beiden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat, so hat er sie wenigstens der Sappho abgesehen, die schon längst vor ihm das finstre Stillschweigen zu einem verrätherischen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche sie nur mit der Uebersetzung des Catulls:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — —

Wann nun also diese Nachahmung seine Richtigkeit hat, so habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf diese nämlich, daß eine wahre Leidenschaft viel zu unruhig ist, als daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, singt, so singt man es allezeit mit ursprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber diese angenommen, so ist auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in seiner Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiednen Bildern mühsam zusammen gesucht und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er sich selbst, aus einem kleinen Ehrgeize, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen als zugeben, daß es unverrathen schimpfliche Vermuthungen veranlasse.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas Edleres nachbilden können, als die Symptomata eines so häßlichen Lasters? Und verräth denn nicht schon die Nachbildung

desselben einen Wohlgefallen daran? Das Erstere gebe ich zu, das Andre aber leugne ich. Er würde etwas Edleres in der Liebe nachgebildet haben, wann zu seiner Zeit etwas Edleres darinne Mode gewesen wäre. Wäre dieses aber gewesen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuschereien der platonischen Liebe, so könnte man doch daraus eben so wenig auf seine Keuschheit schließen, als man jetzt aus dem Gegentheile auf seine Unkeuschheit zu schließen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Gesetz de adulteriis et pudicitia, und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen ließ es sich dieser Kaiser sein, ihre alte Kraft wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerissen waren, vorzukommen. Das erstre Gesetz, welches lex Julia genennet ward, bestrafte die Knabenschänderei weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantina bestraft wissen wollte. Das zweite verbot eben dieses Laster, in so ferne es schnurstracks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war, als der römische. Man kann es bei dem Sueton (Hauptstück 34) nachlesen, wie viel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneuerung besonders des letztern Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man, entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, sobald er dem dadurch zu gefallen hofft, von welchem er all sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen sein, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kaisers befördert zu haben. Seines Kaisers, den er selbst, an mehr als einem Orte, dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos et lex maculosum edomuit nefas.
Laudantur simili prole puerperae:
Culpam poena premit comes.

Alles dieses, sagt Horaz, sind die Vortheile der Regierung unsers Augustus! Man versteht ihn aber sehr schlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas Anderes annimmt, als für das Laster, von welchem hier die Rede ist. Auch diesem Laster folgte die Strafe auf dem Fuße nach; culpam poena premit comes. Und Horaz sollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweisen, und den August selbst in gleiche Verdammniß werde setzen wollen. Es ist wahr, wie Sueton meldet, so hat man ihm in seinen jüngern Jahren verschiedne schändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effoeminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius seine Feinde? Und sagt nicht Sueton selbst bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiae facillime refutavit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das Einzige, wovon ihn auch seine Freunde nicht loszählen konnten: sie machten ihn aber, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, mehr zu einer Staatslist, als zu einer grenzenlosen Wollust. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weiß, daß ein neuer August eben diesen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geschichte brauchte erlernt zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte sagen, Horaz habe sich der Knabenliebe schuldig gemacht, noch ehe August die Gesetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich gesehen, daß der Dichter an die funfzig Jahre alt war, als er sich in den Ligurin verliebt stellte? Dieser Zeitpunkt fällt lange nach dem erstern, und wer weiß, welcher gute Geist den Horaz getrieben hat, ihn zu seiner künftigen Entschuldigung so genau anzumerken. August hatte damals längst die Knabenliebe durch die schärfsten Gesetze aus dem Staate verbannt; aber sie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die sich gerne keinen Gegenstand entziehen lassen, an welchem sie ihren Witz zeigen können, war niemals sein Wille gewesen. Er konnte es allzuwohl wissen, daß in den Versen

nur ihr Schatten wäre, welcher dem menschlichen Geschlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf Alles das zurück sehe, was ich in dem Punkte der Unkeuschheit zur Rettung meines Dichters beigebracht habe; obschon ein wenig unordentlich, wie ich, leider, gewahr werde — — so glaube ich wenigstens so weit gekommen zu sein, daß man aus dem untergeschobenen Zeugnisse nichts, und aus seinen eignen Gedichten noch weniger als nichts, schließen darf. Es bleibet vielmehr bei dem Urtheile des Augustus: purissimus penis! Das Letztere, weil er freilich wohl seinen Theil an den fleischlichen Ergötzungen mochte genossen haben; das Erstere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweiten Beschuldigung, welche einen Römer, in so fern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpfet, als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen sein, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande selbst zu gestehen. Man weiß, daß Horaz, als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen, befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten dürfte. Man weiß, wie unglücklich die Schlacht bei Philippis für den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenten Ode des zweiten Buchs seinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
    Cum fracta Virtus et minaces
    Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen Alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bei den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch sehen, ob sie diese Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der sein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne gewesen sein; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzutapfer gewesen ist. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit ist, sich die Flucht durch eine unnöthige Last schwer

zu machen, wenn man sie ein vor allemal ergreifen muß. Alle diese Entschuldigungen möchten zu allgemein sein, und also nichts entschuldigen; ob ich gleich die erstre auf einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Mensch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Ist es also nicht klar, daß Brutus persönliche Eigenschaften in ihm müsse entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzten? Was konnten dieses aber für Eigenschaften sein, wenn es nicht ein entschiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst waren? Und rühmt er nicht in eben dieser Ode selbst von sich, daß er noch vor der Schlacht bei Philippis, sein Leben mehr als einmal in die Schanze geschlagen habe?

O saepe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieses für eine Prahlerei auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er seine Schande bekannt zu machen scheinet?

Doch wie gesagt, alle diese Ausflüchte sind mir zu klein. Wäre Horaz auch sonst noch so tapfer gewesen, so würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bei der wichtigsten Gelegenheit sein Muth verlassen hätte. Bei kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernstlichen Treffen davon fliehen, schickt sich wohl für einen Husaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen seinen Auslegern sehr schlecht zufrieden, die ihn durch nichts Anderes zu entschuldigen wissen, als durch die überlegene Macht des Augustus; die das Geständniß seiner Flucht aufs höchste zu einer feinen Schmeichelei machen, und dabei den Umstand des weggeworfenen Schildes als eine sichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es besser treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit, bei dem Dio Cassius gelesen zu haben (B. 47), daß die Sieger nach der verlornen Schlacht bei Philippis die Flüchtigen zwar scharf verfolgten; daß sie aber keinen einzigen weder tödteten, noch gefangen nahmen, sondern sie bloß so viel als möglich zerstreueten, damit sie sich auf keine Art widersetzen könnten — was konnte mir also natürlicher einfallen als

der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursach müsse weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu sein, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub ich, der Scharfsinnigste eben nicht sein, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber sein will. Auch darf man der Belesenste nicht sein, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bei dem es eben nichts Seltnes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse, als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein bloßer Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlands am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein Paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesem seinem Feinde in die Hände fiel, sondern auch in einem Treffen, welches die Athenienser wider die von Lesbos gewannen, sein Leben mit der Flucht retten, und seine Waffen im Stiche lassen mußte. Man weiß, daß er diesen Umstand in seinen eignen Gedichten nicht verschwiegen hat, und ihn auch nicht zu verschweigen brauchte, weil er schon zu viel

Proben von seiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieser Zufall hätte nachtheilig sein können. Die Athenienser hingen seine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieses war ein Beweis, daß man sie für keine schlechte Beute müsse angesehen haben. — Vollkommen in diesem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennet, genugsam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt gewesen sein, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetischen Zug anzusehen? Für einen Zug, der seinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben sollte, mit welchem er so viel Aehnliches als möglich zu haben wünschte.

Kurz, die ganze siebente Ode des zweiten Buchs ist nichts als ein Scherz. Und was ist im Scherze gewöhnlicher, als daß man sich selbst eine ganz andre Gestalt giebt; daß sich der Tapfre als einen Feigen, und der Freigebige als einen Knicker abbildet! In diesen Verstellungen liegt nur allzuoft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frei zu sprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bei Philippis am tapfersten gehalten hatten; vielleicht wußte er seine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwähnen, als durch das Gegentheil. Ich sage: auf keine klügere Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Augusts, sehr schlecht angestanden hätte, so gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto Rühmlicheres darunter verstehen zu lassen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß das weggeworfene Schild eine poetische Verkleinerung seiner selbst sei, ist die zweite Stelle, wo Horaz seines Soldatenstandes gedenkt. Sie befindet sich in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs, und also in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist, als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me dimisere Philippi
Decisis humilem pennis, inopemque paterni

Et laris et fundi: paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben? und auch die Uebersetzer übersetzen[1]) es alle. Dimittere ist ein militairisches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bei den klassischen Schriftstellern, besonders den Geschichtschreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander lassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kömmt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beide wurden nach der römischen Kriegszucht gestraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieses Letztere von sich sagt, muß er sich nicht eines weit Bessern bewußt gewesen sein, als was er sich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verschiedene Sprachforscher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle sie gewußt und nicht nach seiner Scharfsinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er sagt unter dem Artikel dieses Griechen: „Derjenige unter den lateinischen Poeten, welcher dem Alcäus am ähnlichsten ist, hat so wohl als er in seinen Gedichten bekannt, daß er sich mit Wegwerfung seiner Waffen, als eines den Flüchtigen ganz unnützen Dinges, mit der Flucht aus der Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus begegnete vor dem Alcäus dergleichen Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. Horaz würde vielleicht in diesem Stücke nicht so aufrichtig gewesen sein, wenn er nicht die großen Beispiele vor Augen gehabt hätte.“ Diese großen Beispiele, hätte Bayle vielmehr sagen sollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; sie machten ihn zum Selbstverleugner, welchem es nicht genug war, seinen griechischen Mustern in der Flucht ähnlich zu sein, wenn er ihnen nicht auch in der schimpflichen Flucht gleichen sollte. Soviel er dadurch bei Unwissenden auf der Seite des tapfern Mannes verlor, so viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines

1) Lachmann und v. Maltzahn schreiben „übersehen“. Allein Lessing gebraucht hier ein beabsichtigtes Wortspiel und nimmt „übersetzen“ in der Bedeutung: sich über Etwas hinwegsetzen, supersedere.

Freundes der Musen. Wenn er Tribun geblieben wäre, so würde ihn vielleicht das Beispiel des Epaminondas zu dem Wunsche bewogen haben, auf seinem Schilde zu sterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, so war das Beispiel eines Alcäus für ihn reizender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu lassen, zwei Dichter, die einerlei Schicksal gehabt, könnten nichts anders, als auch einerlei Geist haben.

Nichts ist daher abgeschmackter als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieser Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, sagt er, an dem angeführten Orte, sollte man fast das Vorurtheil fassen, daß die geistigsten Odendichter eben nicht die tapfersten Soldaten sind. — — Das fast ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas Ungereimtes sagen und zugleich auch nicht sagen will.

Je größer überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt sein. Nur ein elender Gelegenheitsdichter giebt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nöthig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er Alles nach seiner Art verschönern muß, und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weiß, daß blöde Augen eine Bekenntniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Noch weit schwerer, oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu schließen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn sein, daß er die einen oder die andern in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftiget, nöthigen ihn, die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen; und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurs zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das ich sein eigen ich. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen, oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch außer der Sphäre seiner

Empfindungen zu üben. Man soll den Rousseau einstmals gefragt haben, wie es möglich sei, daß er eben so wohl die unzüchtigen Sinnschriften, als die göttlichsten Psalme machen könne? Rousseau soll geantwortet haben: er verfertige jene eben sowohl ohne Ruchlosigkeit, als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird also nicht schon diese einzige Anmerkung hinlänglich sein, Alles was man von der Philosophie des Horaz weiß, zu widerlegen? Und was weiß man denn endlich davon? Dieses, daß er in seinem Alter, als er ein ernsthaftes Geschäfte aus derselben zu machen anfing, auf keines Weltweisen Worte schwur, sondern das Beste nahm, wo er es fand; überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So malt er sich in dem ersten Briefe seines ersten Buchs, an einem Orte, wo er sich ausdrücklich malen will. Alles, was man außer diesen Zügen hinzusetzet, sind die ungegründetsten Folgerungen, die man aus dieser oder jener Ode, ohne Geschmack, gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc., welches die vierunddreißigste des ersten Buchs ist, sehen. Es ist unbeschreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube diese Materie nicht besser schließen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlassen will, welche Gelehrsamkeit und Geschmack verbinden. Hier ist die Ode, und zugleich eine Uebersetzung in einer so viel als möglich poetischen Prose. Ich glaube, dieses wird besser sein, als wenn die Poesie so viel als möglich prosaisch wäre.

34. Ode des ersten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiae
  Consultus erro, nunc retrorsum
    Vela dare atque iterare cursus

Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
  Plerumque, per purum tonantes
    Egit equos, volucremque currum,

Quo bruta tellus et vaga flumina,
Quo Styx, et invisi horrida Taenari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis

Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic possuise gaudet.

Uebersetzung.

„In unsinnige Weisheit vertieft, irrt ich umher, ein karger, saumseliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun spann ich, den verlaßnen Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn sonst nur gewohnt, die Wolken mit blendenden Blitzen zu trennen, trieb der Vater der Tage[1]), durch den heitern Himmel, die donnernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erschüttert er der Erde sinnlosen Klumpen, und die schweifenden Ströme: auf ihm den Styx und die nie gesehenen Wohnungen im schrecklichen Tänarus, und die Wurzeln des Atlas.

„Gott ist es, der das Tiefste ins Höchste zu verwandeln vermag, der den Stolzen erniedrigt, und das, was im Dunkeln ist, hervor zieht. Hier riß mit scharfem Geräusche das räuberische Glück den Wipfel hinweg, und dort gefällt es ihr, ihn anzusetzen.

* * *

Es wird nöthig sein, ehe ich mich in die Erklärung dieser Ode einlasse, einige grammatikalische Anmerkungen, zur Rettung meiner Uebersetzung, beizubringen. Gleich in dem ersten Worte habe ich mir die Freiheit genommen, den Haufen der Ausleger zu verlassen. Parcus ist ihnen so viel als rarus; selten. Und infrequens? Auch selten. So verschwendrisch mit den Worten ist Horaz schwerlich gewesen. Zwei Beiwörter, die nur einerlei sagen, sind seine Sache gar nicht. Dacier spricht parcus cultor Deorum bedeute nicht sowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der sie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, sagt dieser Kunstrichter, ist ein sehr merkwürdiges Wort, dessen Schönheit man nicht genugsam eingesehen hat. Es ist eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche sich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiset dieses aus dem Festus,

1) Besser wäre: Vater des Tages. Indessen ist Diespiter nur eine andere Form für Jupiter.

welcher mit ausdrücklichen Worten sagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abfuitue a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel ist, ob sie ihren Schriftsteller etwas Ungereimtes sagen lassen, oder nicht, wann sie nur ihre Belesenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man also die Worte: parcus Deorum cultor et infrequens übersetzen: ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienst oft unterließ, bei welchem ich gleichwohl wie der Soldat bei der Fahne, hätte verharren sollen. Der geringste Silbenhenker würde kein so widersinniges Climax gemacht haben. — Aber was hat denn alle diese Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum soll denn parcus hier nicht heißen, was es fast immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter, einen sehr schönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwählung schlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine sehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beiwort, infrequens, habe ich durch saumselig gegeben; selten aber würde vielleicht ebenso gut gewesen sein. Der Sinn, den ich ihm beilege, ist dieser, daß es einen anzeiget, welcher sich selten in den Tempeln bei feierlicher Begehung der Festtage und öffentlichen Opfern einfand. Wenn man die beiden Erklärungen annimmt, so wird man hoffentlich einsehen, daß Horaz nichts umsonst gesetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Ursachen, kann unmöglich jemand Anders als er selbst wissen; doch vielleicht auch er selbst nicht einmal.

Bei der zweiten Strophe muß ich dieses erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunktion, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meisten Ausgaben haben das Komma nach dividens; so viel ich mich erinnere, der einzige Baxter setzt es nach plerumque und beruft sich deswegen auf den Scholiasten. Baxter hat Recht und wann er sich auch auf keinen Währmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klarer Beispiel finden könne, was für Zweideutigkeiten die lateinische Sprache unterworfen sei, als das gegenwärtige. Horaz kann eben so wohl gesagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beides aber

kann er doch nicht zugleich gesagt haben, und man muß also dasjenige wählen, welches den ungezwungensten Verstand giebt. Nun ist es wohl keine Frage, ob es öfterer bei heiterem Himmel, oder öfterer alsdenn donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist? Soll also der Dichter nichts Ungereimtes gesagt haben, so kann nur die erstere Auslegung Statt finden, welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne gestehe, daß es sonst der Gebrauch des Horaz nicht ist, die Adverbia so nachzuschleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein Paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verschiedene Ausleger scheinen den letzteren gemerkt zu haben, wann sie das plerumque zu per purum egit zögen, und suchen sich also durch besondere Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bei plerumque, hisce vero diebus einschieben; und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber seit wann hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heißen? Und seit wann ist es denn den Paraphrasten erlaubt, ganz neue Bestimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringsten Grund darinne haben?

In der dritten Strophe habe ich die Uebersetzung des Wortes invisi und die Vertauschung der Beiwörter zu rechtfertigen. Ich weiß wohl, daß den meisten Auslegern invisus hier, verhaßt, scheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deswegen lieber die allereigentlichste Bedeutung, nach welcher es so viel als ungesehen ist, beibehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen αἰδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebirge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie sie bei dem Lucian περι πενθους beschrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil sie von keinem sterblichen Auge erblickt wird, ward sie αἰδης genannt; und Horaz war Nachahmers genug, nach diesem Exempel seine invisam sedem horridi Taenari zu machen. Ich ordne hier die Beiwörter so, wie ich glaube, daß sie natürlicher Weise zu ordnen sind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam sedem invisi Taenari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in seinem römischen Ohre eine bessere Wirkung that. Mir aber schien der ungesehene Tänarus im Deutschen zu ver-

wegen, weil man glauben könnte, als sollte es so viel anzeigen, daß man dieses Vorgebirge niemals zu sehen bekomme. Ich stelle also dieses Beiwort wieder dahin, wo es diese Zweideutigkeit nicht verursacht und der Stärke des Ausdrucks dabei nichts benimmt. Die Treue eines Uebersetzers wird zur Untreue, wann er seine Urschrift dadurch verdunkelt. Man sage nicht, daß alle diese Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß alsdenn dieses Beiwort mit dem andern horrida eine viel zu große Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beide so nahe zusammen gebracht haben, welcher die Beiwörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leser ein besonderes Bild in die Gedanken schildert. Die grause Höhle des scheuslichen Tänars, sagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es ist eben, als wollte man sagen, die hohe Spitze des erhabenen Berges. — — Noch sollte ich mich vielleicht in dieser Strophe wegen des atlanteus finis entschuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Uebersetzer sein?

Nach diesen wenigen Anmerkungen komme ich auf den Inhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinne absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange und ihnen eine bessere Verehrung verspreche. — — Diese Erklärung scheinet dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquill Faber sie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieses Gelehrten auch dessen Meinungen geheirathet zu haben schien, trat seinem Schwiegervater bei und erklärte die Ode für nichts anders als kindisch und abgeschmackt, wann sie eine ernstliche Widerrufung sein sollte. Er kam auf den Einfall, sie zu einer Spötterei über die Stoische Sekte zu machen: welches zu erweisen, er sie folgender Gestalt umschrieb. „Es ist wahr, so lange ich den Lehren einer närrischen Weisheit folgte, habe ich die Götter, nicht so, wie ich wohl sollte, verehret. Ihr aber, ihr Herren Stoiker, dringt mit so starken Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, auf andere Art zu leben und einen neuen Weg zu erwählen. Was mich in meiner Halsstarrigkeit befestigte, war dieses, daß ich gewiß überzeugt war, der Donner könne nichts als die Wirkung

der Ausdünstungen sein, die sich in Wolken zusammen ziehen und sich unter einander stoßen. Allein nunmehr beweiset ihr mir, daß es oft am heitern Himmel donnert. Hierauf nun habe ich nichts zu antworten und ich muß mit euch erkennen, daß Gott selbst den Wagen seines Donners durch den Himmel führt, so oft es ihm gefällt, und die Blitze mit eigener Hand wirft, wohin er will.“ — — Bis hieher fließt Alles noch ziemlich natürlich, allein von den letzten fünf Versen gesteht Dacier selbst, daß sie mit seiner Auslegung schon etwas schwerer zu vereinigen sind. Horaz, sagt er, fängt in diesen letztern Zeilen an, ernstlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorsehung glaube. „Ich weiß“, soll des Dichters Meinung sein, „daß Gott diesen erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber ich weiß auch, daß er diese Sorge dem Zufalle und dem Glücke überläßt, welches mit scharfem Geräusche dem Haupte des Einen das Diadem entreißt und das Haupt des Andern damit krönet.“

Der stärkste Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine so nichtige Ursache seiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verständigen sein muß. „Man braucht“, sagt er, „in der Naturlehre nur sehr schlecht erfahren zu sein, wenn man wissen will, daß kein Donner ohne Wolken sein könne. Horaz muß also nothwendig die Stoiker nur damit lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen der Vorsehung weiter nichts als ungefähr dieses entgegen zu setzen wußten: ihr könnt, sagten die Stoiker, die Vorsehung nicht leugnen, wenn ihr auf den Donner und auf seine verschiedenen Wirkungen Achtung geben wollt. Wann nun die Epikurer ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen Ursachen hervorgebracht würde und man also nichts weniger als eine Vorsehung daraus beweisen könne: so glaubten die Stoiker, ihnen nicht besser den Mund zu stopfen, als wenn sie sagten, daß es auch bei heiterem Wetter donnere; zu einer Zeit also, da alle natürlichen Ursachen wegfielen und man deutlich sehen könne, daß der Donner allerdings von den Göttern regiert werden müsse.“

Dieses, wie gesagt, ist der stärkste Grund, womit Dacier seine neue Auslegung unterstützt; ich muß aber gestehen, daß mich seine Schwäche nicht wenig befremdet. Ist es nicht gleich anfangs offen-

bar, daß er, entweder aus Unwissenheit oder aus List, die Stoischen Beweise der Vorsehung ganz kraftlos vorstellet? Diese Weltweisen beruften sich zwar auf die natürlichen Begebenheiten und auf die weise Einrichtung derselben; niemals aber leugneten sie ihre in dem Wesen der Dinge gegründeten Ursachen, sondern hielten es vielmehr für unanständig, sich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derselben waren die gegründetsten und edelsten, die man je, auch in den aufgeklärtesten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweite Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners untersucht. Aus dem 18. Hauptstücke desselben hätte Dacier genugsam sehen können, daß die Stoiker auch bei den Donnerschlägen am heiteren Himmel die natürlichen Ursachen nicht bei Seite setzten und daß purus aër im geringsten nicht alle Donnerwolken ausschließt. Quare et sereno tonat? heißt es daselbst; quia tunc quoque per crassum et siccum aera spiritus prosilit. Was kann deutlicher sein? Seneca sagt dieses zwar nach den Grundsätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts dawider; er billiget sie also. Eine Stelle aus dem 31. Hauptstücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas Göttliches sei: mira fulminis, si intueri velis, opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulassen. Der Blitz, fährt er fort, zerschmelzt das Gold in dem Beutel, ohne diesen zu verletzen; desgleichen die Klinge in der Scheide, obschon diese ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn sie unmittelbare Wirkungen derselben sein sollten! Es ist wahr, die Stoiker glaubten sogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten sie es? So, daß sie Gott sehr ruhig dabei ließen und diese Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbere Begriffe damit verbanden, und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca noth-

wendig selbst einrücken. Hoc autem, sagt er in dem 32. Hauptstücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt opinione, tamquam non quia facta sunt significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motae, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit; ista nihilominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique praemittens, ex quibus nobis quaedam familiaria, quaedam ignota sunt. — — Cujus rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege diese Stelle genau und sage, ob es dem Inhalte derselben zufolge möglich sei, daß die Stoiker jemals so abgeschmackt gegen die Epikurer können gestritten haben, als sie Dacier streiten läßt. Ist es aber nicht möglich, so muß ja auch die vorgegebene Spötterei des Horaz und mit ihr die ganze sich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es ist nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu setzen, ob es gleich etwas sehr Leichtes sein würde; besonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen und aus der gewaltsamen Hineinpressung des Wörtchens sed vor hinc apicem nehmen wollte.

Nach dieser Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieser Ode beibehalten wolle. Doch auch diese kann, meinem Urtheile nach, nicht stattfinden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit gewesen, als daß er ihrer nicht öfter in seinen Briefen oder Satyren, wo er so unzählig viel Kleinigkeiten von sich einfließen läßt, hätte erwähnen sollen. Aber überall ist ein tiefes Stillschweigen davon. Auch das kann nicht erwiesen werden, daß Horaz gleich Anfangs der stoischen Philosophie solle zugethan gewesen sein, welches doch sein müßte, wann er sie cursus relictos nennen wollen. Außer diesen schon bekannten Schwierigkeiten setze ich noch eine neue hin-

zu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philosophirten, hergenommen ist. Wenn es wahr ist, daß nach ihren Grundsätzen der Donner am umzogenen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies, als der Donner am heitern Himmel, so kann Horaz den letzten eben so wenig im Ernste als im Scherze als eine Ereignung ansehen, die ihn den Stoikern wieder beizutreten nöthige. Das Erstere ist wahr und also auch das Letztere. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die stoische Weltweisheit nicht besser werde verstanden haben, als seine Ausleger?

Laßt uns eine bessere Meinung von ihm haben und ihn wo möglich wider ihre unzeitige Gelehrsamkeit vertheidigen! Unzeitig ist sie, daß sie da Sekten sehen, wo keine sind; daß sie Abschwörungen und Spöttereien wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrschen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieser Ode weder an die Stoiker, noch an die Epikurer gedacht hat, und daß sie nichts ist, als der Ausbruch der Regungen, die er bei einem außerordentlichen am hellen Himmel plötzlich entstandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man sage nicht, daß die Furcht für den Donner etwas so Kleines sei, daß man sie dem Dichter schwerlich Schuld geben könne. Der natürlichste Zufall, wenn er unerwartet kömmt, ist vermögend, auch das männlichste Gemüth auf wenig Augenblicke in eine Art von Bestürzung zu setzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer solchen kurzen Bestürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derselben in ein Paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poesie sind zu nahe verwandt, als daß dieses unbegreiflich sein sollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine sehr überflüssige Mühe sein würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere sich, was uns Sueton von dem Augustus in dem 90. Hauptstücke seiner Lebensbeschreibung meldet. Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum

locum se reciperet. Wie gerne stellt sich ein Hofmann in allen Gesinnungen seinem Regenten gleich! Gesetzt also, Horaz habe sich nicht selbst vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht diese Schwachheit, dem August zu schmeicheln, angenommen haben? Es scheint mir, als ob dieser Umstand auf die Ode ein gewisses Licht werfe, bei welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die sich besser fühlen als umständlich zergliedern lassen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Augustus beibringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen ist? Ich will gleich voraussagen, daß sie ein wenig kühn sein wird; aber wer weiß, ob sie nicht eben das Kühne bei Vielen empfehlen wird? Als Augustus nach dem Tode des Cäsars von Apollonien zurück kam und eben in die Stadt eintrat, erschien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Gestalt eines Regenbogens, rings um die Sonne, und gleich darauf schlug der Donner auf das Grabmal der Julia, des Cäsars Tochter. Diese Ereignung ward, wie man sich leicht vorstellen kann, zum größten Vortheile des Augustus ausgelegt. Und wie, wann eben sie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann nicht schon die Erzählung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieses vielleicht um so viel eher, je lieber es ihm bei seiner Zurückkunft, nach der Schlacht bei Philippis, sein mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Partei der Mörder des Cäsars abstehe. Wollte man diesen Einfall billigen, so müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehret zu haben gestehet, den Cäsar und Augustus, welchen er mehr als einmal diesen Namen giebt, verstehen; und die insanum sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewissen Stücken, besonders wo die Freiheit mit einschlug, die Tugend bis zur Raserei übertrieb. Diese Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche sich besonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen und von der Uebertragung der höchsten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verstanden wissen.

Ich will nichts mehr hinzu setzen, sondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erstere plane Erklärung, welche ohne alle Anspielungen ist, dieser andern weit vorziehe. Meine Leser aber mögen es halten wie sie wollen, wenn sie mir nur so viel eingestehen, daß nach der letztern, aus dem Parcus Deorum cultor et infrequens, wider die Religion des Horaz gar nichts zu schließen ist, nach der erstern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtschaffensten Theologen, in welchem er sich einen armen Sünder nennt, wider dessen Frömmigkeit zu folgern berechtigt ist. Das ist Alles, was ich verlange.

Ich weiß, daß man noch Vieles zur Rettung des Horaz beibringen könnte; ich weiß aber auch, daß man eben nicht Alles erschöpfen muß.

Zergliederung der Schönheit,

die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen.

Geschrieben
von
Wilhelm Hogarth.

Aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius.

Verbesserter und vermehrter Abdruck.

Mit Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

1754.*)

Vorbericht zu diesem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarthsche System von der körperlichen Schönheit allen Denen unter uns, wo möglich, in die Hände zu liefern, welche in ihren Künsten oder Wissenschaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch diese weitere Bekanntmachung desselben, die gute Absicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bei seiner Uebersetzung wahrscheinlicher Weise für seine Landsleute gehabt hat; diese Begierde, sag ich, ist die vornehmste, ja die einzige Ursache dieses neuen Abdrucks. Der Preis der ersten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo sie besorgt worden, zu verrathen schien, und mit dem Vermögen unserer Künstler, noch mehr aber unsrer Gelehrten, das-

*) Berlin und Potsdam, bei Christian Friedrich Voß. 1754. gr. 4. Mit 2 Kupferst. Die erste Ausgabe erschien London, bei Andreas Linde, Ihrer Kgl. Hoh. der verwittweten Prinzessin von Wallis Buchhändler, und in Hannover bei J. W. Schmidt 1754. gr. 4. Mit 2 Kupferst.

jenige Verhältniß nicht hatte, welches er haben konnte. Man hat ihn daher bei dieser neuen Ausgabe so verringert, daß der Verdacht einer neidischen Gewinnsucht, hoffentlich, von selbst wegfallen wird.

Da die Liebhaber dieses Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, so könnte es leicht sein, daß sie es auch schlechter bekämen. Doch man schmeichelt sich gleich des Gegentheils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man, ohne Zweifel, den ersten Blick werfen wird, so muß es der Augenschein lehren, daß sie so glücklich nachgestochen worden, daß, um mich eines Ausdrucks des Hrn. Hogarths zu bedienen, die überschliffene Brille eines sogenannten Kenners dazu gehört, etwas darinne zu entdecken, was sie, zum Nachtheile des Ganzen, weiter unter die Originale setzen könnte, als sie, vermöge der Natur einer Copie, zu setzen sind.

Was ferner die Schrift selbst betrifft, so glaubt man dieser sogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Ansehung der deutschen Schreibart verschiedene Flecken abgewischt, die zwar für sich klein, aber doch anstößig genug waren. Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er, als ein Maler, die Feder weniger geschickt zu führen wußte, als den Pinsel; daß er sich oft in dem Ausdruck verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnöthig häufte, und die Perioden so unordentlich untereinander laufen ließ, als ordentlich seine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beinahe ein wenig verargen, wann er ein Wort für das andre genommen, oder, durch die allzuofte Wiederholung eben desselben Worts, den Leser wegen des Verstandes in Zweifel gelassen hat, der ihm selbst, in Betrachtung der authentischen Erklärungen des Verfassers, nicht zweifelhaft sein konnte. Wenn zum Exempel (auf der 57. Seite der Londoner deutschen Ausgabe) Hr. Hogarth sagt, das Herz sei in dem Menschen eine Art des ersten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius drückt es durch eine Art des ersten Bewegungsgrundes aus, so ist dieses ohnstreitig eine kleine Nachlässigkeit, die sich schwerlich mit seinem übersetzerischen Eigensinne entschuldigen läßt. Von dieser Art sind die Unrichtigkeiten fast alle, denen ich abzuhelfen gesucht habe, und sie haben es auch sein müssen, indem ich mich ohne Ver-

gleichung der Grundschrift daran zu wagen hatte. Ich setze aber voraus, daß mir diese wenig würde genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Uebersetzung zu zweifeln, eben keinen Grund finde.

Außer diesen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht schöner hat werden können, wird man zum Schlusse auch eine kleine Vermehrung antreffen. Diese besteht in den übersetzten Briefen des Hrn. Rouquets[1]), deren Hr. Mylius in seiner Vorrede gedenkt. Sie waren bei der Hand, und ich hoffte, daß sie dem Leser um so viel angenehmer sein würden, je schwerer man sich aus den bloßen Ueberschriften einen Begriff davon machen kann. Diese Schwierigkeit ist durch die Verdeutschung, welche Hr. Mylius von diesen Ueberschriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er übersetzt zum Exempel Harlot's Progress durch Hurenglück, und hat nicht überlegt, daß dieses ein proverbialischer Ausdruck ist, welcher etwas ganz Anderes, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Rouquetschen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an diesem Hogarthschen Werke nicht noch mehr hätte thun können; auch sogar in Ansehung des Inhalts selbst. Allein er hätte mehr Geschicklichkeit besitzen müssen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeiget, daß alle körperliche Schönheit in der geschickten und mannichfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der schwankende Geschmack ist glücklich durch diese Entdeckung auf etwas Gewisses eingeschränkt. Ich sage eingeschränkt, aber festgesetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verschiedner Wellenlinien, welche er oben auf der ersten Kupfertafel vorstellig macht. Eine jede derselben hat einen Grad von Schönheit: doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie; diejenige nämlich, welche weder zu wenig, noch zu sehr gebogen ist. Allein welche ist dieses? Hr. Hogarth bestimmt sie nicht, und da er sie nicht bestimmt, so ist es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geschmacks nur auf einige Schritte weiter hinausschiebt, besonders, wenn es auf das Wenigere oder Mehrere in der Schönheit

1) Briefe des Herrn Rouquet an einen seiner Freunde in Paris, worin er ihm die Kupferstiche des Herrn Hogarths erklärt. S. 93—111.

ankömmt. Wann es aber unmöglich sein sollte, wie ich es beinahe selbst dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu platt noch zu gekrümmt ist: So sollte ich doch meinen, daß es wenigstens möglich sei, die äußern Grenzen anzugeben, jenseits welcher sie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müsse. Doch auch dieses läßt unser Verfasser unausgemacht.

Zwar seine Entschuldigung ist nicht weit herzuholen. Er sahe es vielleicht ein, daß in dieser Untersuchung ohne Hilfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen sei, und daß weitläuftige und schwere Berechnungen sein Werk wohl gründlicher, aber nicht brauchbarer machen könnten. Er ließ also seinen Faden, als ein Künstler, da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philosophischer Meßkünstler ergreifen und weiter führen möchte.

Die ganze Sache würde, ohne Zweifel, auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch so, daß man die metaphysischen Gründe der Schönheit niemals dabei aus den Augen lassen müßte. Die Vollkommenheit bestehet in der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen, und alsdann, wenn die Uebereinstimmung leicht zu fassen ist, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte also vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie solche Eigenschaften zu finden, von welchen man sagen könnte, daß sie geschwinder und leichter zu begreifen wären, als die Eigenschaften der übrigen Linien dieser Art. Und nur dieses, glaube ich, könnte einen Philosophen in Ansehung der Ursache befriedigen, warum diese Linie eine so angenehme Gewalt über unsre Empfindungen habe.

Vielleicht würde, unter den verstorbnen Gelehrten, der Herr Parent auf eine vorzügliche Art zu dieser analytischen Untersuchung geschickt gewesen sein. Ich muß es mit Wenigem noch entdecken, warum ich eben auf diesen falle. Ich fand, daß Hr. Maty in seinem Journal Britannique, und zwar in den Monaten November und December des vorigen Jahres, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarthschen Werks, durch eine kleine Note mit einfließen lassen, es habe schon vor unserm Engländer der Hr. Parent ein ähnliches System gehabt. Er beruft sich deswegen auf desselben dritten Theil physischer und mathematischer Untersuchungen, wie auch auf das Journ. des Sav.

vom Jahre 1700, wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt sei. Ich habe nur die letztre nachzusehen Gelegenheit gehabt, und ich gestehe es, daß ich über die Aehnlichkeit der Hogarthschen und Parentschen Gedanken beinahe erstaunt bin. Gleich Anfangs beweiset Parent, daß die Schönheit nicht in solchen Verhältnissen der Theile bestehen könne, welche auch Hr. Hogarth, besonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeiget hierauf, daß sie auch nicht auf die bloße Mannichfaltigkeit der Theile ankomme, ob diese gleich oft gefalle; und eben dieses behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde diese Uebereinstimmung noch nichts sagen wollen, wann sie sich nur nicht bis auf die Hauptsache erstreckte. Parent geht weiter und untersucht die Formen, welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen sind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinstehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermischt, zusammengesetzt sind. Die schönen Figuren hingegen lehrt er, vollkommen wie Hr. Hogarth, bestünden aus schönen Krümmungen, die aus sanften Convexitäten, Concavitäten und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt also hier mehr, als diesen Krümmungen willkürliche Namen zu geben, und ihre Verhältnisse untereinander etwas weitläuftiger zu untersuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieses in seinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rathe ziehen können, wenigstens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuthen. Es wäre nunmehr noch übrig, sagt er, daß ich die verschiednen krummen Figuren untersuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon bestimmte, welche die allermeiste Schönheit hat; und endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrschaft komme, welche diese Arten von Figuren über die Einbildung, nicht allein der Menschen, sondern auch andrer Thiere haben: doch dieses verdient eine besondere Untersuchung, die ich an einen andern Ort verspare.

Man sieht leicht, daß es eben die Untersuchung sein würde, von der ich oben gewünscht habe, daß man sie noch anstellen möchte, wenn man sie, mir unwissend, nicht schon angestellt hat.

Vermischte Schriften

des

Herrn Christlob Mylius.

Gesammelt

von

Gotthold Ephraim Lessing.

1754.*)

Vorrede.

Es würde schwer zu bestimmen sein, ob Herr Christlob Mylius sich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen seines Lebens für das erstere den Ausschlag geben müßten. Sein Bestreben war allezeit, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widersprechend ansehn, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten Freunde, und jetzt bin ich sein Herausgeber geworden; zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, denjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

*) Berlin, bei Ambr. Haude und Joh. Carl Spener. 1754.

Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht, zum Glücke, eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Theil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlasset worden. Sie sind an einen Freund geschrieben, welcher den Hrn. Mylius nur bei dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften: so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird Alles darinnen finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Hrn. Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erster Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet; Herr Mylius ist zwischen dem 6sten und 7ten dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas Anderes als die See von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abschied, so gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu sehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künftgen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor seiner Abreise, an. Aber ach, die Vermuthung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl

war sie auf die Kenntniß seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reise gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf schworen, daß er das vollkommene Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas Schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut stoisch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns sein ließe, was es in der That ist; nichts? .. Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was sie prophezeiten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wofür er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etliche tausend Meilen sollte ihm tödtlich sein; und ich kann noch immer behaupten, daß sie es ihm nicht würde gewesen sein, wenn er nicht vorher gestorben wäre... So viel ist gewiß, er hat sie nicht thun sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie sterben reich an Entwürfen, und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer sein, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig, sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein solches Genie in einem gewissen Stande geboren wird, der, ich will nicht sagen, der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der sogenannten güldnen Mittelmäßigkeit [1]) zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr große Geister hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses Genie, in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem

1) Aurea mediocritas. bei Horaz, Od. II, 10, 5.

Mangel der nöthigsten Hülfsmittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in diesem Falle war unser Mylius, oder es ist nie einer darinne gewesen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brotwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brotwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte.[1]) Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserm Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas Mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, allein er reisete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb... Ja, mein Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in

1) Gottsched.

welchem das Ende das Unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinne geleistet hat, als tausend Andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Theil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch; noch mehr aber mit der gewissen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben sein. Seine Meinungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte*), haben es nicht anders zulassen können. Es ist wahr, er ward in einem großen Vorhaben gestört, aber nicht so, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andre. Er gewinnet im Verlieren, und ist vielleicht eben jetzt beschäftiget mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich gerathen, und Bradley[1]) genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgestellt, und diese Vorstellungen haben ihn beruhiget, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen. . . Ich will aufhören, Sie mit diesen traurig-angenehmen Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht, und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

*) Man sehe in diesen vermischten Schriften S. 146.[2])

---

1) Astronom zu Greenwich, den Mylius in England besuchte.

2) „Die Zeit, welche ich in meinem Leben auf die Betrachtung der himmlischen Körper wende, gereuet mich nicht, und meine Seele wird sich nach meinem Tode, von der Erde, nicht, als von einer ihr zugeeigneten Wohnung, sondern, als aus einer Herberge, erheben, worauf ihr mein Schöpfer nur eine Zeit lang sich aufzuhalten, nicht aber zu wohnen, befohlen hat. O herrlicher Tag! an welchem ich mich zu den göttlichen Seelen der vortrefflichsten Sternkündiger in die Höhe schwingen und diese Erdkugel, diesen Punkt in dem unermeßlichen Weltraume, auf welchem mein Geist mit lauter Nebel umhüllet war, vor welchem er kaum einen

Zweiter Brief.

Vom 8. April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Hrn. Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen ertheilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es ist oft eben so unbillig, einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle sein, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nöthigen, den Gewinnst seine Minerva, und die Nothwendigkeit seine Begeisterung sein zu lassen. Ein solcher ist alsdenn meistentheils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Muse und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu sein pflegen... Nun lassen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll?.. Das Erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Hrn. Prof. Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Belustigungen, die sie in dem sechsten[1]) Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so

---

Schatten des großen Weltgebäudes entdecken konnte, verlassen werde. Denn ich werde alsdann nicht nur überhaupt in die beglückte Gesellschaft der tugendhaften Geister kommen, sondern auch mich an dem vollkommensten Umgange mit den zur Anschauung der himmlischen Körper erhabenen Sternkündigern, und besonders meines Newtons, dieses großen Geistes, und dieses allervortrefflichsten unter den Sternkündigern, ergötzen, und in seiner Gesellschaft den majestätischen Schöpfer an seinen Werken ewig bewundern und ihn loben und anbethen. O unaussprechliches, o entzückendes Vergnügen!" (Gedanken von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen.)

1) Nicht im sechsten, sondern im fünften, S. 203 ff. (Das Lob der Schauspiele.)

nennt, und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet und die letzte Strophe[1]) ziemlich boshaft parodiren helfen, wie Sie es in dem ersten Theile des Liebhabers der schönen Wissenschaften finden können. So geht es fast immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdiensten allzusehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloß gegeben hat, und will allzuspät durch ebenso übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgten seine Betrachtungen über die Majestät Gottes[2]), welche aus einer oratorischen Uebung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft[3]) gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu[4]), welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, daß der Herr Inspector Burg[5]) sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe sie allezeit bloß wegen der Dreistigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht sein, sondern der Recensent der Parentschen Untersuchungen[6]) in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein, was dieser als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller gradeweg

---

1) Früher lautete dieselbe:

Du, o der deutschen Dichtkunst Lehrer,
Der Einsicht und der Kunst Vermehrer,
Der alten Weisheit Ebenbild;
Dein Ruhm, o Gottsched, scheut die Grenzen,
Ganz Deutschland hat sein helles Glänzen,
Was Deutschland? noch weit mehr erfüllt.
Der Bühnen Pracht wird dich erheben,
Die du in Deutschland hergestellt:
So weicht dein Ruhm, so flieht dein Leben
Nicht eher, als die ganze Welt!

2) Belustigungen V, S. 373 ff.

3) Sie stand unter Gottscheds Leitung.

4) Belustigungen V, S. 473 ff. Mylius' Schriften, S. 42.

5) Belustigungen VI, S. 357 ff.: Schreiben wegen des Zurückgehens der Sonne an dem Zeiger Ahas von Joh. Fried. Burg.

6) In dem oben angeführten Aufsatze sagt Mylius (Belustigungen V, S. 476): „Ich will daher aus Parents physikalischen und mathematischen Untersuchungen eine Begebenheit anführen, welche der zu den Zeiten des Hiskias vollkommen ähnlich ist."

als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unser Feuer beisammen haben?.. Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Belustigungen; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart ist die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das schönste Recept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die Thiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, daß man die Thiere physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe[1]... Aus diesem letztern Aufsatze kann man unter Andern sehen, daß Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich wie einer, der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr großen Analysten daselbst gemein, daß es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Räthsel zu machen. Zwar ... als wenn man nur die Leser klug zu machen schriebe! Genug, wenn man zeigt, daß man selbst klug ist ... Außer diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den Belustigungen von ihm finden; besonders einige sapphische Oden, die dieses zärtliche Silbenmaß sehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmste aber ist wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen.[2]) Ich muß Ihnen sagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Hr. Prof. Kästner hatte kurz vorher sein philosophisches Gedicht über die Kometen in den Belustigungen drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in der That ein Gedicht und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz

1) Belustigungen VII, S. 147 ff.; ebenda S. 363 ff.; VIII, S. 325 ff.
2) Belustigungen VI, S. 383; Vermischte Schriften S. 349 ff.

nach Hallern erworben, und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an[1]):

Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer ist, der dieses glaubt?

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Hrn. Mylius auf. Er wollte es sein, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es sein, der auch Andre es zu glauben nöthigte. Er setzte sich also und schrieb ein ziemlich lang Gedichte, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Kästner nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

Der Vorsatz an sich selbst war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit spricht. Nur Schade, daß er seine Einbildungskraft nicht besser dabei anstrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er sich von dem Reime fortreißen ließ, und in sein ganzes Gedicht noch lange nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat sogar nicht mehr als eine einzige schöne Zeile darinnen gefunden; diese nämlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?[2])

Er glaubte eine feine Anspielung auf die großen einflußlosen Sterne unter den Menschen darinne zu sehen, von der sich noch zweifeln läßt, ob sie unser Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Hr. Mylius in den Aufsätzen, die

1) Belustigungen VI, S. 281 ff., wo es im 4. Verse „heiße“ statt „lichte“ heißt.
2) Ebenda S. 387.



von seiner Feder in den Belustigungen stehen, Alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fließend und ohne Mittelwörter; und die prosaischen sind gedehnt und rein.. Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen, wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freilich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht ... Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf Alles aufmerksam sein konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte ... Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das Betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen ... Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 seinen Freigeist anfing, und ihn durch zweiundfunfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer[1]) gelesen zu haben. Diese Art sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freilich kann sie nur bei denen von einiger Wirkung sein, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts Gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzählung, bald ein Ge-

1) Addison's Spectator. Vgl. Danzel, Lessing I, S. 99.

dichtchen vorlegen, und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen . . . Hr. Mylius sahe sie allerdings ein, und man kann nicht leugnen, daß sich nicht ein großer Theil von seinem Freigeiste sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darinne giebt, sind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des Boethius Troste der Weltweisheit sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche Andre aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabaksdose bei sich trug. Die Uebersetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der adonischen nämlich; und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinne gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freigeistes anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das Geringste darinne finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es . . . und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen . . seinem guten Namen einigermaßen nachtheilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beinamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freigeist eben so ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann[1]) und Religionsspötter verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bei denen, welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständniß werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweiten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin heraus gab. Sie hieß der Wahrsager. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung

1) Vgl. I, S. 302.

ward ihm höheres Orts verboten, und es wäre seiner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich darinne sieht! Die Schreibart ist nachlässig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft und die Satyre ist beleidigend. Er schonte Niemanden und hatte nichts Schlechters zur Absicht, als seine Blätter zur scandalösen Chronike der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzugroßen Begriff von der hiesigen Freiheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig massiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste Alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbieten ... Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heißen sollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. „Sie können sich nicht entschließen, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen?" sagte der Herr von K** zu ihm; „nennen Sie es den Wahrsager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freigeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug sein, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen." Dieser Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drei Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Werth entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können ... Ich bin 2c.

Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drei Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1745 in Hamburg gedruckt und heißt die Aerzte.[1]) Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrscheinliche Monologen. . . Warum darf ich nun nicht gleich darzu setzen: kurz, es ist ein vollkommnes Stück? Warum giebt es gewisse schwer zu vergnügende ekle Kunstrichter, welche eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was noch sonst mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, sind Sie selbst einer von diesen Leuten? Ich hätte Ihnen ein so vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutschen Moliere nennen sollten. Ein deutscher Moliere! und dieser mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! . . Hören Sie nur, Hr. Mylius mußte seine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß sie ihm geriethen, wie . . wie Alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geistlichen auf dem Lande zum Vorschein gekommen. Sie kennen dieses Stück; es hatte einen jungen Menschen zum Verfasser, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit bessere Ansprüche auf den

---

1) Vgl. den 16. Literaturbrief (im IV. Bande), Danzel, Lessing I, S. 186: „Krüger hatte wegen dieses Stücks (Die Geistlichen auf dem Lande) — das man auch dem Religionsspötter Edelmann beigelegt hat — Anfechtungen zu bestehen, da schrieb er: Zusätze zu den Geistlichen auf dem Lande, in einigen Scenen, welche die Tendenz haben, auszusprechen, nicht alle Geistlichen seien so schlimm; hier sind ein Paar Juristen die Schurken und ein Geistlicher der Vertreter des Rechtes. Die Juristen werden auch in den ‚Candidaten‘ — nicht der Theologie, sondern um eine Rathsherrenstelle — durchgezogen — — Damit nun aber keine der drei oberen Facultäten sich beklagen könnte, sie sei vergessen worden — an abgeschmackten Schulmeistern und Philosophen ist in den Lustspielen der Zeit, namentlich Gellerts, vollends kein Mangel — schrieb Mylius, auf Aufforderung eines Buchhändlers, seine ‚Aerzte‘. Das Stück ist genau nach dem Plane von Krügers ‚Geistlichen‘ angelegt, nur sind die Zusätze gleich mit hineingearbeitet, denn auch der Entlarvende ist ein Arzt — auch war ja Mylius selbst Mediciner.“

Ruhm eines guten komischen Dichters der Welt vorlegte, und selbst aus Liebe zur Bühne ein Schauspieler ward, nämlich den verstorbenen Hrn. Krieger.[1]) In seinen Geistlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen. Die Welt konnte sich an den Geistlichen nicht satt lesen; sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt. So eine vortreffliche Aufnahme stach einem Buchhändler in die Augen. Er versprach sich keinen kleinen Gewinnst, wenn man auch andre Stände eine solche Musterung könnte passiren lassen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Hr. Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbst unter die Söhne des Aesculaps gehörte. Er brachte sonderbares Zeug in sein Lustspiel; eine Jungfer, der man es ansehen kann, daß sie keine Jungfer mehr ist; ein Paar Freier, die sich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine schlechte englische Komödie passen würden. . . Doch wie steht es um sein zweites Lustspiel? Es heißt der Unerträgliche[2]) und ist gleichfalls in Prosa und fünf Aufzügen. Es sollte eine persönliche Satyre sein, muß ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben so schlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit Wenigem Alles zu sagen, er schilderte seinen Unerträglichen, ich weiß nicht ob so glücklich, oder so unglücklich, daß sein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Hr. Mylius bald nacheinander; sein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erst einige Jahre darauf. Es heißt die Schäferinsel[3]); es ist in Versen und hat drei Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen sollte. . . Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommne Kennt-

1) Johann Christian Krüger, 1722—1750; das Stück erschien 1743.
2) 1746 erschienen.
3) Erschienen 1749 im ersten Bande der „Wiener Schaubühne".

niß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten; wunderbar und schimmernd. . . Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem sei, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefähr die Schäferinsel sein sollte, welche Hr. Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein Andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. So lange er damit beschäftigt war, habe ich ihn, seiner Geschwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; so bald er aber fertig war, und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. . . Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt der Kuß [1]); es ward componirt, und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin [2]) die Schäferin darinne machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. . . . Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an Niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

---

1) Erschienen 1748.
2) ? Lorenz. Vgl. die Einleitung zum ersten Bande.

Fünfter Brief.

Vom 4. Juni.

An Kenntniß der vortrefflichsten Muster fehlte es dem Hrn. Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen beruf ich mich auf seine Uebersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der Sammlung auserlesener Schriften dieses Sophisten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopfen gedruckt ist, finden. Der Hr. Prof. Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit dem er dem Publico einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber ungehalten, und anstatt, daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bei dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Uebersetzungen aus dem Französischen, Italiänischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die Kosmologie des Hrn. von Maupertuis, und des Hrn. Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichste Stelle. Beide Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache, in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutschland eingeschlossen; er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watson, Lyonet &c. aufweisen konnte... Aus dem Italiänischen hat Hr. Mylius unter andern in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, die Clitia des Machiavells übersetzt, und aus dem Englischen, Popens Versuch über den Menschen. Durch diese letztere Uebersetzung, welche in Prosa ist und in dem zweiten Bande der

hällischen Bemühungen[1]) steht, wollte er die Arbeit des Hrn. Brockes[2]) ausstechen. Das Weitschweifende und Wäßrigte seines paraphrastischen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es sonst ohne Fehler auf seiner Seite hätte abgehen sollen, das war so leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals so viel Englisch noch nicht, und konnte es auch nicht wissen, als er während seines Aufenthalts zu London, in seinem letzten Jahre, durch die Uebersetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit[3]), zu wissen gezeigt hat. Ja er ist sogar noch selbst, mitten unter den Engländern, ein Schriftsteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritischer Schriftsteller. Er ließ nämlich über ein neues Trauerspiel des Hrn. Glover einen Brief drucken, in welchem er sich Christpraise Myll nannte.[4]) Ohne Zweifel wollte er die englischen Leser durch seinen deutschen Namen nicht abschrecken. Noch habe ich diesen Brief nicht gesehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltsinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Hrn. Glover die Verabsäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält sie für eine Sklaverei und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon Friedriche sind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; sein Geist war in Gottscheds Schule zu mechanisch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit seinem Geschmacke bei einem Volke bewundert werden, welches uns dieses Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie

---

1) Er gab diese Zeitschrift unter dem Titel: „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks" im Verein mit J. A. Cramer in Halle bei Hemmerde 1743 heraus. Es erschienen davon 16 Hefte, und ihre Tendenz war gegen Haller gerichtet. (Gödeke.) Vgl. den 102. Literaturbrief (im 4. Bande).

2) Barthold Heinrich Brockes, 1680—1747, Versuch vom Menschen des Herrn Pope. Hamburg 1740.

3) Vgl. Lessings Vorrede dazu in diesem Bande.

4) Vgl. die Anzeige von Mylius' Londoner Aufenthalt in der Vossischen Zeitung 1754 (in diesem Bande).

sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieses war Hr. Mylius; denn er ist es, aus dessen Feder die Beurtheilung des Hallerischen Gedichts, über den Ursprung des Uebels, in den ersten Stücken der hällischen Bemühungen geflossen ist. Ich sage mit Fleiß, aus seiner Feder, und nicht aus seinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottsched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein so schimpfliches Werkzeug des Neides gewesen zu sein. Doch ich weiß schon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle seine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Versöhnungsbock, in die Wüste schicken sollten... Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehedem so schimpflich kritisirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem ersten Falle bewundre ich seine Großmuth, die auf keine Rache dieser persönlichen Beleidigung gedacht, sondern sich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden gesucht hat. In dem andern Falle bewundre ich .. seine Großmuth nicht weniger, die sich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen seiner spöttischen Tadler zu wissen .. Leben Sie wohl. Ich bin rc.

Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in Ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrüßlich sind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bei einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. „Ehre!.. Nichts weiter?“ versetzte man. „Wir glaubten, wie vortrefflich wir unsre Naturaliensammlungen würden vermehren können.“.. Ei! und also sahen Sie den Hrn. Mylius nicht sowohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Commissionär an, der für sie nach Amerika reisete, um die Lücken ihres Cabinets, so wohlfeil als möglich, zu erfüllen? .. „Nicht viel anders!“ .. Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen

den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Hr. Mylius eigentlich Sie, und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute, die ihr überflüssiges Vermögen zu sonst nichts Besserm anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und .. „Was?" hat man mich unterbrochen; „uns für Verschwender anzusehen?" Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat Sie Hr. Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben*) meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedne Anschläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender", sagt er, „lasse man ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen, und, wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen, und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälsen auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausschlagen, als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden davon haben." .. Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas Prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Hr. Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen sein, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen Stein

*) Man sehe diese vermischte Schriften, S. 280 u. f.

oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen sein, und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war... Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas Anderm schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhänge.... Lassen Sie uns vielmehr 2c....

* * *

Hier geriethen wir in unserm Briefwechsel auf eine andere Materie, welche für den Leser wenig Reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas Weniges, was die Sammlung genauer angeht. Sie bestehet aus lauter Stücken, welche theils in verschiednen Monatsschriften zerstreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesien insbesondere habe ich überall zusammengesucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Hrn. Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen Abschied aus Europa[1]) gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. Mir ist jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Inhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen, und mich seiner Gunst zu empfehlen.

1) Vgl. die Anzeige von Mylius' Abreise in der Vossischen Zeitung, 1. März 1753 (in diesem Bande).

Pope ein Metaphysiker!

1755.

Danzig, bei Johann Christian Schuster. 1755. Mit einer Vignette. gr. 8°.

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens leugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften veranlaßt worden; und daher hat man auch diese Veranlassung selbst nirgends zu verstecken gesucht. Allein wenn der Leser deswegen an eine Schöne denken wollte, die sich aus Verdruß dem Publico preis giebt, weil sie den Bräutigam, um welchen sie mit ihren Gespielinnen getanzt, nicht erhalten; so würde er ganz gewiß an eine falsche Vergleichung denken. Die Akademischen Richter werden es am besten wissen, daß ihnen diese Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden sich Umstände, welche die Einschickung derselben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwider sind. Nur einen von diesen Umständen zu nennen .. Sie hat zwei Verfasser, und hätte daher unter keinem andern Sinnspruche erscheinen können, als unter diesem:

Compulerant . . greges Corydon et Thyrsis in unum.

Gesetzt nun, sie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entstanden sein! Und diese wollten gerne keine unter sich haben.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze Alles ist gut enthalten ist. Und zwar so, daß man

Erstlich den wahren Sinn dieses Satzes, der Hypothes seines Urhebers gemäß, bestimme.

Zweitens ihn mit dem System des Optimismus, oder der Wahl des Besten, genau vergleiche und

Drittens die Gründe anführe, warum dieses Popische System entweder zu behaupten oder zu verwerfen sei.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze: Alles ist gut, enthalten ist.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich Anfangs gestehen muß, daß mir die Art, mit welcher diese Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beste zu sein scheinet. Da Thales, Plato, Chrysippus, Leibnitz und Spinoza, und unzählig Andere, einmüthig bekennen: Es sei Alles gut; so müssen in diesen Worten entweder alle Systemata, oder es muß keines darin enthalten sein. Sie sind der Schluß, welchen Jeder aus seinem besondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie sind das Bekenntniß derer, welche ohne Lehrgebäude philosophirt haben. Wollte man sie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einschlagenden Fragen zu entscheiden wären; so würde mehr Bequemlichkeit als Verstand dabei sein. Gott hat es so haben wollen, und weil er es so hat haben wollen, muß es gut sein: Ist wahrhaftig eine sehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewiesen, aber nicht erleuchtet. Sie ist das beträchtlichste Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was ist fauler, als sich bei einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen Gottes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenstand des göttlichen Willens habe sein können?

Wenn ich also glauben könnte, der Concipient der Akademischen Aufgabe habe schlechterdings in den Worten Alles ist gut ein System zu finden verlangt; so würde ich billig fragen, ob er auch das Wort System in der strengen Bedeutung nehme, die es eigent-

lich haben soll? Allein er kann mit Recht begehren, daß man sich mehr an seinen Sinn, als an seine Worte halte. Besonders alsdenn, wenn der wahre Sinn, der falschen Worte ungeachtet, durchstrahlet, wie es hier in den nähern Bestimmungen des Satzes hinlänglich geschiehet.

Diesem zufolge stelle ich mir also vor, die Akademie verlange eine Untersuchung desjenigen Systems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit: daß Alles gut sei, dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man sonst sagen will. Nur muß man nicht sagen, daß das System in diesen Worten liegen solle. Es liegt nicht eigentlicher darinne, als die Prämissen in einer Conclusion liegen, deren zu eben derselben eine unendliche Menge sein können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bei dieser Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache also! Eine Untersuchung des Popischen Systems — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erstaunen befragt zu haben: wer ist Pope? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten?) [1]) Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?

Doch ein Dichter braucht nicht allezeit ein Dichter zu sein. Ich sehe keinen Widerspruch, daß er nicht auch ein Philosoph sein könne. Eben derselbe, welcher in dem Frühlinge seines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Musen und Faunen, mit dem Thyrsus in der Hand, herum geschwärmt; eben derselbe kann sich ja leicht in dem reifen Herbste seiner Jahre in den philosophischen Mantel einhüllen und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernst abwechseln lassen. Diese Veränderung ist der Art, wie sich die Kräfte unserer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage machte diese Ausflucht zu nichte. — — Wenn? Wo hat Pope den Metaphysiker gespielt, den ich ihm nicht zutraue? — — Eben, als er seine Stärke in der Dichtkunst am meisten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte also, und zwar in einem Gedichte, das diesen Namen nach aller Strenge

---

1) 1 Sam. 10, 11.

verdient, hat er ein System aufgeführt, welches eine ganze Akademie der Untersuchung werth erkennet? So sind also bei ihm der Poet und der strenge Philosoph — — strenger aber als der systematische kann keiner sein — — nicht zwei mit einander abwechselnde Gestalten, sondern er ist Beides zugleich; er ist das Eine, indem er das Andere ist?

Dieses wollte mir schwer ein — — Gleichwohl suchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine

Vorläufige Untersuchung

Ob ein Dichter, als ein Dichter, ein System haben könne?

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit, eine Erklärung des Worts System voraus zu schicken. Doch ich bleibe bei der Bescheidenheit, die ich schon oben verrathen habe. Es ist so ungeziemend, als unnöthig, einer Versammlung von Philosophen, das ist, einer Versammlung systematischer Köpfe, zu sagen, was ein System sei?

Kaum, daß es sich schickte, ihr zu sagen, was ein Gedicht sei; wenn dieses Wort nicht auf so verschiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Untersuchung für die bequemste hielte.

Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede. Man weiß, wie vieles die Worte vollkommen und sinnlich in sich fassen, und wie sehr diese Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdienet, wenn man von der Natur der Poesie weniger seicht urtheilen will.

Ein System also und eine sinnliche Rede — Noch fällt der Widerspruch dieser zwei Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den besondern Fall einschließen müssen, auf welchen es eben hier ankömmt, und für das System überhaupt ein metaphysisches setzen.

Ein System metaphysischer Wahrheiten also und eine sinnliche Rede; beides in einem — — Ob diese wohl einander aufreiben?

Was muß der Metaphysiker vor allen Dingen thun? — — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß sie nie in einem andern Verstande, als in dem erklärten, anwenden; er muß sie mit keinen, dem Scheine nach gleichgültigen, verwechseln.

Welches von diesen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung synonymischer Worte ist ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worin bestehet das Wesen derselben? — — Darin, daß sie nie bei der strengen Wahrheit bleiben; daß sie bald zu viel, und bald zu wenig sagen — — Nur einem Metaphysiker, von der Gattung eines Böhmens, kann man sie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphysikers? — — Er geht, in beständigen Schlüssen, immer von dem Leichtern zu dem Schwerern fort; er nimmt sich nichts vorweg; er holet nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine sinnliche Art auseinander könnte wachsen sehen: so würde ihr Wachsthum eben dieselben Staffeln beobachten, die er uns in der Ueberzeugung von derselben hinauf gehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine so sclavische Ordnung. Nichts ist der Begeisterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich schwerlich diese kaum berührten Gedanken weiter ausführen lassen, ohne mir die Erfahrung entgegen zu setzen. Allein, auch die Erfahrung ist auf meiner Seite. Sollte man mich also fragen, ob ich den Lucrez kenne; ob ich wisse, daß seine Poesie das System des Epikurs enthalte? Sollte man mir Andere seinesgleichen anführen, so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und Seinesgleichen sind Versmacher, aber keine Dichter. Ich leugne nicht, daß man ein System in ein Silbenmaß oder auch in Reime bringen könne; sondern ich leugne, daß dieses in ein Silbenmaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde. — — Man erinnere sich nur, was ich unter einem Gedichte verstehe; und was Alles in dem Begriffe einer sinnlichen Rede liegt. Er wird schwerlich in seinem ganzen Umfange auf die Poesie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden sein, als auf die Popische.

Der Philosoph, welcher auf den Parnaß hinauffsteiget, und der Dichter, welcher sich in die Thäler der ernsthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo sie, so zu reden, ihre Kleidung verwechseln und wieder

zurückgehen. Jeder bringt des Andern Gestalt in seine Wohnungen mit sich; weiter aber auch nichts, als die Gestalt. Der Dichter ist ein philosophischer Dichter, und der Weltweise ein poetischer Weltweise geworden. Allein, ein philosophischer Dichter ist darum noch kein Philosoph, und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet.

Aber so sind die Engländer. Ihre großen Geister sollen immer die größten, und ihre seltnen Köpfe sollen immer Wunder sein. Es schien ihnen nicht Ruhms genug, Popen den vortrefflichsten philosophischen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein eben so großer Philosoph als Poet sei. Das ist: sie wollen das Unmögliche, oder sie wollen Popen als Poet um ein Großes erniedrigen. Doch das Letztere wollen sie gewiß nicht; sie wollen also das Erstere.

Bisher habe ich gezeigt — — wenigstens zeigen wollen — — daß ein Dichter, als Dichter, kein System machen könne. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen will; gesetzt auch, er könnte; gesetzt auch, meine Schwierigkeiten involvirten keine Unmöglichkeit, und sein Genie gebe ihm Mittel an die Hand, sie glücklich zu übersteigen.

Ich will mich gleich an Popen selbst halten. Sein Gedicht sollte kein unfruchtbarer Zusammenhang von Wahrheiten sein. Er nennt es selbst ein moralisches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Ansehung der Menschen rechtfertigen wolle. Er suchte mehr einen lebhaften Eindruck, als eine tiefsinnige Ueberzeugung — — Was mußte er wohl also in dieser Absicht thun? Er mußte ohne Zweifel alle dahin einschlagenden Wahrheiten in ihrem schönsten und stärksten Lichte seinen Lesern darstellen.

Nun überlege man, daß in einem System nicht alle Theile von gleicher Deutlichkeit sein können. Einige Wahrheiten desselben ergeben sich sogleich aus dem Grundsatze; andere sind mit gehäuften Schlüssen daraus herzuleiten. Doch diese letzten können in einem andern System die deutlichsten sein, in welchem jene erstern vielleicht die dunkelsten sind.

Der Philosoph macht sich aus dieser kleinen Unbequemlichkeit der Systeme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, ist ihm darum nicht mehr Wahrheit, als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüsse gelangen kann; wenn

diese zwanzig Schlüsse nur untrüglich sind. Genug, daß er Alles in einen Zusammenhang gebracht hat; genug, daß er diesen Zusammenhang mit einem Blicke, als ein Ganzes zu übersehen vermag, ohne sich bei den feinen Verbindungen desselben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles was er sagt, soll gleich starken Eindruck machen: alle seine Wahrheiten sollen gleich überzeugend rühren. Und dieses zu können, hat er kein ander Mittel, als diese Wahrheit nach diesem System, und jene nach einem andern auszudrücken. — — Er spricht mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll. Die Wollust würde in den Versen eines Seneka, wenn er überall genau bei seinen Grundsätzen bleiben wollte, einen sehr traurigen Aufzug machen; eben so gewiß, als die Tugend in den Liedern eines sich immer gleichen Epikurers ziemlich das Ansehen einer Metze haben würde.

Jedoch, ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierwider machen könnte. Ich will mir es gefallen laßen; Pope mag eine Ausnahme sein. Er mag Geschicklichkeit und Willen genug besessen haben, in seinem Gedichte, wo nicht ein System völlig zu entwerfen, wenigstens mit den Fingern auf ein Gewisses zu zeigen. Er mag sich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeschränkt haben, die sich nach diesem System sinnlich vortragen lassen. Er mag die übrigen um so viel eher übergangen sein, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht ist, Alles zu erschöpfen.

Wohl! Es muß sich ausweisen; und es wird sich nicht besser ausweisen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeschriebenen Punkte halte. Diesen gemäß wird meine Abhandlung aus drei Abschnitten bestehen, welchen ich zuletzt einige historisch kritische Anmerkungen beifügen will.

Erster Abschnitt.

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popische System liegen müßte.

Man darf diese Sätze fast nirgends anders als in dem ganzen ersten Briefe und in dem vierten, hin und wieder, suchen.

Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine systematische Miene machte, und ich zweifle, ob man außer folgenden Dreizehn noch einen antreffen wird, welcher in dieser Absicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung, nach welcher ich sie hersetzen will, ist nicht die Ordnung, welcher Pope in dem Vortrage gefolget ist. Sondern es ist die, welcher Pope im Denken muß gefolget sein; wenn er anders einer gefolgt ist.

Erster Satz.

Von allen möglichen Systemen muß Gott das beste geschaffen haben.

Dieser Satz gehört Popen nicht eigenthümlich zu; vielmehr zeigen seine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimmt und von einem Andern entlehnet.

1. Br. Z. 43. 44.

Of Systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best etc.

Das ist: wenn man zugestehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichen Systemen das beste erschaffen müsse. Wenn kann hier keine Ungewißheit anzeigen; sondern, weil er seine übrigen Sätze aus der Bedingung folgert, so muß es hier eben das sein, als wenn er gesagt hätte: da man nothwendig gestehen muß ꝛc.

Zweiter Satz.

In diesem besten System muß Alles zusammenhangen, wenn nicht Alles in einander fallen soll.

1. Br. Z. 45.

Where all must fall, or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die letzte Hälfte dieser Zeile: or not coherent be. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß es anstatt not, all heißen müsse. Gesetzt aber, Pope habe wirklich not geschrieben, so kann doch auch alsdenn kein anderer Sinn darinne liegen, als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf

an, was Pope unter dem Zusammenhange in der Welt verstehe. Er erklärt sich zwar nicht ausdrücklich darüber; verschiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verstehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt besetzt wären, ohne daß irgendwo eine Lücke anzutreffen sei. Er setzt daher zu den angeführten Worten hinzu (S. 46): and all that rises, rise in due degree, d. h. mit dem vorhergehenden zusammen genommen: Es muß Alles in einander fallen, oder Alles zusammenhangen, und was sich erhebt, muß sich in dem gebührenden Grade erheben. Folglich findet er den Zusammenhang darin, daß sich Alles stufenweis in der Welt erhebe. Und ferner sagt er (S. 233): wenn einige Wesen vollkommen werden sollen, so müssen entweder die niedrigern Wesen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdenn die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, so bald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird.[1] Each System in gradation roll (S. 239): Ein jedes System gehet stufenweise fort; sagt überhaupt eben dieses. Und eben diese allmähliche Degradation nennt er die große Kette, welche sich von dem Unendlichen bis auf den Menschen, und von dem Menschen bis auf das Nichts erstrecke. (1. Brief. S. 232. 236.) Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher. (S. 47 und folgende.)

Order is Heav'n's great Law; and this confest,
Some are and must be, mightier than the rest,
More rich, more wise etc.

Er nimmt also diese Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verschieden sind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es sehn, daß er mit dem Zusammenhang in der Welt keinen andern Begriff verknüpfe, als den wir eben auseinandergesetzt haben.

---

1) Vgl. unten den achten Satz. Lessing an Herder, den 10. Januar 1779: „Wielands Plaisanterie über den Dunkel ist so gerecht als lustig, und Nicolai mag sie auch wohl gegen ihn verschuldet haben. Wenn er nur nicht damit eine ganze Sprosse aus der Leiter ausbräche, die ein gewisses Publikum nothwendig mit besteigen muß, wenn es weiter kommen soll."



Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müssen irgendwo solche Wesen, wie die Menschen sind, anzutreffen sein.

1. Br. Z. 47. 48.

— in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Dieser Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn sollen in der besten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen, so muß auch der Rang, der für den Menschen gehört, nicht leer bleiben. Der Mensch hat also weder in der besten Welt ausbleiben, noch vollkommener geschaffen werden können. In beiden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden und daher kein Zusammenhang in der besten Welt gewesen sein.

Man bedenke nunmehr, wie wenig Popens Schluß bindet, wenn wir den Zusammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geschehen ist.

Of Systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best,
Where all etc. — —
Then in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Aus keiner andern Ursache, sagt Pope, mußte ein solcher Rang, ein solcher Grad der Vollkommenheit, als der Mensch begleitet, wirklich werden, als, weil in der besten Welt Alles in einander fallen oder zusammenhängen und in einem gehörigen Grade sich erheben muß, das heißt, weil kein Rang unbesetzt bleiben darf.

Besser hat Pope, vermuthlich dem Einwurfe begegnen zu können, nicht geglaubt: warum so ein Wesen, wie der Mensch, erschaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erschaffen worden? Auf das Letztere noch näher zu antworten, nimmt er (Brief 1, Zeile 251 und folgende) die Unveränderlichkeit der Wesen aller Dinge zu Hülfe und sagt, daß dieses Verlangen eben so lächerlich sei als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf und der Kopf mit seinen Sinnen nicht bloß das Werkzeug des Geistes

zu sein begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160) drückt er sich hierüber noch stärker aus, wo er behauptet: die Frage, warum der Mensch nicht vollkommen erschaffen worden, wollte mit veränderten Worten nichts Anderes sagen, als dieses: warum der Mensch nicht ein Gott und die Erde nicht ein Himmel sei?

Vierter Satz.

Die Glückseligkeit eines jeden Geschöpfs bestehet in einem Zustande, der nach seinem Wesen abgemessen ist.

1. Br. Z. 175.

All in exact proportion of the state.

und in der 71sten Zeile eben desselben Briefes sagt er von dem Menschen insbesondere:

His being measur'd to his state and place.

Folglich, sagt Pope, kömmt es nur hauptsächlich darauf an, daß man beweise, der Mensch sei wirklich in der Welt in einen Zustand gesetzt worden, welcher sich für sein Wesen und seinen Grad der Vollkommenheit schickt:

1. Br. 49. 50. Zeile.

And all the question (wrangled e're so long)
Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz.

Der Mensch ist so vollkommen als er sein soll.

1. Br. Zeile 70.

Man's as perfect as he ought.

Das heißt: Der Zustand des Menschen ist wirklich nach seinem Wesen abgemessen und daher ist der Mensch vollkommen. Daß aber jenes sei, erhelle klar, wenn man den Zustand, darin der Mensch lebe, selbst betrachte, welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechster Satz.

Gott wirkt nach allgemeinen und nicht nach besondern Gesetzen; und in besondern Fällen handelt er nicht wider seine allgemeinen Gesetze um eines Lieblings willen.

4. Br. Z. 33. 34.

— — the universal cause
Acts not by partial but by general laws.

und Z. 119. ebd. B.

Think we like some weak Prince th' eternal Cause
Prone for his Fav'rites to reverse his Laws?

Diesen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus und erläutert ihn durch Beispiele. Er scheint aber damit das System des Malebranche angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Gesetze zum Gegenstande des göttlichen Willens macht und so den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenn gleich aus diesen allgemeinen Gesetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieses Weltweisen behaupten folglich, Gott habe seiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Gesetze regieren müssen. In besondern Fällen könnte die Anwendung dieser allgemeinen Gesetze wohl so etwas hervorbringen, das an und für sich selbst entweder völlig unnütze oder gar schädlich und daher den göttlichen Absichten eigentlich zuwider sei: allein es sei genug, daß die allgemeinen Gesetze von erheblichem Nutzen wären und daß die Uebel, welche in wenigen besondern Fällen daraus entstehen, nicht ohne einen besondern Rathschluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an: die allgemeinen mechanischen Gesetze, nach welchen der Regen zu gewissen Zeiten herunterfalle, hätten einen unaussprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen schaffe; und wie oft richte er nicht Ueberschwemmungen an, wo er gar schädlich wäre? Ihrer Meinung also nach können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der besten Welt entstehen, weil keine allgemeinen Gesetze möglich sind, die den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen genug thäten. Oder, fragen sie, sollte Gott eines Lieblings Willen — — der wißbegierige Weltweise sei, zum Exempel, dieser Liebling — — die allgemeinen Gesetze brechen, nach welchen ein Aetna Feuer speien muß?

4. Br. Z. 121. 122.

Shall burning Aetna, if a sage requires,
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebenter Satz.

Kein Uebel kömmt von Gott.

Das ist: das Uebel, welches in der Welt erfolgt, ist niemals der Gegenstand des göttlichen Willens gewesen.

4. Br. Z. 110.

God sends not ill.

Pope hat dieses aus dem Vorhergehenden ungefähr so geschlossen. Wenn das Uebel nur in besondern Fällen entsteht und eine Folge aus den allgemeinen Gesetzen ist; Gott aber nur diese allgemeinen Gesetze, als allgemeine Gesetze, für gut befunden und zum Gegenstande seines Willens gemacht hat: so kann man nicht sagen, daß er das Uebel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt und ohne welches sie keine allgemeinen Gesetze gewesen wären. Unser Dichter sucht diese Entschuldigung um ein Großes kräftiger zu machen, wenn er sagt, daß noch dazu dieses aus den allgemeinen Gesetzen folgende Uebel sehr selten sei. Er hat hiermit vielleicht nur so viel sagen wollen, daß Gott solche allgemeine Gesetze gewählt habe, aus welchen in besondern Fällen die wenigsten Uebel entstünden. Allein er drückt sich auf eine sehr sonderbare Art aus; er sagt (1. Br. Z. 143): th'exceptions are few, und an einem andern Orte Nature lets il fall, das Uebel nämlich. Ich werde diesen Punkt in meinem dritten Abschnitte berühren müssen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeste Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze besteht, nach sich ziehen sollte.

1. Br. Z. 233—236.

— — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void,
Where, one step broken, the great scale's destroy'd.[1])

1) Vgl. oben den zweiten Satz.

und Z. 239—242.

And if each System in gradation roll
Alike essential to th'amazing whole;
The least confusion but in one, not all
That system only, but the whole must fall.

Neunter Satz.

Das natürliche und moralische Böse sind Folgen aus den allgemeinen Gesetzen, die Gott öfters zum Besten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelassen hat, als daß er durch einen besondern Willen seinem allgemeinen hätte zuwider handeln sollen.

1. Br. Z. 145. 146.

If the great end be human happiness,
Then Nature *deviat's*, and can man do less?

4. Br. Z. 112. 113.

Or partial ill is universal good
— — — — or Nature lets it fall.

1. Br. Z. 161. 162.

— all subsists by elemental strife,
And Passions are the Elements of life.

Zehnter Satz.

Es ist nicht Alles um des Menschen Willen geschaffen worden, sondern der Mensch selbst ist vielleicht um eines andern Dinges Willen da.

1. Br. Z. 57.

— man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown.

3. Br. Z. 24.

Made beast in aid of man, and man of beast.

Eilfter Satz.

Die Unwissenheit unseres zukünftigen Zustandes ist uns zu unserm Besten gegeben worden.

Wer würde ohne sie, sagt der Dichter, sein Leben hier ertragen können? (1. Br. Z. 76.)

Und ebd. Z. 81.

Oh blindness of the future! kindly giv'n
That each etc.

Anstatt der Kenntniß des Zukünftigen aber, sagt Pope, hat uns der Himmel die Hoffnung geschenkt, welche allein vermögend ist, uns unsere letzten Augenblicke zu versüßen.

Zwölfter Satz.

Der Mensch kann sich, ohne seinen Nachtheil, keine schärfern Sinne wünschen.

Die Stelle, worin er dieses beweiset, ist zu lang, sie hier abzuschreiben. Sie steht in dem ersten Briefe und geht von der 185sten Zeile bis zu der 198sten. Dieser Satz aber und die zwei vorhergehenden sind eigentlich nähere Beweise des fünften Satzes und sollen darthun, daß dem Menschen wirklich solche Gaben und Fähigkeiten zu Theil worden, als sich für seinen Stand am besten schicken. Die Frage wäre also beantwortet, auf welche es, nach Popens Meinung, in dieser Streitigkeit hauptsächlich ankömmt.

if God has placed him (*man*) wrong?

Dreizehnter Satz.

Die Leidenschaften des Menschen, die nichts als verschiedene Abänderungen der Eigenliebe sind, ohne welche die Vernunft unwirksam bleiben würde, sind ihm zum Besten gegeben worden.

2. Br. Z. 83.

Modes of self-love the Passions we may call.

Ebend. Z. 44.

Self-love to urge, and Reason to restrain.

und 1. Br. Z. 162.

Passions are the Elements of life.

Pope gesteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenschaften entstehen; allein auch diese gründen sich auf ein allgemeines Gesetz, welches dieses ist: daß sie alle von einem wirklichen oder einem anscheinenden Gute in Bewegung gesetzt werden sollen. Gott aber habe (nach dem 9ten Satze) alle

Uebel zulassen müssen, die aus den allgemeinen Gesetzen erfolgten, weil er sonst die allgemeinen Gesetze durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben müssen.

2. Br. Z. 84.

'Tis real good, or seeming, moves them all.

Schlußsatz.

Aus allen diesen Sätzen nun zusammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können, daß Alles gut sei; que tout ce qui est, est bien. Ich drücke hier seinen Sinn in der Sprache seiner Uebersetzer aus. Allein, ist es wohl gut, sich auf diese zu verlassen? Wie, wenn Pope nicht gesagt hätte, daß Alles gut, sondern nur, daß Alles recht sei? Wollte man wohl recht und gut für einerlei nehmen? Hier sind seine Worte (1. Br. Z. 286):

— Whatever is, is *right.*

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope ist, die Schande nicht anthun und sagen, daß er durch den Reim gezwungen worden, *right* hier anstatt irgend eines andern Worts zu setzen. Wenigstens war er in dem vierten Briefe (Z. 382), wo er diesen Ausspruch wiederholt, des Reimzwanges überhoben, und es muß mit ernstlichem Bedacht geschehen sein, daß er nicht good oder well gesagt hat. Und warum hat er es wohl nicht gesagt? Weil es offenbar mit seinen übrigen Gedanken würde gestritten haben. Da er selbst zugesteht, daß die Natur manche Uebel fallen lasse, so konnte er wohl sagen, daß dem ohngeachtet Alles recht sei, aber unmöglich, daß Alles gut sei. Recht ist Alles, weil Alles, und das Uebel selbst, in der Allgemeinheit der Gesetze, die der Gegenstand des göttlichen Willens waren, gegründet ist. Gut aber würde nur alsdenn Alles sein, wenn diese allgemeinen Gesetze allezeit mit den göttlichen Absichten übereinstimmten. Zwar gestehe ich gern, daß auch das französische bien weniger sagt als bon, ja daß es fast etwas Anderes sagt; desgleichen auch, daß das deutsche gut, wenn es adverbialiter und nicht substantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur recht ist. Allein es ist die Frage, ob man an diesen feinen Unterschied stets gedacht hat, so oft man das Popische: es ist Alles gut, oder tout ce qui est, est bien gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man so gut sein und die vorgetragenen Sätze für ein System gelten lassen, so kann ich es unterdessen recht wohl zufrieden sein. Ich will wünschen, daß es sich in dem Verstande des Lesers wenigstens so lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abschnitte, zum Theil mit den eignen Waffen seines Urhebers, selbst niederreißen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein so schwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor sich stehen zu lassen, nicht aussetzen, wenn ich mich nicht nothwendig zu dem zweiten von der Akademie vorgeschriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweiter Abschnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnitzischen Lehren.

Wenn ich der Akademie andre Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann; so würde ich fragen: ob man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Popischen Sätze für philosophisch, oder mehr die Leibnitzischen Sätze für poetisch habe erklären wollen?

Doch, wie gesagt, ich kann meine Frage sparen, und mich immer zu der Vergleichung selbst wenden. Aufs Höchste möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem, mehr als menschlichen, Geiste des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beibehalten, doch ohne sie alle zu berühren. Verschiedne stehen nur der Verbindung wegen da; und verschiedne sind allzuspeciell, und mehr moralisch als metaphysisch. Beide Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollständig sein.

Erster Satz.

Gott muß von allen möglichen Systemen das beste erschaffen haben. Dieses sagt Pope, und auch *Leibnitz* hat sich an mehr als einem Orte vollkommen so ausgedrückt[1].

---

1) Z. B. in der „Theodicee“ (übers. von Gottsched, S. 204): „Der Rathschluß Gottes besteht lediglich in dem Entschlusse, den er, nachdem er alle mögliche Welten

Was jeder besonders dabei gedacht hat, muß aus dem Uebrigen erhellen. Warburton aber hat völlig Unrecht, wenn er diesen Satz, unabhängig von den andern Sätzen, nicht sowohl für Leibnitzisch als für Platonisch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademischen Frage anstatt des Satzes: Alles ist gut, nothwendig diesen und keinen andern hätte wählen müssen, wenn er mit einigem Grunde sagen wollte, daß ein System darin liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnitzische, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweiter Satz.

In dem besten System muß Alles zusammenhangen. Was Pope unter diesem Zusammenhange verstehe, hat man gesehen. Diejenige Beschaffenheit der Welt nämlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Wesen angefüllt wären.

Leibnitz hingegen setzt diesen Zusammenhang darin, daß Alles in der Welt, eines aus dem andern, verständlich erkläret werden kann. Er siehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die theils neben einander existiren, theils auf einander folgen. Diese verschiednen Dinge würden zusammen kein Ganzes ausmachen, wenn sie nicht alle, wie die Räder der Maschine, mit einander vereiniget wären: das heißt, wenn sich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären ließe, warum alle übrigen so, und nicht anders neben ihm sind: und aus jedem vorhergehenden Zustande eines Dinges, warum dieser oder jener darauf folgen wird. Dieses muß ein unendlicher Verstand völlig daraus begreifen können, und der mindeste Theil der Welt muß ihm ein Spiegel[1]) sein, in welchem er alle übrigen Theile, die neben demselben sind, so wie

---

mit einander verglichen, ergreift, diejenige zu erwählen, welche die beste ist, und sie durch das allmächtige Wort: Es werde! mit allem, was in ihr ist, zur Wirklichkeit kommen zu lassen."

1) Ein Leibnitzischer Ausdruck. Vgl. „Vernünftige Grundsätze von der Natur und von der Gnade" (Theodicee, übers. von Gottsched, S. 770): „Und weil wegen der Fülle der Welt alles verbunden ist, und jeder Körper auf jeden andern Körper nach dem Maße seiner Weite mehr oder weniger wirket und durch die Gegenwirkung davon gerühret wird, so folget, daß jede Monas ein lebendiger oder mit

alle Zustände, in welchen die Welt war oder je sein wird, sehen kann.

Nirgends aber hat Leibnitz gesagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der besten Welt besetzt sein müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte sagen können. Denn wenn er gleich mit Popen sagen dürfte: die Schöpfung ist voll; so müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit diesen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnitzen zu reden, ist die Schöpfung in der besten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet ist, und daher der Raum oder die Ordnung der nebeneinander existirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art ist sie auch der Zeit nach voll, weil die Zustände, die in derselben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Ursachen in einander gegründet zu sein. Etwas ganz Anderes aber versteht Pope unter seiner *full creation*, wie sich aus der Verbindung seiner Worte schließen läßt.

1. Br. Z. 235.

— — — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void.

Die Schöpfung nämlich ist ihm nur deswegen voll, weil alle Grade darin besetzt sind.

Und dieses ist ein Beweis mehr, daß zwei verschiedne Schriftsteller deswegen noch nicht einerlei Meinung sind, weil sie sich an gewissen Stellen mit einerlei Worten ausdrücken. Pope hatte einen

---

einer innern Wirksamkeit begabter Spiegel sei, der das Weltgebäude nach seinem Gesichtspunkte vorstellet und ebenso geordnet ist als das Weltgebäude selbst." Ebenda S. 777: „Aus der Vollkommenheit des höchsten Urhebers folget auch noch, daß nicht nur die Ordnung des ganzen Weltgebäudes die allervollkommenste sei, sondern daß auch ein jeder lebendiger Spiegel, der nach seinem Gesichtspunkte das Weltgebäude vorstellet, das heißt, daß jede Monas, jeder wesentliche Mittelpunkt seine Empfindungen und Begierden haben muß, die so gut, als es sich mit den übrigen verträgt, aufs beste geordnet sind." Ebenda S. 778: „Was die vernünftige Seele oder den Geist anbelanget, so ist in ihm etwas mehr als in den Monaden oder in den einfachen Substanzen. Er ist nicht nur ein Spiegel des Weltgebäudes, sondern auch noch ein Ebenbild Gottes." Daher Schillers:

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.



ganz andern Begriff von leer und voll in Ansehung der Schöpfung, als Leibnitz; und daher konnten sie beide sagen: the creation is full, ohne weiter etwas unter sich gemein zu haben, als die bloßen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden schließt Pope a priori, daß nothwendig der Mensch in der Welt angetroffen werden müsse, weil sonst die ihm gehörige Stelle unter den Wesen leer sein würde.

Leibnitz hingegen beweiset das nothwendige Dasein des Menschen a posteriori, und schließt, weil wirklich Menschen vorhanden sind, so müssen solche Wesen zur besten Welt gehört haben.

Sechster Satz.

Pope, wie man gesehen hat, scheinet mit dem P. Malebranche in diesem Satze einerlei Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nämlich, Gott könne in der Welt bloß deswegen Böses geschehen lassen, weil er seinen allgemeinen Willen nicht durch besondre Rathschlüsse aufheben wolle. Nothwendig müßten also in der Welt Mängel anzutreffen sein, die Gott, der besten Welt unbeschadet, hätte vermeiden können, wenn er seinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle ansehen, um zu erkennen, daß dieses wirklich Popens Meinung gewesen sei.

4. Br. Z. 112.

Or partial ill is universal good
— — or Nature lets it fall.

Dieses oder oder zeigt genugsam, daß das Uebel in dem zweiten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beitrage, sondern daß es die Natur, oder die allgemeinen Gesetze fallen lassen.

Allein was behauptet Leibnitz von allem diesen? — Leibnitz behauptet, der allgemeine Rathschluß Gottes entstehe aus allen besondern Rathschlüssen zusammen genommen, und Gott könne, ohne der besten Welt zum Nachtheile, kein Uebel durch einen besondern Rathschluß aufheben. Denn nach ihm hanget das System der Absichten mit dem System der wirkenden Ursachen so genau zusammen, daß man dieses als eine Folge aus dem erstern ansehen kann. Man kann also nicht sagen, daß aus den all-

gemeinen Gesetzen der Natur, das ist, aus dem System der wirkenden Ursachen etwas erfolge, das mit den göttlichen Absichten nicht übereinstimmt; denn bloß aus der besten Verknüpfung der besondern Absichten sind die allgemein wirkenden Ursachen und das allerweiseste Ganze entstanden. (Man sehe hiervon die Theodicee §. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibnitz nicht einmal in dem Begriffe der besten Welt einig sein können. Leibnitz sagt: wo verschiedene Regeln der Vollkommenheit zusammengesetzt werden sollen, ein Ganzes auszumachen; da müssen nothwendig einige derselben wider einander stoßen, und durch dieses Zusammenstoßen müssen entweder Widersprüche entstehen, oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen. Die beste Welt ist also nach ihm diejenige, in welcher die wenigsten Ausnahmen, und diese wenigen Ausnahmen noch dazu von den am wenigsten wichtigen Regeln geschehen. Daher nun entstehen zwar die moralischen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beschweren; allein sie entstehen vermöge einer höhern Ordnung, die diese Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Uebel in der Welt weniger entstehen lassen, so würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geschehen sollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott, der besten Welt unbeschadet, einige Uebel daraus hätte weglassen können, ohne etwas Merkliches in derselben zu verändern. Allein dem ohngeachtet habe er die Allgemeinheit der Gesetze, aus welcher diese Uebel fließen, lieber gewollt, und wolle sie auch noch lieber, ohne diesen seinen Entschluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.[1])

1) Vgl. den von Lessing oben angezogenen §. 204 der Theodicee, Th. II (übers. von Gottsched, S. 408 f.): „Als sich dieser (der Pater Malebranche, Cartesianer) vortreffliche Verfasser des Tractats von der Untersuchung der Wahrheit (Recherche de la Verité) von der Philosophie auf die Theologie gewendet: so hat er endlich einen sehr schönen Tractat von der Natur und Gnade herausgegeben, darinnen er nach seiner Art (wie es Herr Bayle in seinen „Gedanken über die Kometen“ im 234. erkläret hat) zeiget: daß die Begebenheiten, welche aus Vollziehung der allgemeinen Gesetze entstehen, kein Gegenstand eines besondern göttlichen Willens sind. Es ist

Achter Satz.

Ferner, wie wir gesehen haben, behauptet Pope, die mindeste Veränderung in der Welt erstrecke sich auf die ganze Natur, weil ein jedes Wesen, das zu einer größern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter sich lassen müsse, und diese Lücke müsse entweder leer bleiben, welches den ganzen Zusammenhang aufheben würde, oder die untern Wesen müßten heranrücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts Anders, als eine Zerrüttung verursachen könne.

Leibnitz weiß von keiner solchen Lücke, wie sie Pope annimmt, weil er keine allmähliche Degradation der Wesen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann, nach seiner Meinung, nirgend anders werden, als wo die Wesen in einander gegründet zu sein aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder, welches eben so viel ist, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibnitz in einem weit strengern Verstande als Pope, daß die mindeste Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Wesen ein Spiegel aller übrigen Wesen, und ein jeder Zustand der Inbegriff aller Zustände ist. Wenn also der kleinste Theil der Schöpfung anders, oder in einen andern Zustand versetzt wird, so muß sich diese Veränderung durch alle Wesen zeigen; eben wie in einer Uhr Alles, sowohl dem Raume, als der Zeit nach, anders wird, sobald das mindeste von einem Rädchen abgefeilet wird.

---

wahr, wenn man eine Sache will, so will man auch einigermaßen alles das, was nothwendig mit selbiger verknüpfet ist: folglich kann Gott die allgemeinen Gesetze nicht wollen, ohne auf gewisse Maße alle die besondern Wirkungen zu wollen, die nothwendig daraus entspringen müssen. Allein es bleibt dabei noch beständig wahr, daß man diese besondere Wirkungen und Begebenheiten nicht selbst um ihrent wegen wolle: und das versteht man auch darunter, wenn man sagt, man wolle sie nicht durch einen besondern und ausdrücklichen Willen. Es ist kein Zweifel, daß Gott, als er außer sich zu wirken beschlossen, eine solche Art zu wirken erwählet habe, die dem allervollkommensten Wesen anständig, das ist, zwar höchst einfach und gleichförmig, dabei aber nichtsdestoweniger von unendlicher Fruchtbarkeit gewesen. Man kann sich auch selbst einbilden, daß er diese Art durch einen allgemeinen Willen zu wirken, für die allerbeste gehalten: obschon einige Dinge daraus entständen, die bei einer andern regelmäßigen und nicht so einfachen Art, nach dieses Paters Meinung, überflüssig, ja (wie ich noch für mich darzu setze, wenn man sie insbesondere nimmt) böse sind.“

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen, nach Popens System, entweder zum Besten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer größern Unvollkommenheit mit begreift) oder weil keine allgemeinen Gesetze den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen haben genug thun können.

Nach Leibnitzens Meinung hingegen müssen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde sonst ganz gewiß ihr Außenbleiben aus den allgemeinen Gesetzen erfolgt sein. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Gesetze nicht willkürlich, sondern so angenommen, wie sie aus der weisen Verbindung seiner besondern Absichten, oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit, entstehen müssen. Wo eine Unvollkommenheit ist, da muß eine Ausnahme unvermeidlich gewesen sein. Keine Ausnahme aber kann Statt finden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander streiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geschehen sein, das ist, sie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wohl nöthig sein, noch mehrere Unterschiede zwischen den Popischen Sätzen und Leibnitzischen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was sollten es für mehrere Unterschiede sein? In den besondern moralischen Sätzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweisen überein, so verschieden auch ihre Grundsätze sind. Der übereinklingende Ausdruck der erstern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerlei zu halten; denn sonst würde es sehr leicht sein, jeden Andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, eben so wohl als Popen, zum Leibnitzianer zu machen.

Verdient nun aber Pope diese Benennung durchaus nicht, so wird auch nothwendig die Prüfung seiner Sätze etwas ganz Anderes als eine Bestreitung des Leibnitzischen Systems von der besten Welt sein. Die Gottschede sagen, sie werde daher auch etwas ganz Anderes sein, als die Akademie gewünscht habe, daß sie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottschede sagen; ich werde sie dem ohngeachtet unternehmen.

Dritter Abschnitt.

Prüfung der Popischen Sätze.

Ich habe oben gesagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müsse mehr darauf bedacht gewesen sein, das sinnlich Schöne aus allen Systemen zusammen zu suchen, und sein Gedicht damit auszuschmücken, als sich selbst ein eignes System zu machen, oder sich an ein schon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in seinen Briefen, die sich mit seinen obigen Sätzen auf keinerlei Weise verbinden lassen, und deren einige sogar ihnen schnurstracks zuwider laufen.

Ich will diese Stellen bemerken, indem ich die Sätze selbst nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweiter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweisen, daß die Kette der Dinge in der besten Welt nach einer allmählichen Degradation der Vollkommenheit geordnet sein müsse? Man werfe die Augen auf die vor uns sichtbare Welt! Ist Popens Satz gegründet, so kann unsre Welt unmöglich die beste sein. In ihr sind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Ursachen, keines Weges aber nach einer allmählichen Degradation neben einander. Weise und Thoren, Thiere und Bäume, Insecten und Steine sind in der Welt wunderbar durch einander gemischt, und man müßte die Glieder aus den entlegensten Theilen der Welt zusammen klauben, wenn man eine solche Kette bilden wollte, die allmählich vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige also, was Pope den Zusammenhang nennt, findet in unsrer Welt nicht Statt, und dennoch ist sie die beste, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieses? Wird man hier nicht augenscheinlich auf das Leibnitzische System geleitet, daß nämlich, vermöge der göttlichen Weisheit, alle Wesen in der besten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Ursachen neben einander geordnet sein müssen?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man so gut sein und die vorgetragenen Sätze für ein System gelten lassen, so kann ich es unterdessen recht wohl zufrieden sein. Ich will wünschen, daß es sich in dem Verstande des Lesers wenigstens so lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abschnitte, zum Theil mit den eignen Waffen seines Urhebers, selbst niederreißen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein so schwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor sich stehen zu lassen, nicht aussetzen, wenn ich mich nicht nothwendig zu dem zweiten von der Akademie vorgeschriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweiter Abschnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnitzischen Lehren.

Wenn ich der Akademie andre Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann; so würde ich fragen: ob man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Popischen Sätze für philosophisch, oder mehr die Leibnitzischen Sätze für poetisch habe erklären wollen?

Doch, wie gesagt, ich kann meine Frage sparen, und mich immer zu der Vergleichung selbst wenden. Aufs Höchste möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem, mehr als menschlichen, Geiste des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beibehalten, doch ohne sie alle zu berühren. Verschiedne stehen nur der Verbindung wegen da; und verschiedne sind allzuspeciell, und mehr moralisch als metaphysisch. Beide Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollständig sein.

Erster Satz.

Gott muß von allen möglichen Systemen das beste erschaffen haben. Dieses sagt Pope, und auch Leibnitz hat sich an mehr als einem Orte vollkommen so ausgedrückt [1].

---

1) Z. B. in der „Theodicee" (übers. von Gottsched, S. 204): „Der Rathschluß Gottes besteht lediglich in dem Entschlusse, den er, nachdem er alle mögliche Welten

Was jeder besonders dabei gedacht hat, muß aus dem Uebrigen erhellen. Warburton aber hat völlig Unrecht, wenn er diesen Satz, unabhängig von den andern Sätzen, nicht sowohl für Leibnitzisch als für Platonisch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademischen Frage anstatt des Satzes: Alles ist gut, nothwendig diesen und keinen andern hätte wählen müssen, wenn er mit einigem Grunde sagen wollte, daß ein System darin liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnitzische, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweiter Satz.

In dem besten System muß Alles zusammenhangen. Was Pope unter diesem Zusammenhange verstehe, hat man gesehen. Diejenige Beschaffenheit der Welt nämlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Wesen angefüllt wären.

Leibnitz hingegen setzt diesen Zusammenhang darin, daß Alles in der Welt, eines aus dem andern, verständlich erkläret werden kann. Er siehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die theils neben einander existiren, theils auf einander folgen. Diese verschiednen Dinge würden zusammen kein Ganzes ausmachen, wenn sie nicht alle, wie die Räder der Maschine, mit einander vereiniget wären: das heißt, wenn sich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären ließe, warum alle übrigen so, und nicht anders neben ihm sind: und aus jedem vorhergehenden Zustande eines Dinges, warum dieser oder jener darauf folgen wird. Dieses muß ein unendlicher Verstand völlig daraus begreifen können, und der mindeste Theil der Welt muß ihm ein Spiegel[1]) sein, in welchem er alle übrigen Theile, die neben demselben sind, so wie

---

mit einander verglichen, ergreift, diejenige zu erwählen, welche die beste ist, und sie durch das allmächtige Wort: Es werde! mit allem, was in ihr ist, zur Wirklichkeit kommen zu lassen."

1) Ein Leibnitzischer Ausdruck. Vgl. „Vernünftige Grundsätze von der Natur und von der Gnade" (Theodicee, übers. von Gottsched, S. 770): „Und weil wegen der Fülle der Welt alles verbunden ist, und jeder Körper auf jeden andern Körper nach dem Maße seiner Weite mehr oder weniger wirket und durch die Gegenwirkung davon gerühret wird, so folget, daß jede Monas ein lebendiger oder mit

alle Zustände, in welchen die Welt war oder je sein wird, sehen kann.

Nirgends aber hat Leibnitz gesagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der besten Welt besetzt sein müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte sagen können. Denn wenn er gleich mit Popen sagen dürfte: die Schöpfung ist voll; so müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit diesen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnitzen zu reden, ist die Schöpfung in der besten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet ist, und daher der Raum oder die Ordnung der nebeneinander existirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art ist sie auch der Zeit nach voll, weil die Zustände, die in derselben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Ursachen in einander gegründet zu sein. Etwas ganz Anderes aber versteht Pope unter seiner *full creation*, wie sich aus der Verbindung seiner Worte schließen läßt.

1. Br. Z. 235.

— — — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void.

Die Schöpfung nämlich ist ihm nur deswegen voll, weil alle Grade darin besetzt sind.

Und dieses ist ein Beweis mehr, daß zwei verschiedne Schriftsteller deswegen noch nicht einerlei Meinung sind, weil sie sich an gewissen Stellen mit einerlei Worten ausdrücken. Pope hatte einen

einer innern Wirksamkeit begabter Spiegel sei, der das Weltgebäude nach seinem Gesichtspunkte vorstellet und ebenso geordnet ist als das Weltgebäude selbst." Ebenda S. 777: „Aus der Vollkommenheit des höchsten Urhebers folget auch noch, daß nicht nur die Ordnung des ganzen Weltgebäudes die allervollkommenste sei, sondern daß auch ein jeder lebendiger Spiegel, der nach seinem Gesichtspunkte das Weltgebäude vorstellet, das heißt, daß jede Monas, jeder wesentliche Mittelpunkt seine Empfindungen und Begierden haben muß, die so gut, als es sich mit den übrigen verträgt, aufs beste geordnet sind." Ebenda S. 778: „Was die vernünftige Seele oder den Geist anbelanget, so ist in ihm etwas mehr als in den Monaden oder in den einfachen Substanzen. Er ist nicht nur ein Spiegel des Weltgebäudes, sondern auch noch ein Ebenbild Gottes." Daher Schillers:

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.



ganz andern Begriff von leer und voll in Ansehung der Schöpfung, als Leibnitz; und daher konnten sie beide sagen: the creation is full, ohne weiter etwas unter sich gemein zu haben, als die bloßen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden schließt Pope a priori, daß nothwendig der Mensch in der Welt angetroffen werden müsse, weil sonst die ihm gehörige Stelle unter den Wesen leer sein würde.

Leibnitz hingegen beweiset das nothwendige Dasein des Menschen a posteriori, und schließt, weil wirklich Menschen vorhanden sind, so müssen solche Wesen zur besten Welt gehört haben.

Sechster Satz.

Pope, wie man gesehen hat, scheinet mit dem P. Malebranche in diesem Satze einerlei Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nämlich, Gott könne in der Welt bloß deswegen Böses geschehen lassen, weil er seinen allgemeinen Willen nicht durch besondre Rathschlüsse aufheben wolle. Nothwendig müßten also in der Welt Mängel anzutreffen sein, die Gott, der besten Welt unbeschadet, hätte vermeiden können, wenn er seinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle ansehen, um zu erkennen, daß dieses wirklich Popens Meinung gewesen sei.

4. Br. Z. 112.

Or partial ill is universal good
— — or Nature lets it fall.

Dieses oder oder zeigt genugsam, daß das Uebel in dem zweiten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beitrage, sondern daß es die Natur, oder die allgemeinen Gesetze fallen lassen.

Allein was behauptet Leibnitz von allem diesen? — Leibnitz behauptet, der allgemeine Rathschluß Gottes entstehe aus allen besondern Rathschlüssen zusammen genommen, und Gott könne, ohne der besten Welt zum Nachtheile, kein Uebel durch einen besondern Rathschluß aufheben. Denn nach ihm hanget das System der Absichten mit dem System der wirkenden Ursachen so genau zusammen, daß man dieses als eine Folge aus dem erstern ansehen kann. Man kann also nicht sagen, daß aus den all-

gemeinen Gesetzen der Natur, das ist, aus dem System der wirkenden Ursachen etwas erfolge, das mit den göttlichen Absichten nicht übereinstimmt; denn bloß aus der besten Verknüpfung der besondern Absichten sind die allgemein wirkenden Ursachen und das allerweiseste Ganze entstanden. (Man sehe hiervon die Theodicee §. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibnitz nicht einmal in dem Begriffe der besten Welt einig sein können. Leibnitz sagt: wo verschiedene Regeln der Vollkommenheit zusammengesetzt werden sollen, ein Ganzes auszumachen; da müssen nothwendig einige derselben wider einander stoßen, und durch dieses Zusammenstoßen müssen entweder Widersprüche entstehen, oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen. Die beste Welt ist also nach ihm diejenige, in welcher die wenigsten Ausnahmen, und diese wenigen Ausnahmen noch dazu von den am wenigsten wichtigen Regeln geschehen. Daher nun entstehen zwar die moralischen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beschweren; allein sie entstehen vermöge einer höhern Ordnung, die diese Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Uebel in der Welt weniger entstehen lassen, so würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geschehen sollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott, der besten Welt unbeschadet, einige Uebel daraus hätte weglassen können, ohne etwas Merkliches in derselben zu verändern. Allein dem ohngeachtet habe er die Allgemeinheit der Gesetze, aus welcher diese Uebel fließen, lieber gewollt, und wolle sie auch noch lieber, ohne diesen seinen Entschluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.[1])

---

1) Vgl. den von Lessing oben angezogenen §. 204 der Theodicee, Th. II (übers. von Gottsched, S. 408 f.): „Als sich dieser (der Pater Malebranche, Cartesianer) vortreffliche Verfasser des Tractats von der Untersuchung der Wahrheit (Recherche de la Verité) von der Philosophie auf die Theologie gewendet: so hat er endlich einen sehr schönen Tractat von der Natur und Gnade herausgegeben, darinnen er nach seiner Art (wie es Herr Bayle in seinen „Gedanken über die Kometen“ im 234. erkläret hat) zeiget: daß die Begebenheiten, welche aus Vollziehung der allgemeinen Gesetze entstehen, kein Gegenstand eines besondern göttlichen Willens sind. Es ist



Achter Satz.

Ferner, wie wir gesehen haben, behauptet Pope, die mindeste Veränderung in der Welt erstrecke sich auf die ganze Natur, weil ein jedes Wesen, das zu einer größern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter sich lassen müsse, und diese Lücke müsse entweder leer bleiben, welches den ganzen Zusammenhang aufheben würde, oder die untern Wesen müßten heranrücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts Anders, als eine Zerrüttung verursachen könne.

Leibnitz weiß von keiner solchen Lücke, wie sie Pope annimmt, weil er keine allmähliche Degradation der Wesen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann, nach seiner Meinung, nirgend anders werden, als wo die Wesen in einander gegründet zu sein aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder, welches eben so viel ist, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibnitz in einem weit strengern Verstande als Pope, daß die mindeste Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Wesen ein Spiegel aller übrigen Wesen, und ein jeder Zustand der Inbegriff aller Zustände ist. Wenn also der kleinste Theil der Schöpfung anders, oder in einen andern Zustand versetzt wird, so muß sich diese Veränderung durch alle Wesen zeigen; eben wie in einer Uhr Alles, sowohl dem Raume, als der Zeit nach, anders wird, sobald das mindeste von einem Rädchen abgefeilet wird.

---

wahr, wenn man eine Sache will, so will man auch einigermaßen alles das, was nothwendig mit selbiger verknüpfet ist: folglich kann Gott die allgemeinen Gesetze nicht wollen, ohne auf gewisse Maße alle die besondern Wirkungen zu wollen, die nothwendig daraus entspringen müssen. Allein es bleibt dabei noch beständig wahr, daß man diese besondere Wirkungen und Begebenheiten nicht selbst um ihrent wegen wolle: und das versteht man auch darunter, wenn man sagt, man wolle sie nicht durch einen besondern und ausdrücklichen Willen. Es ist kein Zweifel, daß Gott, als er außer sich zu wirken beschlossen, eine solche Art zu wirken erwählet habe, die dem allervollkommensten Wesen anständig, das ist, zwar höchst einfach und gleichförmig, dabei aber nichtsdestoweniger von unendlicher Fruchtbarkeit gewesen. Man kann sich auch selbst einbilden, daß er diese Art durch einen allgemeinen Willen zu wirken, für die allerbeste gehalten: obschon einige Dinge daraus entständen, die bei einer andern regelmäßigen und nicht so einfachen Art, nach dieses Paters Meinung, überflüssig, ja (wie ich noch für mich darzu setze, wenn man sie insbesondere nimmt) böse sind."

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen, nach Popens System, entweder zum Besten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer größern Unvollkommenheit mit begreift) oder weil keine allgemeinen Gesetze den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen haben genug thun können.

Nach Leibnitzens Meinung hingegen müssen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde sonst ganz gewiß ihr Außenbleiben aus den allgemeinen Gesetzen erfolgt sein. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Gesetze nicht willkürlich, sondern so angenommen, wie sie aus der weisen Verbindung seiner besondern Absichten, oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit, entstehen müssen. Wo eine Unvollkommenheit ist, da muß eine Ausnahme unvermeidlich gewesen sein. Keine Ausnahme aber kann Statt finden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander streiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geschehen sein, das ist, sie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen. — — Wird es wohl nöthig sein, noch mehrere Unterschiede zwischen den Popischen Sätzen und Leibnitzischen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was sollten es für mehrere Unterschiede sein? In den besondern moralischen Sätzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweisen überein, so verschieden auch ihre Grundsätze sind. Der übereinklingende Ausdruck der erstern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerlei zu halten; denn sonst würde es sehr leicht sein, jeden Andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, eben so wohl als Popen, zum Leibnitzianer zu machen.

Verdient nun aber Pope diese Benennung durchaus nicht, so wird auch nothwendig die Prüfung seiner Sätze etwas ganz Anderes als eine Bestreitung des Leibnitzischen Systems von der besten Welt sein. Die Gottschede sagen, sie werde daher auch etwas ganz Anderes sein, als die Akademie gewünscht habe, daß sie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottschede sagen; ich werde sie dem ohngeachtet unternehmen.

Dritter Abschnitt.

Prüfung der Popischen Sätze.

Ich habe oben gesagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müsse mehr darauf bedacht gewesen sein, das sinnlich Schöne aus allen Systemen zusammen zu suchen, und sein Gedicht damit auszuschmücken, als sich selbst ein eignes System zu machen, oder sich an ein schon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in seinen Briefen, die sich mit seinen obigen Sätzen auf keinerlei Weise verbinden lassen, und deren einige sogar ihnen schnurstracks zuwider laufen.

Ich will diese Stellen bemerken, indem ich die Sätze selbst nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweiter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweisen, daß die Kette der Dinge in der besten Welt nach einer allmählichen Degradation der Vollkommenheit geordnet sein müsse? Man werfe die Augen auf die vor uns sichtbare Welt! Ist Popens Satz gegründet, so kann unsre Welt unmöglich die beste sein. In ihr sind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Ursachen, keines Weges aber nach einer allmählichen Degradation neben einander. Weise und Thoren, Thiere und Bäume, Insecten und Steine sind in der Welt wunderbar durch einander gemischt, und man müßte die Glieder aus den entlegensten Theilen der Welt zusammen klauben, wenn man eine solche Kette bilden wollte, die allmählich vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige also, was Pope den Zusammenhang nennt, findet in unsrer Welt nicht Statt, und dennoch ist sie die beste, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieses? Wird man hier nicht augenscheinlich auf das Leibnitzische System geleitet, daß nämlich, vermöge der göttlichen Weisheit, alle Wesen in der besten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Ursachen neben einander geordnet sein müssen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieser eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Existenz eines solchen Ranges, als der Mensch bekleidet, von sich selbst weg. Denn was war es nöthig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung, diesen Rang wirklich werden zu lassen, da doch ohnedem die Glieder derselben in dem unendlichen Raume zerstreut liegen, und nimmermehr in der allmählichen Degradation neben einander stehen?

Sechster Satz.

Hier kömmt es, wo sich Pope selbst widerspricht! — Nach seiner Meinung, wie wir oben dargethan haben, müssen aus den allgemeinen Gesetzen manche besondre Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beitragen, und nur deswegen zugelassen werden, weil Gott, eines Lieblings halber, seinen allgemeinen Willen nicht ändert.

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

So sagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Uebel also, die in der Welt zugelassen worden, sind nach ihm allgemein gut; manche aber, die eben so wohl zugelassen worden, sind es nicht. Sind sie es aber, nach seinem eigenen Bekenntnisse, nicht, wie hat er am Ende des ersten Briefes gleichwohl so zuversichtlich sagen können:

All discord, harmony not understood:
All partial evil, universal good?

Wie verträgt sich dieses entscheidende all mit dem obigen or, or? Kann man sich einen handgreiflichern Widerspruch einbilden?

Doch wir wollen weiter untersuchen, wie er sich gegen das System, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man sehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem ersten Briefe

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by gen'ral Laws

unmittelbar hinzusetzt:

Th' Exceptions few.

Der Ausnahmen sind wenig? Was sind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von diesen allgemeinen

Regeln, die ihm allenthalben zur Richtschnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er sie nicht gemacht (s. den 4. Brief Z. 119), auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn sonst hätte er nicht die geringste Unvollkommenheit zulassen sollen. Er hat nur wenige Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder soviel als nöthig waren.

Man könnte sagen: Pope verstehe unter dem Worte *Exceptions* solche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Absichten übereinstimmen, und dennoch aus den allgemeinen Gesetzen fließen. Dieser giebt es wenige in der Welt; denn Gott hat solche allgemeine Gesetze erwählt, die in den meisten besondern Fällen mit seinen Absichten übereinstimmen. — Gut! Aber alsdenn müßte sich das Wort *Exceptions* nicht auf *general Laws* beziehen. Von Seiten der allgemeinen Gesetze hat Gott nicht die geringsten Ausnahmen gemacht, sondern alle Ausnahmen betreffen die Uebereinstimmung der allgemeinen Gesetze mit den göttlichen Absichten. Nun übersehe man des Dichters Worte:

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by general Laws;
Th' Exceptions few etc.

Bezieht sich hier das Wort *Exceptions* irgend auf etwas Anderes als auf *general Laws?* O! Ich will lieber zugeben, Pope habe sich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphysisch widersprochen, als daß ihm ein schlecht verbundner und verstümmelter Vers entwischt wäre, wie dieser sein würde, wenn sich *th' Exceptions few* nicht auf die allgemeinen Gesetze, von welchen er gleich vorher spricht, sondern auf die göttlichen Absichten beziehen sollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er sich hier wiederum alle Uebel als Ausnahmen aus den allgemeinen Gesetzen eingebildet, und folglich das Malebranchische System unvermuthet verworfen, das er sonst durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgend eines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in diesem Satze behauptet, daß nämlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß sich die Wirkung davon in dem Ganzen äußerte, kann aus andern Gründen hin-

länglich dargethan werden, als aus den seinigen, welche hier ganz und gar nichts beweisen. Wenn wir, sagt er, die obern Kräfte verdringen wollen, so müssen die untern an unsre Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung. Ist es noch nöthig, diesen Schluß zu widerlegen, nachdem man gesehen, daß in der Welt nicht Alles so stufenweise hinaufsteigt, wie Pope annimmt, sondern daß vollkommene und unvollkommene Wesen, ohne diese eingebildete Ordnung, durch einander vermengt sind? Eben so wenig werde ich die zweite Stelle zu widerlegen nöthig haben, die oben zur Bestätigung dieses achten Satzes angeführt worden. Pope bezieht sich immer auf seine allmähliche Degradation, die nur in seiner poetischen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unserer aber gar nicht Statt gefunden hat.

Neunter Satz.

In diesem Satze sind oben zwei Ursachen des Uebels in der Welt, nach Popens Meinung, angeführt worden; eine dritte Ursache aber, die der Dichter gleichfalls angiebt, habe ich weggelassen, weil ich sie nicht begreifen konnte. Hier ist die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

Die Worte *Nature lets it fall* habe ich so erklärt, als ob sie eben das sagten, was der Dichter mit den Worten *Nature deviates* sagen will. Diese nämlich, wenn sie einen verständlichen Sinn haben sollen, können nichts Anderes bedeuten als, daß die Natur, vermöge der allgemeinen Gesetze, die ihr Gott vorgeschrieben, Manches hervorbringe, was den göttlichen Absichten zuwider sei, und nur deswegen von ihr zugelassen werde, weil er seinen allgemeinen Entschluß nicht ändern wolle.

If the great end be human happiness,
Then Nature deviats, and can Man do less?

d. i. Wenn die Glückseligkeit des Menschen der große Zweck ist, und die Natur abweicht ꝛc. Eben diesen Gedanken nun, glaub ich, hat Pope durch Nature lets it fall, die Natur läßt es fallen, ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche

Uebel als Folgen aus den allgemeinen mechanischen Gesetzen hervor, ohne daß die göttliche Absicht eigentlich darauf gerichtet gewesen

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten Or change admits, oder die Abwechslung läßt es zu? Kann nach Popens System — — wenn man es noch ein System nennen will — — etwas Anderes die göttliche Weisheit entschuldigen, daß sie Böses in der Welt zugelassen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den besondern Theilen vorzuziehen gewesen, oder die Allgemeinheit der Gesetze, die Gott nicht hat stören wollen? Was für eine dritte Entschuldigung soll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbei nichts; und ich möchte um so viel lieber wissen, was diejenigen dabei denken, die sich dem ohngeachtet ein Popisches System nicht wollen ausreden lassen. Vielleicht sagen sie, eben diese letztere Stelle beweise, daß ich das wahre System des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anderes sei, aus welchem man sie erklären müsse. Welches aber soll es sein? Wenigstens muß es ein ganz neues sein, das noch in keines Menschen Gedanken gekommen; indem allen andern bekannten Systemen von dieser Materie, hier und da in den Briefen, eben so wohl widersprochen wird.

Zum Beweise berufe ich mich auf eine Stelle, die in dem ersten Briefe anzutreffen ist, und die eben so wenig mit unserm vorgegebenen Popischen Systeme als mit irgend einem andern bestehen kann. Es ist folgende:

Z. 259 und folgende.

All are but parts of one stupendous whole,
Whose body Nature is, and God the soul;
That, chang'd thro' all, and yet in all the same
— — — — — — — — — — — — —
Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — — — — — —
— — — — — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

d. i. Alle Dinge sind Theile eines erstaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist. Er ist in allen Dingen verändert, und doch allenthalben eben derselbe — — Er lebt in allem

was lebt; er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung und verbreitet sich, ohne sich zu zertheilen — — Er erfüllt, umschränkt und verknüpft Alles, und macht Alles gleich. Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottlose Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr Alles willig an, was Warburton zu dessen Vertheidigung wider den Herrn Crousaz gesagt hat, welcher behaupten wollen, der Dichter habe diese Stelle aus des Spinosa irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann sie unmöglich mit Spinosens Lehren bestehen. Die Worte

Whose body Nature is, and God the soul.

Wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist, würde Spinosa nimmermehr haben sagen können; denn der Ausdruck Seele und Körper scheinet doch wenigstens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwei verschiedne Wesen sind. Wie wenig war dieses die Meinung des Spinosa! Es hat aber andre irrige Weltweise gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinosismo eben so weit abstehen, als von der Wahrheit. Sollte ihnen also Pope diese seltnen Redensarten abgeborgt haben, wie steht es um die Worte Extends thro' all extent: Er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung? Wird diese Lehre einem Andern als Spinosen zugehören? Wer hat sonst die Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten, als dieser berufene Irrgläubige? Jedoch, wie gesagt, es stehet nicht zu glauben, daß Pope eben in diesen Briefen ein gefährliches System habe auskramen wollen. Er hat vielmehr — — und dieses ist es, was ich bereits oben, gleichsam a priori, aus dem, was ein Dichter in solchen Fällen thun muß, erwiesen habe, — — bloß die schönsten und sinnlichsten Ausdrücke von jedem System geborgt, ohne sich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes, theils in der Sprache der Spinosisten, theils in der Sprache derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil sie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrücken allzu idealisch und allzu weit von dem Sinnlichen entfernt ist. Eben so wie sich Thomson, in seiner Hymne über die vier Jahreszeiten, nicht gescheuet hat, zu sagen: these as the changes — — are but

the varied God. Ein sehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunstrichter tadeln kann.

Hätte sich Pope ein eignes System abstrahirt gehabt, so würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendsten Zusammenhange vorzutragen, aller Vorrechte eines Dichters dabei entsagt haben. Da er dieses aber nicht gethan hat, so ist es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorstelle, daß es die meisten Dichter thun. Er hat diesen und jenen Schriftsteller über seine Materie vorher gelesen, und, ohne sie nach eignen Grundsätzen zu untersuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es sich am besten in wohlklingende Verse zusammenreimen lasse. Ich glaube ihm sogar, in Ansehung seiner Quellen, auf die Spur gekommen zu sein, wobei ich einige andre historisch kritische Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Vertheidigung unsers Dichters wider die Beschuldigungen des Crousaz. Die Briefe, die er in dieser Absicht schrieb, erhielten Popens vollkommensten Beifall. Sie haben mir, sagt dieser in einem Briefe an seinen Retter, allzuviel Gerechtigkeit widerfahren lassen, so seltsam dieses auch klingen mag. Sie haben mein System so deutlich gemacht, als ich es hätte machen sollen, und nicht gekonnt habe — — Man sehe die ganze Stelle unten in der Note*) aus welcher ich nur noch die Worte anführe: Sie verstehen mich vollkommen so wohl, als ich mich selbst verstehe; allein Sie drücken mich besser aus, als ich mich habe ausdrücken können.

*) I can only say, you do him (*Crousas*) too much honour and me too much right, so odd as the expression seems; for you have made my system as clear, as i ought to have done, and could not. It is indeed the same system as mine, but illustrated with a ray of your own, as they say our natural body is the same still when it is glorified. I am sure i like it better, than i did before, and so will every man else. I know i meant just what you explain, but i did not explain my own meaning so well as you. You understand me as well, as i do myself, but you express me better, than i could express myself. In einem Briefe an Warburton vom 11. April 1739.

Was sagt denn nun aber dieser Mann, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eignem Geständnisse, so vollkommen eingesehen hat, von dem Systeme seines Helden? Er sagt: Pope sei durchaus nicht dem Hrn. von Leibnitz, sondern dem Plato gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beste wirklich werden lassen.

Plato also wäre die erste Quelle unsers Dichters! — Wir wollen sehen. — Doch Plato war auch eine Quelle für Leibnitzen. Und Pope könnte also doch wohl noch ein Leibnitzianer sein, indem er ein Platoniker ist. Hierauf aber sagt Warburton: „Nein! denn Pope hat die Platonischen Lehren in der gehörigen Einschränkung angenommen, die Leibnitz auf eine gewaltsame Art ausgedehnt.“ Plato sagte: „Gott hat die beste Welt erwählt.“ Der Herr von Leibnitz aber: „Gott hat nicht anders können, als die beste wählen.“

Der Unterschied zwischen diesen zwei Sätzen soll in dem Vermögen liegen, unter zwei gleich ähnlichen und guten Dingen eines dem andern vorzuziehen; und dieses Vermögen habe Plato Gott gelassen, Leibnitz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweisen, was man schon unzähligmal bewiesen hat, daß dieses Vermögen eine leere Grille sei. Ich will nicht anführen, daß sie auch Plato dafür müsse erkannt haben, weil er bei jeder freien Wahl Bewegungsgründe zugesteht; wie Leibnitz bereits angemerkt hat. (Theodicee 1. Abth. §. 45.[1]) Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterschied selbst wegfalle; sondern ich will ihn schlechter Dings so annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag also gelehrt haben: Gott habe die Welt gewählt, ob er gleich eine andere vielleicht eben so gute Welt hätte wählen

---

1) übers. v. Gottsched, S. 197: „Demnach muß man sich nicht mit einigen Scholastikern, die ein wenig phantastisch sind, einbilden, als wenn die künftigen zufälligen Dinge von dieser allgemeinen Regel der Natur der Sachen ausgenommen wären. Es ist allemal ein überwiegender Bewegungsgrund vorhanden, der den Willen zu seiner Wahl beweget, und zu Erhaltung der Freiheit ist es schon genug, daß dieser Bewegungsgrund ohne Zwang und Nothwendigkeit bewegt; (inclinat, non necessitat.) Dieses ist auch die Meinung aller Alten, des Plato, Aristoteles, und des heiligen Augustins.“

können; und Leibnitz mag gesetzt haben: Gott habe nicht anders können als die beste wählen. Was sagt denn Pope? Drückt er sich auf die erste oder auf die andere Art aus? Man lese doch:

> Of systems possible, if 'tis confest
> That Wisdom infinite *must* form the best etc.

„Wenn es ausgemacht ist, daß die unendliche Weisheit von allen möglichen Systemen das Beste wählen muß rc." — — Daß sie muß? Wie ist es möglich, daß Warburton diesen Ausdruck übersehen hat? Heißt dieses mit dem Plato reden, wenn Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freiheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bei dem ersten Schritte verlassen zu haben selbst glauben mußte! Ich komme zu der zweiten Quelle, die Warburton dem Dichter giebt; und diese ist der Lord Schaftesbury, von welchem er sagt, daß er den Platonischen Satz angenommen und in ein deutlicher Licht gesetzt habe. In wie weit dieses geschehen sei, und welches das verbesserte System dieses Lords sei, will die Akademie jetzt nicht wissen. Ich will also hier nur so viel anführen, daß Pope den Schaftesbury zwar offenbar gelesen und gebraucht habe, daß er ihn aber ungleich besser würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verstanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte ich aus mehr als einer Stelle der Rhapsody des Schaftesbury beweisen, welche Pope seinen Briefen eingeschaltet hat, ohne fast von dem Seinigen etwas mehr, als das Silbenmaß und die Reime hinzu zu thun. Statt aller aber, will ich nur diese einzige anführen. Schaftesbury läßt den Philocles dem Palemon, welcher das physikalische Uebel zwar entschuldigen will, gegen das moralische aber unversönlich ist, antworten: The very Storms and Tempests had their Beauty in your account, those alone excepted, which arose in human Breast. „Selbst die Stürme und Ungewitter haben, Ihrem Bedünken nach, ihre Schönheit, nur diejenigen nicht, die in der menschlichen Brust aufsteigen." Ist dieses nicht eben das, was Pope sagt:

If Plagues or earthquakes break not heav'n's design,
Why then a *Borgia*, or a *Catiline*?

Doch Pope muß den Schaftesbury nicht verstanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieser freie Weltweise war in die Materie weit tiefer eingedrungen, und drückte sich weit vorsichtiger aus, als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, so würden seine Gedanken einem System ungleich ähnlicher sehen; er würde der Wahrheit und Leibnitzen ungleich näher gekommen sein. Schaftesbury, zum Exempel, sagt: Man hat auf vielerlei Art zeigen wollen, warum die Natur irre, und wie sie mit so vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann. Aber ich leugne, daß sie irrt ꝛc. Pope hingegen behauptet: die Natur weicht ab. — Ferner sagt unser Lord: Die Natur ist in ihren Wirkungen sich immer gleich; sie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weise; nie kraftlos oder nachlässig; sondern sie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin und durch die stärkere Kraft einer andern Natur überwältiget.*) Leibnitz selbst würde den Streit der Regeln einer zusammengesetzten Vollkommenheit nicht besser haben ausdrücken können. Aber was weiß Pope hievon, der dem Schaftesbury gleichwohl soll gefolget sein? Auch sagt dieser: Vielmehr bewundern wir eben wegen dieser Ordnung der untern und obern Wesen die Schönheit der Welt, die auf sich einander entgegenstehende Dinge gegründet ist, weil aus solchen mannigfaltigen und widerwärtigen Grundursachen eine allgemeine Zusammenstimmung entspringt.**) Die Worte mannigfaltige und widerwärtige Grundursachen bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung,

*) Much is alledg'd in answer, to shew why Nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But i deny she errs — — Nature still working as before, and not perversly or erroneously; not faintly or with feeble Endeavours; but o'erpower'd by a superior Rival, and by another Nature's justly conquering Force. *Rhapsody Part.* 2. *Sect.* 3.

**) 'Tis on the contrary, from this Order of inferiour and superiour Things, that we admire the World's Beauty, founded thus on Contrarietys: whilst from such various and *disagreeing Principles* a Universal Concord is established. Eben daselbst.

die oft neben einander nicht bestehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, so würde er sich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Desgleichen von der Ordnung hat Schaftesbury einen vollkommen richtigen Begriff, den Pope, wie wir gesehen, nicht hatte. Er nennt sie a Coherence or Sympathizing of Things; und unmittelbar darauf a Consent and Correspondence in all. Dieser Zusammenhang, dieses Sympathisiren, diese Uebereinstimmung ist ganz etwas Anderes als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchstens nur für poetisch schön erkennen kann.

Ueberhaupt muß ich gestehen, daß mir Schaftesbury sehr oft so glücklich mit Leibnitzen übereinzustimmen scheint, daß ich mich wundre, warum man nicht längst beider Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundre mich sogar, warum nicht selbst die Akademie lieber das System des Schaftesbury, als das System des Pope zu untersuchen, und gegen das Leibnitzische zu halten, aufgegeben. Sie würde alsdenn doch wenigstens Weltweisen gegen Weltweisen, und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit gestellt haben, anstatt daß sie den Dichter mit dem Philosophen, und das Sinnliche mit dem Abstracten in ein ungleiches Gefechte verwickelt hat. Ja auch für die würde bei dem Schaftesbury mehr zu gewinnen gewesen sein, als bei dem Pope, welche Leibnitzen gern, vermittelst irgend einer Parallel mit einem anderen berühmten Manne, erniedrigen möchten. Das Werk des Schaftesbury The Moralists, a Philosophical Rhapsody war bereits im Jahr 1709 herausgekommen; des Leibnitz Theodicee hingegen trat erst gegen das Ende des Jahres 1710 an das Licht. Aus diesem Umstande, sollte ich meinen, wäre etwas zu machen gewesen. Ein Philosoph, ein englischer Philosoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibnitz erst ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, sollte dieser von dem Letztern nicht ein wenig sein geplündert worden? Ich bitte die Akademie es überlegen zu lassen!

Und also hat Pope auch aus dem Schaftesbury die wenigsten seiner metaphysischen Larven*) entlehnt. Wo mag er sie

*) Eine beiläufige Erklärung der Vignette unsers Titels! [Dieselbe steht auch in getreuer Nachbildung des Originals am Schlusse dieses Abschnittes unserer Ausgabe. A. d. H.]

wohl sonst her haben? Wo mag er besonders die her haben, die eine Leibnitzische Miene machen? Ich verstehe diejenigen Sätze, die mit den Worten mögliche Systeme und dergleichen ausgedrückt sind. Die Anweisung Warburtons verläßt mich hier; ich glaube aber gleichwohl etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere sich desjenigen Buchs de Origine mali, über welches Leibnitz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter seiner Theodicee findet.[1]) Er urtheilet davon, der Verfasser desselben stimme in der einen Hälfte der Materie, von dem Uebel überhaupt und dem physikalischen Uebel insbesondere, sehr wohl mit ihm überein, und gehe nur in der andern Hälfte, vom moralischen Uebel, von ihm ab. Es war dieser Verfasser der Hr. W. King, nachheriger Erzbischof von Dublin. Er war ein Engländer, und sein Werk war schon im Jahr 1702 herausgekommen.

Aus diesem nun behaupte ich, hat sich unser Dichter ungemein bereichert; und zwar so, daß er nicht selten ganze Stellen aus dem Lateinischen übersetzt und sie bloß mit poetischen Blümchen durchwirkt hat. Ich will bloß die vornehmsten derselben zum Beweise hersetzen, und die Vergleichung den Lesern, welche beider Sprachen mächtig sind, selbst überlassen.

---

1) übers. von Gottsched, S. 710—767: „Anmerkungen über das Buch von dem Ursprunge des Bösen, das kürzlich in Engelland herausgekommen." Zu dem Folgenden vgl. ebenda S. 711: „Und in der That, da das ganze Werk aus 5 Capiteln besteht, und das fünfte mit dem Anhang so groß ist als die andern zusammengenommen: so habe ich angemerket, daß die ersten viere, in denen vom Bösen überhaupt und von dem physikalischen ins Besondere gehandelt wird, mit meinen Lehrsätzen zur Genüge übereinkommen, außer einigen besondern Stellen; und bisweilen etliche Puncte recht nachdrücklich und mit besonderer Beredtsamkeit ausmachen, die ich bloß berührt habe, weil Herr Bayle sich nicht dabei aufgehalten hat. Das fünfte Capitel aber mit seinen Eintheilungen, deren einige so groß sind als ganze Capitel, da von der Freiheit und dem davon abhängenden moralischen Uebel gehandelt wird, ist auf solche Lehren gebauet, die wider meine und oft selbst wider des Herrn Bayle Grundsätze laufen; wenn man ihm nur gewisse und beständige Grundsätze zuschreiben könnte. Denn in diesem fünften Capitel will man erweisen, wenn es anders möglich wäre: daß die rechte Freiheit von einer unbestimmten gänzlichen und unumschränkten indifferentia aequilibrii abhänge, so daß weder in dem, der erwählet, noch in der erwählten Sache, einige Ursache sich zu entschließen, die vor der Entschließung selbst vorhergehe, vorhanden sei: und man erwähle nicht das, was gefalle, sondern indem man ohne Ursache erwähle, so mache man, daß nur dasjenige gefalle, was man erwählet."

1.

King. cap. III. p. m. Ed. Brem.[1]) 56.

Credendum vero est, praesens mundi Systema optimum fuisse, quod fieri potuit, habito respectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope. Ep. I. v. 43. 44.

Of systems possible, if 'tis confest;
That Wisdom infinite must form the best.

2.

King. p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

Pope. Ep. I. v. 46. 47.

Where all must fall or not coherent be,
And all that rises, rise in due degree etc.

3.

King. p. m. 72.

Opus erat in systemate mundi globo materiae solidae, qualis est terra, et eam quasi rotae vicem habere credimus in magno hoc avtomato.

Pope. Ep. I. v. 56. *etc.*

So man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown,
Touches some wheel, or verges to some gole.
'Tis but a part we see, and not the whole.

4.

King. p. m. 89.

— Quaedam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei restabat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum et sortem cessisse; fortasse. Sed si tu alterius locum occupasses, ille alter aut alius aliquis in tui

1) Ebenda S. 710 f.: „Dieses lateinische Buch . . ., das durchgängig schön und gelehrt geschrieben ist, und erstlich zu London, hernach aber zu Bremen gedruckt worden."

locum sufficiendus erat, qui similiter providentiae divinae ingratus, locum illum, quem jam occupasti, optaret. Scias igitur necessarium fuisse, ut aut sis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco et statu, quem systema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum natura necesse est. An expectes enim, dejecto alio a statu suo, te ejus loco suffectum iri? id est, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem et exsortem tibi Deus exhiberet. Suspicienda ergo est divina bonitas, non culpanda, qua ut sis, quod es, factum est. Nec alius nec melior fieri potuisti sine aliorum aut totius damno.

Den ganzen Inhalt dieser Worte wird man in dem ersten Briefe des Pope wieder finden; besonders gegen die 157. und 233. Zeile. Die Stellen selbst sind zu lang, sie ganz herzusetzen; und zum Theil sind sie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popischen Begriffe der Ordnung, und der nothwendigen Stelle, die der Mensch in der Reihe der Dinge erhalten müssen, die Rede war.

Was kann man nun zu so offenbaren Beweisen, daß Pope den metaphysischen Theil seiner Materie mehr zusammen geborgt, als gedacht habe, sagen? Und was wird man vollends sagen, wenn ich sogar zeige, daß er sich selbst nichts besser bewußt zu sein scheinet? — Man höre also, was er in einem Briefe an seinen Freund, den D. Swift, schreibt. Pope hatte seinen Versuch über den Menschen ohne seinen Namen drucken lassen, und er kam Swiften in die Hände, ehe ihm Pope davon Nachricht geben konnte. Swift las das Werk, allein er erkannte seinen Freund darin nicht. Hierüber nun wundert sich Pope und schreibt: Ich sollte meinen, ob Sie mich gleich in dem ersten dieser Versuche aus dem Gesichte verloren, daß Sie mich doch in dem zweiten würden erkannt haben*). Heißt dieses nicht ungefähr: Ob Sie mir gleich die metaphysische Tiefsinnigkeit, die aus dem ersten Briefe hervor zu leuchten scheinet, nicht zutrauen dürfen; so hätten Sie doch wohl in den übrigen

*) I fancy, tho' you lost sight of me in the first of those Essays, you saw me in the second.

Briefen, wo die Materie leichter und des poetischen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen sollen? — — Swift gesteht es in seiner Antwort auch in der That, daß er Popen für keinen so großen Philosophen gehalten habe, eben so wenig als sich Pope selbst dafür hielt. Denn würde er wohl sonst, gleich nach obiger Stelle, geschrieben haben: Nur um eines bitte ich Sie; lachen Sie über meine Ernsthaftigkeit nicht, sondern erlauben Sie mir, den philosophischen Bart so lange zu tragen, bis ich ihn selbst ausrupfe und ein Gespötte daraus mache*). Das will viel sagen! Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen.

*) I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a Philosopher, till i pull it off and make a jest of it myself. In einem Briefe an den D. Swift, welcher in dem 9. Theile der Popischen Werke, der Knoptonschen Ausgabe von 1752, auf der 254. Seite stehet.

Ueber eine zeitige Aufgabe:

„Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müssen sich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu sein?" (Deutscher Merkur.)*)

Ich habe lieber sagen wollen: über eine zeitige Aufgabe, als: über eine Aufgabe der Zeit. Einmal, weil dieses mir zu französisch klingt: und dann, weil eine Aufgabe der Zeit nicht immer eine zeitige Aufgabe ist. Das ist: eine Aufgabe, welche zu gegenwärtiger Zeit auf dem Tapete ist, ist nicht immer eine Aufgabe, die der gegenwärtigen Zeit besonders angemessen und eben jetzt zur Entscheidung reif wäre. Ich wollte aber gern, daß man mehr dieses als jenes bei meinem Titel denken möchte.

Da stand vor einiger Zeit eine Aufgabe im Deutschen Merkur[1]), über die jetzt so Manches geschrieben wird. Ich muß doch auch ein wenig darüber nachdenken. Nur Schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was Schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende: so zerreiße ich das Papier. Befriedigen sie mich nicht: so lasse ich es drucken. Wenn ich besser belehrt werde, nehme ich eine kleine Demüthigung schon vorlieb.

*) Leben II, S. 148—163.

---

1) Im ersten Vierteljahr von 1776, S. 82.

Die Aufgabe heißt: **Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müssen sich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu sein?**

Eine sonderbare Aufgabe! dünkt mich bei dem ersten allgemeinen Blicke, mit dem ich sie anstaune. Wenn ich doch wüßte, was diese Aufgabe veranlaßt hat, und worauf sie eigentlich zielt!

Weiß man wenigstens nicht, wer sie aufgegeben? Ein kaltblütiger Philosoph und Lucianischer Geist? Oder ein Enthusiast und Schwärmer?

Der Wendung nach zu urtheilen, wohl ein Enthusiast und Schwärmer. Denn Enthusiasmus und Schwärmerei erscheinen darin als der angegriffene Theil, — den man auch wohl verkenne, — gegen den man zu weit zu gehen in Gefahr sei.

Doch was kümmern mich Veranlassung und Absicht und Urheber? Ich will ja nicht zu dieses oder jenes Gunsten, mit der oder jener Rücksicht die Aufgabe entscheiden: Ich will ja nur darüber nachdenken.

Wie kann ich aber einer Aufgabe **nachdenken**, ohne sie vorher **durchzudenken**? Wie kann ich die Auflösung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollständigen, genauen Begriff habe? Also Stück für Stück, und *πρωτον ἀπο των πρωτων*.

Kaltblütige Philosophen? — Ist das nicht so etwas, als ein stählerner Degen? Freilich giebt es auch hölzerne Degen; aber es ist doch nur eigentlich den Kindern zu gefallen, daß man einen hölzernen Degen einen Degen nennt.

Nicht alle Kaltblütige sind Philosophen. Aber alle Philosophen, habe ich gedacht, wären doch kaltblütig.

Denn ein warmer Philosoph! — was für ein Ding! — Ein warmer philosophischer Kopf, das begreife ich wohl. Aber ein philosophischer Kopf ist ja noch lange nicht ein Philosoph. Ein philosophischer Kopf gehört zu einem Philosophen: so wie Muth zu einem Soldaten. Nur gehöret beides nicht allein dazu. Es

gehöret noch weit mehr als Muth zum Soldaten, und noch weit mehr als natürlicher Scharfsinn zum Philosophen.

Wortgrübelei! wird man sagen. — Wer mit Wortgrübelei sein Nachdenken nicht anfängt, der kömmt, wenig gesagt, nie damit zu Ende. — Nur weiter.

Kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister — das sollen doch wohl nicht die nämlichen Wesen sein? — Lucian war ein Spötter, und der Philosoph verachtet alle Spötterei. — Philosophische Köpfe weiß ich wohl, mochten einmal, und möchten noch gern die Spötterei zum Probiersteine der Wahrheit machen. — Aber eben darum waren und sind sie auch keine Philosophen, sondern nur philosophische Köpfe.

Folglich sind kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister zwei verschiedene Klassen von Geistern: so ist auch die Aufgabe doppelt.

Einmal fragt man: wird durch die Bemühung der kaltblütigen Philosophen gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet?

Und einmal: wird durch die Bemühung der Lucianischen Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet?

Unmöglich kann auf diese doppelte Frage nur Eine Antwort zureichen. Denn nothwendig haben verschiedene Geister auch ein verschiedenes Verfahren. — Und wenn die Bemühung der kaltblütigen Philosophen mehr Gutes als Böses oder nichts als Gutes stiftete: so könnte leicht die Bemühung der Lucianischen Geister mehr Böses als Gutes oder nichts als Böses stiften. Oder umgekehrt.

Wie können nun die Schranken des Einen auch die Schranken des Andern sein?

Ich will geschwind den Weg links und den Weg rechts ein wenig vorauslaufen, um zu sehen, wohin sie beide führen. Ob es wahr ist, daß beide an der nämlichen Stelle wieder zusammentreffen? — Bei Enthusiasmus und Schwärmerei.

Enthusiasmus! Schwärmerei! — Nennt man diese Dinge erst seit gestern? Haben diese Dinge erst seit gestern angefangen, ihre Wirkungen in der Welt zu äußern? Und ihre Wirkungen — ihre

seligen und unseligen Wirkungen — sollten nicht längst dem ruhigen Beobachter ihr innerstes Wesen aufgeschlossen haben?

O freilich weiß Jedermann, was Enthusiasmus und Schwärmerei ist; und weiß es so wohl, daß der genaueste Schattenriß, das ausgemalteste Bild, welches ich hier von ihnen darstellen wollte, sie in den Gedanken eines Jeden gewiß nur unkenntlicher machen würde.

Erklärungen bekannter Dinge sind wie überflüssige Kupferstiche in Büchern. Sie helfen der Einbildung des Lesers nicht allein nicht; sie fesseln sie; sie irren sie.

Aber was will ich denn? Es ist ja in der Aufgabe auch nicht einmal die Rede davon, was Enthusiasmus und Schwärmerei wirklich ist. Es ist ja nur die Rede von dem, was die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister für Enthusiasmus und Schwärmerei halten.

Und was halten sie denn dafür? — Das, was wirklich Enthusiasmus und Schwärmerei ist? oder was es nicht ist?

Wenn das, was es wirklich ist: so sind wir wieder im Geleise. Wenn aber das, was es nicht ist, und ihnen tausenderlei Dinge Enthusiasmus und Schwärmerei scheinen können, die es nicht sind: so mag Gott wissen, auf welches von diesen tausenderlei Dingen ich fallen muß, den Sinn des Aufgebers zu treffen! Der Aufgabe fehlt eine Bestimmung, ohne welche sie unendlicher Auflösungen fähig ist.

8. E. Diese Herren, die ich nicht kenne und nicht kennen mag, hielten Wärme und Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünstige Liebe der Wahrheit, Anhänglichkeit an eigne besondere Meinungen, Dreistigkeit, zu sagen, was man denkt und wie man es denkt, stille Verbrüderung mit sympathisirenden Geistern — hielten, sage ich, dieser Stücke eins oder mehrere, oder alle, für Enthusiasmus und Schwärmerei: ei nun! desto schlimmer für sie. — Ist es aber sodann noch eine Frage, ob ihre Bemühungen gegen diese verkannten Eigenschaften, auf welchen das wahre philosophische Leben des denkenden Kopfes beruht, mehr Böses als Gutes stiften?

Doch wie können sie das? Wie können, wenigstens kaltblütige Philosophen, so irrig und abgeschmackt denken? — Philosophen! — Den Lucianischen Geistern sieht so etwas noch eher ähnlich, weil

Lucianische Geister nicht selten selbst Enthusiasten sind und in ihrer gedankenlosen Lustigkeit einen Einfall für einen Grund, eine Posse für eine Widerlegung halten.

Aber, wie gesagt, Philosophen! — Philosophen sollten nicht besser wissen, was Enthusiasmus und Schwärmerei ist? Philosophen sollten in Gefahr sein, durch ihre Bemühungen gegen Enthusiasmus und Schwärmerei mehr Böses als Gutes zu stiften? — Philosophen?

Denn was thut denn der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei? — Gegen den Enthusiasmus der Darstellung thut er nicht allein nichts, sondern er pflegt ihn vielmehr auf das allersorgfältigste. Er weiß zu wohl, daß dieser die ἀκμη, die Spitze, die Blüthe aller schönen Künste und Wissenschaften ist, und daß einem Dichter, einem Maler, einem Tonkünstler den Enthusiasmus abrathen nichts Anderes ist, als ihm anrathen, zeitlebens mittelmäßig zu bleiben. — Aber gegen den Enthusiasmus der Speculation? was thut er gegen den? Gegen den, in welchem er sich selbst so oft befindet? — Er sucht bloß zu verhüten, daß ihn dieser Enthusiasmus nicht zum Enthusiasten machen möge. Sowie der feine Wollüstling, dem der Wein schmeckt und der gern unter Freunden sein Gläschen leert, sich wohl hüten wird, ein Trunkenbold zu werden. Was nun der Philosoph, an sich, zu seinem eigenen Besten thut, das sollte er nicht auch an Andern thun dürfen? Er sucht sich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthusiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er sollte dieses nicht auch mit den dunkeln Empfindungen Anderer thun dürfen? Was ist denn sein Handwerk, wenn es dieses nicht ist? Trifft er endlich, der Philosoph, auf den doppelten Enthusiasmus, das ist, auf einen Enthusiasten der Speculation, welcher den Enthusiasmus der Darstellung in seiner Gewalt hat, was thut er dann? Er unterscheidet. Er bewundert das Eine und prüft das Andere.

Das thut der Philosoph gegen den Enthusiasmus! Und was gegen die Schwärmerei? — Denn Beides soll hier doch wohl nicht Eins sein? Schwärmerei soll doch wohl nicht bloß der übersetzte Ekelname von Enthusiasmus sein?

Unmöglich! Denn es giebt Enthusiasten, die keine Schwärmer

sind. Und es giebt Schwärmer, die nichts weniger als Enthusiasten sind; kaum daß sie sich die Mühe nehmen, es zu scheinen.

Schwärmer, Schwärmerei kommt von Schwarm, schwärmen; so wie es besonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, ist folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers.

Aus was für Absichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er sich dazu bedient: das giebt die Klassen der Schwärmerei.

Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben und eigene göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben (sie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen an sich selbst oder von Andern sein), um zu jener Absicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel ist, eine andere Absicht zu erreichen: nur weil diese Schwärmer, sage ich, leider die zahlreichste und gefährlichste Klasse der Schwärmerei ausmachen, hat man diese Schwärmer κατ᾽ ἐξοχην Schwärmer genannt.

Daß manche Schwärmer aus dieser Klasse durchaus keine Schwärmer heißen wollen, weil sie keine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, thut nichts zur Sache. So klug sind die Schwärmer alle, daß sie ganz genau wissen, welche Maske sie zu jeder Zeit vornehmen müssen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrschten. Philosophischere Zeiten erfordern eine philosophischere Maske. — Aber umgekleidete Maske, wir kennen euch doch wieder! Ihr seid doch Schwärmer, — weil ihr Schwarm machen wollt. Und seid doch Schwärmer von dieser gefährlichsten Klasse, weil ihr das Nämliche, weswegen ihr sonst eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten sucht, daß ihr kalte Untersuchung verschreiet, sie für unanwendbar auf gewisse Dinge ausgebt und sie durchaus nicht weiter getrieben wissen wollt, als ihr sie selbst treiben wollet und könnet.

Gegen diese Schwärmerei im allerweitesten Verstande, was thut der Philosoph? — Der Philosoph! — Denn um den Lucianischen Geist bekümmere ich mich auch hier nicht. Wie dessen Bemühungen gegen den Enthusiasmus nicht weit her sein können,

weil er selbst Enthusiast ist: so können auch seine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen sein, weil er selbst Schwärmer ist. Denn auch Er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf seiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! — Der lächerlichste, verächtlichste Schwarm von allen.

Weg mit den Fratzengesichtern! — Die Frage ist: was der Philosoph gegen die Schwärmerei thut?

Weil der Philosoph nie die Absicht hat, selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt, dabei wohl einsieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun ist: so thut der Philosoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß, wenn die Schwärmerei speculativen Enthusiasmus zum Grunde hat oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankömmt, aufzuklären und so deutlich als möglich zu machen bemüht ist.

Freilich sind schon dadurch so manche Schwärmereien zerstoben. Aber der Philosoph hatte doch keine Rücksicht auf die schwärmenden Individua, sondern ging bloß seinen Weg. Ohne sich mit den Mücken herumzuschlagen, die vor ihm herschwärmen, kostet seine bloße Bewegung, sein Stillsitzen sogar, nicht Wenigen das Leben. Die wird von ihm zertreten; die wird verschluckt; die verwickelt sich in seinen Kleidern; die verbrennet sich an seiner Lampe. Macht sich ihm eine durch ihren Stachel an einem empfindlichen Orte gar zu merkbar — klapp! trifft er sie, so ist sie hin. Trifft er sie nicht — reise, die Welt ist weit!

Im Grunde ist es auch nur dieser Einfluß, welchen die Philosophen auf alle menschlichen Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher gegen ihn so sehr erbittert. Sie möchten rasend werden, wenn sie sehen, daß am Ende doch Alles nach dem Kopfe der Philosophen geht und nicht nach ihrem.

Denn was die Philosophen sogar ein wenig nachsehend und parteiisch gegen Enthusiasten und Schwärmer macht, ist, daß sie, die Philosophen, am allermeisten dabei verlieren würden, wenn es gar keine Enthusiasten und Schwärmer mehr gäbe. Nicht bloß, weil sodann auch der Enthusiasmus der Darstellung, der für

sie eine so lebendige Quelle von Vergnügungen und Beobachtungen ist, verloren wäre, sondern weil auch der Enthusiasmus der Speculation für sie eine so reiche Fundgrube neuer Ideen, eine so lustige Spitze für weitere Aussichten ist, und sie diese Grube so gern befahren, diese Spitze so gern besteigen, ob sie gleich unter zehnmalen das Wetter nicht einmal da oben treffen, was zu Aussichten nöthig ist. Und unter den Schwärmern sieht der Philosoph so manchen tapfern Mann, der für die Rechte der Menschheit schwärmt und mit dem er, wenn Zeit und Umstände ihn aufforderten, eben so gern schwärmen, als zwischen seinen vier Mauern Ideen analysiren würde.

Wer war mehr kaltblütiger Philosoph, als Leibnitz? Und wer würde sich die Enthusiasten ungerner haben nehmen lassen, als Leibnitz? Denn wer hat je so viel Enthusiasten besser benutzt, als eben er? — Er wußte sogar, daß, wenn man aus einem deutschen Enthusiasten auch sonst nichts lernen könne, man ihn doch der Sprache wegen lesen müsse. So billig war Leibnitz! — Und wer ist den Enthusiasten gleichwohl verhaßter, als eben dieser Leibnitz! Wo ihnen sein Name nur aufstößt, gerathen sie in Zuckungen; und weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein System verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens System gewesen wäre: so muß der Meister ewig seines Schülers wegen Strafe leiden. — Einige von ihnen wissen zwar sehr wohl, wie weit Meister und Schüler von einander noch abstehen; aber sie wollen es nicht wissen. Es ist doch so gar bequem, unter der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit des Schülers den scharfen Blick des Meisters zu verschreien, der es immer so ganz genau anzugeben wußte, ob und wie viel jede unverdaute Vorstellung eines Enthusiasten Wahrheit enthalte oder nicht!

„O dieses verwüstenden, tödtenden, unseligen Blickes!" sagt der Enthusiast. „Da macht der kalte Mann einen kleinen lumpigen Unterschied, und dieses Unterschieds wegen soll ich Alles aufgeben? Da seht ihr nun, was das Unterscheiden nützt! Es spannt alle Nerven ab. Ich fühle mich ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte sie schon ergriffen die Wahrheit; ich war ganz im Besitz derselben: — wer will mir mein eigenes Gefühl abstreiten? — Nein, ihr müßt nicht unterscheiden, nicht analysiren; ihr müßt das, was

weil er selbst Enthusiast ist: so können auch seine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen sein, weil er selbst Schwärmer ist. Denn auch Er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf seiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! — Der lächerlichste, verächtlichste Schwarm von allen.

Weg mit den Fratzengesichtern! — Die Frage ist: was der Philosoph gegen die Schwärmerei thut?

Weil der Philosoph nie die Absicht hat, selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt, dabei wohl einsieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun ist: so thut der Philosoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß, wenn die Schwärmerei speculativen Enthusiasmus zum Grunde hat oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankömmt, aufzuklären und so deutlich als möglich zu machen bemüht ist.

Freilich sind schon dadurch so manche Schwärmereien zerstoben. Aber der Philosoph hatte doch keine Rücksicht auf die schwärmenden Individua, sondern ging bloß seinen Weg. Ohne sich mit den Mücken herumzuschlagen, die vor ihm herschwärmen, kostet seine bloße Bewegung, sein Stillsitzen sogar, nicht Wenigen das Leben. Die wird von ihm zertreten; die wird verschluckt; die verwickelt sich in seinen Kleidern; die verbrennet sich an seiner Lampe. Macht sich ihm eine durch ihren Stachel an einem empfindlichen Orte gar zu merkbar — klapp! trifft er sie, so ist sie hin. Trifft er sie nicht — reise, die Welt ist weit!

Im Grunde ist es auch nur dieser Einfluß, welchen die Philosophen auf alle menschlichen Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher gegen ihn so sehr erbittert. Sie möchten rasend werden, wenn sie sehen, daß am Ende doch Alles nach dem Kopfe der Philosophen geht und nicht nach ihrem.

Denn was die Philosophen sogar ein wenig nachsehend und parteiisch gegen Enthusiasten und Schwärmer macht, ist, daß sie, die Philosophen, am allermeisten dabei verlieren würden, wenn es gar keine Enthusiasten und Schwärmer mehr gäbe. Nicht bloß, weil sodann auch der Enthusiasmus der Darstellung, der für

sie eine so lebendige Quelle von Vergnügungen und Beobachtungen ist, verloren wäre, sondern weil auch der Enthusiasmus der Speculation für sie eine so reiche Fundgrube neuer Ideen, eine so lustige Spitze für weitere Aussichten ist, und sie diese Grube so gern befahren, diese Spitze so gern besteigen, ob sie gleich unter zehnmalen das Wetter nicht einmal da oben treffen, was zu Aussichten nöthig ist. Und unter den Schwärmern sieht der Philosoph so manchen tapfern Mann, der für die Rechte der Menschheit schwärmt und mit dem er, wenn Zeit und Umstände ihn aufforderten, eben so gern schwärmen, als zwischen seinen vier Mauern Ideen analysiren würde.

Wer war mehr kaltblütiger Philosoph, als Leibnitz? Und wer würde sich die Enthusiasten ungerner haben nehmen lassen, als Leibnitz? Denn wer hat je so viel Enthusiasten besser benutzt, als eben er? — Er wußte sogar, daß, wenn man aus einem deutschen Enthusiasten auch sonst nichts lernen könne, man ihn doch der Sprache wegen lesen müsse. So billig war Leibnitz! — Und wer ist den Enthusiasten gleichwohl verhaßter, als eben dieser Leibnitz! Wo ihnen sein Name nur aufstößt, gerathen sie in Zuckungen; und weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein System verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens System gewesen wäre: so muß der Meister ewig seines Schülers wegen Strafe leiden. — Einige von ihnen wissen zwar sehr wohl, wie weit Meister und Schüler von einander noch abstehen; aber sie wollen es nicht wissen. Es ist doch so gar bequem, unter der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit des Schülers den scharfen Blick des Meisters zu verschreien, der es immer so ganz genau anzugeben wußte, ob und wie viel jede unverdaute Vorstellung eines Enthusiasten Wahrheit enthalte oder nicht!

„O dieses verwüstenden, tödtenden, unseligen Blickes!“ sagt der Enthusiast. „Da macht der kalte Mann einen kleinen lumpigen Unterschied, und dieses Unterschieds wegen soll ich Alles aufgeben? Da seht ihr nun, was das Unterscheiden nützt! Es spannt alle Nerven ab. Ich fühle mich ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte sie schon ergriffen die Wahrheit; ich war ganz im Besitz derselben: — wer will mir mein eigenes Gefühl abstreiten? — Nein, ihr müßt nicht unterscheiden, nicht analysiren; ihr müßt das, was

ich euch sage, so lassen, nicht wie ihr es denken könnt, sondern so, wie ich es fühle; wie ich gewiß machen will, daß ihr es auch fühlen sollt, wer euch Gnade und Segen giebt."

Nach meiner Uebersetzung: — wenn euch Gott Gnade und Segen giebt, den einzigen ungezweifelten Segen, mit dem Gott den Menschen ausgestattet, zu verkennen, mit Füßen zu treten!

Freilich, was konnte der ehrliche Mann in dem Hafen zu Athen, dessen schönen Enthusiasmus ein alter Arzt, ich weiß nicht, ob durch eine Purganz oder durch Niesewurz verjagte, anders antworten, als Giftmischer!

Also so, nur so beträgt sich der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei. Ist das Alles nicht gut, was er thut? Was könnte denn Böses darin sein? Und was will nun die Frage: Kann was Böses in dem sein, was er thut?

Preußische Kriegslieder
in den Feldzügen 1756 und 1757.

Von

einem Grenadier.

Mit Melodien.

(1758.) *)

Vorbericht.

Die Welt kennet bereits einen Theil von diesen Liedern; und die feinern Leser haben so viel Geschmack daran gefunden, daß ihnen eine vollständige und verbesserte Sammlung derselben, ein angenehmes Geschenk sein muß.

Der Verfasser ist ein gemeiner Soldat, dem eben so viel Heldenmuth als poetisches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, scheint er sich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiste irgend einer schon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigstens, wenn er sich ein deutscher Horaz zu werden wünschet, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyrischer Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charak-

*) Berlin, bei Christian Friedrich Voß. (1758.) 12. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette von J. W. Meil.

teristischen Schönheiten des Horaz setzen den feinsten Hofmann voraus; und wie weit ist dieser von einem ungekünstelten Krieger unterschieden!

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer, und die Υπεϱβατα der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht eben so natürlich wären, als einem Spartaner.[1])

Und dieser Heroismus ist die ganze Begeisterung unsers Dichters. Es ist aber eine sehr gehorsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle seine Bilder sind erhaben, und all sein Erhabnes ist naiv.[2]) Von dem poetischen Pompe weiß er nichts; und prahlen und schimmern scheint er, weder als Dichter noch als Soldat zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne sah, läßt sich nun tief herab, auf der Erde sein Futter zu suchen; und das ohne Beschädigung seiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu sammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt ist ernsthaft. Nur da blieb er nicht ernsthaft — wo es Niemand bleiben kann. Denn was erweckt das

---

1) „Berlin sei Sparta!" hatte Gleim in dem Kriegslied zur Eröffnung des Feldzuges ausgerufen. Vgl. aus der Recension der Kriegslieder in der Vossischen Zeitung vom 7. Januar 1758 (in diesem Bande): „Er ist nur ein Grenadier, aber vollkommen würdig, als ein zweiter Tyrtäus, vor den neuen bessern Spartanern mit der kriegerischen Laute einherzuziehen." Lessing an Gleim, den 12. Mai 1759: „Der Hr. Hypercriticus M* hat Recht und hat auch nicht Recht. Tyrtäus war freilich kein geborner Spartaner, ob er gleich auch nicht weniger als ein Messenier war, wofür ihn dieser Herr ausgiebt. Aber er war ein spartanischer Feldherr; und war Keith kein Preuße, weil er ein Schotte von Geburt war? Einerlei Kriegszucht, nicht einerlei Himmelsstrich macht im Soldatenstande den Landsmann. Mehr brauche ich zu meiner Vertheidigung nicht zu sagen."

2) Lessing an Mendelssohn, den 18. August 1757: „Es ist wahr, etwas Erhabenes auszudrücken, muß man so wenig Worte aufwenden, als möglich; es geschieht also freilich oft, daß das Erhabene zugleich naiv ist; aber die Naivetät ist deswegen nicht ein wesentlicher Charakter des Erhabenen."

Lachen unfehlbarer, als große mächtige Anstalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligten Gemälden des Roßbachischen Liedes.[1])

Seine Sprache ist älter, als die Sprache der jetztlebenden größern Welt und ihrer Schriftsteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer, wenigstens ein halb Jahrhundert, zurück.

Auch seine Art zu reimen, und jede Zeile mit einer männlichen Silbe zu schließen, ist alt. In seinen Liedern aber erhält sie noch diesen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime, etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Trommete Aehnliches zu hören glaubt.

Nach diesen Eigenschaften also, wenn ich unsern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthume vergleichen sollte, so müßten es unsere Barden sein.[2])

Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
Plurima securi fudistis carmina Bardi.*)

Carl der Große hatte ihre Lieder, so viel es damals noch möglich war, gesammelt, und sie waren die unschätzbarste Zierde seines Büchersaals. Aber woran dachte dieser große Beförderer der Gelehrsamkeit, als er alle seine Bücher, und also auch diese Lieder, nach seinem Tode an den Meistbietenden zu verkaufen befahl? Konnte ein römischer Kaiser der Armuth kein ander Vermächtniß hinterlassen?**) — O wenn sie noch vorhanden wären! Welcher

*) Lucanus [I, v. 448].

**) *Eginhartus in vita Caroli M.* cap. 33. Similiter et de libris — statuit, ut ab his, qui eos habere vellent, justo pretio redimerentur, pretiumque in pauperes erogaretur.

---

1) Vgl. die oben erwähnte Recension.

2) Vgl. ebenda zu Anfang: „Daß es unter den gemeinen Soldaten unsers unsterblichen Friedrichs Helden die Menge giebt, ist längst bekannt. Nun aber hat sich unter ihnen auch ein Sänger gefunden, der in dem wahren Tone der alten Barden die Begebenheiten und Siege besingt, deren thätiger Augenzeuge er gewesen.“

Deutscher würde sich nicht noch zu weit mehrerm darum verstehen, als Hickes?*)

Ueber die Gesänge der nordischern Skalden scheint ein günstiger Geschick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden; und was von jenen wahr ist, muß auch von diesen gelten. Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg, und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbst aus der Schlacht blieben sie nicht; die tapfersten und ältesten Krieger schlossen einen Kreis um sie, und waren verbunden sie überall hinzubegleiten, wo sie den würdigsten Stoff ihrer künftigen Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geschichtschreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geschichtschreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, dessen Name war unsterblich; so unsterblich als die Schande des Feindes, den sie fliehen sahen.

Hat man sich nun in den kostbaren Ueberbleibseln dieser uralten nordischen Heldendichter, wie sie uns einige dänische Gelehrte aufbehalten haben**), umgesehen, und sich mit ihrem Geiste und ihren Absichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geschlecht von Barden aus dem schwäbischen Zeitalter seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt, und ihre naive Sprache, ihre ursprünglich deutsche Denkungsart studirt: so ist man einigermaßen fähig, über unsern neuen preußischen Barden[1]) zu urtheilen. Andere Beurtheiler, besonders wenn sie von derjenigen Klasse sind, welchen die französische Poesie Alles in Allem ist, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch besitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl thun, wenn ich diesen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er schrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen nahe an den

*) *Georg. Hickesius in Grammatica Franco-Theodisca* c. 1. O utinam jam extaret augusta Caroli M. Bibliotheca, in qua delicias has suas reposuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina!

**) Andreas Vellejus und Petrus Septimus.

---

1) Auch in dem 15. Literaturbrief (Bd. IV) nennt Lessing den „Grenadier“ unsern „preußischen Barden“.



Werken der Stadt, in den Höhlen der Weinberge; als er einen gesehen, habe er nach ihm hingesungen:

Was liegst du, nackender Pandur!
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weisest deine Zähne nur?
Und bellst? So beiße doch!"

Es könnte ein Herausforderungslied zum Zweikampf mit einem Panduren heißen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied soll gesungen haben. Zwar falle er bald oder spät; seine Grabschrift ist fertig:

Ειμι δ' εγω θεραπων μεν Ενυαλιοιο ἀνακτος
Και Μουσεων ἐρατον δωρον ἐπισταμενος. [1])

---

1) Lessing an Gleim, den 5. September 1758: „Die griechische Grabschrift, die ich ihm (dem Grenadier), vielleicht aus einer heimlichen Ahndung, gesetzt habe, sind zwei alte Verse, die bereits Archilochus von sich gesagt hat: ‚Ich bin ein Knecht des Engalischen Königs (des Mars), und habe die liebliche Gabe der Musen gelernt.' Sie schienen mir wegen ihrer edeln Simplicität der Anführung würdig zu sein und drücken den doppelten Charakter eines solchen kriegerischen Dichters aus. Würden sie nicht auch vortrefflich unter das Bildniß unsers Kleists passen? Was ich seinetwegen in Sorgen bin!"

Friedrich von Logau's
Sinngedichte.

Zwölf Bücher.

Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von

C. W. Ramler und G. E. Lessing.

Mit allergnädigsten Privilegien.

1759.

Leipzig 1759. In der Weidmannischen Buchhandlung.
Mit einem Titelkupfer und einer Vignette von J. W. Meil. kl. 8°.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Salomon von Golau deutscher Sinngedichte drei Tausend herausgegeben hat, ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Opitzischen Dichtern zu halten; und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt sein wird.

Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahrhundert, und drüber, haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er also noch sein? Und wenn selbst

Wernike[1]) keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile seines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die deutsche Sprache, ihrer vielen Umschweife wegen, zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheine, kein Beispiel entgegen zu stellen weiß[2]): so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergessenheit gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister, oder ein John[3]) gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beispiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beispiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu sollten uns die Beweise dienen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Beweis.

Was man mit besserm Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umständliche Lebensbeschreibung dieses würdigen Mannes.

---

1) Christian Warnecke (oder Wernicke), starb nach 1710. Vgl. den dritten Abschnitt „Martial" in Lessings „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm" (Band V).

2) Wernicke's „Poetische Versuche in Ueberschriften ꝛc." Neue verbesserte Auflage, Zürich 1763. „An den Leser", Bl. 5: „Man hatte von dem berühmten Morhof, dessen Aufsicht und Unterweisung man war anvertraut worden, gleich anfangs gehört, daß ohngeachtet die Franzosen, Italiäner und Engelländer in den schwersten Stücken der Dichtkunst den alten Römern sehr nahe gekommen, so daß unter den zween letztern ungefähr ein Virgilius, und unter den erstern und letztern mehr als ein Terentius und Seneka Tragödus zu finden: so wäre dennoch unter allen kein Martialis in ihrer eigenen Sprache anzutreffen. Daß zwar hin und wieder einige Ueberschriften gleichsam in der Irre sich erblicken ließen; daß es aber dennoch mit allen hieße: daß eine Ueberschrift aufzusetzen leicht, aber ein Buch davon zu schreiben, sehr schwer sei. Daß dieser Mangel wahrscheinlich von der Beschaffenheit dieser sonst schönen und ausgearbeiteten Sprachen herrühre, als welche es in der Kürze der lateinischen nicht gleich thun könnten. Und daß er dannen Herr der Meinung sei, daß es sich in der deutschen, ihrer vielen Umschweife halber, noch viel weniger würde thun lassen." Daniel Georg Morhof 1639—1691, Polyhistor und Literaturhistoriker.

3) Vgl. über beide den 43. Literaturbrief. (Bd. IV.)

Und wie sehr würden wir uns freuen, wenn wir dieser Erwartung ein Genügen leisten könnten! So aber sind alle unsere Nachforschungen nur schlecht belohnt worden; und wir haben wenig mehr als Folgendes von ihm entdecken können.

Das Geschlecht derer von Logau, oder Logaw, ist eines von den ältesten adligen Geschlechtern Schlesiens. Ihr Stammhaus, Altendorf, liegt in dem Fürstenthum Schweidnitz. Chr. Gryphius[1]) sagt, es sei aus Böhmischen oder Schlesischen Geschichtschreibern zu erweisen, daß schon in dem sechzehnten Jahrhunderte Freiherren von Logau, unter den Kaisern Carl dem Fünften und Ferdinand dem Ersten, ansehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des Erstern George von Logau auf Schlaupitz, einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, dem wir die erste Ausgabe des Gratius und Nemesianus zu danken haben.[2]) Desgleichen besaß um eben diese Zeit Caspar von Logau, den Lucä[3]) und Andere mit nur gedachtem George verschiedentlich verwechseln, den bischöflichen Stuhl zu Breslau.

Unser Friedrich von Logau ward, zu Folge seiner Grabschrift, die uns Cunrad[4]) aufbehalten hat, im Monat Juni des Jahres 1604 geboren. Seine Aeltern und den Ort seiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von seiner Erziehung, wo er studiret, ob er gereiset u. s. w. Wir finden seiner nicht eher als in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludewigs des Vierten, gedacht.

Man beliebe sich aus der Geschichte zu erinnern, daß Johann Christian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach seinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinschaftlich besaßen, doch so, daß jeder von ihnen seine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweiten, des gedachten Ludewigs, befand sich unser von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder,

1) Der jüngere Gryphius, Sohn des älteren, Andreas, 1649—1706.

2) Vgl. Lessings Anmerkungen zur „Gelehrten-Geschichte und Literatur" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 384).

3) Friedrich Lucä, 1644—1708, schrieb: „Schlesiens curiöse Denkwürdigkeiten oder vollkommene Chronica", 2 Thle.

4) Schrieb eine: „Silesia togata". Vgl. Opitz ed. Tittmann, S. X f. S. XXIII.

George Rudolph, starb, und die Fürstenthümer Liegnitz und Wohlau an sie fielen, fanden sie das Jahr darauf für gut, sich durch das Loos aus einander zu setzen. Ludewig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr seinen Sitz verlegte und seinen Logau als Kanzleirath mit sich nahm.

Die Liebe zur Poesie muß sich zeitig bei ihm geäußert haben. Er sagt uns in einem von seinen Sinngedichten selbst, daß er in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm seine Geschäfte allzukurze Erholungen, als daß er sich in größern Gedichten, als das kleine Epigramma ist, hätte versuchen können. Unterdessen hat er es in dieser geringern Gattung so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen.

Er gab anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist?[1]) Die vollständige Sammlung, die den schon erwähnten Titel: Salomons von Golau deutscher Sinngedichte drey Tausend führet, ist zu Breslau, in Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ohngefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen sein, welches sich aus verschiednen Sinngedichten schließen läßt und von den Bücherkennern bestätiget wird. Da unterdessen Sinapius[2]) sagt, daß Logau seine Sinngedichte im Jahr 1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die

1) Lessing an Ramler, den 7. September 1761: „Ich lege noch eine Rarität bei, die ich hier auf einer öffentlichen Bibliothek ausgestänkert habe. Es ist die erste Ausgabe unsers Logau. Wenn Sie sie genug gebraucht und Ihre Augen daran geweidet haben, so erbitte ich sie mir wieder zurück." Vgl. den 43. Literaturbrief.

2) Schrieb: „Schlesische Curiositäten".

er 1648, unter dem Namen des [illegible] [illegible] nach[1]. Wenn der [illegible], zu seiner [illegible] [illegible], ihn unter diejenigen Dichter nicht rechnen, die sich durch Schriften gezeiget haben, so ist dieses wohl ein [illegible] Beweis, daß das Publikum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz, den 5. Juli im Jahr 1655, und hinterließ aus seiner zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein, und der Mäcen des jüngern Gryphius[2].

Wir wollen nunmehr von unserer neuen Ausgabe des Dichters sagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unsers Logau beläuft sich, außer einigen eingeschobenen größern Stücken, auf dreitausend fünfhundert und dreiundfunfzig, indem zu dem zweiten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut sein können? Unsere wahre Meinung zu sagen, diese ungeheure Menge ist vielleicht eine von den vornehmsten Ursachen, warum der ganze Dichter vernachlässiget worden ist. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch siebenmal aufschlug und siebenmal etwas sehr Mittelmäßiges fand.

Wir ließen es also unsere erste Sorge sein, ihn dieses nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn fast auf sein Drittheil herabgesetzt; und das ist unter allen Nationen immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist. Deswegen wollen wir aber nicht sagen, daß alle beibehaltenen Stücke Meisterstücke sind; genug, daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden sein wird, warum es

1) Vgl. Lessings Wörterbuch zu Logau (ed. v. Maltzahn V, S. 238).

2) Friedrich von Logau's Sinngedichte, aufs neue überarbeitet rc. von Ramler. Leipzig 1791, Thl. I, Vorrede, S. IX f: „So weit geht die Nachricht meines Freundes, des seligen Lessing, mit dem ich diesen Dichter im Jahr 1759 herausgab. Wir theilten uns in diese Arbeit auf folgende Weise: Er überließ mir ganz allein die Wahl und die Ausfeilung der Stücke; er selbst setzte das eben angeführte Leben des Dichters auf und fügte ein Wörterbuch über diesen alten schlesischen Dichter hinzu, welches unter seinen eigenen Schriften einen Platz verdient.“ Demnach rührt das Folgende vielleicht von Ramler her.

unserer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen. Auch wird das Schlechteste noch immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, wie wenig er den Verlust der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es ist uns ein Exemplar unsers Dichters zu Händen gekommen, das sich aus der Stollischen Bibliothek[1]) herschreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören stärkere Beweise, und wir wollen es also nicht behaupten. Unterdessen haben wir doch für gut befunden, einige von diesen Aenderungen anzunehmen und einige, ihnen zu Folge, selbst zu wagen. Der Leser stößt nirgends so ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte.

Wir sind uns bewußt, daß wir durch diese wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringsten moderner gemacht haben; wir sind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzuweit unter seiner eignen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdenn in dem Geiste seiner eignen Sprache zu thun gesucht.

Wie groß unsere Hochachtung für diese seine alte Sprache ist, wird man aus unsern Anmerkungen darüber, die wir in Gestalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller würden, ohne Zweifel, der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unsrer Sprache sein. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen.

Endlich können wir unsern Lesern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unserm Logau unternommen gehabt. Er hat nämlich (1702) S. v. G. auferweckte Gedichte herausgegeben[2]) Dieser

1) Professor Stolle in Jena, Vorsteher der Jenaischen deutschen Gesellschaft und geborner Schlesier (Danzel, Lessing I, S. 373). Vgl. Gottsched, Vorrath I, S. II und dessen „Cato“, S. 88.

2) S. v. G. auferweckte Gedichte, denen hinzugefüget unterschiedene bisher ungedruckte poetische Gedanken. Frankfurt und Leipzig 1702. 8°.

Titel ist der letzte unwidersprechlichste Beweis, daß diese Sinngedichte damals schon begraben gewesen sind. Allein dieser Ungenannte war vielleicht Schuld, daß unser Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil seiner Gedichte, welchen man, ohne Wahl, auferweckt hat, ist nicht allein mit unendlich schlechten und pöbelhaften Stücken vermischt worden; sondern die Loganischen selbst sind dergestalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetischer Name, eine jede gute Eigenschaft des Dichters, ja oft der Menschenverstand selber verloren gegangen ist. Wir führen keine Exempel an, um unsern Lesern den Ekel zu ersparen.

Werden die Liebhaber der Poesie an unserm alten Dichter einigen Geschmack finden: so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichschönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewissen Seite übertrieben ist.

Berlin, den 5. Mai 1759.

Die Herausgeber.



Fabeln.

Drei Bücher.

Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts.

1759.

Vorrede.

Ich warf, vor Jahr und Tag, einen kritischen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß, in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, sie gegen irgend Jemanden zu vertheidigen; so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzuelende Angriff dieser und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich jetzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann,

ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und sie verdienet, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es in voraus darin bemerkt zu haben scheinen können.

Und so nahm ich mir vor, was ich erst verwerfen wollte, lieber so viel als möglich zu verbessern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in diesem Fache so reich, daß ich, vors erste meinen Fabeln, mit leichter Mühe eine neue Gestalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie sehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirrt hatte, das weiß ich selbst am besten. Anmerkungen, die man während dem Studieren macht, und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präcision zu geben; Versuchen, die man nur zu seiner Uebung waget, — — fehlet noch sehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden; — hier ist es!

Man wird nicht mehr als sechse von meinen alten Fabeln darin finden; die sechs prosaischen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigsten unwerth schienen.[1]) Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu sonderbar gelassen hätte, so würde ich sie in Prosa aufgelöset haben.

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunkt, aus welchem ich am liebsten betrachtet zu sein wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich

1) Nämlich: II, 10. I, 14. III, 15. I, 29. 17. II, 7. 8.



bloß meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum besten geschrieben habe, so entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entsprungen, allzuviel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen: was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget; und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach, auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses Aber gehöret in keine Vorrede; und das Publikum danket es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge fasset, Ideen sammlet, wählet, ordnet, in Plane vertheilet: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängniß. Aber sobald er einen Schritt weiter gehet und Hand anleget, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterziehet. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten, als die Geschichte des Buchs. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt und ich müßte hier schließen. Allein, da ich die Gelegenheit mit meinen Lesern zu sprechen, so selten ergreife, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Dusch[1]) hat mich durch seine bevollmächtigten Freunde, seit geraumer Zeit, auf eine sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen. Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich,

1) Johann Jacob Dusch 1725—1787, „ein Spätling, aber lange noch in Gottscheds Geiste wirksam“.

den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften[1] und in den Briefen die neueste Litteratur betreffend, über seine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung schreibet[2]. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegentheil versichern lassen; die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt; und wenn diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind: so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann, wie er, wenn es ihn nicht tödten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterei und dem Überwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Diensten, und widerrufe meine Klage.

---

1) III, S. 96–106. 617 f. Vgl. ebenda VI. S. 350, die Kritik seines Gedichts „Das Dorf“.

2 Mit den Literaturbriefen hat dieß seine Richtigkeit. Vgl. den 2., 41. und 77. Literaturbrief (Bd. IV).

Abhandlungen über die Fabel.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopee, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel.[1] Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Aesopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie, auf gut Glück, bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern

---

1) Vgl. Gottsched, kritische Dichtkunst, S. 153: „Ferner können die Fabeln eingetheilt werden in epische und dramatische. Jene werden bloß erzählet, und dahin gehören nicht nur die Ilias, Odyssee und Aeneis, sondern alle Romane, ja sogar die äsopischen Fabeln."

er 1648, unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward[1]. Wenn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeiget haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publikum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz, den 5. Juli im Jahr 1655, und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein, und der Mäcen des jüngern Gryphius[2].

Wir wollen nunmehr von unsrer neuen Ausgabe das Nöthige sagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unsers Logau beläuft sich, außer einigen eingeschobenen größern Poesien, auf dreitausendfünfhundertunddreiundfunfzig, indem zu dem zweiten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut sein können? Unsere wahre Meinung zu sagen, diese ungeheuere Menge ist vielleicht eine von den vornehmsten Ursachen, warum der ganze Dichter vernachlässiget worden ist. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch siebenmal aufschlug und siebenmal etwas sehr Mittelmäßiges fand.

Wir ließen es also unsere erste Sorge sein, ihn dieses nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn fast auf sein Drittheil herabgesetzt; und das ist unter allen Nationen immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist. Deswegen wollen wir aber nicht sagen, daß alle beibehaltenen Stücke Meisterstücke sind; genug, daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden sein wird, warum es

---

1) Vgl. Lessings Wörterbuch zu Logau (ed. v. Maltzahn V, S. 338).

2) Friedrich von Logau's Sinngedichte, aufs neue überarbeitet ꝛc. von Ramler. Leipzig 1791, Thl. I, Vorrede, S. IX f: „So weit geht die Nachricht meines Freundes, des seligen Lessing, mit dem ich diesen Dichter im Jahr 1759 herausgab. Wir theilten uns in diese Arbeit auf folgende Weise: Er überließ mir ganz allein die Wahl und die Ausfeilung der Stücke; er selbst setzte das eben angeführte Leben des Dichters auf und fügte ein Wörterbuch über diesen alten schlesischen Dichter hinzu, welches unter seinen eigenen Schriften einen Platz verdient.“ Demnach rührt das Folgende vielleicht von Ramler her.

unserer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen. Auch wird das Schlechteste noch immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, wie wenig er den Verlust der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es ist uns ein Exemplar unsers Dichters zu Händen gekommen, das sich aus der Stollischen Bibliothek[1]) herschreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören stärkere Beweise, und wir wollen es also nicht behaupten. Unterdessen haben wir doch für gut befunden, einige von diesen Aenderungen anzunehmen und einige, ihnen zu Folge, selbst zu wagen. Der Leser stößt nirgends so ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte.

Wir sind uns bewußt, daß wir durch diese wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringsten moderner gemacht haben; wir sind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzuweit unter seiner eignen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdenn in dem Geiste seiner eignen Sprache zu thun gesucht.

Wie groß unsere Hochachtung für diese seine alte Sprache ist, wird man aus unsern Anmerkungen darüber, die wir in Gestalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller würden, ohne Zweifel, der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unsrer Sprache sein. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen.

Endlich können wir unsern Lesern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unserm Logau unternommen gehabt. Er hat nämlich (1702) S. v. G. auferweckte Gedichte herausgegeben[2]) Dieser

1) Professor Stolle in Jena, Vorsteher der Jenaischen deutschen Gesellschaft und geborner Schlesier (Danzel, Lessing I, S. 373). Vgl. Gottsched, Vorrath I, S. II und dessen „Cato", S. 88.

2) S. v. G. auferweckte Gedichte, denen hinzugefüget unterschiedene bisher ungedruckte poetische Gedanken. Frankfurt und Leipzig 1702. 8°.

Titel ist der letzte unwidersprechlichste Beweis, daß diese Sinngedichte damals schon begraben gewesen sind. Allein dieser Ungenannte war vielleicht Schuld, daß unser Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil seiner Gedichte, welchen man, ohne Wahl, auferweckt hat, ist nicht allein mit unendlich schlechten und pöbelhaften Stücken vermischt worden; sondern die Logauischen selbst sind dergestalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetischer Name, eine jede gute Eigenschaft des Dichters, ja oft der Menschenverstand selber verloren gegangen ist. Wir führen keine Exempel an, um unsern Lesern den Ekel zu ersparen.

Werden die Liebhaber der Poesie an unserm alten Dichter einigen Geschmack finden: so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichschönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewissen Seite übertrieben ist.

Berlin, den 5. Mai 1759.

Die Herausgeber.



Fabeln.

Drei Bücher.

Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts.

1759.

Vorrede.

Ich warf, vor Jahr und Tag, einen kritischen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß, in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, sie gegen irgend Jemanden zu vertheidigen; so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzuelende Angriff dieser und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich jetzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann,

ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und sie verdienet, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es in voraus darin bemerkt zu haben scheinen können. — Und so nahm ich mir vor, was ich erst verwerfen wollte, lieber so viel als möglich zu verbessern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in diesem Fache so reich, daß ich, vors erste meinen Fabeln, mit leichter Mühe eine neue Gestalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie sehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirrt hatte, das weiß ich selbst am besten. Anmerkungen, die man während dem Studieren macht, und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präcision zu geben; Versuchen, die man nur zu seiner Uebung waget, — — fehlet noch sehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden; — hier ist es!

Man wird nicht mehr als sechse von meinen alten Fabeln darin finden; die sechs prosaischen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigsten unwerth schienen.[1] Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu sonderbar gelassen hätte, so würde ich sie in Prosa aufgelöset haben.

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunkt, aus welchem ich am liebsten betrachtet zu sein wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich

1) Nämlich: II, 10. I, 14. III, 15. I, 29. 17. II, 7. 8.

bloß meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum besten geschrieben habe, so entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entsprungen, allzuviel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen: was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget; und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach, auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses Aber gehöret in keine Vorrede; und das Publikum danket es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge fasset, Ideen sammlet, wählet, ordnet, in Plane vertheilet: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängniß. Aber sobald er einen Schritt weiter gehet und Hand anleget, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterziehet. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten, als die Geschichte des Buchs. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt und ich müßte hier schließen. Allein, da ich die Gelegenheit mit meinen Lesern zu sprechen, so selten ergreife, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Dusch[1]) hat mich durch seine bevollmächtigten Freunde, seit geraumer Zeit, auf eine sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen. Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich,

---

1) Johann Jacob Dusch 1725—1787, „ein Spätling, aber lange noch in Gottscheds Geiste wirksam“.



den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften[1]) und in den Briefen die neueste Litteratur betreffend, über seine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung schreibet.[2]) Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegentheil versichern lassen; die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt; und wenn diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind: so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann, wie er, wenn es ihn nicht tödten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterei und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Diensten, und widerrufe meine Klage.

---

1) III, S. 96—106. 617 f. Vgl. ebenda VI, S. 350, die Kritik seines Gedichts „Das Dorf".

2) Mit den Literaturbriefen hat dies seine Richtigkeit. Vgl. den 2., 41. und 77. Literaturbrief (Bd. IV).

Abhandlungen über die Fabel.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopee, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel.[1] Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Aesopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie, auf gut Glück, bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern

---

1) Vgl. Gottsched, kritische Dichtkunst, S. 153: „Ferner können die Fabeln eingetheilt werden in epische und dramatische. Jene werden bloß erzählet, und dahin gehören nicht nur die Ilias, Odyssee und Aeneis, sondern alle Romane, ja sogar die äsopischen Fabeln."

bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit, bei Verfertigung der ihrigen, gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel erläutert zu haben; wenn jener noch über dieses, die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen und zeigen mußte, daß aus beiden, sowohl aus der erdichteten Geschichte als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entspringt die Eintheilung in einfache und zusammengesetzte Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur ein Junges zur Welt brächte. ‚Ja', sprach sie, ‚nur eines; aber einen Löwen.'" *) — Die Wahrheit, welche in dieser Fabel liegt, ὁτι το καλον οὐκ ἐν πληθει, ἀλλ' ἀρετῃ, leuchtet sogleich in die Augen; und die Fabel ist einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geschehenen, oder doch, als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter angewendet wird. — „Ich mache", sprach ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, „in einem Jahre sieben Trauerspiele; aber du? in sieben Jahren eines!" — „Recht, nur eines!" versetzte der Dichter, „aber eine Athalie!" — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt. Denn sie besteht nunmehr gleichsam aus zwei Fabeln, aus zwei einzelnen Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit eben desselben Lehrsatzes bestätiget finde.

Diese Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst, sondern bloß auf der verschiedenen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt sein kann. Bei dem Phädrus ist die Fabel von dem kreisenden Berge, eine einfache Fabel.

*) Fabul. Aesop. 216. Edit. Hauptmannianae.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein Jeder, ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht, der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielversprechende Thor, von allen möglichen Arten, sieht hier sein Bild! Bei unserm Hagedorn aber wird eben dieselbe Fabel zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebährenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreisenden Berges macht.[1])

Ihr Götter, rettet! Menschen flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreisen,
Und wird jetzt, eh' man sich's versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen rc.
— — — — — — —

Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt:
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht: warum? er reimt,
Und will jetzt den Homer beschämen rc.
— — — — — — —

Allein gebt Acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonett, dort eine Maus.

Diese Eintheilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ohngeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln: diese Eintheilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretner Weg. Ich sehe eine Menge Fußtapfen vor mir, die ich zum Theil untersuchen muß, wenn ich überall sichre Tritte zu thun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieser Mann, welcher nicht sowohl ein großes poetisches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an mancherlei wagen, und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel

1) v. Hagedorns sämmtliche poetische Werke, Hamburg 1757. II, S. 53 f.

durch eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre*).

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr festgesetzt hatte, schickte er heimlich einen Boten an seinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun solle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hub seinen Stab auf, schlug den höchsten Mohnstengeln die Häupter ab, und sprach zu dem Boten: „Geh, und erzähle meinem Sohne, was ich itzt gethan habe!" Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten**). — Hier ist eine allegorische Handlung; hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre: Aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel?***)

Aber wenn eben derselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam, und jeder sich seine eigene Weide suchte†); alsdenn hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es eben so klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung sein kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt sein. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es

*) La Fable est une instruction deguisée sous l'allegorie d'une action. *Discours sur la fable*. [Ausgabe seiner Werke von 1754, IV, S. 11. — Vgl. noch über Antoine Houdar de la Motte, 1672—1731, das 19. und 86. Stück der „Hamburger Dramaturgie", in Bd. VI.]

**) Florus, lib. I, cap. 7.

***) Fabul. Aesop. 171.

†) Fab. Aesop. 297.

nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sei? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehret: *αλληγορια*, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium*). Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheinet, sondern etwas Anderes. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas Andere auf etwas anderes Aehnliches einzuschränken sei, weil sonst auch jede Ironie eine Allegorie sein würde**). Die letztern Worte des Quintilians, ac etiam interim contrarium, sind ihnen hierin zwar offenbar zuwider: aber es mag sein.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheinet, sondern etwas Aehnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch sein soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheinet, sondern nur etwas Aehnliches?

*) Quinctilianus lib. VIII, cap. 6.

**) Allegoria dicitur, quia *αλλο μεν αγορευει, αλλο δε νοει.* Et istud *αλλο* restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. *Vossius Inst. Orat. libr. III.* [Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften VII, p. 89 sq.: „Was Hr. L. von der Allegorie sagt, verdient von den Kunstrichtern geprüft zu werden. Er will durchaus der Fabel die Allegorie absprechen, die ihr doch auch Scaliger de Poet. III und Voßius Inst. Or. IV beilegen. Hr. L. führt den Letztern in der Note **), S. 120, aber nicht vollständig an. Die Stelle steht auch nicht im III. sondern im IV. Buche. Die ersten Worte: Allegoria dicitur, quia *ἄλλο μὲν ἀγορεύει, ἄλλο δὲ νοεῖ*, stehen S. 193. Die andern stehen zwar S. 194, sie sind aber sehr von einander gerissen; wir wollen uns die Mühe nehmen, sie herzusetzen. Hier sind sie: Nihil hac ironia magnificentius; quae tamen allegoria dicenda non est; non quia natura vocis per se repugnet (nam vel maxime *aliud* dicitur, cum contrarium intelligitur), sed quia, si laxe adeo illud *ἄλλο* in *ἀλληγορίας* voce sumatur, omnis ironia, etiam quae continuata non est, allegoria erit, quod superius refellebamus. Quare illud *ἄλλο* restringi debet ad aliud simile, vel saltem conjunctum aut amice conspirans cum eo, quod dicitur, ut in primis tropis fit etc. Hr. L. muß dieses sehr flüchtig überlesen oder den Voßius nicht bei der Hand gehabt haben, sonst würde er sich mit dem Aehnlichen nicht so lustig gemacht haben. Voßius spricht, die Fortsetzung der drei ersten Tropen, Metapher, Metonymie und Synecdoche, sei eine Allegorie und hingegen die Fortsetzung der Ironie sei keine. Das *Simile* bezieht sich also auf die Metapher. Denn der Grund von derselben ist bekannter Maßen die Aehnlichkeit. Voßius will also hier sagen, daß eine fortgesetzte Metapher eine Allegorie sei. Hieraus erhellet, wie unbillig Hr. L. auf der 121., 122. und 123. S. spotte.]

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer stärker ist als das andere, die sich also, nach der Folge ihrer verschiednen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier, anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen, eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königin suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, so bald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegen einander an Größe und Macht gestanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur Wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern Allen so faßlich, als möglich machen. Ich falle auf die Thiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen; besonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen diese Thiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: Der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: Er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden:

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn.*)

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächste; der Marder, de Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf, der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen u. s. w. hier Aehnliches! Aehnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärksten;

*) v. Hagedorn, Fabeln und Erzählungen, erstes Buch, S. 77. [Ausgabe von 1757, II, S. 44.]



oder ist jener hier der Starke, so wie dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Aehnlichkeit habe. Ist dieser Windhund, einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt, einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjecten der Fabel, und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt haben. Und das Nämliche läßt sich auf die nämliche Art von den beiderseitigen Prädicaten erweisen.

Vielleicht aber meinet Jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwischen den bestimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, sondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich ebendieselbe Wahrheit, jetzt durch die Bilder der Fabel, und jetzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel, als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anschauenden Erkenntniß, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen: so würde in allen Fabeln ebendieselbe Allegorie sein, welches doch Niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher Alles zusammen und sage: Die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegorisch sein.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie wann sie alsdenn allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein Besonderes gegen das andere gehalten; zwischen zwei oder mehr Besondern, die unter eben demselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Aehnlichkeit unwidersprechlich, und die Allegorie kann folglich Statt finden. Nur muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde Sie befindet sich zwischen

der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, in so fern sich aus beiden ebendieselbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behilflich wäre: diese Fabel, sage ich, ist in so fern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus*) bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher sie ihr Erfinder Stesichorus erzählte, ward sie es. Er erzählte sie nämlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O ihr Himerenser", rief er, „die ihr so fest entschlossen seid, euch an euren Feinden zu rächen; nehmt euch wohl in Acht, oder es wird euch wie diesem Pferde ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen lassen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer mit unumschränkter Gewalt ernannt. Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, wollt ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends um eure Freiheit gethan." **) — Alles wird hier allegorisch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd, hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser; der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser; der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freiheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer; und das Aufsitzen endlich, nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alle dem? Dieses: da die Fabel nur alsdenn allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzelnen Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich

*) Lib. IV, fab. 3.
**) Aristoteles Rhetor. lib. II, cap. 20.

zugetragen hat, entgegen stelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, insofern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das Zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müssiges, überflüssiges Wort daraus verdrängen will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel, in Ansehung des allgemeinen Lehrsatzes, bloß allegorisch zu machen; und man kann sicher glauben, eine schlechte Fabel gemacht zu haben. Ist aber eine schlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht setzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunst Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläset in seine kalte Hand, um seine Hand zu wärmen; und bläset in seinen heißen Brei, um seinen Brei zu kühlen. ‚Was?‘ sagt der Satyr; ‚du bläsest aus einem Munde Warm und Kalt? Geh, mit dir mag ich nichts zu thun haben!‘“ *) — Diese Fabel soll lehren, *ὁτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὡν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις*; die Freundschaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute [1]), aller Falschen zu fliehen. Lehrt sie das? Ich bin nicht der Erste, der es leugnet und die Fabel für schlecht ausgiebt [2]). Richer**) sagt, sie sündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral

*) Fab. Aesop. 126.

**) . . contre la justesse de l'allégorie . . Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots equivoques. *Fables nouvelles, Preface. p.* 10.

---

1) Vgl. Lessings Wörterbuch zu Logau (ed. v. Maltzahn V, S. 358): „Dupelmann, ein von unserm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das englische double-dealer sehr eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es, nach unserm jetzigen Dialekte, in Doppelmann verwandelte. — Jetzt sagen wir dafür Zweizüngler, Doppelzüngler.“

2) Vgl. Lessings „Absagungsschreiben“ gegen Göze (Bd. VII): „Göze, wird die Nachwelt sagen, Göze wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und ebendenselben Schriftsteller sauersüße Complimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können?“ — Ueber ein Gemälde von Lucas Giordano, welches diese Fabel vorstellt, vgl. Lessings Collectaneen s. v. Hamburg (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 414).



sei weiter nichts als eine Anspielung und gründe sich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber seine Empfindung falsch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht sowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie ist. Anstatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr so anstößig scheinet, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrsatzes wirklich begriffen sein sollte, ist sie ihm bloß ähnlich. Der Mann sollte sich eines wirklichen Widerspruchs schuldig machen; und der Widerspruch ist nur anscheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von ebenderselben Sache ja und nein sagen, die ebendasselbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeiget uns einen Mann, der seinen Athem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht; der auf ganz etwas Anderes jetzt seinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas Anderes ihn jetzt kalt bläset.

Endlich, was läßt sich nicht Alles allegorisiren! Man nenne mir das abgeschmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die Mitknechte des Aesopus gelüstet nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie essen sie auf, und als es zur Nachfrage kömmt, soll es der gute Aesop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Aesop in großer Menge laues Wasser; und seine Mitknechte müssen ein gleiches thun. Das laue Wasser hat seine Wirkung und die Näscher sind entdeckt." [1]) — — Was lehrt uns dieses Histörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener persische Dichter*) einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch", spricht er, „an jenem großen

*) *Herbelot Bibl. Orient., p.* 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brulante, dans la question du Jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroitra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son deguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion. [Ausg. v. 1776, S. 528. d'Herbelot führt diese Moral aus dem Mesnewi (des Dschelal=ebdin Rumi, des größten mystischen Dichters der Perser) an, unter dem Worte Lokman, welches bekanntlich der Name des morgenländischen Aesopus ist.] —

1) Vgl. „Aesops Leben" in Simrocks „Deutschen Volksbüchern" XIII, S. 157 ff. Morhof, Unterricht 2c., S. 356.

Tage des Gerichts, von diesem warmen und siedenden Wasser wird zu trinken geben: alsdenn wird Alles an den Tag kommen, was ihr mit so vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der Heuchler, den hier seine Verstellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft dastehen!" — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszusetzen. Das Wort Lehre (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielet, oder in den ein tiefsinniger Baco wohl gar eine transcendentalische Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg erzählet: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einstmals vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls sagte er zu seiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: ‚Liebe Mutter, hier sind eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Compagnie Reuter bewachen, als eine einzige Ziege.'" — Hat Holberg eine Fabel erzählet? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzet selbst mit ausdrücklichen Worten dazu: „Diese Fabel zeiget, daß keine Creatur weniger in der Zucht zu halten ist, als eine Ziege."*) — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt, als dieser Holberg! — Und es mißhandelt sie jeder, der eine andere als moralische Lehre darin vorzutragen, sich einfallen laßt.

Richer.

Richer ist ein andrer französischer Fabulist, der ein wenig besser erzählet als de la Motte, in Ansehung der Erfindung aber, weit unter ihm stehet. Auch dieser hat uns seine Gedanken über diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine

*) Moralische Fabeln des Baron von Holberg, S. 103. [Vgl. in diesem Bande die Recension derselben aus der Vossischen Zeitung. — Die Holberg'sche Fabel ist eine alberne Umänderung einer trefflichen Legende, die Hans Sachs sehr schön erzählt in dem Schwank: Sankt Peter mit der Geiß.] —

unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte*).

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poeme) — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die bloße Fiction setzet: so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Silbenmaß als nothwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet: so kann ich seiner Meinung nicht sein. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Precepte) — Dieses Wort ist nichts bestimmter, als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die Fabel aber stehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist Regel oder Vorschrift hier sogar noch schlechter als Lehre, weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze verstehet, die unmittelbar auf die Bestimmung unseres Thuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralischen Lehrsätze der Fabel. Ein großer Theil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschiehet, unterrichten. Ist die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorschrift? Und gleichwohl ist sie das Resultat einer von den schönsten Fabeln des Phädrus.**) Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel sein, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal anschauend erkennen sollte?

*) La Fable est un petit Poeme qui contient un precepte caché sous une image allegorique. *Fables nouvelles, Preface p.* 9.

**) Libr. I, Fab. 15.

Unter einem allegorischen Bilde? — Ueber das Allegorische habe ich mich bereits erkläret. Aber Bild! (Image) Unmöglich kann Richer dieses Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Geradewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und ebendemselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich also zwar wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bei dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
  Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen läßt?*) Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinstimmenden Bildern; wenn sie, mit einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie

*) Libr. V, Fab. 8.

erzählt, eine Folge von Veränderungen ist und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen sein. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdienet, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdenn ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern Fische, die sich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinsten aber schlupften durch das Netz durch und gelangten glücklich wieder ins Wasser." — Diese Erzählung befindet sich unter den Aesopischen Fabeln*), aber sie ist keine Fabel; wenigstens eine sehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, sie enthält ein bloßes einzelnes Factum, das sich ganz malen läßt; und wenn ich dieses einzelne Factum, dieses Zurückbleiben der größern und dieses Durchschlupfen der kleinen Fische, auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein und nicht in den andern Umständen zugleich mit der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist; alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehrere, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und sie kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel[1]):

*) Fab. Aesop. 126. [Muß wohl heißen: 154. Die 126. Fabel ist die oben erwähnte vom Wanderer und dem Satyr. Vgl. Lessings Collectaneen ed. Eschenburg I, S. 475.]

1) Vgl. de la Motte IX, S. 47.

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier gelesen? Ein Histörchen; aber keine Fabel. Ein Histörchen trägt sich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel also muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie erdichtet worden; da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum diese Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein anderer als dieser sein: der Dichter habe einen wahrscheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moralische Absicht, dergleichen der Fabulist doch nothwendig haben soll? Zur Noth könnte zwar dieses einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Bösen in keiner Gemeinschaft stehen soll. Aber was tragen alsdenn die übrigen Theile der Erzählung zu diesem Bilde bei? Zu diesem gar nichts; sondern ein jeder ist vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es selbst empfunden, und hat sich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen solle, nicht besser zu reißen gewußt, als wenn er deren so viele daraus zöge, als sich nur immer ziehen ließen. Denn er schließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.

Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn Niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von diesen großen Meistern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieses Histörchen für eine Fabel*) verkaufen könne.

Breitinger.

Ich würde von diesem großen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel.**) Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet, und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel, eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung. — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein wenig gewässerte: könnte man noch dazusetzen. Denn was sollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verspäret. Richer sagt: die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde versteckt (caché) sein. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Räthsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt; aber in einer Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervor strahlet, hätte durch ein ander Wort, als durch das ganz widersprechende versteckt, ausgedrückt zu werden verdienet. Sein Vorgänger, de la Motte, hatte sich um ein gut Theil feiner erklärt; er sagt doch nur, verkleidet (deguisé). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich führet. Und es muß gar keine Mühe

*) Phaedrus, libr. IV, Fab. 11.
**) Der Kritischen Dichtkunst ersten Bandes siebenter Abschnitt, S. 194.

kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darin nicht zu erkennen. Aufs Höchste würde sich dieses verkleidet nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzelnen Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt verkleiden wenigstens einkleiden heißen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt noch verkleidet, sondern durch sie der anschauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen sein, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften schnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen, das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen speculativischen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist, und von unserm Weltweisen schon gnugsam erläutert war*). — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir jetzt nachzuholen nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seit dem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauender Erkenntniß, gleich von Anfange als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

*) Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf schon damals von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu haben scheinet. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior § 302—323. Dieser Theil erschien 1734 und die Breitinger'sche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux.

Batteux erkläret die Fabel kurzweg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung.*) Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederholen, sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

„Eine Handlung", sagt Batteux, „ist eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschiehet. — Die Handlung setzet, außer dem Leben und der Wirksamkeit, auch Wahl und Endzweck voraus, und kömmt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdenn deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpfen mit einander. Der Besiegte verkriecht sich. Der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab, und zerfleischt ihn."**) — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten, und doch fehlt ihr, nach dem Batteux, die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschehe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufte und freuet sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönet die Jagd; seine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölze; da verstrickt ihn sein stolzes Geweih; er wird erreicht."***) Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine

*) Principes de Litterature, Tome II. I. Partie p. V. L'Apologue est le recit d'une action allegorique etc.

**) Aesop. Fab. 145.

***) Fab. Aesop. 181.

Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie, ohne Nachtheil derselben, weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch urtheilet falsch, und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilet habe. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiel Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich palgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißet, und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe sein. Es ist aber nur Schade, daß sie sich einigermaßen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abstrahiret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux passet, passet auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt; die er, mehr als einmal, une des plus belles et des plus celebres de l'antiquité nennet. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und also jurgii causam intulit — Ich spreche

dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur sein kann. Allein sie ist nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschiehet; sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral ist*): *οἷς προθεσις ἀδικειν, παρ᾽ αὐτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει.* Wer den Vorsatz hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar *μετ᾽ εὐλογου αἰτιας* zu thun suchen; er wird einen scheinbaren Vorwand wählen; aber sich im geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Diese Moral redet von einem Vorsatze (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas sein, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Absicht geschieht. Bloß dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel; welches sie nicht sein würde, wenn sie den geringsten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nöthig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und stellet sie von dieser Seite in ein sehr vortheilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nämlich, die Moral, die aus dieser Fabel fließe, sei: que le plus foible est souvent opprimé par le plus fort. Wie seicht! Wie falsch! Wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfs sehr vergebens, sehr für die lange Weile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre, mit einem Worte, schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fodert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der jetzt erwähnten Fabel des Phädrus machte sie, wie wir gesehen, nothwendig;

*) Fab. Aesop. 230.

aber thun es deswegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri

nicht werth, in einem einzelnen Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu lassen, folget; so thut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß sein, ist nicht immer ein Glück" — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich sein. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibet, indem die kleinern glücklich durch das Netz durchschlupfen, ist, in mehr als einer Betrachtung, ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter, die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß sein nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein Zuthun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die großen Fische mußten groß werden; es stand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben so viele ihr Unglück, als ihr Glück erkennen. Er soll Niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen sein müssen. Nicht das Groß Sein, sondern die eitle Begierde groß zu werden (κενοδοξιαν), sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte*), der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzählte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur deswegen in ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie keine Heerführer hätten, und beschlossen dergleichen zu wählen. Wie rang nicht diese und

*) Fab. Aesop. 143. Phaedrus, libr. IV, Fab. 5.

jene ehrgeizige Maus, es zu werden! Und wie theuer kam ihr am Ende dieser Vorzug zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentur milites;

und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre engen Löcher zu retten,

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus;
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu.

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eitlen Größe, und nicht die Größe überhaupt, zu seinem Gegenstande gewählet; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe, ist natürlicher Weise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabuliste hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten, zu erhalten. So bald er sie erhalten hat, ist es ihm

gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denket in geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldigt den Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs leugnet die That. Der Affe soll Richter sein. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet der Affe zum Urtheil*):"

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas. 1)

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheil des Affen lieget die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgeschnitten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraus siehet, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf seine Last von dem Rücken, und rief den Tod. Der Tod erscheinet. Der Greis erschrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch besser als gar nicht leben ist. ‚Nun, was soll ich?' fragt der Tod. ‚Ach, lieber Tod, mir meine Last wieder aufhelfen.' **)" — Der Fabulist ist glücklich, und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit Wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedicht oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie nothwendig so weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen.

*) Phaedrus libr. I, Fab. 10.
**) Fab. Aesop. 20.

1) Diese Fabel wendet Lessing in seinen „Anmerkungen über den Phäder" auf Voltaire's Proceß mit dem Juden Hirsch an. Vgl. I, S. 43 f.

Ich gestehe es; dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht sein, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sei. Allein was folgt hieraus? Dieses: wem der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar.

Und, Alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt, sondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführet. Dieser einzelne Fall wird allezeit das sein, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter verstehet, wird er nur dann und wann sein. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen sein, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht, desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen sein müssen, verstehet sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennet, bloß vernünftigen Wesen zukomme. Nur kömmt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten.

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux sind Kunstrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumet sich ohne Noth, wenn man sich um Alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser Alles, was ich

mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzelnen Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführet, daß ich nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles*): „Eine obrigkeitliche Person durch das Loos ernennen, ist eben, als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es sein sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit Fleiß aussuchte." — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben jetzt äußernde; der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt euren Magistrat durch das Loos ernennen? Ich sorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc."

Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte Alles genau und man wird keine finden als diese: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt; er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweideutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes[1]) liest man auch Folgendes:

*) Aristoteles Rhetor. libr. II, cap. 20.

1) Vgl. über Planudes weiter unten die Skizze „Zur Geschichte der äsopischen Fabel".

„Der Biber ist ein vierfüßiges Thier, das meistens im Wasser wohnet und dessen Geilen in der Medicin von großem Nutzen sind. Wenn nun dieses Thier von den Menschen verfolgt wird und ihnen nicht mehr entkommen kann, was thut es? Es beißt sich selbst die Geilen ab und wirft sie seinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieserwegen nachstellet und es sein Leben und seine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann."*) — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich Niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sei, werden sich vielleicht die meisten bedenken und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte: würde man vielleicht mit dem Verfasser der Kritischen Briefe**) sagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Instinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (γινωσκον οὑ χαριν διωκεται). Diese Erhebung des Instinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deswegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlet. Die Wirklichkeit kömmt nur dem Einzelnen, dem Individuo zu, und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden; und alsdenn wäre es eine Fabel geworden. — Ein ander Exempel: „Die Affen", sagt man, „bringen zwei Junge zur Welt, wovon sie das eine sehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen hassen und versäumen. Durch ein sonderbares Geschick aber geschieht es, daß die Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkosungen erdrückt, indem das Verachtete glücklich aufwächst."***) Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem Individuo gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher

*) Fab. Aesop. 83.
**) Kritische Briefe. Zürich 1746. S. 168. [Der Verfasser war Bodmer.]
***) Fab. Aesop. 268.

Lestrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen und die Individualität dafür ertheilen**). „Eine Aeffin", erzählt er, „hatte zwei Junge; in das eine war sie närrisch verliebt, an dem andern aber war ihr sehr wenig gelegen. Einstmals überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind rafft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, stürzt aber und schlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel springt. Das andere Junge, um das sie sich im Geringsten nicht bekümmert hatte, war ihr von selbst auf den Rücken gesprungen, hatte sich an ihre Schultern angeklammert und kam glücklich davon." — Hier ist Alles bestimmt; und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beispiel von dem Fischer hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind als die Gitter des Netzes, durchschlüpfen und die größern hängen bleiben. Vor sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus

*) In seinen Fabeln, sowie sie Richardson adopirt hat, die 187ste. [Vgl. Lessings Vorrede zur Uebersetzung von Richardsons „Sittenlehre für die Jugend" (ed. v. Maltzahn V, S. 79): „Roger Lestrange ist bei den Engländern der berühmteste Compilator äsopischer Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, fünfhundert an der Zahl; und in der Folge, auf Anhalten des Verlegers, noch einen zweiten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von seinen Landsleuten für eine der reinsten und musterhaftesten gehalten und seine Weise zu erzählen für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwerke läßt man ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß seine Anwendung und Sittenlehren passend, nicht abgedroschen, nachdrücklich und gemeinnützig sind." Ebenda S. 80: „Er (Richardson) wollte —— theils diejenigen Fabeln, welchen Lestrange, nicht ohne Gewaltsamkeit, eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurück bringen, theils diejenigen, welche keine andere, als politische Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Absicht bearbeiten. — So weit ging des Herrn Richardsons erstes Vorhaben. Bei der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich sei, sich weitere Grenzen zu setzen. Er ließ einen guten Theil weg, Alles nämlich, was mehr ein lächerliches Mährchen als eine lehrreiche Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politischen, einen bessern Sinn, er verkürzte, er änderte, er setzte hinzu; kurz, aus der Adoption ward eine eigene Geburt.'']

welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das sein, was wir in dem strengsten Verstande einen einzelnen Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel andrer Wissenschaften begnügen? — Wie viel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtigen psychologischen Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntniß aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntniß ist vor sich selbst klar. Die symbolische entlehnet ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existiret nur in dem Besondern, und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern, müssen wir ihn auf das Besondere reduciren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, in so fern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntniß.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen, und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist: so hat die anschauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen, als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit, nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich

darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn Alles was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines, und hindert, als dieses, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und so mächtig, als möglich, auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, außer der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, bestehet eben in dieser ihnen zu ertheilenden Fähigkeit auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß, deren das Besondere, als bloß möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit sich führet, als das bloß Mögliche.

Aristoteles scheinet diese Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er sie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich sein, seine ganze Lehre von dem Exempel (*περι παραδειγματος*) hier zu übersehen*). Erst von seiner Eintheilung des Exempels: *Παραδειγματων δ᾽ εἰδη δυο ἐστιν*, sagt er; *ἐν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος εἰδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἐν δε, το αὐτα ποιειν. Τουτου δ᾽ ἐν μεν παραβολη· ἐν δε λογοι· οἱον οἱ αἰσυκωπειοι και λιβοι.* Die Eintheilung überhaupt ist richtig; von einem Commentator aber

*) Aristoteles Rhetor. libr. II, cap. 20.

würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beibrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gäbe, und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beispielen selbst abstrahiren können, die Aristoteles davon giebt. Die Parabel nämlich führt er durch ein *ὥσπερ εἴ τις* ein; und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Commentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen, oder in Ermangelung derselben erdichtet. Bei jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir, in seiner Ermanglung, auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten: soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir auch unsere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempeln, und sagt: *Εισι δ' οἱ λογοι δημηγορικοι· και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων· χρησιμωτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων· ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι.* Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß

deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben so wohl in einem erdichteten Falle finden kann; was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historisch Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billiget:

Ταχ᾽ ἀν τις εἰκος αὐτο τουτ᾽ εἰναι λεγοι·
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα·

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (*ἐπι το πολυ*) dem Zukünftigen ähnlich sei; der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und Alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre rc.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam verbreitet zu haben. Ich fasse daher Alles zusammen und sage: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung eben so richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die

Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber, zu Ehren des ersten Erfinders, beibehält, weil er wenigstens schnackisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht Alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus", sagt er, „die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen: Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts Ungemeines oder merkwürdig Reizendes an sich haben, so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht sein, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit sich führet, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen, und also dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung bestehet aus zween wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande der Person und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunderbare,

welches in der Erzählung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst, oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkömmt, bestehet vornehmlich in dem Unvermutheten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache: weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas Ungewohntes und Seltenes sind; da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwürdiges an sich haben, so sah man sich gemüßigt, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun die Menschen, bei aller ihrer Verschiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu sein glaubte, als Götter und Genios, oder solche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit 2c., in die Erzählung einzuführen; vornehmlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Thiere, die Pflanzen und noch geringere Wesen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben 2c."

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sei, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe, reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben, weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts Anderes als ein lehrreiches Wunderbare sei. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier, versprochenermaßen, untersuchen muß.

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf

ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem, mit einmal, über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung sein? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehöret zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem *Φασι*, und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz, die Fabel in dem Klagefalle (*ταις αἰτιατικαις*)[1]) vortragen; und Theon, wenn er in seinen Vorübungen*) hierauf kömmt, führet eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billiget, und es zwar deswegen für rathsamer erkläret, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere (*ἱνα παραμυϑησωνται το δοκειν ἀδυνατα λεγειν*). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mußten sie nothwendig weit davon entfernt sein, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen, oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sei der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht bloß allein in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unsrer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen

*) Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.

1) D. h. im Accusativus [cum infinitivo], also in indirecter Rede, von einem „Man sagt" (*φασί*) abhängig, Accusativus, Klagefall, ist eine falsche Uebersetzung des griechischen grammatischen Ausdrucks; es müßte Effectivus heißen.

Vorstellung in der Reihe unserer Vorstellungen eben so selten vorkömmt. Auf einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weitem nicht mehr machen, den es das Erstemal auf ihn gemacht hat. Er lieset es endlich mit ebenso wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibet immer dasselbe; aber nicht unsre Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und vor sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere, und andere niedrigere Geschöpfe, Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen und soll nichts weniger als wunderbar sein. — Wenn ich in der Schrift lese*): „Da thät der Herr der Eselin den Mund auf und sie sprach zu Bileam 2c.“ so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem *Aesopus* lese**): *Φασιν, ὁτε φωνηεντα ἠν τα ζωα, την ὀϊν προς τον δεσποτην εἰπειν*: „Damals, als die Thiere noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben“, so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will; sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.[1])

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache — die ich wenigstens für die wahre halte —, warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. — Ich setze sie in die *allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere*. — Gesetzt auch, es

*) 1. B. Mos. XXII, 28.
**) Fab. Aesop. 316.

---

1) Vgl. Gottscheds „Kritische Dichtkunst“, S. 152 ff.

wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe. Wird sie sich deswegen von Jedem, ohne Ausnahme, darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur und machte sie, unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen, dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero.[1]) Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er höret, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze, in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme, anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal Alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt

1) „Britannicus" ist ein Trauerspiel von Racine. Vgl. „Hamburger Dramaturgie" St. 24 u. 92.

des Lammes und des Wolfes, den Riesen und den Zwerg, und sie verlieret schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter, ohne weitere Hinzuthuung, ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten*) und sagte: ‚Bringe dein weißes Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer.‘ Der Arme erwiderte: ‚Mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde und ich habe nur das einzige Lamm.‘ ‚Du hast aber den Göttern ein Gelübde gethan‘, versetzte dieser, ‚weil sie deine Felder gesegnet.‘ — ‚Ich habe kein Feld‘, war die Antwort. — ‚Nun, so war es damals, als sie deinen Sohn von seiner Krankheit genesen ließen.‘ — ‚O‘, sagte der Arme, ‚die Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen.‘ ‚Gottloser!‘ zürnte der Priester; ‚du lästerst!‘ und riß das Lamm aus seinem Schooße ꝛc.“ — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kömmt es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit, leider, noch weit geschwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne.**) Doch weil man auch hier sich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten Kritischen Briefe ist mit Breitinger einerlei Meinung, und sagt unter andern in der erdichteten Person des Hermann Axels***): „Die Fabel bekömmt durch diese sonderbaren Personen ein wunderliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust, davon zu essen, mächtig reizten. Er bemühte sich lange, auf

*) 2. B. Samuelis XII. [Vgl. unten „Zur Geschichte der äsopischen Fabel“.]
**) Fab. Aesop. 6.
***) S. 166. [Vgl. den 127. Literaturbrief, im vierten Bande.]

denselben hinauf zu klimmen, aber es war umsonst, er mußte es endlich aufgeben. Indem er weg ging, sagte er: ‚Es ist mir gesunder, daß ich sie noch länger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig genug.‘ Aber dieses Geschichtchen reizet nicht stark genug; es ist zu platt ꝛc.“ — Ich gestehe es Hermann Axeln zu; das Geschichtchen ist sehr platt und verdienet nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deswegen so platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erwecket. „Ein Mensch!“ Das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es giebt deren so viele! Aber „ein Fuchs“! Der Fabulist weiß nur von Einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf Einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdenn würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglassung des Thieres so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert und den Gasconier nach etwas mehr, als nach Birnen, lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kömmt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es Einem zum besondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, noch der Pelikan sein Blut für seine Jungen vergieße“*). — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studieren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie werth gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der sie uns, es sei durch seine Exempel oder durch seine

*) Man sehe die kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln. [Vgl. Lessings Fabel „Der Pelikan“, Buch I, Nr. 25.]

Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nämlichen Eigenschaften in der That zukommen.[1])

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltner kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel, z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.[2])

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Thiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es sehr wohl, daß sie unter andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein Großes vermehren, welches alsdenn kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen, bestehen.

---

1) Vgl. de la Motte, Discours sur la fable (Oeuvres IX, S. 26): J'ai remarqué qu'il suffisait que l'image fût fondée sur l'opinion, et j'ajoute, sur une opinion même dont on est revenu. Le fabuleux a dans cette matière tous les droits de la vérité. Le chant mélodieux du cigne mourant ne peut être reproché à un fabuliste, qui en sait faire un bon usage. On ne croit plus le fait, mais on sait qu'il a été cru, et c'est une autre espèce de fait qui plaît aux savants, tandis que pour eux-mêmes et pour les autres la célébrité de l'opinion lui tient lieu de réalité et lui acquiert tous les priviléges d'une vérité de symbole et de pure comparaison.

2) Vgl. de la Motte, ebenda S. 28 f.: Quoique les animaux soient des acteurs si convenables, ce ne sont pas les seuls qui ont droit à la fable. Usons sans scrupule des priviléges qu' Esope nous a transmis. Introduisons à notre choix les dieux, les génies et les hommes, faisons parler les animaux et les plantes, personifions les vertus et les vices, animons selon nos besoins tous les êtres. Que, s'il le faut, la Source se plaigne encore du Ruisseau, que la Lime se mocque du Serpent, et que le Pot de terre et le Pot de fer raisonnent encore et voyagent ensemble.

Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel stattfindet, so kann er die Ursache nicht sein, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen, als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders, z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere, oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie sie oben in die Fabel von dem Priester und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntniß des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntniß des moralischen Satzes hier eben so klar sein könnte, als sie dort ist?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiedenen Anwendung derselben ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet, und heißen einfache Fabeln; oder sie werden auf einen wirklichen

Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Eintheilung hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeiget.

Eine andere Eintheilung würde sich aus der verschiednen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es giebt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzelnen Falle ihres Gegentheils, als in einem einzelnen Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzelnen Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirecte Fabeln, so wie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von diesen Eintheilungen ist hier nicht die Frage; noch viel weniger von jener unphilosophischen Eintheilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunstrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt; von der Verschiedenheit nämlich der darin handelnden Personen. Und diese Eintheilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius[1]) ist ohne Zweifel der älteste Scribent, der ihrer erwähnet. *Του δε μυθου*, sagt er in seinen Vorübungen, *το μεν ἐστι λογικον, το δε ἠθικον, το δε μικτον. Και λογικον μεν ἐν ᾧ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλασται· ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον· μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.* Es giebt drei Gattungen von Fabeln; die vernünftige, in welcher der Mensch die handelnde Person ist; die sittliche, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführet werden; die vermischte, in welcher sowohl unvernünftige als vernünftige Wesen vorkommen[2]). — Der Hauptfehler dieser Eintheilung, welcher sogleich einem jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn

1) Vgl. unten „Zur Geschichte der äsopischen Fabel".
2) Vgl. Gottscheds Eintheilung, Kritische Dichtkunst, S. 151 f.

diesem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann dem ohngeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft sein, als diese Eintheilung? Oeffnet sie uns nur auch die geringste freiere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben so wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianischen abspeisen will[1]). Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter andern von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, sondern auch den eisernen und den irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das, Fräulein Einbildungskraft, und Alles, was ihnen ähnlich siehet, sind von diesem Theater ausgeschlossen worden; weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geistigen Wesen einen charaktermäßigen Körper zu geben; als Körpern, die einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist und Seele zu geben“ *). — Merkt man, wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedienet. Da dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers oft mehr ekeln als feinen Kunstrichters war, so konnte ihm die aphthonianische mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen sein, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die Aesopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die äsopische Fabel“, sagt er[2]), „ist eigentlich zu reden, das Schau-

*) Nach der Ramlerschen Uebersetzung, S. 244.

---

1) Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehret von C. W. Ramler. Erster Band. Leipzig 1756, S. 255: „Man theilt die Fabeln in drei Hauptgattungen ein: in vernünftige, wie ‚Die Alte‘, ‚Der Mann und das Mädchen‘, in symbolische, wie ‚Der Wolf und das Lamm‘, in vermischte, wie ‚Der Mensch und die Wiesel‘.“

2) Ebenda S. 243.

spiel der Kinder; sie unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivetät ihrer spielenden Personen. Man sieht auf diesem Theater keinen Cäsar, keinen Alexander, aber wohl die Fliege und die Ameise zc." Freilich; diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden sein. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Theil der besten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte; und zog sich, um den kritischen Anfällen deswegen weniger ausgesetzt zu sein, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität, nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolf*) hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Diese Eintheilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sei eine jede Fabel insofern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten erfunden worden; und vernünftig insofern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sei, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei seiner Eintheilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht, als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurtheilet werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere

*) Philosoph. practicae universalis Pars post. § 303.

poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianischen Eintheilung bei und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharfsinnig hinein zu legen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Eintheilung bekömmt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten", sagt er, „so legen wir entweder den Subjecten solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate bei, als ihnen zukommen; oder wir legen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. In dem ersten Falle heißen es vernünftige Fabeln; in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel haben."

Nach dieser Wolfischen Verbesserung also beruhet die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjecte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädicate, die von diesen Subjecten gesagt werden. Ihr zu Folge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel sein; so wie sie eben nicht nothwendig eine sittliche Fabel sein muß, weil Thiere in ihr aufgeführet werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel sein, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Thiere nachahmet; wie hingegen Wolf den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehrern: z. E. der Vogelsteller und die Schlange*); der Hund und der Koch**); der Hund und der Gärtner***); der Schäfer und der Wolf†): lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieser Eintheilung unsers Weltweisen können bewenden lassen? Ich weiß nicht. Wider ihre logicalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft

*) Fab. Aesop. 32.
**) Fab. Aesop. 34.
***) Fab. Aesop. 67.
†) Fab. Aesop. 71.

Alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker sein, ohne ein Mann von Geschmack zu sein; und das letzte war Wolf, leider, wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädicate, beigelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen, kann einen übeln Verstand machen. Der Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf die Naturen der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmüthig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Ueberschwemmung der abgeschmacktesten Mährchen drohenden Folgerungen, vorzubauen!

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren; und vielleicht kommen wir, am Ende der Bahn, zusammen. — Ich habe gesagt, und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzelnen Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel, oder des Exempels überhaupt, und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit, als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich, ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig; wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu sein erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich; oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen, unter

gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen sittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung; die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate dieser Subjecte; der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existiren; oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existirende Wesen (nicht andere Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu andern Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange besitzen. Jene Fabeln, worin die Subjecte vorausgesetzt werden, wollte ich mythische Fabeln nennen; und diese, worinn nur erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphysische Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Eintheilung noch durch einige Beispiele erläutern. Die Fabeln, der Blinde und der Lahme; die zwei kämpfenden Hähne; der Vogelsteller und die Schlange; der Hund und der Gärtner, sind lauter vernünftige Fabeln, obschon bald lauter Thiere, bald Menschen und Thiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder, mit Wolfen zu reden, es wird den Subjecten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln, Apollo und Jupiter*); Herkules und Plutus**); die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmenden Götter***); kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichteten Wesen, dem Phoenix[1]) z. E. bestehen, sind

*) Fab. Aesop. 287. [Vgl. Lessings Fabeln, Buch II, Nr. 12.]

**) Phaedrus libr. IV, Fab. 11. [Vgl. Lessings „Herkules", Buch II, Fab. 2, ed. v. Maltz. XI, S. 122.]

***) Phaedrus libr. III, Fab. 15.

---

1) Vgl. Lessing's „Phönix", Buch I, Fab. 13.

sittliche Fabeln, und zwar mythisch sittliche; denn es wird darin vorausgesetzt, daß alle diese Wesen existiren oder existiret haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm*); der Fuchs und der Storch**); die Natter und die Feile***); die Bäume und der Dornstrauch****); der Oelbaum und das Rohr ꝛc.†) sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbei erinnern! Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich bloß auf die Thiere, und andere geringere Geschöpfe einschränke: Der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen, und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch sittliche Fabel sein; denn die Gabe zu prophezeien, kann dem Menschen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelstürmenden Riesen als eine aesopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von selbst zusammen stürzte und sie unter den Ruinen begrübe: so würde keine andere als eine hyperphysisch sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen, der vernünftigen und sittlichen Fabel, entstehet auch bei mir eine vermischte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil schlechterdings, zum Theil nur unter gewissen Voraussetzungen möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreierlei sein; die vernünftig mythische Fabel, als Herkules und der Kärner††), der arme Mann und der Tod†††); die vernünftig hyperphysische Fabel, als der Holzschläger und der Fuchs††††), der Jäger und

*) Phaedrus libr. I, Fab. 1.
**) Phaedrus libr. I, Fab. 25. [Vgl. Lessings Fabeln, Buch I, Nr. 21.]
***) Phaedrus libr. IV, Fab. 7. [Vgl. ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 122.]
****) Fab. Aesop. 313.
†) Fab. Aesop. 143.
††) Fab. Aesop. 336.
†††) Fab. Aesop. 20.
††††) Fab. Aesop. 127.

der Löwe*), und endlich die hyperphysisch mythische Fabel, als Jupiter und das Kameel**), Jupiter und die Schlange***) ꝛc.

Und diese Eintheilung erschöpft die Mannigfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle, ihr zu Folge, zweifelhaft bleibe, welches bei allen andern Eintheilungen geschehen muß, die sich bloß auf die Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitingerische Eintheilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob Er schon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größten Theils auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel", sagt er, „hat seine verschiedenen Grade — der niedrigste Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menschen aufgeführet werden — weil in demselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, so können sie mit Fug wahrscheinliche, oder in Absicht auf die Personen menschliche Fabeln benennet werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert sich in derjenigen Classe der Fabeln, in welchen ganz andere als menschliche Personen aufgeführet werden. — Diese sind entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, z. E. die heidnischen Gottheiten; — oder sie sind in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem geringern Rang als die Menschen, als z. E. die Thiere, Pflanzen ꝛc. — Weil in diesen Fabeln das Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen Graden herrschet, werden sie deswegen nicht unfüglich wunderbare, und in Absicht auf die Personen entweder göttliche oder thierische Fabeln genennt — und die Fabel von den zwei Töpfen; die Fabel von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch thierische Fabeln heißen? Oder sollen sie und ihres gleichen, eigne Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der

*) Fab. Aesop. 280.
**) Fab. Aesop. 197.
***) Fab. Aesop. 189.

vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieser Breitingerischen Eintheilung oft zweifelhaft sein kann, zu welcher Classe man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel, von dem Gärtner und seinem Hunde, oder die noch bekanntere, von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht so wie sie Phädrus erzählet, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkömmt. Beide haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie nothwendig zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln, rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Thiere vor; und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht, als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Classe anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln beziehet, und die ich, zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Versuchen, nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und andrer niedrigern Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: so weit, und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus Allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand, als alle andere Individua. Ist dieses; denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein ander Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter, eben so gut denken, reden und thun könnte: so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren

Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viel Sophismata non causae ut causae die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der Verfasser der Kritischen Briefe, wenn er von seinem Hermann Axel sagt: „Daher schreibt er auch den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anschlägen zu, die in einem System, in einer Verknüpfung stehen, und zu einem Endzwecke von weitem her angeordnet sind. Denn dazu gehört eine Stärke der Vernunft, welche über den Instinkt ist. Ihr Instinkt giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von sich, die sich nicht lange empor halten kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln mit Thierpersonen ganz kurz, und bestehen nur aus einem sehr einfachen Anschlage, oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menschlichen Charakter in mehr als einem Lichte vorzustellen; ja der Fabulist muß zufrieden sein, wenn er nur einen Zug eines Charakters vorstellen kann. Es ist eine ausschweifende Idee des Pater Bossue[1]), daß die aesopische Fabel sich in dieselbe Länge wie die epische Fabel ausdehnen lasse. Denn das kann nicht geschehen, es sei denn daß man die Thiere nichts von den Thieren behalten lasse, sondern sie in Menschen verwandle, welches nur in possirlichen Gedichten angehet, wo man die Thiere mit gewissem Vorsatz in Masken aufführet, und die Verrichtungen der Menschen nachäffen läßt ꝛc." — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Thiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß, und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossue nichts taugt. Die aesopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnet, höret auf eine aesopische Fabel zu sein; aber nicht deswegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und

1) René Le Bossu, 1631—1680, schrieb 1675 einen Traité du poëme épique. Vgl. das 88. Stück der „Hamburger Dramaturgie" (Bd. VI). Gottsched, Kritische Dichtkunst, S. 149.

Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deswegen, weil die Thiere alsdenn zu viel Menschliches haben würden: sondern deswegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam aus einander gedehnet und mit fremden Theilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzelnen Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder seine Theile allzuweit aus einander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehört für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hinein gelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der Thiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der aesopischen Fabel die wahre Ursach nicht sei, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thierische Fabel, sondern auch jede andere aesopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen bestehet, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt sich eben so wenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wie viel sehr gute Fabeln ließen sich ihm nicht entgegensetzen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von weiten her zu einem Endzwecke anwenden siehet. Z. E.

der Adler und der Käfer*); der Adler, die Katze und das Schwein 2c.**)

Unterdessen, dachte ich einstmals bei mir selbst, wenn man dem ohngeachtet eine aesopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die jetztberührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reineke Fuchs aussehen, wenn ihm der Name eines aesopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Vors erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; vors zweite müßten die vielen und mannigfaltigen Theile dieses Ganzen unter gewisse Haupttheile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Haupttheilen auf einmal übersehen könnte; vors dritte müßte jeder dieser Haupttheile ein besonderes Ganzes, eine für sich bestehende Fabel sein können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen bestünde. Es müßte, um Alles zusammenzunehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelnen Begriffe aufgelöset werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besondern Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reineke Fuchs von diesen Requisitis! Am besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt die Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammengenommen liegt, ist diese: Man muß einen alten Bösewicht nicht auf das Aeußerste bringen, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch sein mag, benehmen. Dieses Aeußerste, diese Benehmung aller Mittel zerstückte ich; machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigne und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben,

*) Fab. Aesop. 2.
**) Phaedrus, libr. II, Fab. 4.

und mit dem Rangstreite der Thiere[1]) auf vier Fabeln, gebracht habe, wird ein Anderer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist la Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der äußersten Präcision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakterisirt ihn de la Motte[2]); und richtig. Diese Präcision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm, die Erfindungen des Aesopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten; und wo er davon abgekommen ist, scheinet ihn das Silbenmaß und der poetischere Stil, in welchen uns auch das allersimpelste Silbenmaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

---

1) Buch III, Fabb. 7—10.

2) Ebenda S. 43: Il est pourtant d'une précision excessive, négligeant toujours les occasions de décrire, courant au fait plutôt qu'il n'y marche, et ne connaissant pas de milieu entre le nécessaire et l'inutile.

Aber la Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer; wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sei; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte*) mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präcision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen, ihn seine Sprache zum Theil verhindert hätte; und bloß deswegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il falloit en recompense egayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait." Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwaige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend gewesen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publico aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben**), meinte sogar, la Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par betise) dem Phädrus nachgesetzt; und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide![1])

*) In der Vorrede zu seinen Fabeln.
**) Fontenelle.

1) Ebenda S. 52: Par une suite de cette admiration ingénuë, il se croyait fort au-dessous de Phèdre, mais un des grands hommes de notre siècle (Fontenelle) a dit que cela ne tirait pas à conséquence et que La Fontaine ne le cédait ainsi à Phèdre que par bêtise: mot plaisant mais solide, et qui exprime finement le caractère d'un génie supérieur, qui se méconnaît faute de se regarder avec assez d'attention.

Unterdessen, da la Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit durch ein so großes Muster, als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu ertheilen, habe ich um so viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehret, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen (egayer). Ich brauche keine Ursache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian sagt[1]). — Ich habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto*); und dieses muß die Stelle sein, worauf sich la Fontaine stützet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung so viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache**), zu ertheilen befiehlet, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß grade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzählung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, ziehet la Fontaine, wider die ausdrückliche Regel der Alten, auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie sein! — und setzt hinzu: *ἐν δε τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν εἰναι δει και προσφνη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη.* Die Erzählung der Fabel soll noch planer sein, sie soll zusammengepreßt, so viel als möglich ohne alle Zierrathen und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden sein.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen

*) Quinctilianus Inst. Orat. lib. IV, cap. 2.
**) Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem, ibidem.*

---

1) Ebenda S. 51: Tout original qu'il était dans les manières, il était admirateur des anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. La brièveté, dit-il, est l'âme de la fable, et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit. Diese Stelle führt Lessing sogleich selbst an.

überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigenen Autores mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manieres, il etoit Admirateur des Anciens jusqu'à la prevention, comme s'ils eussent été ses modeles. *La brieveté*, dit-il, *est l'ame de la Fable et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit**). Man kann nicht verstümmelter anführen als de la Motte hier den la Fontaine anführet! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sei, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugniß des Quintilians, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgend bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit seiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die aesopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neuern muß man das, was man von der aesopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte, er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen; und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so

*) Discours sur la Fable, p. 17.

viel als möglich auszuputzen, uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kömmt, wo ihm jene *ἑρμηνεια ἀκατασκευος* der Fabel so oft empfohlen worden; kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zierrathen lieset, deren die Erzählung der Fabel fähig sein soll? Er muß voller Verwunderung fragen: so hat sich denn bei den Neuern ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zierrathen streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein, als möglich. Alle Zierrathen aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich streiten alle Zierrathen, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze, braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere; damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzuviel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zierathen[1]) bestehen Erstlich in Gemälden, Beschreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen.“ — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg zum Exempel ein Fuchs sagen, sondern man muß fein sagen:

> Un vieux Renard, mais des plus fins,
> Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
> Sentant son Renard d'une lieuë etc.

Der Fabulist brauchte Fuchs, um mit einer einzigen Silbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen, und der Poet will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige

---

1) Uebers. v. Ramler I, S. 249: Zierrathe. Die Schreibart wechselt bei Lessing, wie man sieht; der Ableitung nach ist die mit Einem r die richtige.

Beschreibung von einem Dinge zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser ist, daß es keine Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Theile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zusammen genommen erkennen sollen. Vielweniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe, oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze theilet. — Aber Batteux, was sagt der? „Die zweite Zierrath", sagt er, „bestehet in den Gedanken: nämlich in solchen Gedanken, die hervorstechen, und sich von den übrigen auf eine besondere Art unterscheiden." [1])

Nicht minder widersinnig ist seine dritte Zierrath, die Allusion. — Doch wer streitet denn mit mir? Batteux selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur Zierrathen solcher Erzählungen sind, die vornehmlich zur Belustigung gemacht werden. [2])" Und für eine solche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich so eigensinnig, sie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach schon anmuthig genug ist, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine, und allen seinen Nachahmern, wie meinem Manne mit dem Bogen*); der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt sei; er ließ Zierrathen darauf schnitzen, und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zierrathen auf einen Bogen gehörten; er schnitzte eine Jagd darauf; nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann, so wie zuvor, damit zu schießen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen

*) S. die erste Fabel des dritten Buchs.

1) Ebenda S. 250.

2) Ebenda S. 252: „Dieses sind ohngefähr die Eigenschaften solcher Erzählungen, die vornehmlich zur Belustigung gemacht worden, worunter die poetischen, und folglich auch die Fabeln gehören."

Bogen schießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle, mit samt ihrem Homer, aus seiner Republik verbannte, dem Aesopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte; freilich würde auch Er nunmehr zu dem Aesopus, so wie ihn la Fontaine verkleidet hat, sagen: „Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang!" Aber, was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger, wie Plato, sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich sein wird. Ich habe die erhabne Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besondern Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber jetzt die Welt gleich nicht belustige; so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzählet ja die neuen Fabeln des Abstemius[1]) eben sowohl, als die alten Fabeln des Aesopus in Versen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzählet, wenn sie sich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also, bitte ich vorițo mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal aussagen läßt. Wenn ich mit der allzumuntern, und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelstraße des Phädrus, und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn prosaische Fabeln; wer wird die lesen wollen! — Diesen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im Voraus darauf antworten? Zweierlei? Erstlich; was man mir am leichtesten glauben wird: ich fühlte mich zu un-

---

1) Vgl. diesen Artikel im 25. der „Kritischen Briefe" (in diesem Bande) und unten „Zur Geschichte der äsopischen Fabel".

fähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versification nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürfen, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze gethan, und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn zweitens — ich muß es nur gestehen: ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, und daß er uns manchmal eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der Allegorie entspringe“ [1]). Der erste Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite ist unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen; sondern meine eigne vorbringen. Sie läuft dahinaus, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viel Beweise will man? Z. E.

Fab. 4. Lib. I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc. [2])

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hät er das Wasser um sich her nothwendig so getrübt, daß er sein Bildniß unmöglich darin sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf

---

1) de la Motte, ebenda, S. 47: Je reprocherais seulement à Phèdre d'avoir mis souvent sa morale à la tête de ses fables, et d'en mettre quelquefois de trop vagues, et qui ne naissent pas assez distinctement de l'allégorie. Vgl. ebenda S. 17 ff.

2) Vgl. Lessings „Anmerkungen über den Phäder“ (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 126.)

einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: *Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ' αὐτην διηει την ὀχθην*; der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

Fab. 5. *Lib. I.*

Vacca et capella, et patiens ovis injuriae,
Socii fuere cum leone in saltibus.[1])

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunstrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß sie von des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (*Οναγρος*). Von dem wilden Esel ist es bekannt, daß er ludert, und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend ist ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! Der Löwe macht sogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staats bei Seite gelegt. Und dieses Theil, sagt der Löwe, gehöret mir, *βασιλευς γαρ εἰμι*; das zweite Theil gehört mir auch *ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων*, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil *κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν*.

Fab. 11. *Lib. I.*

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.

— — — —

Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.[2])

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuche; der Esel schreiet; die Thiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen sie dem Löwen

1) Vgl. ebenda S. 127.
2) Vgl. ebenda S. 129. Lessings Fabeln, Buch II, Nr. 7.

in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall sein? — Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Lib. IV.

Peras imposuit Iupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst Schuld, daß wir unsere eigenen Fehler nicht sehen, und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die bessern Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlechtweg: *Ανθρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει*; oder: *δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου* u. s. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Orte umständlicher zu erweisen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus[1]).

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie: und würde ich mehr davon sagen können, als Wolf gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen jetzt sprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen; indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer

1) Die zuerst von K. Lessing aus dem Nachlasse seines Bruders in den „Vermischten Schriften" II, S. 230 ff. herausgegebenen und von uns öfters angeführten „Anmerkungen über den Phäder", die aber nicht über die neunzehnte Fabel des ersten Buches hinausgehen, sind die Vorarbeiten dazu.



zusammenzuziehen ꝛc. Diese Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte eben so geschickt dazu ist, so weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich, als Fabel, ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den hevristischen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am besten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man, so viel als möglich, beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, Alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinüber sehen läßt; den man lehret, sich eben so leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herab zu lassen: Der Knabe wird ein Genie werden oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zu Folge angestellet werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung aesopischer Fabeln eine von denen sein, die dem Alter eines Schülers am allerangemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste sein muß. Dieses Mittel ist das Principium der Reduction und es ist am besten, den Philosophen selbst davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis:* quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium

reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur; nisi praxi officere velimus*).

Doch dieses Principium der Reduction hat seine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniß des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu machen und diese in der niedrigsten Classe allen Vorlesungen zum Grunde zu legen**). Sie enthält, sagt er, den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubet, nicht auf die bloßen Eigenschaften der Thiere und andern geringern Geschöpfe, sondern auf die Aesopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdenn noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müssen mehr finden, als erfinden lassen; und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines

*) Philosophiae practicae universalis pars posterior § 310.

**) Briefe, die neueste Literatur betreffend, 1. Theil, S. 58. [Der Brief ist von Lessing selbst, es ist der 11. Literaturbrief, und recensiert Wielands „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute" (Bd. IV).]

zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerksam sein, und so oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorschein kömmt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne."*) Die Mühe mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt[1].

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: *Λεων και όνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν* — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen sein! (Man sehe die achte Fabel meines zweiten Buchs.) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man sehe die siebente.) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: *και ὁ κολοιος ἠν παλιν κολοιος*[2]. Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechters, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigenen glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch

*) Kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

---

1) Vgl. den 127. Literaturbrief (Bd. IV).
2) Vgl. „Anmerkungen über den Phäder" (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 126).

das, was wirklich sein Eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie wenn das Stück Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdenn noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen und unterläßt dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Herkules anständiger gewesen sein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend sein zu lassen. Jupiter antwortet: *τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὁταν οὐρουντες ποιησωσι ποταμον.* Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen, und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigenen Versuche zu schreiben.

Zur Geschichte der Aesopischen Fabel.[1]

[I.]

Hier sind die ersten Linien einer Geschichte der Aesopischen Fabel; demjenigen vielleicht nicht unwillkommen, der es mit einem Blicke übersehen will, wie und von wem dieses Feld angebauet worden.[2]

Iotham.

Seine Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählen. B. der Richter IX. v. 8.

Nathan.

Seine Fabel vom geraubten Schafe.[3]

---

1) Ein Heft früher im Besitz des Herrn Geh. Raths von Meusebach, jetzt in der Königlichen Bibliothek in Berlin; hier sorgfältiger abgedruckt als im zweiten Theile der vermischten Schriften. (Lachmann.)

2) Hierunter hat Lessing angemerkt:

„Svidas citirt oft, ohne Namen des Verfassers, *ἐν μυθικοῖς* oder *ἐν Μύθοις*, oder *ἐν Μύθῳ*. Aus dem Babrias führt Svidas verschiedene Stellen an, die ich unter keine bekannte Fabeln zu bringen wüßte, als unter *Ἀχαΐνη* cerva (*Κωτίλλω* ebendasselbe). Hea amabat. *Κωλώτης* Stellio. *Νεβρός* hinnulus. *Πυῤῥίχαις*."

3) Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften VII, S. 47 f.: „Um sich davon noch mehr zu überzeugen, darf man sich der ersten Beispiele, wo Fabeln vorgebracht werden, erinnern: bald sieht man einen Propheten, der einem Könige sein Verbrechen vorhalten soll; bald einen Jotham, der den Sichemitern ihre Thorheit

Hesiodus. [1])

Quintil. Orat. l. V. c. 11.

Aesopus. [2])

Aus des Aristophanes *ουδ' Αισωπον πεπατηκας* (in avibus v. 387)[3]) ist mehr nicht zu schließen, als daß eine Sammlung seiner Fabeln vorhanden gewesen; nicht aber daß er sie selbst geschrieben. Das Zeugniß des Phäder und des Aphthonius beweisen dieses auch nicht.

Fabeln, die nach dem Zeugnisse der Alten gewiß von ihm sind.

1. Der Igel, der dem Fuchse die Fliegen verjagen will. Aristoteles.

2. Der Adler und der Käfer. Plutarchus.

3. Cassita. Gellius.[4])

Myro Rhodia

fabulas scripsisse perhibetur a Suida.

---

und Undankbarkeit vorrückt, daß sie den Abimelech zum Könige gewählet. (Anm. Diese Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählen, steht im Buch der Richter im V. Capitel und ist wohl die älteste, die wir aufgezeichnet haben.")

1) Ebenda S. 50: „Die Fabel von dem Habicht und der Nachtigal beim Hesiodus, der noch vor dem Aesop gelebt und sie in den zierlichsten Versen erzählet, ist bekannt."

2) K. Lessing in den „Vermischten Schriften" II, S. 226: „Außer diesem, was hier vom Aesop vorkömmt, hat mein Bruder einen Heft von drei Bogen in Octav: ‚Erklärungen über den Aesop' nachgelassen, die mit denen, welche er dem griechischen Manuscripte beigefügt, dessen er in seinem ersten Beitrage zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel Nr. 2, S. 72 gedenket, schon einen ziemlichen Commentar ausmachen; sie sind aber nur in deutscher Sprache geschrieben. Sobald es nicht lächerlich, das heißt, nicht ungewöhnlich sein wird, einen griechischen Text mit deutschen Noten, von einer andern Manier aber, als die Noten über einige lateinische Autoren ad modum Sinceri, herauszugeben, will ich ihn drucken lassen. Dem wahren Gelehrten möchte er wohl willkommen sein. Seine Anmerkungen aber ins Lateinische zu übersetzen, mag freilich noch gelehrter lassen. Ich darf aber vorsätzlich meinen Bruder weder gelehrter noch ungelehrter machen, als er wirklich ist. Sind sie einmal deutsch erschienen, so kann man sie zur Aufrechthaltung der ächten Gelehrsamkeit lateinisch oder wendisch übersetzen."

3) Vgl. Lessings „Leben des Sophokles" unter (OO) in Bd. IV: „Wenn einer von dem andern diese Stellen hätte entlehnen müssen, so hätte man dem, der sie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwissendsten zurief: Ne Aesopum quidem legisti. Denn Aesopus hat schon ein Mährchen, welches diese Lehre einschärft."

4) Vgl. Gellert, Fabeln und Erzählungen 1748, Vorrede, S. (88) und dazu Lessings „Vermischte Schriften" II, S. 224.

Locman.

Am wahrscheinlichsten ist, was Herbelot sagt, S. 518 a.[1])

Pilpay.

Gellerts Irrthum p. 31[2]), als ob Sandabers Fabeln andere wären, als des Pilpay. Es ist der nämliche Mann, der in der persischen Sprache Pilpay, und in der hebräischen Sandaber heißt.

Der franz. Uebersetzer des Pilpay[3]) hat Gellerten verführt. S. dessen Avertiss., welcher noch dazu setzt, daß aus den Fabeln des Sandaber die Franzosen ihren Roman von den sieben Weisen gemacht.

Pilpay oder Bidpai, war ein Bramine[4]), und schrieb sein Werk für einen König von Indien, Namens Dobschelim. Herbelot S. 456.[5])

Socrates.

Daß Sokrates einige in Versen gebracht, beweiset wenigstens,

---

1) Wahrscheinlich meint Lessing die Stelle, welche in der neuen Ausgabe der Bibliothèque Orientale von 1776 auf S. 529 a steht: L'on pourrait dire avec beaucoup de vraisemblance, que Locman est le même que celui que les Grecs, qui ont ignoré son nom, nous ont fait connaître sous celui de sa nation, en l'appelant *Esope*, qui signifie la même chose en Grec que le mot *d'Ethiopien*. En effet, on trouve dans les paraboles, proverbes ou apologues de Locman en Arabe des choses que nous lisons dans les *Fables d'Esope*; en sorte qu'il serait mal-aisé de décider si les Arabes les ont empruntées des Grecs, ou si les Grecs les ont prises des Arabes. Il est cependant certain que cette manière d'instruire par les fables est plus conforme au génie des Orientaux qu'à celui des peuples de l'Occident.

2) In seiner Dissertation de Poësi apologorum eorumque scriptoribus, vom Jahre 1744. Vgl. Lessings „Vermischte Schriften" II, S. 224.

3) Contes et Fables Indiennes de Bidpaï et Lockmann, 1724, übersetzt von Galland, dem bekannten Uebersetzer von Tausend und einer Nacht; das Werk wurde von Cardonne fortgesetzt. (Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen, S. 195.)

4) Bidpai ist gar kein Name, sondern die persische Verstümmelung des Titels einer nunmehr sehr bekannten indischen Fabelsammlung Hitopadesa, d. h. Unterweisung zum Guten. Dies konnte aber Lessing noch nicht wissen.

5) Ausgabe von 1776, I, S. 257: Dab Schelim, appelé par quelques auteurs Disalem, était un des plus puissants et des plus anciens rois des Indes, qui vivait du temps de Houschenk, 2e roi de Perse de la première dynastie. Ce fut par son ordre que Bidpai le Brachmane, son visir, composa le livre le plus fameux de l'Orient, institulé Humaioun-Naméh: le livre auguste. Vgl. de la Motte, Oeuvres IX, S. 48 ff. Freytag, Apparatus literarius III, S. 106.

daß die damals vorhandene Sammlung in Prosa gewesen. Plutarchus de aud. Poetis. cap. 6. Suidas in voce Σωκρατης.

Has pro exemplo fabulas et Socrates divinis operibus indidit, sagt Avianus in seiner Präfation; welches aber wohl mehr von den Fabeln zu verstehen sein muß, die Plato seinen Gesprächen eingeflochten.

Demetrius Phalereus.

Welcher nach dem Laertius lib. V. sect. 80 λογων Αἰσωπειων συναγωγας hinterlassen haben soll.

Babrias

oder Babrius, von dem Avianus sagt: quas (fabulas) Graecis jambis Babrius repetens in duo volumina coartavit.

Cannegieter meinet, daß Babrias und Babrius zwei verschiedne Fabeldichter gewesen; in s. Anmerk. zur Präf. p. 8.

Suidas sagt ausdrücklich, daß er seine Fabeln aus dem Aesopus genommen und in Verse gebracht, Choriambische nämlich. Seine Sammlung bestand aus zehn Büchern.

Stelle des Seneca.

logos aesopios intentatum Romanis opus, in s. Consol. ad Polyb. c. 27.

Phaedrus.

Phaedrus partem aliquam quinque in libellos resolvit; sagt Avian.

Vielleicht gedenkt auch seiner Martial III. 20.

Canius Rufus

vielleicht; beim Martial III. 20.

Aphthonius.

Sophista Seculi II.

Avianus.

Cannegieter macht ihn älter als den Titian, weil er seiner nicht gedenke. Nach ihm hat er unter den Antoninis gelebt, und ist keinesweges der Rufus Festus Avienus.

Titianus.

Dessen Apologie beim Ausonius epist. XVI. Cannegieter hält ihn für den Julius Titianus, welcher des Maximini Iunioris Präceptor gewesen: also um 234.

Romulus.

Anonymus Nilantii.

Magister *Rufus.*

Ignatius Diaconus,

dem die vierzeiligen griechischen Fabeln gehören sollen, die gemeiniglich den Namen des Gabrias führen.

Vossius Inst. Orat. II. c. 15. §. 2.

Henr. Canneg. Dissert. p. 289.

Vixit Ignatius ille sub initiis Seculi IX. v. Gellert p. 35.

Alfred.

König von England, starb 909, der die Fabeln des Aesopus in das Angelsächsische übersetzen lassen, nach der Vorrede zum Aesopo moralis., wo er zwar Alfredus geschrieben ist.

Es ist keine angelsächsische Uebersetzung des Aesop jetzt mehr vorhanden, v. Introduct. discours to the Canterbury Tales p. 179, so viel dieser Verfasser erfahren können. Er hätte aber deswegen nicht dürfen auch an der ehemaligen Existenz derselben zweifeln, welches auch jene Citation aus dem Aesopo moralisato beweiset.

Anonymus Neveleti.

S. Cyrillus.

Simeon Sethus.

Der griechische Uebersetzer des Kelila und Dimme; der, wie Desbillion bemerkt, um 1100 gelebt.

Tebaldus.

Dessen Novus Avienus ohne Zweifel auch Fabeln enthält. v. Giornale de' Letterati T. IV, p. 181.

Der Provenzalische Uebersetzer.

Oder vielmehr eine französische, und zwar von einem Frauenzimmer, Namens Maria, welche die angelsächsische Uebersetzung ins Französische gebracht hat.

Ihre Arbeit ist noch vorhanden. I) den Schluß davon führt Pasquier an. Recherches de la Fr. VII, I. II) und eine Fabel aus ihr der Commentator des Chaucer. p. 177.

Alexander Necham (Nequam)

anno 1215 diem obiit.

Unter seinen MSS befindet sich ein novus Aesopus und novus Avianus. v. Baleus de sc. Britt. cent. 3. n. 66 et Pol. Leyseri Hist. Poet. m. ae. p. 992.

Ioannes de Capua. 1262.

Der lateinische Uebersetzer des Kelila und Dimme. v. Bibl. med. ae. Fabr. Tom. I, p. 332.

Vincentius Bellovacensis

starb um 1289. Die Fabeln in seinem Speculo doctrinali.

Fabeln aus den Minnesingern.

Hugo von Trimberg.

Boner.

Oder die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Adolphus. 1315.

dessen Fabeln Leyser aus einem MS. unsrer Biblioth. herausgegeben p. 2007.

Gesta Romanorum.

Planudes.

Constat Planudem anno 1347 adhuc inter vivos extitisse. Desbillons. p. 219.

Rabbi Hanakdan.

1326.

Die ungedruckten Fabeln aus dem Multifario.

Mensa Philosophica.

Poggius 1431.

Dessen Facetiae.

Laurentius Valla. 1436.

Rimicius.

Leonh. Dati.

1461.

Bamberger gedruckte Ausgabe von Boners Fabeln: ohnstreitig also die ersten gedruckten Fabeln.

1498.

Der Reineke Fuchs ist nicht zu übergehen. Und unter dieses Jahr müßte ich ihn setzen, wenn ich Gottscheds Meinung wäre, daß Heinrich von Alkmar der Urheber desselben sei. Aber es ist unstreitig, daß ein älteres französisches Gedicht davon existiret: wenn es auch weder der Nouveau Regnard, noch der Regnard Contrefait sein sollte, die Gottsched anführt. Ein drittes französisches Gedicht dieses Namens, welches bloß le Roman du Renard heißt, führt du Fresnoy unter Romanus an, und die ausgezogene Stelle beweiset, daß auch Isegrimm seine Rolle darin gespielt.

Steinhöwel.

Sebastian Brand.

Abstemius.

Dessen zweites Buch 1505 ans Licht kam.

Omnibonus Leonicenus.

Starb 1524. Uebersetzte Fabeln Aesopi ins Lateinische, welche Uebersetzung in der Königl. Bibliothek zu Paris No. 6614 beim Montf.

[II.]*)

Ich habe ehedem an einer vollständigen Geschichte der Aesopischen Fabel gearbeitet, und in dieser Absicht eine Menge Dinge zusammengetragen, deren Menge selbst mich nunmehr von der Ausführung abschreckt. Damit indeß mein Fleiß nicht ganz vergebens angewendet worden: so will ich hier das Beste davon mittheilen. Ich nenne aber das Beste das Unbekannteste: und nächst dem das, was mehr als bloße Compilation ist, indem es zu Berichtigung irriger Nachrichten dient, mit welchen man sich bisher begnügen müssen.

Besonders werde ich dabei auf das sehen, was Gellert und Christ für würdig geschätzt haben, daß es der Vergessenheit nicht gänzlich überlassen werde.

*) Alle folgenden Stücke sind jetzt unter den Breslauer Papieren. Karl Lessing hat sie im zweiten Theil der vermischten Schriften mit dem Entwurf unter Nr. I in Verbindung gebracht. (Lachmann.)

Gellert geflissentlich in seiner Dissertation de Poesi Apologorum eorumque scriptoribus (von 1744); und in seiner Nachricht von alten deutschen Fabeln, dem ersten Theile seiner Fabeln 1746 vorgesetzt.

Christ beiläufig, in seiner akademischen Schrift de Phaedro ejusque Fabulis; ebenfalls von 1746, aber nach jener Nachricht.

Und um einen Faden zu haben, an welchen ich wenigstens anreihen kann, was ich nach seinem Werthe nicht zu ordnen weiß: will ich der chronologischen Ordnung folgen, nicht in welcher die Fabeldichter gelebt haben, sondern in welcher ihre Werke im Drucke erschienen sind. Dieses wird bei den Neuen auf das Nämliche hinauskommen: und bei den Alten wird es das Bequemere sein.

Einen kleinen Anlauf will ich jedoch von den Zeiten nehmen, in welchen in dem einzigen Italien die Wissenschaften wiederum zu blühen anfingen, und in den übrigen europäischen Ländern noch Unwissenheit und Barbarei herrschte.

* * *

So sehr hatten Unwissenheit und Barbarei aber nie geherrscht, daß

[III.]*)

1461.

Das erste gedruckte deutsche Buch sind Aesopische Fabeln: und die ersten gedruckten Aesopischen Fabeln sind deutsche.

Der Ort, wo sie gedruckt worden, ist Bamberg: welche Stadt sonach in dem Verzeichnisse der Städte, in welchen die Druckerei zuerst geübet worden, unmittelbar auf Mainz folgen muß. Wenigstens hat sich noch bis jetzt kein Buch gefunden, in welchem eine deutsche Stadt ausdrücklich genennet sei, die Bamberg diese Ehre streitig machen könnte.

Man hat nicht den geringsten Grund, eine Verfälschung oder einen Fehler, oder ein Mißverständniß in gedachten Datis zu argwohnen. Unsere Fabeln sind gewiß zu Bamberg und zwar 1461 gedruckt: oder es ist nichts in allen solchen Dingen gewiß. Wie

*) Diese Stelle bis „sich darauf gründen dürfte", hat mein Bruder auf einen halben Bogen besonders, und kann einen Vorschmack geben, wie er den ganzen Plan ausgearbeitet haben würde. (K. Lessing.)

sie aber gedruckt worden, ob mit geschnittenen Tafeln, oder mit beweglichen Lettern, ob mit hölzernen oder mit gegossenen Lettern: das ist eine Frage, bei der es, glaub ich, noch frei stehet, sich für das Eine oder das Andere zu erklären. Es finden sich bei dem Einen sowohl als bei dem Andern Gründe dafür und Gründe darwider.

Das Typographische dieser alten Fabeln nun aber bei Seite gesetzet: habe ich eine doppelte Entdeckung darüber zu machen Gelegenheit gehabt.

Vors Erste habe ich entdeckt, daß sie nichts als die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger sind, von welchen die Schweizer glauben, daß sie selbige zuerst aus Handschriften herausgegeben: Scherzens Probe ungerechnet. Zugleich habe ich gefunden, daß die Schweizer nicht allein nichts drucken lassen, was nicht schon gedruckt gewesen: sondern daß sie es nicht einmal so vollständig drucken lassen, als sie es mit Hülfe dieser ersten ihnen unbekannt gebliebnen Ausgabe hätten thun können. Denn der alte Dichter hatte gerade hundert Fabeln gemacht, von welchen sie uns nur 89 aus ihren Handschriften mitgetheilet. Und obgleich auch die alte Ausgabe nur derselben 90 enthält, so sind es doch nicht die nämlichen, die hier und dort fehlen, und durch Zusammenhaltung läßt sich die Zahl bis auf eine einzige wieder vollständig machen.

Zweitens habe ich aus Handschriften, die in unsrer Bibliothek von diesen Fabeln sich befinden, entdeckt, daß der Verfasser derselben kein Riedenburg ist, wie Gottsched, ob schon aus einer von diesen Handschriften selbst, hat vorgeben wollen, und wie ihm Jedermann, die Schweizer selbst nicht ausgenommen, geglaubt hat. Gottsched hat auch dieses Manuscript nach seiner gewöhnlichen Art gelesen: das ist, mit halb offnen Augen. Er sahe, daß da und dort etwas zu sehen war, aber selten sah er das Rechte. Der Mann, dem zum Besten der Dichter sagt, daß er seine Fabeln aus dem Lateinischen übersetzt habe, heißt Riedenburg, und der Dichter selbst heißt Bonerius.

Alles dieses habe ich umständlicher an einem andern Orte angezeigt und wiederhole es hier nur summarisch, weil Einiges von dem Folgenden sich darauf gründen dürfte.

* * *

[IV.]

1461.

Das Bambergische Fabelbuch.

1471.

Die erste Ausgabe von Poggii facetiis. Facetiarum libri IV. v. Mettaire Tom. I. p. 310.

1473.

Gesta Romanorum. S. P. Marchand Histoire de l'Imprimerie.

1476.

Die Mailändische Ausgabe von des Rimicius übersetzten Aesopischen Fabeln.

Es waren die Planudeischen.

Diese erste Ausgabe findet sich bei dem Mettaire nicht. Aber Quirinus hat sie beschrieben. Spätere Ausgaben beim Müller sind Mediol. 1480. 4to. Venetiis 1482. fol. Parmae 1487.

1476.

Um diese Zeit ohne Zweifel, obschon ohne Jahrzahl, die erste griechische Ausgabe des Lebens und der Fabeln Aesopi, welche Bonus Accursius besorgt hat; gr. und lat. v. Mettaire Tom. I. p. 97. Denn sie ist völlig so gedruckt, als des Lascaris Grammatica von diesem Jahre.

Die Uebersetzung ist von dem Rynucius Thettalus; wie aus eben des Accursii vorgesetzten Briefe zu den selectis fabulis von 1497 erhellt. Diesen Rynucius nennt er daselbst virum mea sententia doctum et disertum. In diesen selectis war das Griechische gegenüber; in der vollständigen Ausgabe folgte die Uebersetzung nach.

1476—84.

Die Steinhöwelsche Sammlung. Denn sie ist zu Ulm bei Johann Zeinern gedruckt, von dem von 1473—84 Werke vorkommen.

1483.

Der alten Weisen Exempel.
v. Freytag. Adparat. T. III. p. 117.

[V.]

Baldo.

Beim Jeremias Paduanus* werden eines Baldo rhythmi fabulares öfters angeführt. Diesen hält Reinesius** für den Waldo, welcher 779 Abt zu St. Gallen war. Grund hierzu hat er nun freilich nicht sehr wohl; denn er schreibt bloß an den Daumius: non credis? Alium ergo mihi nomina, divinator felicior. Von seinen Versen urtheilt er sehr gut. Sunt ejus rhythmi mire simplices facilesque; accurati tamen prae ceteris hoc genus et jucundi. Die ganzen Fabeln dieses Baldo oder Waldo finden sich in der Bibliothek des Klosters zu Mellen; aber so, wie sie Kropff anführt, kann ich weiter nichts davon sagen, als daß sie in Elegieischen Versen sind.***

[VI.] †)

Apologi morales S. Cyrilli
gab Balth. Corderius zu Wien 1630 in kl. 12. heraus, und glaubte sie zuerst herauszugeben; ungewiß, ob es des Hierosolymitani oder Alexandrini Werk wäre.

Bald darauf 1639 merkte Aubertus Miraeus über den Gennadius c. 57 an, daß sie titulo Speculi sapientiae, Parisiis a Joanne Parvo schon längst gedruckt worden; ist aber noch ebenfalls ungewiß, ob sie dem Cyrillo Alexandrino gehören.

Diese Anmerkung des Miraeus wiederholt der Verfasser der Lebensbeschreibung S. Cyrilli Episcopi Alexandrini in den Actis sanctorum (Januarii d. 28. p. 354) und fügt hinzu: de illius libelli (nämlich der Apologorum) auctore Cyrillo agemus IX Martii.

An dieser Stelle nun p. 19. setzt ohne Zweifel der nämliche Verfasser hinzu: sed hic Libellus, ut de Scriptoribus Ecclesiast. censet *Philippus Labbeus* noster, ab auctore latino scriptus

* ** *** Diese Sternchen sind in der Handschrift, und er hat vermuthlich Anmerkungen dazu schreiben wollen, die ich aber nirgends finden können.
K. Lessing.

†) Unter den Breslauer Papieren mit dem Titel „XXIII. Cyrillus der Fabeldichter". Wahrscheinlich sollte es das 23. Stück der „Beiträge zur Geschichte und Literatur" werden.

est: utque observavit, quem et ipse citat, Aubertus Miraeus in opere de script. Ecclesiast. ad cap. 57. Gennadii Massiliensis, titulo *Speculi Sapientiae*, Parisiis a Joanne Parvo jam olim publicatus. Pridem mihi vir doctus aiebat suspicari se, conscriptum eum libellum a S. Cyrillo hoc nostro Sclavorum Apostolo. Investigandum esset, num ejus extet aliquod in Sclavorum scriptis vestigium.

Cyrillus, der Sklaven Apostel, lebte um 875. Aber auch so alt ist der Apologenschreiber nicht, und meine Muthmaßung ist weit wahrscheinlicher.

[VII.]

Vincentius Bellovacensis.

Dominicaner im 13ten Seculo. Informirte die Söhne Ludovici IX Königs von Frankreich. In seinem Speculo Doctrinali lib. III. cap. 114—124 hat er auch einige Aesopische Fabeln mit eingerückt, von welchen ich mich wundere, daß man sie noch nicht zur Verbesserung des Phädrischen Textes gebraucht hat. Es sind aber folgende:

1) Lupus et Agnus. Phaedr. I. 1. (Fab. ant. III.)
*2) Mus flumen transire volens et rana. Anony. 3. (Fab. ant. IV.)
*3) Luscinia et Accipiter. Anonym. 45. (Fab. ant. XXXIX.)
4) Canis flumen transiens. I. 4. (Fab. ant. VII.)
5) Simia a vulpe partem caudae petit. Anony. 56.
6) Nocturnus fur cani panem mittens. I. 23.
7) Vacca, capella, et avis sociae leonis. I. 5.
8) Grus et Lupus. I. 8.
9) Cervus in fonte se videns. I. 12.
*10) Homo ab arboribus manubrium petens. Anony. 53.
11) Vulpes et corvus rapto caseo. I. 13.
12) Leo annis defectus. I. 21.
*13) Asinus blandiri volens sicut catellus. Anony. 17.
14) Mons parturiens. IV. 22.
*15) Lepores se praecipitare volentes in aquam. Anony. 28.
16) Asinus ex cujus pelle tympana facta. III. 20. Anon. 57. (Fab. ant. 47.)

17) Graculus pennas Pavonis tollens. I. 3.
18) Formica et musca contendentes. IV. 23.
19) Rana inflans se et bos. I. 24.
*20) Mus et Leo. Anony. 18. Fab. ant. XVIII.
*21) Equus et Asinus. Anony. 43.
*22) Vespertilio ex avium et quadrup. partibus. Anonym. 44.
**23) Verax et fallax in provincia simiorum. Fab. antiq. LI.
*24) Manus, pedes et venter. Anony. 55.
*25) Cicada et formica. Avienus 34.
26) Vulpes ad uvam. IV. 2.
27) Leo et asinus rudens. I. 11.
**28) Leo languorem fingens et vulpes.
29) Canis pinguis et lupus macer. III. 7. (Fab. ant. 45.)

[VIII.]*).

Dieser Leonhardus Dati ist bekannt. Vid. Ughellius, Jöcher etc. Ob aber dieser seiner Fabeln wohl in seinem Leben gedacht wird, welches Laurentius Mehus 1744 nebst einigen seiner Briefe herausgegeben hat.

Es sind deren 40, wenn ich in der Geschwindigkeit recht gezählt habe, und ziemlich von den bekanntesten. Er hat sie dem Gregorio Corrario dediciret, dessen ich bei dem einen Manuscripte des Senecä Tragici, bei Gelegenheit seiner Progne, gedacht.

Leonardi Dathi ad Gregorium Corrarium Venetum, in quasdam fabellas Aesopi praefatio.

Gregori, neque enim Aesopum sprevere Poetae
  Inter Philosophos nec minor ille fuit.
Ludit fabellas, et eas bene condit olentes,
  Et cavet a vitiis, et benefacta docet.
Nonne vides alium periisse poemata mille!
  Nesciat**) Aesopi dulce poema mori.
Quas legis, ex ipso legi, cantoque latinas
  Pisani suasu fretus et auctus ope.
Ille dat ad verbum, quod non mihi littera graeca est,
  Et mea in hos Elegos lenta Thalia refert.
Forsan et ad reliquas pergam, nisi lora retorques.
  Prosequar an taceam, si sapis, ipse jube.

*) Auch das Folgende handschriftlich unter den Breslauischen Papieren. Vorher geht eine Nachricht über zwei Gedichte des Campani und zwei des Panormita in derselben Wolfenbüttelschen Handschrift. (Lachmann.)

**) Vielleicht Nescit at.

Er gestehet also, daß er selbst kein Griechisch verstanden, sondern daß sie ihm Pisanus von Wort zu Wort aus dem Griechischen übersetzt, und er sie sonach in Verse gebracht. Wer ist dieser Pisanus? Im Manuscripte stehet bei dieser Zeile Pisani suasu etc. mit eben derselben Hand geschrieben Palm, welches ich allenfalls für Pauli II. lesen würde, als unter welchem Papste Dati gelebt.

Das Schlußgedicht ist an den Marrasius gerichtet, dem er verspricht, auch die übrigen Aesopischen Fabeln zu übersetzen.

Traducam et faciam cuncta latina sonent,
Dummodo non reprobes, quae jam vigilavimus hisce
Noctibus, alterno facta latina pede,
Vel non displiceant tibi soli, o maxime Vatum
Marrasi, o animae dimidiumque meae.

Wer dieser große Dichter Marrasius gewesen, weiß ich nicht.

Die Poesie des Dati taugt nicht viel. Dabei hat er eine Menge barbarischer Wörter, die niemals, so viel ich wenigstens weiß, lateinisch gewesen sind. So ist z. E. die Fabel Felis et Venus von ihm überschrieben, Musipula, Adolescens et Venus, und fängt an

Formosum juvenem nimio affectabat amore
Musipula.

Was Musipula heißt, weiß ich nicht. Muscipula heißt eine Mausefalle; aber wie sich die in einen Jüngling verlieben könne, weiß ich nicht. Doch eine Katze und eine Falle fangen beide Mäuse; warum soll der Dichter nicht also einen Namen für den andern brauchen können? — Die Fabel Felis et Gallus gallinaceus überschreibt er Martur et Gallus, und fängt an

Gallum martur habet etc.

Wenn es noch Martes hieße — Die Fabel Lima et Vipera heißt bei ihm: Musio et Lima.

Introgressa casam fabri vaga musio limam
Inspectam lingit.

Die letzten beiden Worte hat Dati nach dem Italiänischen gemacht; denn da heißt Martora ein Marder, und Musino eine Art von Schlangen

[IX.]

Abstemius.

Wenn er eigentlich das erste Hundert seiner Fabeln herausgegeben, kann ich nicht sagen; aber gewiß vor 1499, von welchem Jahre eine Ventianische Ausgabe in 4° in der Bibliothek ist, welcher ein Domicius Palladius ein Schreiben vorgesetzt, in welchem hic apologorum libellus, nuper impressus heißt. (Quodl. 171. 28. 4°.) Dieser Ausgabe sind 30 Aesopische Fabeln, von Laurentius Valla 1438 übersetzt, beigefügt.

*

Bayle weiß nicht, ob er lange nach 1505 gelebt. Ich weiß, daß er noch 1516 am Leben gewesen; denn als in diesem Jahre Beatus Rhenanus das Enchiridium Xysti Philosophi Pythagorici hinter dem Aeneas Gazaeus Plat. de immortalitate animae zu Basel in 4° nach der Uebersetzung des Ambrosius Camaldulensis; so wie den Xystus nach der vermuthlichen Uebersetzung des Rufinus, aus einer alten Handschrift, die Selestadii in Bibliotheca divae Fides servabatur herausgab; so setzte dem erstern Abstemius ein kleines Empfehlungsgedicht von 7 Hexametern vor.

*

Das andere Hundert Fabeln hat er 1505 hinzugefügt, wie aus seiner eignen Zuschrift an einen Angelus Grypho erhellt.

[X.]

Einzelne zerstreute Fabeln.

1. Beim Bruder Michael Styfel in der Auslegung seines Liedes Von der christförmigen Lehre Luthers, gedr. um 1520 in 4° kömmt folgende Fabel vor (Sig. CII.), ist aber wohl schwerlich von ihm selbst.

„Der Zorn ist eine Wurzel des Todtschlags, darum wird er auch gar von Christo so schwerlich verdammt. Hier hilft dich auch keine Entschuldigung, daß dir Unrecht geschäh, daß man den Zorn an dich mach. Also beklaget sich Einer gar hoch vor einem Andern. Da antwortet er ihm mit diesem Gleichnuß. Ein Einsiedel kam auf ein Zeit mit seinem Krüglein zu einem Bronnen, der da was an dem Boden schlymig; und als er das

Krüglin hinyn stieß, do gieng der Schlym über sich häruf. Da sprach der Bronn: Bruder, du betrübst mich. Antwurtet der Bruder: Ich betrüb dich nit, dein böser Grund betrübt dich. Also sag ich dir auch: ein schlechte Gedult ist das, so du nit zürnest, wann man dir nichts übels thut, oder guts thut. Also seind auch gedultig die unvernünftigen Thier."

[XI.]

Gilbertus Cognatus Nozerenus.

Die erste Ausgabe seiner Sylva narrationum ist Lugduni 1548 in 12°, oder vielleicht daß es eine noch frühere giebt; denn seine Zueignungsschrift an den Johann Metellus ist von 1537 und Nozerethi datirt.

Diese war nur ein Vorschmack des vollständigen Werkes, welches 1567 zu Basel in 8° herausgekommen und aus 8 Büchern bestehet, wovon das erstere Apologos cum suis interpretationibus enthält.

Unter diesen merke ich an,

I. p. 1. Die Erschaffung des Dichters, aus dem Philo.
p. 18. De Asino et equo: wird auch von ein Paar Fuhrleuten oder Postknechten erzählt.
p. 34. De quodam. Der Eine will dem Andern Etwas sagen und dieser heißt ihm, es bis nach Tische zu versparen. Er verbrannte sich das Kleid.
p. 40. De Vulpe quadam (asini testiculos manducandi cupida).
p. 49. De anu multibiba. Ist wie die Fabel beim Rekam vom Wolfe, der 365mal zublinzt und dieses für ein Jahr rechnet.
p. 78. De Muliere pro pulice pediculum proferente.

[XII.]

Ochini Fabeln sollen 1554 zuerst herausgekommen sein. Es sind deren fünf Bücher. Ich habe sie aber weder italienisch noch nach der lateinischen Uebersetzung des Castellio jemals gesehn. Sondern bloß deutsch nach der Uebersetzung des Christoff

Wirsung in 4° von 1559. Und auch in dieser Uebersetzung nur die ersten vier Bücher; ob ich schon in der Salthenischen Bibliothek finde, daß sie alle fünfe übersetzt worden. Vogt scheint deren nur gar zwei Bücher gekannt zu haben und sagt, daß der erste Druck des ersten von 1556 sei, in welchem Jahre wenigstens die Zueignungsschrift des Wirsung an Otto Heinrich, Pfalzgrafen am Rhein, unterschrieben; und zwar datirt in Augspurg (um darnach das Deutsch des Wirsung beurtheilen zu können).

Wirsungs Leben muß beim Adami stehen. Er war Anfangs Prediger in seiner Vaterstadt.

Es sind nicht eigentlich Aesopische Fabeln; sondern wahre und erdichtete Geschichtchen, und sinnreiche Einfälle, durch welche die mancherlei Thorheiten des Papstthums und die Laster ihrer Glieder ins Licht gestellt werden. Sehr viel sinnreiche darunter, als I. 40.

Es wird Alles als wahre Geschichte erzählt. Aber sonst einer der es glaubt! Z. E. I. 41 von den Juden in Rom, die Christen werden und Juden bleiben wollten.

Schmotzen, was wir sonst schmunzeln nennen; halb gern halb ungern lachen und es zu verbeißen suchen. 45. S.

Viel Histörchen vom Tridentinischen Concilio, die er für wahr ausgiebt. I. 56. 57.

Melbig. „Es ist nicht müglich, wer mit Müllern zu handeln hat, daß er nicht melbig werde.“ S. 66.

„Du bist meines Fugs nicht.“ S. 66. Du bist nicht, wie ich dich verlange.

„Des wäre sich nicht zu verwundern.“ S. 68.

„Ich hab eines Regens und nit einer Güß begehrt.“ S. 73.

„Deßen unterstund sich ein Jüngling.“ S. 74.

„Zauffen?“ II. 44.

„Ein fast zarter und heygkler Mann?“ II. 47.

„Unwürsch.“ ib.

„Unglaublich von Julio.“ III. II. 49.

„Raßler und Spieler.“ III. 24? vielleicht vom Rasseln der Würfel.

Eis dinges hab ich mich besint. Fab. der Minnes. 49. 24 Und dieser Genit. bei besinnen, bedenken ist ohne Zweifel besser, als die Construction mit auf.

Entsprechen für widerhallen.

Si schrei das ihr der walt entsprach. Fab. 49. 71.

Wer ihres Gesindes, für welche von ihrem Gesinde. Fabeln L. III. II.

Begehren gleichfalls mit dem Genit.

Deß mir niemandt begehrt. Fabel D. M. L. VIII.

Weigern, sich einer Sache.

Register.

Literarische Recensionen aus der Vossischen Zeitung. 1751—1758.

Seite

